Frederick William Robertson.

Sein Lebensbild in Briefen.

Nach Stopford A. Brooke's

Life and Letters of Fred. W. Robertson.

Frei bearbeitet von

Charlotte Broicher.

Mit einem Vorwort von D. Emil Frommel.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1894.



Fred W. Robertson

LICHTDRUCK VON RÖMMLER & JONAS, DRESDEN

Frederick William Robertson.

Sein Lebensbild in Briefen.

Nach Stopford A. Brooke's

Life and Letters of Fred. W. Robertson.

Frei bearbeitet von

Charlotte Broicher.

Mit einem Vorwort von D. Emil Frommel.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1894.

Dem Andenken meiner Schwestern

Johanna und Maria Snethlage.

. . . May he be to other souls
The cup of strength in some great agony,
Enkindle generous ardour, feed pure love,
Beget the smiles that have no cruelty —
Be the sweet presence of a good diffused,
And in diffusion ever more intense . . .

And all our rarer, better, truer self,
That sobbed religiously in yearning song,
That watched to ease the burthen of the world,
Laboriously tracing what must be,
And what may yet be better — saw in him
A worthier image for the sanctuary,
And shaped it forth before the multitude
Divinely human, raising worship so
To higher reverence more mixed with love . . .

George Eliot.

(Aus „The choir invisible“).

An den Leser zur Verständigung*).

„Ich halte fest an dem Menschen, von dem ich überzeugt bin, sein Herz sei gesund, und er meinte es anders, als es den Anschein hat. Ich halte mich an das Herz, an Mannhaftigkeit an edle Gesinnung und nicht an korrekte Ausdrucksweise. Ich suche Worte und Handlungen nach dem Menschen zu beurteilen, und nicht den Menschen nach seinen Worten und Handlungen. Zu einem Menschen stehen heißt nicht, seine Ansichten sich aneignen, sofern sie nicht die unseren sind, wohl aber dieselben dulden." Mit diesem Worte, das der edle Mann, dem die nachfolgenden Blätter gelten, über Kingsley einst geschrieben, sei auch von vornherein der Standpunkt bezeichnet, von welchem aus ich dem Buche das Geleitswort geben konnte, um welches ich gebeten bin. Es wird mich von vornherein der Mühe überheben, meine abweichenden Ansichten darzulegen und Einsichtigen gegenüber — und diese haben ja überhaupt nur ein Recht, gehört zu werden — mich wegen des Geleitswortes zu rechtfertigen. Hätte ich nicht den lebendigen Eindruck, ähnlich wie bei Kingsley, daß dies kaum siebenunddreißigjährige Leben wert war, gelebt zu werden, und daß es auch nach dem Tode noch als ein in die Erde gelegtes Samenkorn fruchtbringend sein werde, so würde ich dem Wunsche nicht willfahrt haben.

---

*) Zur ersten Auflage 1888.

Aber dem ist in der That so. Bilder bilden, und das gilt auch von Lebensbildern bedeutender Männer. Aus ihnen lernt sich, im Folgen und Meiden, aus einem einzigen vielleicht mehr für Herz und Amt als aus Folianten mit grauen Theorieen gefüllt. Ein echter Mensch und Christ wird immer von allen Menschen und Christen etwas an sich haben, nach irgendeiner Seite hin wird in seinem Lebensgang und -kampf der unsere uns verständlich. Bei einem Accorde schlägt leise, kaum hörbar die höhere Oktave noch mit an; so klingt auch die Saite unseres eigenen Lebens beim Anschlagen des fremden mit. In gewissem Sinne müssen daher Biographieen, um recht verstanden zu werden, miterlebt werden. Neben dem Beschämenden haben solche Lebensbilder auch etwas Befreiendes und Erquickendes. An der fremden Individualität erfaßt sich und erstarkt die eigene; sie wird vertieft, geläutert und getröstet in dem Maße, als wir im fremden Leben in Tiefen und Abgründe des Menschenherzens, in Geisteskämpfe und durchweinte Nächte blicken, denen schließlich doch ein lichtes Morgenrot nach dem Ringen angebrochen ist, eine Erhörung auf das Wort: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Vielleicht haben wir selbst solche dunkle Stunden erlebt oder durchleben sie mit anderen oder lernen wenigstens durch solch einen Lebensgang in teilnehmender Liebe ihre Schmerzen ahnen, demütig Gott dankend, daß wir nicht in solch tiefes Thal geführt wurden.

Durch die nachfolgende Biographie werden in dem sinnenden Leser eine Fülle von Tönen angeschlagen werden. Fertigen Menschen, die freilich nur zu oft in einem anderen Sinne „fertig" sind, wird dies Buch wenig oder nichts bieten; sie werden es, mitleidig den „überwundenen Standpunkt" belächelnd, weglegen. Aber nach Wahrheit ringenden, ideal gerichteten, sittlich lauteren Menschen, die vielleicht noch zögernd auf der Schwelle des Heiligtums stehen und aus Gewissenhaftigkeit und Scheu nicht einzutreten wagen, wird dies Buch einen Samariterdienst thun. Sie werden bei manchen Stellen aufatmen, wenn sie in herrlicher

Rede oder Brief in gedrängter, bezeichnendster Kürze und glänzendstem Farbenreichtum, zugleich in durchdringend klarster Weise Gedanken ausgesprochen sehen, die in dunkler Tiefe ihres eigenen Gemütes chaotisch sich gehoben und gesenkt haben. Man soll Menschen so wenig mit einander vergleichen als Gegenden, sondern sie in ihrer Art begreifen und würdigen; aber man darf sie wohl neben einander stellen. Robertsons Leben ist nicht so lang, wie das ebenfalls kurze Kingsleys; nicht so stürmisch nach außen, nicht so befriedigt nach innen, nicht so vielseitig sprühend; aber dafür gesammelter, die Glut unter der Asche bergend, mehr noch ethischen als dogmatischen Problemen nachgehend, sich mehr nach innen als nach außen verzehrend. Hat Edmond de Pressensé in einem trefflichen Essay Robertson einen „christlichen Byron" genannt, dann möchte ich, ihn biblisch bezeichnend, Johannes des Täufers Gestalt in gewissem Sinne in ihm aufleben sehen. Beim Lesen seiner Predigten und seines Lebens mußte ich der Worte des Magus aus dem Norden gedenken: „Stelle mir den Jüngling, dem rachgierige Kamele ihre Haare zum Kleide gaben, der seinen Kiel in wilden Honig tunkte, daß seine Augen wacker wurden, dessen Beweise den Heuschrecken ähnlicher sind als den Blindschleichen am Wege; der die Mode der Proselytentaufe dem levitischen Heerdienst vorzieht, der eine Wahrheit teurer bezahlte, als der beste Landesvater seine Balletmeisterinnen; der wie Elias seine Lenden gürtete, da er vor Ahab hinlief, bis er kam gen Jesreel — da stund ein Bild auf: eine Stille und eine Stimme, die Stimme eines Predigers, dem das Publikum eine Wüste ist, in der mehr Herden wohnen als Menschen." Robertsons Beredsamkeit geht wie des Täufers Rede nicht in ausgefahrenen Gleisen schriftgelehrter Homiletik, sie ist neu und überraschend; sie faßt den Hörer und läßt ihn nicht mehr los, sie verfolgt ihn bis in den letzten Winkel seines Herzens und Gewissens und schneidet ihm alle Ausreden und Entschuldigungen ab. Furchtlos und männlich, aber maßvoll, greift sie den König wie das Volk, den Zöllner wie den

Schriftgelehrten und Pharisäer an. Das „Es ist nicht recht" klingt aus Robertsons bebenden Lippen ebenso gut in den Arbeiterversammlungen als in der Kirche, dem Rathaus und den Salons, in die die vornehme Welt Brightons sich drängte. Es fehlt seinem Leben auch nicht die dunkle Johannesstunde verzehrendsten Adventszweifels; einsam und allein kämpft er ihn durch. Er wird ihm gelöst nicht durch Gegenbeweise in Worten, sondern durch Thatsachen, er „sieht und hört", er läßt die Spekulation fahren, und die Intuition tritt an ihre Stelle. Er „erschaut" die göttliche Wahrheit, weil er den Mut hatte, die Form, in welcher sie ihm bisher entgegen getreten, zu unterscheiden von ihr selbst. Ob er die göttliche Wahrheit voll und ganz, überall gleichmäßig erfaßt und erkannt, das wird der Leser aus diesen Blättern zu beurteilen haben. Nur das Eine möchte ich sagen: Mit siebenunddreißig Jahren ist ein Mannesleben noch nicht abgeschlossen; verheißen ist uns aber, daß wir in das Bild des Herrn verklärt werden sollen von einer Klarheit in die andere, und das, was wir im Bruchstück empfangen haben, von Angesicht zu Angesicht schauen werden. Aber gesucht hat er die Wahrheit mit dem lautersten Herzen, und hingegeben hat er sich an sie als ein lebendiges Brandopfer. In seinen Briefen hat sich seine Seele vielleicht noch rückhaltloser ergossen, als in seinen Predigten; sie waren ihm weniger Arbeit als jene. In Summa: „Er war ein brennend und scheinend Licht", anderen leuchtend, sich selbst verzehrend; brennend in der Liebe zu Jesu, der sein alles war, brennend in der Liebe zu den Brüdern, denen er um seinetwillen alles gab.

Die von der Übersetzerin zusammengestellte Biographie Robertsons ist die erste in deutscher Sprache; sie ist dem großen Werke Brookes entnommen, das für englische Leser bestimmt ist. Die Übersetzerin hat darum alles, was bloß Engländer interessierte, weggelassen und wesentlich gekürzt, freilich nicht ohne Schmerz, so viel Bedeutsames streichen zu müssen. Mehr der Materie, als der Zeitfolge nach sind die einzelnen Briefe eingereiht; das

amtliche Leben tritt mehr in den Vordergrund als das häusliche. Daß die Auswahl der Briefe und Predigten ein subjektives Gepräge tragen mußte, begreift sich; ebenso gut, daß nur treue Mithilfe einer Freundin es ermöglicht hat, sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden. Das Bild Robertsons zu entdecken und zu übermitteln, gelang den Bemühungen eines Hamburger Verehrers. Die vortrefflich übersetzten Predigten geben dem Buche besonderen Wert.

Wer das Leben Kingsleys kennt, wird auch in dem Robertsons ähnliche kirchliche, politische und soziale Zustände antreffen; Zustände, wie sie uns zum Teil fremd, zum Teil auch verwandt sind. Ob wir in Deutschland jene Phasen schon durchlaufen haben, in die die beiden englischen Männer kämpfend und streitend nach allen Seiten hin eintraten, oder ob sie uns noch bevorstehen, will ich nicht entscheiden, genug: starrer Byzantinismus, ungesunder Pietismus, wohlfeiler Liberalismus, frecher Radikalismus, schwärmerischer Ultramontanismus und roter Sozialismus werden in neuer Gestalt immer das alte Gesicht zeigen, ebenso wie das Geschlecht der Pharisäer und Sadducäer, der Stoiker und Epikuräer der alten Welt unter uns nicht ausgestorben ist. Wer mit seinem Herzblut für die Wahrheit eintritt, wird sein Kreuz selbst zur Schädelstätte tragen müssen; wer aber am Kreuze hängt, dem besorgt ein Pilatus die Überschrift. Aber der Spott des gegenwärtigen Geschlechts verwandelt sich in einen Hymnus des folgenden.

Immerhin sind manche Kämpfe in diesem Lebensbilde, das schon im Jahre 1853 endet, wie vorausgeahnt und vorausgekämpft. Manche christologische Frage ist, wenn auch nicht gelöst, so doch angeregt und diskutiert. Was die Lehre von der Versöhnung betrifft, so werden die Theologen an Menken und Hofmann erinnert werden. Die brennende soziale Frage trifft in Robertson einen ebenso kühnen, als maßvollen Vertreter. Es würde schwer sein, Robertsons Anschauungen in ein System zu bringen und ihn unter irgendwelche theologische oder kirchliche Partei zu klassifizieren. Er gehört allen und keinen an. Er hat

etwas Einsames und auch Vereinsamtes, und doch auch wieder mit jeder etwas Gemeinsames. Es kann leicht sein, daß jemand von seinen Ansichten ebenso angezogen als abgestoßen sich fühlt; darin liegt eben das Eigenartige. Vergessen wir nicht, daß er Engländer ist. England ist das Land der Traditionen, der historischen Wollsäcke, auf denen die Peers sitzen, der Allongenperücken, in welchen seine Richter Gericht halten und zugleich das Land, in welchem aufs heftigste gegen Traditionen protestiert wird. Man trägt die traditionellen Fesseln, aber man hört sie auch klirren und schütteln — England ist auch das Land des Hochkirchentums und der Dissenters. — Aber England und Deutschland haben doch eine tiefe Stammesverwandtschaft, und sie wird oft auch zu einer Wahlverwandtschaft. Der große Friedrich, Schiller und Goethe sind in England wenn nicht besser, so doch ebenso gut verstanden worden wie in Deutschland; und umgekehrt hat Shakespeare in Deutschland seine besten Kommentatoren gefunden. Händel und Haydn sind in England bewundert und verstanden worden, und der erstere schläft in Westminster Abtei neben den Großen der englischen Nation. So denke ich, daß auch Robertsons Leben, Predigten und Briefe in Deutschland gerechtes Verständnis finden werden; sein Leben wird anregen, ich hoffe noch mehr — es wird beschämen. Wenige sind unter allerlei Christenvolk in unseren Tagen, wenige auch unter Hirten und Lehrern der Gemeinde, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen, die, was sittliche Lauterkeit, brennende Liebe zu Jesu und seinen Brüdern, Wahrhaftigkeit und Edelsinn, Hoheit und Männlichkeit der Gesinnung betrifft, wert sind, Robertson die Schuhriemen aufzulösen; vielleicht die am allerwenigsten, die, nachdem sie kampf- und mühelos in den Besitz der „Wahrheit", zu Amt, Ehren und Brot gekommen, für einen Mann wie Robertson nur ein Wort des Bedauerns haben. Viele verzehren in behäbiger Ruhe das Ihre, aber nicht sich selbst im Dienste der Wahrheit und ihres himmlischen Königs. — Wie gerne hätte ich zur völligen Klarstellung der Bedeutung Robertsons wenigstens etwas

aus jenem Essay Pressensés mitgeteilt, auf daß die Sache auf zweier Zeugen Mund stehe und nicht bloß der Deutsche, sondern auch der Franzose über den Engländer gehört werde; aber ich muß es mir versagen.

Ich schließe. Das Grabgeleite, das ein Mensch empfängt, entscheidet noch nicht an sich über seine Bedeutung. Es hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab. Bei etlichen Menschen aber trifft es zu und hat eine tiefere Bedeutung, wer am Grabe steht und weinend die Schollen Erde auf den Sarg wirft. Max Müller schreibt, von Kingsleys Grabe kommend: „Wer vermöchte das Begräbnis und die zahlreiche Trauerversammlung zu vergessen, welche sein Grab umstand? Da war der Repräsentant des Prinzen von Wales, und dicht daneben standen die Zigeuner der Gemeindewiese, welche ihn ihren ‚Patrico-rai', ihren Priesterkönig genannt hatten. Da war der Gutsherr des Dorfs und die Tagelöhner jung und alt, denen er ein Freund und Vater gewesen war. Da standen die Statthalter ferner Kolonieen, Offiziere des Heeres und der Marine neben dem Bischof seiner Diöcese und dem Dechanten seiner Abtei; die hervorragendsten Nonconformisten der Nachbarschaft, seine eigenen anhänglichen Hilfsprediger, Pairs und Mitglieder des Hauses der Gemeinen, Schriftsteller und Verleger und in roter Jacke die Jäger. Denn obgleich Charles Kingsley ein so treuer Pastor gewesen wie nur einer, war er auch ein tüchtiger Jagdfreund und hatte in seinem Leben ebenso keck über manche Hecke hinweggesetzt, wie er das letzte Hindernis sonder Furcht und Zittern überwunden. Alle, die er lieb gehabt, und alle, die ihn geliebt, waren da, und wenige Augen blieben trocken, als er in sein eigenes Kiesgrab gebettet ward, während die alten Bäume, die er gepflanzt und gepflegt, ihm einen letzten Gruß zuwehten und der graue, sonnige Himmel in stillem Mitleid auf das verödete Pfarrhaus, auf die kurzen Freuden und noch kürzeren Leiden der Sterblichen herniedersah. Alle gingen mit dem Gefühl nachhause, daß das Leben ärmer geworden, und jeder empfand, daß er einen verloren, der in gewissem Sinne

sein besonderer Freund gewesen." — Das gilt auch von Robertsons Grabe. Auch an ihm standen in gemeinsamer Liebe und Schmerz verbunden die Glieder der Hochkirche und Dissenter, Katholiken, Unitarier und Juden; die Mitglieder der litterarischen Gesellschaft, die Armen, die Arbeiter, die Kaufmannschaft, die Reichen und Vornehmen Brightons. — Alle hatten an ihm etwas Besonderes besessen, alle in ihm etwas Besonderes verloren. Allen war er alles gewesen, um ihrer etliche für Christum zu gewinnen. In Robertson starb ein Prediger nicht bloß, auch ein Priester, der sein eigen Leben zum Opfer brachte für den, den er geliebt; ein wahrer Pontifex, d. h. ein Brückenschlager für viele, um sie über den Strom der Zeit ans Ufer der Ewigkeit, über die Abgründe des Zweifels und der Verzweiflung zum Hort und Fels der Wahrheit zu führen. — Solch ein Mann hat nicht umsonst gelebt. Auch über dem Lebensdenkmale, das ihm die nachfolgenden Blätter setzen, leuchte das Wort, das auf seinem Grabstein steht:

„Ehre dem Erlöser, der sein Alles war!"

Vorwort zur zweiten Auflage.

Frederick William Robertson war vor wenigen Jahren unter uns beinah ein Fremder. Seine Sermons, die 1861 in der Tauchnitz-Ausgabe in vier Bänden erschienen, waren fast nur, wahrscheinlich durch internationale diplomatische Beziehungen der höchsten Aristokratie, bekannt geworden. Zehn übersetzte Predigten, in der Agentur des Rauhen Hauses erschienen, fanden nur langsamen Absatz. Achtzehn, 1861 in Mannheim herausgegebene „Religiöse Reden“ machten ihn in Süddeutschland, namentlich in Baden, bekannt, blieben aber auf einen kleinen Leserkreis beschränkt*). Auch die Übersetzung seines Lebensbildes hat ihm nicht, wie Kingsley, die Herzen im Sturm erobert. Nur ganz langsam, aber stetig wächst die Erkenntnis seiner Bedeutung für die kirchlichen Kämpfe unserer Tage. Man erkennt, daß kaum ein anderer gleich erschöpfend die Fragen und Zweifel, die den religiös bedürftigen modernen Menschen quälen und verwirren, wie er beantworten kann und ihm den Weg weisen zu einer selbständigen Überzeugung.

Erst durch Adolf Harnacks Bevorwortung der Übersetzung seiner schönsten und tiefsten Predigten **) ist er auch in wissenschaftlichen Kreisen zu Vollgewicht und Ansehen gelangt.

---

*) Beide Übersetzungen sind längst vergriffen.

**) Religiöse Reden von Fred. W. Robertson. Leipzig; Hinrichssche Buchhandlung. 2 Bände.

Die zweite Auflage dieses Lebensbildes tritt jetzt wesentlich erweitert in die Öffentlichkeit.

Die erste Auflage bestand in einer kleinen Auswahl lose aneinander gereihter Briefe. Sie sind über das Doppelte vermehrt und nur wenige der im Original mitgeteilten Briefe zurückgelassen worden. Doch bin ich bei dem ersten Verfahren geblieben, sie nach dem Inhalt aneinander zu reihen, während sie im Original in chronologischer Folge erschienen sind. Hinein verflochten sind längere Abschnitte aus Robertsons nachgelassenen Werken. Vorgelegen haben mir:

1. Life & Letters of Fred. W. Robertson. M. A. by Stopford A. Brooke.
2. Expository Lectures on St. Pauls Epistles to the Corinthians, by Frederick W. Robertson.
3. Lectures and Addresses with other Literary Remains, by Frederick W. Robertson.
4. Notes on Genesis by Frederick W. Robertson.

Sämtlich in London erschienen im Verlag von Kegan Paul, Trench, Trübner & Co.

5. Robertson of Brighton with some notices of his times and contemporaries, by the Rev. Frederick Arnold. London: Ward & Downey, 1886.
6. Memoir of the Rev. F. W. Robertson, by William Sawyer. Brighton, E. Burn, jun.
7. Sermons by the Rev. Frederick W. Robertson. In four volumes. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1861.
8. John Tulloch, Movements of Religious Thought in Britain during the Nineteenth Century. London, Longmans, Green & Co.

Da der Schwerpunkt des Buches auf der möglichst unverkürzten Wiedergabe der Briefe beruht, konnte ein Ineinanderverarbeiten des Materials, wie es der rein künstlerische Standpunkt

verlangt hätte, nicht erreicht werden. Leider mußte der Druck der ersten Kapitel beginnen, während die andern noch in Arbeit waren. Aus diesem Umstand mag manches in der Anordnung der Briefe erklärt werden, wie auch das Durchschlüpfen vieler Druckfehler. So ist z. B. auf S. 19, als Robertsons Geburtsjahr 1846 statt 1816 irrtümlich stehen geblieben, und auf Seite 51 gorgonenhaft „dem Haupt" statt „das Haupt".

Einige Notizen aus Frederick Arnolds Robertson-Biographie sind verkürzt, andere daraus vermehrt worden. Auch konnte ich wertvolle mündliche Mitteilungen verwerten, die mir von Personen zugingen, welche teils Robertson persönlich gekannt haben, teils seinen Einfluß auf das religiöse Denken Englands ermessen können.

Zu großem Dank bin ich in dieser Beziehung Herrn Stopford Brooke verpflichtet. Ebenso dem Principal von Mansfield College in Oxford, Herrn Dr. Fairbairn, für persönliche Unterweisung, wie für die Erlaubnis, aus seinen 1886 und 1890 in der Contemporary Review erschienenen Aufsätzen über den Anglokatholicismus Auszüge zu machen. Gleicherweise Herrn Gaston Frommel in Genf, der mir seine Aufsätze über denselben Gegenstand zu verwerten erlaubt hat. (Revue Chrétienne. Paris, 1892.)

Aus Edmond de Pressensé's Aufsatz über Robertson ist vieles wörtlich entnommen. (Études contemporaines „Verny et Robertson". Fischbacher, Paris 1880.)

Leider ist es mir nicht möglich gewesen, die Vermehrung der „Religiösen Reden" im Anhange jetzt schon fertigzustellen. Derselbe wird als besonderer Band erst später erscheinen.

Das dieser Auflage beigegebene Portrait Robertsons ist einer in Brighton antiquarisch erworbenen farbigen Lithographie nachgebildet.

In Robertson steht eine überaus fein organisierte Individualität vor uns, in jeder Lebensäußerung nur sie selbst. Aber

zugleich so vollgesogen von allem Menschlichen, daß sie sich fast zur Universalität erweitert.

Wie alle bahnbrechenden Geister seiner Zeit voraus, blieb er zu Lebzeiten unverstanden. In einer Übergangszeit, wie die unsrige, scheint seine Wirksamkeit recht eigentlich zu tagen.

Er vertritt nicht das Amt des exakten Historikers. Er zeigt nicht nur, wie sich diese und jene Zeitanschauung zur Lehre der Kirche krystallisiert, die Lehre zum Dogma verdichtet hat. Er weist nach, welcher Wahrheitsgehalt in diesen versteinerten Formen liegt. Wie das, was die Kirche in bestimmten Vorstellungen, Funktionen, Befugnissen, Ämtern lokalisiert hat, seinen Grund in unsern mit uns geborenen Bedürfnissen hat und oft nur ins allgemein Menschliche umgesetzt zu werden braucht, um in jedem tiefern Gemüt unwillkürlich Zustimmung zu finden.

Fest auf dem Boden seiner Kirche stehend, deren Formeln er oft fast bis zur Aufhebung zu erweitern scheint, behält er Fühlung mit allen ihren Tendenzen, die ihm nur als verschiedene Ausstrahlungen der Wahrheit erscheinen.

Wie viele der größten Maler durch Darstellungen des Volkslebens ihrer Zeit eine konventionelle Auffassung der heiligen Geschichte nicht nur erneuten und zu einer vorher nicht geahnten Höhe erhoben, sondern uns die Vorgänge gleichsam mit erleben lassen, so hat Robertson die Bedürfnisse und Impulse seiner Zeit in die Gestalten des Alten und Neuen Testamentes hineingetragen oder aus ihnen herauszuholen gewußt. Beides ist nur der künstlerischen Begabung möglich.

Die Persönlichkeit Christi, wie sie ihm unmittelbar aus den Evangelien entgegenleuchtete, hat er ohne dogmatische Voreingenommenheit auf sich wirken lassen, und, ohne ein System in sie hineinzutragen, strahlt er das Bild zurück, wie es sich in seiner Seele spiegelt. Daher der persönliche Zug seiner Schilderungen von Jesu Charakter und innerem Leben. Sie atmen Wirklichkeit und sind doch ein höchstes Erzeugnis der Kunst, an dem alle Fähig-

keiten des Mannes, ja sein ganzes Gott geheiligtes Leben mitgewirkt haben.

Die katholische Kirche hat ihre Anschauung von der Nachfolge Christi in der Gestalt des Franz von Assisi am rührendsten und ansprechendsten zum Ausdruck gebracht.

Wir kennen keine Gestalt, die uns die protestantische Auffassung von der Nachfolge Christi eindringlicher, sympathischer veranschaulicht hätte, als „dieser protestantische Heilige, der nicht aus der Welt flieht, sondern als Streiter Gottes den Kampf mit allem ungöttlichen Wesen unermüdlich kämpft und dabei die eigene Seele von der Welt unbefleckt bewahrt“ *).

Franziskus trug die äußeren Wundenmale Christi an seinem Leibe. Vor Robertson stiegen die Gesetze der geistigen Welt, die die Mehrzahl der Menschen gewissermaßen nur reflektiert, im Spiegelbild zu fassen vermag, in ihrer nackten Wesensgröße und Majestät auf. Die Fleischwerdung, die Erlösung und Auferstehung Christi waren ihm keine Dogmen, sondern Lebensprinzipien, die er täglich in sich verwirklichte.

So ist er weder ein religiöser Parteimann gewesen, noch liegt seine Bedeutung auf dem eigentlichen Gebiet der Theologie. Ein Mensch, in dem sich — nach der Carlyleschen Definition — wunderbar die Natur des Propheten mit der des Dichters verschmolzen hat **): „Prophet und Dichter haben, richtig verstanden, allseitig viel Sinnverwandtschaft miteinander. Wesentlich sind sie noch jetzt eins . . . Der Prophet wie der Dichter ist einer, der gesandt ist, um uns eindringlicher mit dem heiligen, offenen Geheimnis des Weltalls bekannt zu machen. . . . Er ist dazu getrieben worden, es zu wissen; ohne daß er darum befragt worden, findet er sich darin lebend, notgedrungen darin zu leben.

---

*) Siehe Otto Pfleiderer, Die Entwickelung der protestantischen Theologie in Deutschland und Großbritannien, S. 490.

**) Siehe „Helden und Heldenverehrung“, S. 141 ff. Deutsch von J. Neuberg. Berlin, Deckerscher Verlag.

Es ist kein überkommenes Nachbeten, sondern unmittelbares Anschauen und Glauben; auch dieser Mensch konnte nicht umhin, ein aufrichtiger Mensch zu sein! Wer auch im Trugschein der Dinge leben mag, für ihn ist es eine Naturnotwendigkeit, in der Wahrhaftigkeit der Dinge zu leben ..."

Berlin, den 27. September 1893.

C. B.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

[Die anglikanische Kirche — Evangelismus — Seine Verdienste und Schwächen — Neue Strömungen — Coleridge — Whately — Th. Arnold — Traktarianismus — Seine Urheber — Keble — Newman — Pusey — Ursachen der Bewegung — Fortgang — Broad Church.]

Our little systems have their day;
They have their day and cease to be:
They are but broken lights of Thee,
And Thou, O Lord, art more than they.
Tennyson.

Der Kampf zwischen katholischen und evangelischen Tendenzen, der in den dreißiger Jahren in England wieder so heiß entbrannte, läßt sich nur verstehen, wenn man im Auge behält, daß, wie H. Hettner sagt, die englische Reformation von jeher eine Halbheit gewesen war. Weniger eine Läuterung des inneren Glaubens als eine Übertragung der kirchlichen Oberhoheit vom Papst auf den König. Daraus entsprangen die blutigen Kämpfe des Puritanertums, die Schroffheit der Gegensätze zwischen Kirchentum und den immer neu entstehenden und sich auch untereinander befehdenden Sekten.

Die Periode der Aufklärung hatte, obwohl sie Bischöfe zu ihren eifrigsten Anhängern, ja Führern zählte, auf die Gestaltung der Lehren der Kirche weniger Einfluß geübt als auf die religiöse Stimmung im allgemeinen.

Die Hochkirche war zu Anfang dieses Jahrhunderts in Erstarrung versunken. Nur außerhalb ihrer Gemeinschaft, bei den Nonkonformisten (Methodisten, Baptisten, Wesleyanern u. s. w.) war religiöses Leben, von dem sich auch Männer, die zur Kirche

gehörten, wie Newton, Thomas Scott, Wilberforce, Venn, ergriffen fühlten.

Sie waren die ersten, die zu Anfang des Jahrhunderts innerhalb der Kirche wieder auf persönliches, lebendiges Christentum drangen. Und weil sie ihre Forderungen auf das Evangelium gründeten, wurden sie danach benannt. Der Evangelismus war die naturgemäße Reaktion gegen den Rationalismus des 18. Jahrhunderts, gerade wie der Pietismus in Deutschland, dem ähnliche Aufgaben innerhalb der Kirche zufielen, und mit dem er manche Ähnlichkeit bei ebenso großer Verschiedenheit aufweist. Suchte der Pietismus, namentlich in seinen Anfängen, das religiöse Gefühlsleben wieder zu erwecken und legte geringen Wert auf dogmatische Formulierung, so suchte der Evangelismus dasselbe zu erreichen gerade durch Betonung dogmatischer Satzungen*).

Die äußerliche Zugehörigkeit zu einer erstorbenen Kirche bedeutete den „Evangelischen" nichts gegenüber der innerlichen Gemeinschaft mit wahrhaft frommen Christen. Sie fühlten sich von den Nonkonformisten mehr angezogen, besser verstanden als von den äußerlich gerichteten Geistlichen ihrer Kirche, die, häufig jüngere Söhne vornehmer Familien, ihre Pfründen als anständigen Lebensunterhalt ansahen, der ihnen gestattete, sogenannten nobeln Passionen nachzugehen und ihr Amt durch einen schlecht besoldeten Kuraten verwalten zu lassen.

Die Leiter der evangelischen Bewegung nahmen nicht Anstand, in Nonkonformistenkapellen zu predigen, und Newton gestattete sogar seiner Frau, dort an der Feier des heiligen Abendmahls teilzunehmen. In der Kirche sahen sie nur eine staatliche Einrichtung.

Diese Punkte sind wichtig, weil die spätere traktarianische oder hochkirchliche oder anglokatholische Bewegung hier einsetzt.

Der erste Aufschwung — urteilt E. de Pressensé — war

*) George Eliots Scenes of Clerical Life geben ein anschauliches Bild seiner Anfänge.

herrlich. Die großen Evangelisations- und Missionsgesellschaften wurden innerhalb weniger Jahre gegründet und wirkten Wunder, unter denen die unerschöpfliche Wohlthätigkeit, die sie erhielt, nicht das kleinste war.

Und Dr. Fairbairn charakterisiert die Strömung:

Angesichts einer Korruption, vor der selbst die heutige Gesellschaft sich entsetzen würde, drang der Evangelismus auf Reinheit der Sitten und suchte das Gewissen der Gesellschaft und ihr moralisches Bewußtsein aus langem Schlaf aufzurütteln. Zu einer Zeit, da sich die Reichen den Armen, die Gebildeten den Unwissenden gegenüber ihrer Pflichten noch gar nicht bewußt geworden waren — mit Ausnahme der Pflicht, sich möglichst hoch über sie zu stellen, und sie ihren Lastern, Leidenschaften in Schmutz und Verkommenheit selbst zu überlassen —, erweckte er zuerst Begeisterung für die Vorstellung, die Seelen der Ausgestoßenen zu retten und sich ihrer Kinder anzunehmen. Hand in Hand damit ging die Fürsorge für ihr leibliches Wohl, damals in solchem Umfang, daß das Sprichwort entstand „Reinlichkeit steht der Gottseligkeit am nächsten“. Als Menschlichkeit in den Gefängnissen noch etwas Unbekanntes war, ein erbarmungsloses Gesetz an dem Schuldigen verbrecherisch gehandhabt wurde, da unternahm die „evangelische“ und insbesondere die Dissidentenfrömmigkeit das mehr als herkulische Werk, das Gefängniswesen zu reformieren und das Gesetz in christlichem Geist umzugestalten. Zu einer Zeit, in der man die unzivilisierten Rassen nur als Vieh betrachtete, als Mittel, die Schatzkammern zu füllen oder dem Ehrgeiz und den Leidenschaften der Zivilisierten zu fröhnen — da war es wieder der Evangelismus, der trotz der Auslassungen klerikaler Witzeleien und des Zorns der Anglokatholiken, die den elenden Neger als Dissenter nicht leiden konnten, trotz des Widerstandes der Staatsmänner und der dabei interessierten Gesellschaftsklassen — das englische Volk lehrte, daß der besiegte Hindu, der Negersklave, der Wilde Afrikas und Neuseelands auch eine Seele habe, die gerettet werden müsse. Dadurch erwachte in England und Amerika die

Begeisterung für Aufhebung der Sklaverei, und in dem verhärteten Busen der Staatsmänner und dem noch härteren und leereren Innern der Handeltreibenden regte sich so etwas wie Gewissen und Herz.

Aber die intellektuelle Seite der Bewegung war armselig, borniert, formell, engherzig. Ihr Haß gegen den Rationalismus schlug in Angst um vor der Vernunft. Der Evangelismus lebte in einem kleinen saubern Garten, beschnitt seine Bäume der Erkenntnis zu holländischen Figuren, legte seine Blumenbeete in geometrischen Formen an, hütete sich aber, über den Zaun zu blicken und anderen wilden Samen der Außenwelt bei sich Wurzel schlagen zu lassen. Es ist aber ein Gesetz, daß der Geist einer Zeit selbst in der schroffsten Reaktion gegen sie zum Ausdruck kommt. So verdankte die evangelische Bewegung dem formalen Rationalismus des 18. Jahrhunderts ihre leidenschaftlich konventionelle Theologie, die Dummdreistigkeit, mit der sie wagte, die Beziehungen von Gott zu Mensch durch eine Reihe formulierter, ausgeklügelter Abstraktionen darzustellen.

Ihre Theologie*) war praktisch und gewöhnlich, hatte nur augenblickliche Ergebnisse im Auge und wollte sich weder durch Spekulation noch Nachdenken stören lassen. Der einfältige Glaube — sagte sie — bekümmert sich nicht um so vielerlei Dinge. Er läßt sich genügen an der guten, gesunden Lehre, die die religiöse Erweckung hervorgebracht hat, und befleißigt sich ihrer Ausbreitung. Diese gute, gesunde Doktrin enthielt ohne Zweifel wesentliche Wahrheiten des Christentums, erhob sich aber bald zu einer Unfehlbarkeit im kleinen. Abgeblaßt, inkonsequent, absprechend, wagte sie nicht, rechtlich die Unfehlbarkeit zurückzufordern, war aber stets bereit zu Exkommunikationen und Denunziationen. Ihr Glaubensbekenntnis, das nirgend formal gefaßt war, aber all ihren kleinen und großen Abhandlungen zugrunde lag, war ebenso bestimmt wie kurz: Absolute göttliche Eingebung, Inspiration aller Schriftworte,

*) Siehe Pressensé a. a. O.

Büßung durch die passiven Leiden des Sohnes Gottes, der an unserer Statt die Qualen der Hölle erlitten. Eine ganz äußerliche Aneignung des Kreuzesopfers durch einen mehr doktrinären als mystischen Glauben; auf die Spitze getriebene Sabbatsheiligung, und als Krönung des Systems die Prädestination einer kleinen Gemeinde Auserwählter und die Entwickelung oft krankhafter Vorstellungen über das tausendjährige Reich. — Sich von diesem Katechismus entfernen, hieß mit der alten Tradition einer Orthodoxie brechen, die vorgab, von jeher existiert zu haben. Verkündigt wurde das Heil durch die Dogmatik. Durch diese kleine Dachluke mußte man den Himmel betrachten, sonst hatte man kein Teil an dem göttlichen Leben und kam auf die Liste der Verdächtigen. Freude an allem Erschaffenen, an der Schönheit der Welt, wurde als sündige Liebe zur Kreatur geächtet, weltliche Bildung, Kunst, Wissenschaft als gefährliche Lockspeise des Bösen hingestellt. Was aber für die Religion selbst folgenschwerer war als alles dies, lag in der Tendenz, die Moral der Frömmigkeit unterzuordnen, so daß häufig die sittlichen Forderungen mit den religiösen in Konflikt gerieten.

Unterdessen hatten sich leise andere Unterströmungen zu regen begonnen, die nun allmählich ans Licht traten.

Die ganze Litteratur, sagt Dr. Fairbairn, war zu Anfang des Jahrhunderts von der Romantik durchzogen und von ihren Elementen durchtränkt. In Frankreich wie in Deutschland dasselbe Zurückgehen auf die mittelalterliche Vergangenheit, in die man das eigene Empfinden hineintrug. In England fällt das Erscheinen der Romane Walter Scotts in diese Zeit; sie zaubern eine ideale Vergangenheit hervor und spornen die Leidenschaft an, sie sich noch mehr zu idealisieren. Die Poesie Wordsworths erschließt die symbolische und sakramentale Bedeutung auch der alltäglichen Dinge. Auf Coleridge (geb. 1772) ist aber vornehmlich die ganze neue Entwickelungsstufe des religiösen Denkens zurückzuführen. Mit dem Abschluß seiner unsteten Dichterlaufbahn beginnt sein Einfluß als religiöser Lehrer.

Sein Denken ist an deutscher Philosophie geschult. Sein feines Unterscheiden zwischen der Vernunft als höchstem Organ religiöse Wahrheit zu begreifen im Gegensatz zum Verstand, der nur das den Sinnen Wahrnehmbare erfaßt, ist auf das Studium Kants und Schellings zurückzuführen. Aber er war nicht nur Metaphysiker, seine Größe bestand vornehmlich in dem Vermögen, tief in religiöse Wahrheit, in das Verständnis geistlichen Lebens einzubringen. Er zuerst suchte die von dem Evangelismus zerstörte Einheit von Vernunft und Religion wiederherzustellen, indem er beider Begriffe erweiterte. Er wies nach, daß der Mensch eine wesentlich religiöse Veranlagung besitze, ohne die ihm die Idee der Religion nicht faßbar sei. In seinen Aids to Reflection tritt er der Vorstellung einer wörtlichen Inspiration der Schrift als einer unwürdigen entgegen, und zeigt, wie viel tiefer man in ihre Offenbarungen eindringe, wenn man sie läse wie jedes andere Buch, ohne vorgefaßte systematische Meinungen. Seine Confessions of an inquiring spirit sind das Merkmal eines neuen kritischen Geistes in der englischen Kirche, der aber mit ernster Frömmigkeit verbunden ist, und dem nichts ferner liegt als niederzureißen, ohne ein höheres Ideal dafür aufzurichten.

Samuel T. Coleridge hat, ohne Theologe zu sein, für England etwa dieselbe Bedeutung gehabt wie Schleiermacher für Deutschland. Er wird den einen, die vor allem der Hauch seines spekulativen Mystizismus berührt, der Führer zum Hochkirchentum oder zum Konfessionalismus. Die anderen, durch ihn zu weiterem kritischen Forschen veranlaßt, gelangen auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zu verschiedenen Ergebnissen freierer theologischer Anschauungen.

Die neue kritische Schule in Oxford, deren Hauptvertreter Whateley wurde (geb. 1787), ist auf ihn zurückzuführen. Von seinen philosophischen Anschauungen durchdrungen, beleuchtete er die überlieferten Lehren vom historischen Standpunkte aus und suchte nachzuweisen, daß in der Theologie so viel verkehrte Anschauungen sich ausgebildet haben, weil man die eigenen Lieblingsmeinungen zu

religiösen Prinzipien stempelte und die neutestamentlichen Schriftsteller für Vorstellungen verantwortlich machte, die vor einer einsichtigen Kritik der Evangelien nicht stand hielten.

Es ist hier leider nicht der Ort, näher auf die übrigen Träger dieser Entwickelung einzugehen. Es sei deshalb auf Movements of Religious Thought in Britain during the nineteenth Century, London, Longmans, Green & Co., von dem frühverstorbenen Professor Tulloch verwiesen.

In der Jugend waren die Männer, die in ganz entgegengesetzter Weise später den größten Einfluß auf die religiöse und kirchliche Weiterentwickelung Englands ausüben sollten, nahe befreundet. So hatten Thomas Arnold, John Keble und Henry Newman gemeinschaftlich zu Whatelys Füßen gesessen.

Thomas Arnold war von Haus aus nicht Theologe, sondern als Historiker und Philologe Direktor der berühmten Lehranstalt in Rugby. Er ließ sich erst später ordinieren. So hoch er Coleridge schätzte, so unabhängig ging er seine eigenen Wege. Er ließ die Metaphysik auf sich beruhen. Ob das Christentum philosophisch erfaßt werden könne, war ihm nebensächlich. Erschien es ihm doch vollkommen nach der ethischen Seite hin. Es beanspruchte den ganzen Menschen, und für ihn gab es kein Territorium des Lebens, das vom Christentum isoliert denkbar gewesen wäre. Seine Laienpredigten sind von diesem Geiste getragen. Nach dieser Seite hin scheint er wesentlich auch auf Robertson gewirkt zu haben. Ohne grundlegend schöpferisch zu sein, hat er — gewaltiger als irgend ein anderer — auf seine Zeitgenossen gewirkt durch das ethische Pathos, von dem das ganze Wesen seiner machtvollen Persönlichkeit durchglüht war.

Die liberale Schule Whatelys hatte unter der gewöhnlichen Geistlichkeit nicht viele Anhänger gewonnen. Das Empfindungsleben der Romantik hatte aber die Gemüter verfeinert und geistige Bedürfnisse erweckt, die lange schlummerten, und die das „evangelische“ Christentum mit seiner Abwendung von allem menschlich Idealen auf die Dauer nicht mehr befriedigen konnte.

Dies kam dem Bestreben, auf religiösem Gebiet auf die kirchliche Vergangenheit zurückzugehen, schon halbwegs entgegen, bereitete der neuen Bewegung den Boden, machte Stimmung für sie, ja teilte ihr die Methode, die Ideenfolge mit, deren sie bedurfte. Verdankte der Evangelismus seinen Ursprung einem spontanen Erwachen ganzer Volksschichten zu religiösem Leben, so ist der Traktarianismus das zielbewußte Werk weniger Männer, die es verstanden, die romantischen Zeittendenzen kirchlich auszugestalten und so eine feste äußerliche Autorität gegen die anstürmenden revolutionären Gewalten zu gewinnen. Denn ein Hauch des Liberalismus durchwehte in den dreißiger Jahren das sonst so konservative England und erschien hier so bedenklich, wie revolutionäre Bestrebungen auf dem Festlande. Es schien, als sollten dem Adel und Klerus ihre Privilegien entzogen werden. Die politische Laufbahn war seit 1828 auch den Nichtkonformisten eröffnet worden und damit der nationalen Kirche die Selbstregierung genommen. Verschiedene andere politische Reformen fielen ungefähr in dieselbe Zeit.

Die alte Hochkirche, das konstitutionelle Königtum, das Parlament wie die Volkskirche, zu der die evangelische Partei zu werden drohte, da sie ihre Thore allen außerkirchlichen Gemeinschaften öffnen wollte, schienen die erforderliche Kraft und die vor allem notwendige Autorität nicht zu besitzen, um die revolutionären Tendenzen niederzuschlagen. Es galt daher, eine absolute Autorität ausfindig zu machen.

Die Männer, die sich dies zur Aufgabe stellten, sind die Urheber der anglokatholischen oder traktarianischen Bewegung, und ihre Anfänge sind auf dasselbe Zentrum geistigen Lebens in Oxford zurückzuführen wie die Schule Whatelys.

Wir nennen die vier hervorragendsten unter ihnen: Hurrell Froude, Keble, Newman und Pusey.

Sie waren Fellows in Oxford, d. h. junge Dozenten, die zum Zweck des Weiterstudierens durch große Gehälter von den Colleges der Universität unabhängig gestellt werden.

Der früh verstorbene Hurrell Froude, ein genialer, ungestümer, wie es scheint etwas zerfahrener Geist — O. Pfleiderer findet Vergleichungspunkte zwischen ihm und Friedrich Schlegel —, dem es an tieferem Wissen wie sittlicher Selbstzucht gefehlt haben soll, war von Haß gegen die Reformation und die Reformatoren erfüllt. Er erblickte das Heil in der Rückkehr zu allen Lehren, Kultusformen und Einrichtungen der alten Kirche und gewann durch das Feuer seines Geistes und die Entschlossenheit seines Fanatismus großen Einfluß auf den damals in einer inneren Krise ringenden Newman. Froude machte ihn 1827 mit Keble bekannt, in demselben Jahre, in dem Kebles Dichtungen, „The Christian Year“, das ganze Land in Begeisterung versetzt hatten. Ihr rechtzeitiges Erscheinen hat wahrscheinlich mehr zur Ausbreitung dieser Richtung beigetragen als alle kirchliche Polemik.

Es wird uns schwer, das heute zu verstehen. Newmans später erschienene Dichtungen durchdringt ein so viel gewaltigerer, hinreißenderer Zug.

Aber in der Wüste dürrer Dogmatik jener Tage wirkten sie wie ein Jungbrunnen echter Poesie. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Dieser neu entdeckten Wahrheit gaben sie Ausdruck. Menschliches, religiöses und Naturempfinden in eins verschmolzen, kleidete sich in das Gewand kirchlicher Symbolik und leitete damit die steigende Flut in das Bett der Kirche. O. Pfleiderer vergleicht Keble mit Novalis, ohne ihm dessen religiös mystische Tiefe zusprechen zu können.

Henry Newman ist der bedeutendste unter seinen Gesinnungsgenossen, die eigentlich treibende Kraft der ganzen Bewegung. Von einer hugenottischen Mutter schon als Knabe zu religiösem Leben nach alter „evangelischer“ Weise erweckt, war das Verlangen, Menschenherzen zu leiten und zu religiöser Innerlichkeit zurückzuführen, schon früh in ihm lebendig. Ein Hang zur Träumerei war ihm von Kind auf eigen, von mystischen Elementen durchsetzt. Später scheint er nicht unberührt geblieben zu sein von den freieren geistigen Anschauungen Whatelys und seiner Studiengenossen. Aber

nur um in der Folge alles, was ihm als liberal verdächtig schien, desto energischer abzuweisen.

Gaston Frommel hat eine interessante Studie von ihm entworfen, der wir das Folgende entnehmen:

Als Mystiker verlangt ihn nach unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott. Der Glaube genügt ihm nicht, von Angesicht will er ihn schauen. Darum sucht er den Weg, der ihn unmittelbar und sicher zu ihm führt. Wie Keble ist er erfüllt von der künstlerischen Schönheit der altkirchlichen Zeremonieen und Symbole, aber völlig gewähren sie ihm nicht den Ausdruck für das, was er sucht. Er greift nach immer neuen Vermittelungen, die ihn anfangs Gott näher zu bringen scheinen, um ihn bald nur noch weiter von ihm zu entfernen. Denn so tief und wahrhaftig sein leidenschaftliches Verlangen nach Gott, so tiefgewurzelt ist auch das angeborene Mißtrauen seiner Seele in die eigene Vernunft, in das Urteil der eigenen höchsten Geisteskräfte als Organ göttlicher Wahrheit.

Wer so veranlagt ist, muß entweder alle Überzeugung und Gewißheit der Gotteserkenntnis fahren lassen, oder, um den Kampf zu enden, eine äußere Autorität zuhilfe rufen, die den Bedürfnissen der Vernunft Schweigen gebietet.

Die Autorität der Schrift genügte ihm schon längst nicht mehr, er giebt gerade aus zu, daß sie verschiedene Auslegungen zulasse und sich vielfach widerspreche. Er nimmt die Tradition der Kirche zuhilfe und geht nun immer weiter auf dem damit eingeschlagenen Wege. In seiner berühmten Apologia pro vita sua hat er mit einer peinlich berührenden Aufrichtigkeit die Etappen seiner inneren Entwickelung verzeichnet, bis auf den Punkt, wo er gänzlich auf die Freiheit des eigenen Urteils verzichtete.

Als erklärter Feind des Rationalismus hat er sich gewissermaßen aus religiösem Instinkt nie auf das Gebiet der Philosophie gewagt und kann ihn darum dialektisch nicht überwinden. Gewandt in der Logik, fehlt es ihm doch an konstruktivem und spekulativem Denkvermögen. Das Verlangen nach einer theore-

tischen Einheit ist lebendig in ihm, und doch ist er außerstande, sie sich selbst zu schaffen. Er bedurfte eines ihm schon fertig entgegengebrachten Systems, das er schließlich in der römischen Theologie fand. . .

Es war nur folgerichtig, daß die Gläubigkeit bei ihm an Stelle des Glaubens trat und die kirchliche Tradition an Stelle persönlicher Überzeugung.

In Oxford wird ein wunderbar gemaltes Porträt Newmans gezeigt, dessen Züge diese Charakteristik vollauf bestätigen. Der schmale Kopf mit dem zurückgeschobenen Sammetkäppchen ist uns dreiviertel zugewandt. Die Nase scharf gebogen, die Augen breitlidrig und schmal geschnitten, in eigentümlich grau-grünem Licht verschwimmend. Der Blick weltabgewandt mit gedämpfter Spannung auf ein inneres Schauen — in die Weite gerichtet. Nur um den Mund liegt jener gewisse Zug, der so oft Fanatikern eigen — ein Zug entschlossener Beschränktheit.

Newmans Einfluß wuchs gleich bei seinem Auftreten als Prediger ins Unendliche. Es hat vielleicht keiner vor ihm so bestimmend auf seine Zeitgenossen eingewirkt. Noch heute wird in England von keinem Menschen mit so allgemeiner Bewunderung geredet. Seine Nachmittagspredigten wurden zu einer Macht über die Geister. Hier war er auf seiner Höhe. Der Hauptgrund seines Einflusses ist aber wohl in dem hohen Ernst seiner ganzen Persönlichkeit zu suchen, in der Wärme und Aufrichtigkeit seiner Natur und dem Zauber einer unvergleichlichen schöpferischen Einbildungskraft. Dabei war seine Predigtweise schlicht. Er packte die Hörer durch Vergleiche aus dem täglichen Leben. Er drang auf Erneuerung des ganzen Wandels, auf Übereinstimmung von Fühlen und Handeln und hohe sittliche nicht nur, auch asketische Forderungen, die er selbst erfüllte. Ein Leben der Askese ist nun den Menschen von jeher, seit den Tagen Johannes des Täufers göttlicher, unwiderstehlicher als Ausdruck der Heiligkeit erschienen, als selbst das Leben dessen, der der Zöllner und Sünder Geselle war.

Newmans Forderungen, sich auch äußerlich von der Welt zu scheiden, seine Anschauung, daß Mönche und Nonnen die wahren Nachfolger der ersten Christen seien, weil sie ausschließlich nach dem trachteten, was droben sei — rief die Bewunderung wach, ja entflammte zur Nachfolge.

Seine Schwäche auf philosophischem Gebiet erhöhte seinen religiösen Einfluß. Die Seelen hat er sich unterworfen, die lieber den augenblicklichen Eingebungen religiösen Gefühls folgen als ihre Berechtigung prüfen. Solche, die eine ungenügende Bildung für die Verführungen leidenschaftlicher Beredsamkeit empfänglich macht, indem sie ihre Trugschlüsse nicht bemerken. Ich sage absichtlich „unterworfen" — denn nach seiner ganzen Veranlagung und der Art seiner Auffassung konnte Newman nicht überzeugen. Er gewann, fesselte und zermalmte die Seelen — er überzeugte nicht. Er löste die Beweisführungen auf, die sich ihm entgegenstellten, ohne sie zu beantworten. Vor allem stellte er die Wahrheit hin als ein Objekt passiver Aneignung, nicht aber als Objekt der Anstrengung und persönlicher Aneignung.

An Keble und Newman hatte der Anglokatholicismus seinen Dichter und Propheten gefunden. An Pusey gewann er seinen wissenschaftlichen Vertreter. Ein dreijähriger Aufenthalt in Deutschland hatte ihn mit den Forschungen und der Methode deutscher Theologie bekannt gemacht. Sein Buch „Forschungen nach den wahrscheinlichen Ursachen des deutschen Rationalismus", das ihm bald Berühmtheit eintrug und einen rezeptiven, offenen, prüfenden Verstand offenbart, zeigt, was er für die Entwickelung der englischen Theologie hätte leisten können. Aber kaum zum Professor der hebräischen Sprache in Oxford ernannt, wurde er von den dort herrschenden Ideen ergriffen, die er fortan in seine Studien als voreingenommene, bestimmte Tendenz hineinträgt. Außerordentlich belesen in der Patristik, benutzte er diese Kenntnisse, um den Neukatholicismus zu verteidigen, und stellte sein ganzes Wissen in den Dienst der Bewegung. Wie Newman und Keble besaß er Neigung für die Vergangenheit ohne eigentlich

historischen Sinn, und suchte das System mit schweren Geschossen — mehr der Schulweisheit als echter Gelehrsamkeit — zu begründen. Wohin das System folgerichtig führen mußte, war ihm indessen nicht klar, und während Newman konsequent genug war, die Partei durch seinen Übertritt zur römischen Kirche zu kompromittieren (Oktober 1845), wußte Pusey sich immer in den Grenzen eines klugen Opportunismus zu halten. Damit wurde er der autorisierte Führer der Bewegung. Mit zunehmender Bedeutung vereinte er die Würde einer hohen akademischen und sozialen Stellung, und seine Frömmigkeit, die Lauterkeit seines Charakters und die Ausdehnung seines Wissens genossen eines hohen Ansehens. Nach Newmans Austritt wurde die Richtung eine Zeit lang nach ihm „Puseyismus“ genannnt.

Im Jahre 1833 erschien das erste Pamphlet Newmans, das der ganzen Bewegung den ersten Namen gegeben hat, der „Tract put forth to meet the exigiencies of the Times“. (Traktat, um den Notständen der Zeit entgegenzuwirken.) Er eröffnet eine Reihe von Erlassen, die innerhalb acht Jahren erschienen.

Dieser erste Trakt entwickelt den Begriff von der Katholicität der Kirche, stellt das Sakrament als objektives Gnadenmittel hin, bezeugt die Notwendigkeit der apostolischen Nachfolge, die mystische Mitteilung des Geistes durch Handauflegen, wodurch die anglikanische Kirche in ununterbrochenem Zusammenhange mit der Urkirche stehe, die Rechtmäßigkeit des Priestertums und Episkopats. Er betont die ausschließliche Autorität der Kirche auf dem Gebiet der Schriftauslegung und stattet die Bischöfe neben untergeordneteren Befugnissen mit Ausübung der Disziplinargewalt aus. Schließlich bezeugt er, die anglikanische Kirche trage deutlich die Merkmale der wahren Kirche an sich. Seine Stellungnahme erlaubt ihm, sich sowohl von dem römischen Dissidententum wie den protestantischen „Sekten“ zu trennen. Letztere haben, losgerissen von der apostolischen Nachfolge, die Wirksamkeit der Sakramente und damit die erlösende Kraft des Christentums eingebüßt. Die römische Kirche besitzt noch die sakramentalen Gnadengüter,

ist aber als ein geil gewordener Zweig des ursprünglichen Stammes anzusehen. Die groben Irrtümer ihrer Lehre machen eine Vereinigung mit ihr unmöglich.

Im ersten Augenblick war die Aufnahme eine fast durchweg günstige. Die Trakts, im Zusammenhang mit einer höheren, gebildeteren Lehrweise von der Kanzel, begegneten einem entschiedenen religiösen Bedürfnis jener Tage. Das Zurückgehen auf das Altertum schien kein erstorbenes, sondern neues, reiches Leben zu verheißen. Die Grundrisse der ursprünglichen Kirche schienen unter dem Verfall der mittelalterlichen und patristischen Zeiten aufgefunden zu sein.

Trotzdem bemächtigte sich der Einsichtigen eine dumpfe Beunruhigung. In dem Maße, wie die noch unbewußten Tendenzen an Intensität wuchsen und sich die Konsequenzen eines Prinzips enthüllten, das noch nicht formuliert und ausgestaltet war, erwachte das Mißtrauen. Es wurde allmählich klar, daß die Führer der Bewegung von einem Impuls getrieben wurden, dessen Tragweite sie selbst nicht ermessen konnten. Die „Evangelischen", die Rom schon am englischen Horizont aufsteigen sahen, stießen den ersten Alarmruf aus, der im ganzen Lande Wiederhall fand.

Newman suchte nun mit seiner „Via media-Theorie" die einen in ihrer Meinung zu stärken, die anderen zu widerlegen. Schon der Name an sich enthält ein ganzes Programm. Er vertritt eine Art religiösen Eklekticismus, der sich auf das Beispiel der alten anglikanischen Theologie stützt. Er weist eine Mittelstraße nach zwischen dem römischen Katholicismus und der protestantischen Reformation, und baut die Dogmen, die er daraus krystallisiert — ein Sauerteig seiner evangelischen Erziehung — mit einer Subtilität, ja einer Spitzfindigkeit aus, für die man heutzutage schwerlich noch Interesse finden wird.

Ferner erweist er, daß eine wahrhaft katholische Kirche sich sowohl vor Irrtümern der Lehre wie vor dem Eindringen sektiererischer Abweichungen hüten müsse. Er zeigt einen Weg auf, der zwischen der Autorität des Papstes und dem schismatischen

Individualismus die Mitte halte, einen Weg, den man einschlagen müsse, innerhalb der weiten freien Strömung der christlichen Tradition, die zugleich die der ersten Jahrhunderte und die der nationalen englischen Kirche sei.

Der Ton, den die Traktarianer angeschlagen, wird aber für die Gesamtheit immer beunruhigender. Einige Geistliche der neuen Richtung zögern schon, die 39 Artikel (die Bekenntnisformel der anglikanischen Kirche) zu unterzeichnen. Da unternimmt es Newman, den Beweis anzutreten, die Artikel seien eigentlich nicht gegen die römische Kirche gerichtet. Er fragt nicht danach, was die Artikel bezeugen, sondern wie man sie das sagen lassen könne, was sie nicht besagen, um die Doktrin daraus zu entnehmen, gegen die sie sich richten. Zugleich war man bestrebt, nachdem man einmal die Grundprinzipien der Reformation aufgegeben hatte, auch die Messe, Ohrenbeichte wieder einzuführen; man ordnete Fasten an und trat für den Cölibat der Geistlichen ein.

Die dadurch hervorgerufene Entrüstung war allgemein. Der Bischof von Oxford untersagt das Weitererscheinen der Tracts, und Newman gehorcht seinem kirchlichen Obern. Es entstehen Spaltungen innerhalb der Partei. Newman zieht sich allmählich aus seinen Ämtern zurück und findet einige Jahre darauf endgültig Frieden in Rom.

Die Zahl der Geistlichen und Laien, die ihm folgten, bemaß sich nach Tausenden. Die gemäßigten Traktarianer blieben in der anglikanischen Kirche, die sie mehr oder weniger mit ihrer Lehre, aber beinahe durchgehends mit ihrem Ritual*) und neuerdings auch mit ihrem vorzüglich organisierten System der Armenpflege erobert haben. Die dogmatischen Streitigkeiten währten noch eine Zeit lang fort, bis sie sich in diesen liturgischen und sozialen Interessen verloren.

Heutzutage beschränkt sich die Armenpflege nicht mehr wie zur Zeit der Herrschaft der Evangeliker auf das leibliche und geist-

*) Daher werden sie heute Ritualisten benannt.

liche Wohl der niederen Stände, sondern sucht vor allem die Härten sozialer Unterschiede und Verhältnisse auszugleichen. Auf diesem Gebiet wird geradezu Erstaunliches geleistet. Die Losung lautet, Freude in das Leben der hart Arbeitenden zu tragen. Sie sind reich an Enfindungen von Vergnügungen aller Art, die durch Leitung und Anwesenheit des Geistlichen vor Ausschreitungen bewahrt bleiben. Da werden von Geistlichen und Nonnen (denn thatsächlich legen ihre Diakonissen, wenn auch privatim, die klösterlichen Gelübde ab) Theaterstücke einstudiert, Tanzpartieen veranstaltet, deren weltlicher Charakter streng gewahrt bleibt, und wo sich kein religiöses Moment an ungeeigneter Stelle eindrängt.

Die heutige hochkirchliche Partei hat von ihren Begründern erlernt, die Zeittendenzen zu verstehen, sie den religiösen Bedürfnissen dienstbar zu machen und in ihr Bett zu leiten. Dadurch erhält sie sich den Einfluß auf die Massen der Gebildeten. Sie hat die Evolutionslehre adoptiert und auch der theologisch historischen Forschung insofern Konzessionen gemacht, als sie die Lehre von der Inspiration des Alten Testamentes aufgegeben hat. Auch ist der Himmel für sie kein Ort mehr, sondern ein Zustand.

Die anglikanische Staatskirche (Church of England) zerfällt heute in drei Gruppen:

1) Die Hochkirche (High-Church), die neben all den eben genannten Konzessionen streng den hochgesteigerten, sakramentalen Begriff der Kirche festhält, als sichtbaren Symbols des Unsichtbaren, als einzigen Organs der göttlichen Offenbarungen, Gnaden und Gaben, durch Vermittelung der Priesterschaft.

Doch weist sie zahllose Schattierungen und Superlative auf und läßt den subjektiven Meinungen und ritualen Anordnungen ihrer Geistlichen vollen Spielraum.

2) Die Unterkirche (Low Church), die heutige Bezeichnung für die sehr zusammengeschmolzene „evangelische“ Partei, hat ihren Namen von der untergeordneten Bedeutung, die sie der Kirche als solcher beimißt. Sie ist ihr lediglich eine staatliche Einrichtung ohne Belang für das Seelenheil des Einzelnen, sofern er

nicht seiner Erlösung, seines Heils durch persönliche Erfahrung gewiß geworden ist. Die Suprematie der Schrift steht ihr an Stelle der Suprematie der Kirche. Daher ihre Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen Kirchenritual und Zeremonieen.

3) Die Weitekirche (Broad Church), ist nicht die Bezeichnung für eine Partei von bestimmt gefaßter liberaler Richtung. Die Bezeichnung rührt von Dean Stanley her und stammt erst aus dem Jahr 1850. Sie will besagen, daß die anglikanische Kirche keine Partei sei, sondern, wie ihre Konstitution und Geschichte bewiesen, alle verschiedenen Ausgestaltungen christlicher Wahrheit weitherzig umfasse. Ihre Tendenz geht dahin, die Kirche auf eine breite Grundlage zu stellen, ihre Thore weit und hoch zu machen, um den verschiedenen Parteien, Meinungen, Lehren Raum in ihren Mauern zu gewähren, um den religiösen Bedürfnissen verschiedenartig gerichteter Menschen gerecht zu werden. Sie betont den Begriff der Staatskirche, als einer idealen Einheit von Staat und Kirche. Der ideale Begriff beider Körperschaften gehe ineinander auf, sofern sie beide das höchste Wohl der Menschen bezwecken und dabei einer der Mitwirkung des andern nicht entraten könne. Sie sucht den Staat mit christlichen Idealen zu durchdringen und erwartet von ihm Schutz gegen die Übergriffe einer kirchlichen Partei. Es hat zu jeder Zeit in der englischen Kirche Männer von dieser weitherzigen Gesinnung gegeben, aber angewandt wird die Bezeichnung zuerst auf die kritische Schule Whatelys. Vielleicht ist Thomas Arnold der bewußte Begründer ihrer Tendenz geworden durch seine Schrift „über Prinzipien zur kirchlichen Reform“, die in demselben Jahre mit Newmans Tract erschienen und damals einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Jedenfalls sind die Männer, die bei uns als Hauptvertreter der Broad Church bekannt sind, untereinander so abweichend in ihren theologischen Ansichten, daß man von einer Schule oder gar Partei der Broad Church nicht sprechen kann. In Maurice ist das kritische Element bei weitem nicht so stark entwickelt als in Whately und seiner Schule. Und Maurice und Kingsley haben nie den

freien Standpunkt Glaubensbekenntnissen und Formeln gegenüber eingenommen wie Robertson.

Einig sind die Vertreter der Broad Church aber in der Anerkennung der Denkweisen anderer: ob sie nun die Lehren, das Bekenntnis der Kirche den Bedürfnissen der Zeit entsprechend auch äußerlich zu reformieren und zu erweitern streben, oder ob sie die überlieferten Formen mit neuen Geiste zu erfüllen trachten.

In Robertsons Leben spiegeln sich die Kämpfe dieser Zeit persönlich wieder. Man spürt ihre Erschütterungen in dem Ringen eines einzelnen. Man erkennt, wie dieser einzelne, auch ein Kind seiner Zeit, all ihre Tendenzen versteht, verarbeitet und zu einer freien Gesamtanschauung auswirkt, die sie alle umfaßt, ohne sich doch an eine zu verlieren.

Zweites Kapitel.

[Kindheit — Schule — Geistige Veranlagung — Neigung zum Soldatenstand — Opfer des Lebenswunsches.]

Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen.
Goethe.

Frederick William Robertson ist am 3. Februar 1846 in London, im Hause seines Großvaters, als ältestes von sieben Kindern, geboren worden.

Er stammt aus einer alten, schottischen Soldatenfamilie. Sein Großvater, Oberst Robertson, hatte sich in den napoleonischen Kriegen ausgezeichnet. Er gehörte der englischen Armee an wie auch der Vater, Frederick Robertson, und seine drei Brüder, die ihn sämtlich überlebt haben, während er seine drei Schwestern schon betrauern mußte, ehe er das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte.

So sehr man sich bei uns daran gewöhnt hat, häufig schon zu Lebzeiten der Menschen ihr äußeres und inneres Leben dem Publikum preiszugeben, so zurückhaltend ist man noch immer in England, Familienbeziehungen, selbst schon Verstorbener, zu enthüllen und der Besprechung zu unterziehen. So entwirft Stopford Brooke, da beim Erscheinen der englischen Biographie Robertsons nächste Angehörige noch am Leben waren, keine Charakteristik der Eltern und Geschwister. Doch sollen sie sich an Begabung und Bedeutung keineswegs über ein gewisses Durchschnittsniveau ihrer Lebensstellung erhoben haben. Wohl aber fühlen

wir aus dem Gesamtton der Briefe heraus, wie ein Hauch warmer innerer Gemeinschaft das Familienleben durchzogen und viel dazu beigetragen haben mag, in dem Knaben die Gewohnheit der Aussprache über Fragen des inneren Lebens zum Bedürfnis zu entwickeln.

Auch über die Freunde und namentlich über die Empfänger der Briefe Robertsons erfahren wir wenig. Selten die Namen. Aber es ist von wenig Belang. Wer freilich von einer Biographie die Mitteilung merkwürdiger Lebensschicksale erhofft, möge lieber dies Buch gar nicht zur Hand nehmen. Das Drama dieses kurzen Lebens vollzieht sich ganz auf dem Gebiet spannungsvoller Innerlichkeit. Selbst wo Robertson auf den Schauplatz des äußeren Lebens hinaustritt, gewahren wir immer nur den Reflex der äußeren Ereignisse. Dies hier zu Tage tretende geistige Leben ist aber so reich, daß es eine schier unerschöpfliche Fundgrube darbietet für den, dem das Seelenleben eines Menschen wichtiger und bedeutsamer ist als äußere Verhältnisse und Geschehnisse.

Sein Vater war Artillerieoffizier in Leithfort, wo Robertson die ersten fünf Lebensjahre zubrachte. Die Freude an erfrischenden Winden, Sonnenschein und klarem Wasser erwachte schon damals in seiner empfänglichen Seele. Als kleiner Junge wanderte er offenen Herzens und Auges über Land und entdeckte überall etwas, das seine Bewunderung erweckte. Als früheste Eindrücke sind ihm im Gedächtnis geblieben der stets mit Lust gehörte Kanonendonner, des Vaters Ordonnanz und der Artillerist, der ihn an der Hand spazieren führte. Später erfreuten ihn seine Kaninchen, sein Pony, sein Cricket, des Vaters Jagdhunde und die Tage, wo er stolz war, seine Jagdtasche tragen zu dürfen. Mit Vergnügen denkt er auch der kalten Abende, an denen er mit dem alten Jäger nachhause ritt, wie er denn ein ungewöhnlich kräftiger, frühzeitig abgehärteter Knabe war. Auch die Liebe zum Soldatenstand wurzelt in diesen frühesten Eindrücken:

Ich bin gewiegt und geschaukelt worden unter dem Donner der Geschütze. So berührt mich schon die Erwähnung dieser Dinge wie ein Klang aus der Kindheit. Eine Truppenrevue, die die

Vorstellung einer wirklichen Schlacht erweckt, kann mich bis zu Thränen bringen. Ich kann kein Regiment manövrieren, die Artillerie nicht in Thätigkeit sehen, ohne davon ganz überwältigt zu werden.

Der Vater nahm früh den Abschied und zog nach Yorkshire aufs Land, um sich ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen.

Robertson verlebte eine glückliche Kindheit. Bei allen körperlichen Übungen und Knabenspielen zeichnete er sich aus und war der Anführer seiner Kameraden bei waghalsigen Streichen. Daneben offenbarte sich sein feiner Sinn für Natur und für Beobachtung der Tiere; namentlich hatte er eine Vorliebe für Vögel, deren Lebensweise er sorgsam erlauschte und deren freien Flügelschlag er mit empfand wie ein eigenes Glück. Ebenso eifrig konnte er sich mit ganzer Seele in die Welt der Bücher versenken. Mit dem sehr regen, praktischen Sinn vereinte sich bei ihm ein seltsam träumerisches Wesen. Ja, die Gebilde der Einbildungskraft ließen ihn die Wirklichkeit oft ganz vergessen. Schon früh mag der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der idealen Welt, die ihm vorschwebte, ihn schmerzlich beschäftigt, und jenes erregbare Empfindungsleben seinen Anfang genommen haben, das fast zur Qual seines späteren Lebens ward, ihm aber freilich auch in seltenem Grade die Gabe des lebhaften Mitleidens und Mitfühlens für andere verliehen hat.

Im Knabenalter äußerte sich diese Eigentümlichkeit als Schüchternheit und Trotz, als ständig gewordenes Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten und Leistungen. Er nennt später selbst „Mangel an Hoffnungsfähigkeit“ — seinen Hauptfehler. Strenges Pflichtgefühl und energische Willenskraft hielten dieser Anlage aber das Gleichgewicht. Er lernte schnell und beherrschte das Gelernte vollkommen. Alles Gelesene behielt er auswendig, ließ sich aber an dem leichten Erfassen nicht genügen, sondern begriff früh die Notwendigkeit der Ausdauer und gründlicher Aneignung. Jeder stilistische oder metrische Fehler machte ihn unglücklich, und diese Feinfühligkeit übertrug sich auch auf das moralische Gebiet. Die kleinste Abweichung von der Wahrheit war ihm ein Greuel. Seine

Mutter konnte von ihm sagen, daß sie nie eine Lüge aus seinem Munde vernommen habe. Lieber hätte er nie einen Preis erhalten, als ihn fremder Hilfe oder anderen gebräuchlichen Hilfsmitteln verdankt. Früh haben seine Eltern Frömmigkeit in die junge Seele gepflanzt, ihn vor schlechten Einflüssen gehütet, und ihm gute zugeführt. Die Heimat war ihm die liebste Stätte. Das Erwachen bewußten religiösen Lebens führt er zurück auf eine wunderbare Bewahrung vor plötzlichem Tode, die ihn in früher Kindheit mit heißem Dank gegen Gott erfüllte. Der freudige, friedevolle Tod einer Schwester bald danach hat ihn tief ergriffen, und das zurückgezogene Leben in ländlicher Abgeschiedenheit ihn in das eigene Innere gewiesen.

Als er dem väterlichen Unterricht entwachsen war, kam er auf die lateinische Schule in Beverly in Yorkshire und ging einige Jahre später mit seinen Eltern nach Tours, wo er das französische Gymnasium besuchte. 1830 beim Ausbruch der französischen Revolution kehrten sie nach England zurück, und Robertson kam auf die Neue Akademie nach Edinburgh.

Ihr Leiter erkannte bald des Knaben Eigentümlichkeit und ließ ihm die Ermutigungen und die Teilnahme zukommen, deren die fast weiblich zarten Gemütsseiten dieser Natur bedurften; obwohl er männlich seine Pflicht that, auch wenn er sich vereinsamt fühlte. Großartige Selbstlosigkeit und ein Mut, der Überlegung mit Begeisterung einte, hatten sich früh in ihm entwickelt. So will er, als die Cholera in Edinburgh ausbricht, nicht nachhause reisen, um die Seinen nicht der Gefahr einer Ansteckung auszusetzen.

Man kann von Robertson sagen wie von Schleiermacher, daß er in besonderem Maße religiös veranlagt war. Die Impulse seiner Knabenspiele und das Sehnen seines Jünglingsalters stammten aus dem religiösen Bedürfnis seiner Seele und äußern sich schon vor jedem christlich entwickelten Bewußtsein als Haß und Widerstand gegen das Böse und als ein heißes Verlangen nach Reinheit. Er sagt später selbst:

Es ist eine gewisse Streitbarkeit in mir, deren ganze Kraft nur einem Gegner gegenüber erwacht, wenn es gilt, eine Falschheit niederzuschlagen, ein Unrecht zu rächen. Am liebsten hätte ich im Mittelalter gelebt und wäre etwa wie Cid ein Rächer des Unrechts geworden.

Diese Seite seiner natürlichen Religiosität machte ihn in der Schule zum Beschützer der Unterdrückten, zum furchtlosen Ankläger aller Unwahrheit, zum Verteidiger des Rechts. In seiner Kindheit war ein abergläubischer Zug damit verbunden — von jeher die Schwäche und Stärke aller religiösen Ritterlichkeit.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich als sehr, sehr kleiner Junge mit meinem Vater auf die Jagd ging und, so oft die Hunde standen, betete, er möge den Vogel treffen. That er nun doch Fehlschüsse, so wurde ich innerlich verwirrt, und es kamen mir Zweifel an der Erhörung des Gebets, manchmal auch an der Berechtigung zur Jagd. Als ich auf der Schule mit neun anderen Jungen zusammen ungerecht bestraft werden sollte, betete ich um Abwendung der Schande. Der Lehrer, der vorläufig die anderen prügelte, sagte mir zum großen Erstaunen der ganzen Klasse: „Kleiner, dir verzeihe ich diesmal aus besonderen Gründen"; und thatsächlich erhielt ich während der drei Jahre dortiger Schulzeit nie Prügel. Das beruhigte mich auf lange Zeit; ich weiß nur nicht, ob es mir gut war, denn es stempelte mir das Gebet zu einer Zaubermacht und mich selbst zu einem Liebling des Unsichtbaren. Ich hegte ohne Wissen der anderen einen Talisman, der mich vor Schaden behütete. Nicht, daß ich dadurch besser wurde, ich gewann nur Sicherheit, etwa wie der Israelit, der sich als Nachkomme Abrahams fühlte und unter dem Schutz der Bundeslade in die Schlacht zog, ohne sich deshalb weniger vor Sünde zu hüten.

Für die andere Seite seiner knabenhaften Religion, die Anbetung des Reinen, fand er sein Symbol in dem Weibe. In ihm verehrte er mit der Unbeirrtheit des Knabenherzens sein Ideal, und nach Knabenart übertrug er die ganze Herrlichkeit der Idee auf die Erscheinung.

Die Wesen, die vor mir herschwebten, in zartere Gewänder gekleidet, als die meinen waren, grüßten mich als Wesen anderer Ordnung. Der Gedanke, eine von ihnen könnte mein werden, war mir nicht wonnig sondern schmerzlich. ... Seit meinem siebenten Jahre war mir das Weib ein heiliger Traum, von dem ich nicht

sprach. Heirat schien Entweihung. Ich erinnere mich aus meiner Jünglingszeit, wie böse ich wurde, als ich von einer lieblichen Schwedin — dem holdesten Geschöpf, das ich je gesehen — hörte, sie werde sich wahrscheinlich verheiraten. Ich besaß von ihr eine Haarlocke, Zeilen von ihrer Hand und Bücher, und ich betete sie an wie einen wandelnden Regenbogen, ohne andere Gefühle oder Wünsche, und doch war ich damals schon achtzehnjährig. Sie war für mich noch jahrelang wie einer ihrer heimischen Fjorde, der in ruhiger, klarer, ungetrübter Schöne, tief, tief unten den Himmel wiederspiegelt, aber so tief, daß ich nie an den Versuch dachte, diesen Himmel zu erreichen. So war ich. Ich kann in Wahrheit sagen, mein Herz war wie die Rhone beim Austritt aus dem Genfer See.

Robertson sprach es später öffentlich als seine eigene Erfahrung aus, daß ideale Anschauungen dieser Art, die man immerhin als romantisch bezeichnen möge, gar wohl imstande seien, auch noch ehe ein höherer Glaube ins Leben getreten, einen Mann durch die ganze Jugend hindurch vor aller Gemeinheit und Lasterhaftigkeit zu bewahren. Und diese jugendliche Keuschheit der Seele wurde nie im späteren Leben befleckt. Die Grundzüge seiner natürlichen Religion bleiben auch die charakteristischen Merkmale seiner geistlichen Anschauungen. Er sieht sie verwirklicht in Christus, dem vollkommenen Menschen. Seine Schriften glühen von begeisterten Schilderungen Christi, als dem Vergelter des Unrechts, von Christus im Kampf mit der Welt, der Tyrannei, der Heuchelei. Auf Ihn, als die fleckenlose Reinheit, überträgt er den Glauben seiner Jugend an die vollkommene Reinheit des Weibes.

Sein inneres Leben war während der Übergangsjahre vom Knaben zum Jüngling ein sehr bewegtes. Die zarten Gefühlswandlungen, die durch seine Seele fluteten, ließen sich in Prosa nicht aussprechen. Er lebte und webte in der Poesie und begann selbst zu dichten; doch sind diese Versuche ohne jede Gestaltungskraft und zeugen nicht von Talent.

Robertson verließ die Akademie in Edinburgh im Jahre 1832, hörte noch verschiedene Vorlesungen an der dortigen Universität und kehrte, achtzehn Jahre alt, reich an Kenntnissen, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet, nach Cheltenham in das Haus seiner Eltern zurück.

Aber sein Interesse an der Wissenschaft war gering im Vergleich zu der Leidenschaft, die ihn für den Soldatenstand erfüllte. Die Familientraditionen hatten diese Vorliebe genährt. Im elterlichen Hause lieferten Geschichten von Schlachten und Bivouacs vorzugsweise den Gesprächsstoff und namentlich wurden die Erinnerungen an Sir Charles Napier, den persönlichen Freund des Vaters, gepflegt — dessen Bild, das in des Jünglings Zimmer hing, von ihm wie ein Hausgott verehrt wurde. Soldat zu werden, stand fest bei ihm. Sein Vater, der den tiefen, religiösen Sinn des Jünglings erkannte, trat diesem Entschluß entgegen und suchte ihn zu überzeugen, daß seine eigentlichen Gaben auf einem ganz anderen Gebiet lägen. Indes will er nichts von dem Studium der Theologie hören; denn seine angeborene Neigung zum Soldatenstand war mehr als kindische Laune und Liebe zum bunten Rock. Seine energische Natur empfand das Bedürfnis, sich auf einem Schauplatz männlicher Kämpfe und edler Gefahren frei entfalten zu können. Er glaubte in der militärischen Disziplin sein Ideal verwirklicht: die Schönheit von Pflicht und Ordnung zum Ausdruck gebracht zu sehen. Alle Impulse seiner Natur zur Selbstopferung, Ritterlichkeit, zu Wagnissen und romantischen Unternehmungen, zum Kampf für die Unterdrückten, den Wunsch, ein ganzes, volles Leben zu leben, glaubt er nur als Soldat befriedigen zu können. Körperliche Anstrengungen und Gefahren sollen, so meint er, die ihm angeborene Nervosität überwinden. Die Versuchungen des Soldatenstandes wurden ihm vorgestellt, um ihn zu überzeugen, wie ungeeignet gerade er für diesen Beruf sei. Er sah darin aber kein Hindernis. Es verlangte ihn danach, das Böse in äußerer Gestalt zu bekämpfen. Er wollte das Beispiel eines reinen, christlichen Wandels geben — als ein

Cornelius seines Regiments — Zeugnis für Gott ablegen. Doch ist aus seinem Notizbuch ersichtlich, wie sehr er geschwankt hat, ob die Kirche oder die Armee sein eigentliches Berufsfeld sei, und wie sehr es sein Wunsch war, das Christentum mit dem Soldatenleben verschmelzen zu können. Dieser Stimmung giebt auch ein charakteristisches Gedicht aus dieser Zeit Ausdruck, das hier in der Übersetzung (von J. v. L.) folgt:

Nein! — anders als der Dichter träumt, ist er,
Der Kriegersmann, dem gern ich ähnlich wär;
Inmitten wüsten Spotts und Hohngeschreis,
Wo stumm die Obern, feindlichkalt wie Eis,
Wagt zu bekennen er, wird fest er stehn:
Ein Knecht und Diener des Gekreuzigten!
Erwogen hat er, was die Kosten sind:
Ruhm, Ansehn, Glück gilt's schlagen in den Wind.
Auf hartem Boden einst der Meister lag —
Wie könnt der Diener ruhn im Rosenhag?
Wie könnt er noch der Welt Ehr streben nach,
Die auf den Herrn gehäuft hat Schmach um Schmach.
Sollt teilen er durch eitler Freuden Glanz
Die bluterkaufte Seel, die Gott doch fordert ganz?

Und sollt er zaghaft fragen, wer ihn schirmt,
Wenn feindlicher Geschosse Hagel stürmt?
Wo jede Kugel, die herüberbraust,
Und jede Klinge, die vorbei ihm saust,
Als Herold ihn kann rufen an das Ziel — —
Wird er die Brust entziehn dem Kampfgewühl?
Ja fragt er auch nur einen Augenblick
Nach seinem Blut — so nah' dem höchsten Glück?

Doch wenn im Kampf sein Antlitz jäh erbleicht,
Wenn sein erhobnes Schwert vorm Schlage weicht — —
O wiß, so wenig um sich selbst er zagt,
Mit Sorg er doch nach andrer Leben fragt.
Er denkt der Tausende, die wund zum Tod
Mit ihrem Blut gefärbt den Boden rot,
Und jener, die Gott vor sein Angesicht
Unvorbereitet ruft in das Gericht.
Das ists, was mitten ihn im heißen Streit,
Wo er sich selbst zu opfern ganz bereit,
Doch geizen läßt mit fremdem Lebenslicht,

Den Flehnden schont, nur schlägt, wenns heischt die Pflicht,
Und läßt Erbarmens Engelsflügel wehn,
Wo Kriegesschrecken durch die Fluren gehn.

In den Predigten finden sich vielfach Anklänge an seine ideale Auffassung des Soldatenstandes; so in der im Anhang beigegebenen über den „Glauben des Hauptmanns von Kapernaum".

Dem Vater zuliebe gab er indes den Wunsch seines Lebens auf und versuchte Rechtswissenschaft zu studieren. Nicht auf der Universität, sondern in dem Bureau eines Rechtsanwalts (solicitor) sollte er sich zunächst auf die juristische Laufbahn vorbereiten. Die sitzende Lebensweise erwies sich jedoch für seine Gesundheit so nachteilig, daß er sie nach Jahresfrist aufgab. Sein Vater ließ sich erweichen und that jetzt doch die einleitenden Schritte für seine Aufnahme in die Armee. Nach damaliger Sitte wurde er eingekauft, um, sobald eine Stelle frei werden sollte, in ein indisches Dragonerregiment eingereiht zu werden. Vielleicht war die nun beginnende Vorbereitungszeit auf den militärischen Dienst, die er bei seinem Bruder, der bei den Ingenieuren stand, zubrachte, die glücklichste seines Lebens. Er schreibt später darüber:

Wie oft bin ich auf dieser Straße gegangen und geritten, frohlockend beim Gedanken an die Zukunft! Furchtlos, hoffnungsvoll, die Gegenwart als etwas Vollkommenes genießend! Tage eines verschwenderischen Glücksgefühls!

Er bildet sich zu einem gewandten Schützen und Reiter aus; betreibt eifrig das Studium der Geographie, Geschichte und Mythologie Indiens und wendet ebenso seiner Missionsgeschichte eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu.

Nachdem er zwei Jahre vergeblich auf seine Einberufung gewartet, glaubte der Vater, man habe ihn vergessen, und suchte ihn mit vermehrter Dringlichkeit zu bewegen, er möge sich doch dem Studium der Theologie zuwenden. Wieder und wieder weist der Sohn den Gedanken energisch zurück. Doch von verschiedenen Seiten hört er dieselbe Ansicht aussprechen, er sei wie geschaffen

zu dem geistlichen Beruf, und bei dem angeborenen Mißtrauen in das eigene Urteil, macht ihn dieses alles allmählich stutzig. Das mächtigste Prinzip seines inneren Lebens, der Trieb zur Selbstaufopferung giebt endlich den Ausschlag. Er ordnet sich der Entscheidung des Vaters unter und geht nach Oxford, um Theologie zu studieren. Fünf Tage darauf kommt die offizielle Aufforderung, in das erwähnte Regiment einzutreten. Aber er ist schon immatrikuliert; der Vater sieht darin eine göttliche Fügung, der Sohn unterwirft sich — und bleibt Theologe. Völlig hat er den Schmerz, den ihn dieses Opfer kostete, nie verwunden. Kann er doch noch 1850 die Äußerung thun:

Als ich heut in meinem Dragonermantel nachhause ging, überkam mich der Gedanke, daß ich eigentlich zur selben Stunde, darin eingehüllt, still in Moodkee hätte liegen müssen, wo die dritten Dragoner so tapfer gekämpft haben und wo nur frischeres Grün die Stätten kündet, da das sterbliche Teil der Helden wieder zu Staube wird. Aber hierin wie in allem anderen muß der Mensch ernten, was er gesät hat ...

Drittes Kapitel.

[Studienzeit in Oxford — Charakteristik — Studentenbriefe — Studien — Stellung zum Traktarianismus — Religiöses Empfinden.]

We look before and after,
And pine for what is not:
Our sincerest laughter
With some pain is fraught.
Shelley.

Im Oktober 1837 wurde Robertson Mitglied von Brazenose College in Oxford.

Was den Colleges in Oxford solch unnennbaren Zauber verleiht, ist das Hineinragen dieses vollkommen erhaltenen Stück Mittelalters in unsere Zeit. Bauten von einer künstlerischen Hoheit wie das Heidelberger Schloß sieht man bei uns nur in Ruinen. Dort sind sie die Heimstätte der Wissenschaft seit einer ununterbrochenen Folge von Jahrhunderten. Die Architektur ist so erhalten, wie sie aus der Hand ihrer großen Baumeister hervorging. Nur an der Oberfläche des dunklen Gesteins gewahrt man vereinzelte Spuren von Verwitterung. Da sieht man die Anfänge normannischer Bauten neben der Gotik, der Renaissance auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen. Traumhaft liegen die alten Paläste mit ihren Kreuzgängen, Türmen und Thoren in den wohlgepflegten stillen Gärten, unter deren herrlichen alten Bäumen stellenweise Rehe weiden. Aber bunte und feurige Blumen an fast allen Fenstern und der Schall froher jugendlicher Stimmen kündet den Zusammenhang der Vergangenheit mit ewig neu pulsierendem Leben, das hier nach Weisheit und Wissen forscht.

Studenten und Dozenten aller Grade wohnen in den behaglich ausgestatteten Räumen, speisen gemeinschaftlich in den gewölbten und getäfelten Hallen, von deren Wänden die Bilder der Männer herabsehen, die, aus diesen Colleges hervorgegangen, Bedeutung im Leben erlangt haben. Dozenten und Studenten tragen noch die mittelalterlichen Gewänder und Kopfbekleidungen. Und doch ist alles dem Bedürfnis und Leben der Gegenwart angepaßt.

Brazenose College gehört zu den kleineren Bauten, wurde gegründet 1509. Es hat eine schöne Bibliothek und Halle, und seine Kapelle ist mit einem bunten Fenster, auf dem die Leidensgeschichte in mehreren Feldern dargestellt ist, zum Andenken an Robertson nach seinem Tode geschmückt worden. Durch die Inschrift seines Namens scheint die Sonne auf die Stelle, an der er zu sitzen pflegte.

Zwanzig Jahre nach der Universitätszeit entwirft einer von Robertsons Genossen ein Bild von dem jungen Studenten, das den Schlüssel zu später ausgeprägten Zügen des Mannes giebt:

Feuriges Temperament, lebhafte Einbildungskraft, hoher sittlicher Ernst und Reinheit des Herzens, sowie ein unermüdliches Streben nach allem, was „wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet“ — machten ihn zu einem höchst interessanten Gefährten.

Er zählte nicht zu den gewöhnlichen Geistern, und dem tiefen Gehalt seiner Denkweise, sowie seiner mit Vorliebe der Ideenwelt zugewandten Seele war der gesellige, heitere Kreis Oxforder Genossenschaft wenig zusagend und ungeeignet für seine zarte, feine, vielleicht zu sensitive Natur. Er suchte seine Freunde unter den Denkern, den Gelehrten, den frommen und geistig bedeutenden Männern seiner Umgebung. Oberflächliches, triviales und thörichtes Geschwätz war ihm außerordentlich zuwider. Seine Vorstellung von geselliger Erholung und sein Bestreben dabei war immer auf geistigen Gewinn oder Förderung des inneren Menschen gerichtet. Er war unbefriedigt, ja unglücklich, wenn er nicht fühlte,

daß er im Zusammensein mit Freunden irgendein geistiges Gut von bleibendem Wert gewonnen oder mitgeteilt hatte. Fortschreiten lautete seine Parole, Vervollkommnung war sein Ziel.

Inhaltloses Amüsement war ihm Zeitverschwendung, und vollends der Jugendübermut der von Freiheit trunkenen, eben der Schulbank entronnenen Knaben fand bei ihm keinen Widerhall. . . . Diese Richtung seines Geistes führte ihn zu einer fast hochmütigen Abneigung gegen alles, was ihm wie Hefe, Schaum und Eitelkeit erschien.

Von dem Studentenleben hatte sich seine Phantasie ein so hohes Ideal entworfen, daß der Wirklichkeit gegenüber eine Reaktion kaum ausbleiben konnte. Er hatte einen viel höheren Standpunkt der Sitten und Moral erwartet. Seiner vorgefaßten Meinung nach sollte jede Vorlesung von Wissen strotzen, jeder Lehrer ein Ausbund von Vortrefflichkeit sein; jede Gesellschaft und jeder Kreis sprühend an Witz, mächtig in logischen Beweisführungen, reich an wissenschaftlichen und philosophischen Gesprächen. . . . . So konnten Enttäuschungen aller Art nicht ausbleiben.

Wir besitzen indessen auch Briefe aus dieser Zeit, die einen heiteren, jugendlichen, beinahe studentischen Ton anschlagen:

Brazenose, Mai 1838.

Ich bin gänzlich zur Eule geworden, sitze den ganzen Tag zuhause und fange erst abends an mich zu rühren. Trotzdem bekomme ich sehr wenig fertig tagsüber, obgleich der Zeitpunkt des verächtlichen Examens sich schnell nähert und mich anspornen sollte. Ich habe mich noch gar nicht darauf vorbereitet. Nicht einmal in der Logik. Ich stehe unter Platos Zauber, und er ist ein prächtiger Kerl, wenn auch nicht so groß als die Traktarianer ihn hinstellen. In einigen Jahren werden wir ihn hier noch mehr studieren. Augenblicklich ist Aristoteles alles in allem. Sewell liest über seine „Republik“, die ich gerade studiere, und betrachtet sie als eine Anticipation der christlichen Kirche! Mit großer Anstrengung suchte er den Beweis zu führen, das Studium Platos sei nicht nur immer einer wachsenden intellektuellen Bildung voraufgegangen, sondern auch der Wiedererweckung der christlichen Religion, oder gleichzeitig mit ihr aufgetreten. Ein andermal sagte er, die esoterische Methode

Platos beruhe auf demselben Prinzip, das den göttlichen Geist veranlaßt habe, die Wahrheiten der Bibel in unzusammenhängender Form zu offenbaren. Daneben noch andere wunderbare Entdeckungen. Quae, wie die lateinische Grammatik es poetisch ausdrückt, nunc perscribere longum est. Meine Freunde behaupten, ich sei auf dem besten Wege zum Puseyismus, da ich Plato liebte und Wordsworth läse. Es ist etwas außerordentlich Eisiges in dem Oxforder Dozentendünkel, der seinen unliebsamen Geist allem einflößt. Man spürt ihn in den Vorlesungen, der Kapelle, auf der Kanzel, in Vereinen, Gesprächen und einem gewissen Sondergeist. Man fragt sich unwillkürlich, werde ich jemals wieder einen Menschen wärmer lieben können als mit vegetabilischer Zuneigung? Es geht einem wie meinem riesigen braunen Wasserkrug vorigen Winter, der den ganzen Tag nur 18 Zoll vom Feuer entfernt stand, und dessen ganzer Inhalt ein Eisklumpen war. Nicht sehr elegant oder klassisch, werdet Ihr sagen. Dann also lieber: Es wirkt wie das Haupt der Meduse, das alles, was ihm naht, versteinert. Churton nahm mich vor 14 Tagen mit hinaus nach Isley, dem Rektorat seines Schwagers, wo er den Gottesdienst hielt. Die Familie war abwesend, und wir und zwei andere Oxforder hatten das Haus für uns. Wir waren alle darin einig, daß eine Entfernung von 18 Meilen den wunderbaren Einfluß hatte uns zu entsteinern, so völlig, daß wir uns untereinander kaum wieder erkannten.

Im November 1838 schreibt er an seinen Bruder Harry, der sich als Offizier nach Afrika eingeschifft hatte:

Mein liebster Bruder, zuerst laß Dir sagen, daß Du einen Brief von mir in der letzen Sendung gefunden hättest, wenn eine Banditengesellschaft in Rodney-House (dem Hause seiner Eltern) ihn nicht abgefangen hätte unter dem Vorwand, er sei auf zu dickem Papier geschrieben. Nachdem ich, der schlechteste aller Korrespondenten, endlich den Entschluß gefaßt hatte zu schreiben, war es wirklich sehr hart, so den Kredit einzubüßen. Ich will versuchen, Dir Ersatz dafür zu verschaffen. Dein Packet erhielt ich gestern — eine wonnige Überraschung. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ich Dir Deine Äußerungen über die Einsamkeit und den Schmerz bei dem bitteren Abschied nachfühlte. Es war mir, als hätte ich Dich nie geliebt bis zu dem Augenblick, wo wir den „Sovereign“ geräuschlos fortgleiten sahen über die scheinbar grenzenlose Weite, bis er uns auf immer in der Ferne entschwunden war. Unsere arme, geliebte Mutter! Was muß es ihr für ein Kummer sein, fünf Jahren der Trennung entgegenzusehen, wenn mir schon ein Jahr wie ein Jahrhundert

vorkommt. Solche Augenblicke gemahnen uns mit unwiderstehlicher Beredsamkeit daran, daß wir hier keine bleibende Stadt haben. Ich wünschte, es bliebe nicht dabei, sondern würde uns zum Anstoß, uns die bessere Heimat zu sichern. Deine Briefe, die mir vorkamen, als wären sie eben geschrieben, brachten mir mit heißem Schmerzgefühl die langen, öden Strecken Wasser ins Gedächtnis, die zwischen uns liegen. Gott allein weiß auf wie lange, vielleicht auf immer in dieser Welt. Wir wollen beide ernstlich darum bitten, daß die Trennung nicht lange dauere, und wir noch in dieser Welt eine köstlichere Gemeinschaft als irdische Geschwisterliebe erneuern mögen.

Ich versammle jetzt einen entzückenden kleinen Freundeskreis in Oxford um mich und hoffe, bald wird nicht einer darunter sein, ohne dessen Gesellschaft ich fertig werden könnte. Einer von ihnen interessiert mich ganz besonders. Er ist verheiratet und hat Familie; seine Frau ist ganz hervorragend. Er hat fleißig studiert und hoffte den Ehrengrad zu erhalten, bestand aber das Examen nicht zu meinem Kummer. In mehrfacher Hinsicht eine schwere Prüfung für ihn. Ich ging eben bei ihm vor; er war aus. Aber ich traf sie, ganz überwältigt von ihres Mannes bitterer Enttäuschung, und in schwerer Sorge um ihn. Ich blieb einige Zeit bei ihr, um sie zu beruhigen. Da hörten wir seinen Schritt an der Hausthür, und die ganze Frau war wie umgewandelt. Kein Seufzen mehr, sie sprach ruhig und gelassen und äußerte sich günstiger, als sie dachte. Die Stunde der Schwachheit war vorüber, und der tiefe starke Strom der Liebe des Weibes trug sie empor. So richtet sich das Schilf wieder auf nach dem Gewitter, das die Eiche zersplittert.

Das ist wieder ein Ton aus der Romantik meiner Knabenzeit, und sicherlich nicht dem braunen, eingetrockneten Tintenfaß meiner zweiundzwanzig Jahre entstiegen!

Ach wie hat sich alles so gewandelt! Unsere Träume, unsere lieben Pittville-Wanderungen, alles vorbei. Nur die Erinnerung an die schönen Stunden, die wir da mit den H.s verbrachten, sind unser. Aber die Erinnerung an Freude ist keine Freude mehr, nur der Gedanke an Schmerz bleibt Schmerz. Ach, daß die tausend Meilen, die uns trennen, leiblich so schnell wie geistig überbrückt werden könnten! Wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt bei Dir wäre! Aber der einzige von uns Entfernte wird nicht vergessen. Wir denken seiner in unserem Gebet. Gott segne Dich, liebster Bruder!

Wie jugendlich fröhlich er sein konnte, und poetischen Genüssen zugänglich, erzählt uns einer seiner Briefe aus dieser Zeit:

Brazenose, den 24. Juni.

Mein liebster Bruder! Ich setze mich hin, um mich ein paar Stunden mit Dir zu unterhalten, obwohl Du so weit fort bist. So will ich meiner Feder denn den Lauf lassen, ohne Rücksicht auf Ausdruck und Zusammenhang. Wir haben jetzt die großen Ferien. Ich bin aber doch noch hier geblieben in den düstern Mauern von Brazenose, ganz allein, teils um zu studieren, teils um mich wieder zurechtzufinden nach einer Zeit großer Aufregungen. Denn denke Dir nur, nicht weniger als fünfundzwanzig Damen sind in meiner Stube gewesen! Einen Tag brachten wir in Blenheim zu, einem schönen, aber melancholischen Aufenthalt. Leider geht der Palast rasch seinem Verfall entgegen durch die Nachlässigkeit des ruinierten Besitzers, des Herzogs von Marlborough. Der weit ausgedehnte Park ist prachtvoll, und das Haus enthält einige der schönsten Bilder in England, namentlich eine Madonna von Carlo Dolce, die allein hinreichen könnte, einen stundenlang zu beschäftigen. Eine unbeschreibliche Ruhe, ein überirdischer Blick verzückter Beschaulichkeit in Antlitz und Haltung, die einem unwillkürlich Scheu erwecken. Es ist merkwürdig, wie die redseligsten Menschen einer nach dem anderen vor ihrem Anblick verstummen. Abends gingen wir hinunter an den Fluß; es war der letzte Abend der Ruderwettfahrten, und wir sahen das Brazenoseboot im Triumph herankommen. Das ganze Jahr wird es an der Spitze aller Boote fahren! Alle anderen erhoben ihre Ruder und begrüßten uns mit Freudengeschrei, als wir vorbeikamen. Am nächsten Tag war die Feier. Wordsworth und Herschel wurden zu Ehrendoktoren ernannt und unter unendlichem Jubel gefeiert. Dann wurden die Preisaufsätze und Gedichte vorgetragen. Den folgenden Tag ruderten wir alle in einem achtruderigen Boot nach Newnham; ein schöner Tag. Newnham, wo der Erzbischof von York seinen Sitz hat, ist ein herrlicher Aufenthalt, dessen Schönheit sich steigerte durch den Anblick der vielen hellen Kleider, die einen anmutigen Kontrast zu seinem grünen Hintergrund und Waldesschatten bildeten: Picknickgesellschaften, Studenten, die wie wir hergekommen, um ihren Freundinnen die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. — Wir kamen nächtens zurück. Die Ruderschläge hielten Takt mit den melodischeren Klängen des kanadischen Rudergesangs und der Dame blanche, mit denen die Damen unsere Arbeit versüßten. Am Freitag frühstückten sie wieder bei mir — der Vizedirektor meines College und neun Damen. Mein Zimmer war mit Blumen geschmückt, vor jeder Dame stand ein eleganter Blumenstrauß in silberner Vase, und da ich das Geschirr des Colleges benutzen durfte, bot die Tafel einen prächtigen Anblick. Die übrige Zeit wurde dazu benutzt, Oxford zu besehen. Aber ach, die Zeit zu scheiden kam, und am letzten Morgen bildeten wir eine

melancholische Gesellschaft. Wir waren stets unzertrennlich gewesen, jeder so fest entschlossen zu gefallen und sich die anderen gefallen zu lassen, daß wir uns wie alte Freunde vorkamen, obwohl uns vorher zum Teil sogar die Brüder der Damen unbekannt gewesen waren. So schüttelten wir uns die Hände und sagten kein trauriges Wort. Ich kehrte in meine einsame Höhle zurück, die mir nun doppelt verlassen erschien, denn die fröhlichen Gestalten und lieblichen Gesichter, die noch vor kurzem darin aufglänzten, schienen mir noch darin umherzuschweben — nur in wesenlosem, schattenhaften Scheine! Ich habe die freundlichsten Einladungen erhalten, die Ferien an verschiedenen Orten zu verbringen: in Deutschland, auf der Insel Wight, in Lancashire 2c., was mir die dankenswerte Überzeugung aufnötigt, daß so oder so, wenn ich auch niemandes Freund bin, ich doch viele Freunde habe!

Robertson hat es vorgezogen*), statt, wie er es nannte seinem Geist Fesseln anzulegen und in den Geleisen zu wandeln, welche die Universität zur Erlangung von Ehrengraden vorschreibt, seinen eigenen Weg zu gehen. So kam es, daß viel weniger Begabte ihm in akademischen Auszeichnungen den Rang abliefen.

Später scheint er den Mangel systematischen Studiums nachteilig empfunden zu haben. Wenigstens schreibt er 1851 darüber an einen jungen Freund, der ihn um Rat befragt:

Mein lieber Kennion! Nur mit einem gewissen Widerstreben schreibe ich Ihnen über Ihren Studienplan; denn erstens bin ich nicht berechtigt Rat zu erteilen, und zweitens empfinde ich es als richtig, was Sie in dem Brief an Ihre Mutter hervorheben, daß nur Sie selbst diese Dinge beurteilen können. Sie ist aber sehr besorgt, daß Sie sich richtig entscheiden möchten, und hat mich um meine Meinung befragt. So hoffe ich, werden Sie überzeugt sein, daß ich Ihnen meinen Rat nicht aufdrängen will. Die Hauptfrage scheint zu sein, ob Sie Ihr Studium auf die Erlangung von Ehrengraden hinrichten sollen. Ich bin nun mit Ihnen der Ansicht, daß Ehrengrade praktisch geringen Wert für das Fortkommen des Mannes haben. Sie werden von der Welt bestenfalls bald vergessen. Aber die geistige Disziplin, die man durch die darauf bezüglichen Studien sich aneignet, ist wohl durch nichts anderes zu ersetzen; und zwar ganz unabhängig vom Erfolg oder Mißerfolg. Der Hauptvorteil liegt in der Nötigung, zusammenhängende Studien zu treiben,

*) Auf den englischen Universitäten treiben die Studenten in den ersten Semestern, auch die Theologen, klassische Studien.

wodurch unstätes Arbeiten ausgeschlossen bleibt. Man hat alsdann drei oder vier Jahre nach einem bestimmten, lang aussehenden Ziel zu streben. Ich widerspreche der Annahme, daß man sich das selbst schaffen könne. „Geschichte und zeitgenössische Schriftsteller" ist bestenfalls ein unbestimmter Studienplan, und der junge Mann kann nie sicher sein, ob er richtig gewählt und die eigene Weisheit ihn recht geleitet hat. Die spätere Erfahrung wird den Weg, den er eingeschlagen hat, schwerlich rechtfertigen, da er ihn nur auf gut Glück wählte. Schwierigkeiten lähmen dann den Eifer; bekämpfen kann er sie nicht, da es ihm zweifelhaft wird, ob es notwendig sei, sie zu überwinden. Schließlich, nachdem er de omnibus rebus et quibusdam aliis gelesen, findet er, daß, was er auch aus der bitteren Erfahrung gewonnen habe, eins ihm fehle: die Stätigkeit, auf ein fernes Ziel loszusteuern, und unentwegt zu arbeiten, bis er es erreicht hat. Um kurz zu sein: die Gewohnheit, nichts zu beginnen, was nicht durchgeführt wird. Ich that auf der Universität dasselbe, was Sie vorhaben; hatte niemand, der mich beraten hätte. Fromme Leute ermutigten mich eher dazu, da sie gewöhnlich die schwachmütigsten aller Menschen sind. Später erst habe ich mit Schmerz erkannt, daß ich unwiderbringlich verkehrt gehandelt habe. Die Aufregung theologischer Polemik, Tagesfragen, Politik, Strahlen und Blitze, die auf neue Weisheitspfade fielen, hetzten mich drei Jahre lang hin und her und änderten meine Pläne unaufhörlich. Jetzt gäbe ich jährlich 200 £ darum, wenn ich, selbst einen schlechten Studienplan, konsequent durchgeführt hätte.

Robertson beurteilt seine Studienzeit aus seiner späteren Entwickelung heraus wohl zu ungünstig. Seine Individualität war zu ausgeprägt, als daß er zeitig die Früchte der Kultur hätte pflücken können. Sie reiften langsam. Wirkliche Tiefe ist gewöhnlich unvereinbar mit glänzender Leichtigkeit der Auffassung in dem entscheidenden Alter moralischer und geistiger Entwickelung. Die schönen klassischen Studien, in die England seine Ehre setzt, hat er sich trotz der ausbleibenden Ehrengrade doch gründlich zunutze gemacht. Ihnen verdankt er die sichere Prägung seines Stils. Plato, der Dichter der Metaphysik, der Philosoph des Idealismus, teilte sich mit Aristoteles, dem strengen Meister der Dialektik, dem unvergleichlichen Analytiker in seine lebhafteste Bewunderung.

Man begegnet in Robertsons Predigten bald dem Einfluß des einen, bald dem des anderen, denn seine außerordentlich feine

Seelenkunde weiß sich die schönsten Bilder aus allen Gebieten des Wissens herzuholen.

Plato nennt er noch gegen sein Lebensende als einen „der Dichter, die ihm, — wenn sein Hirn geklopft, sein Geist unfähig einen Gedanken zu fassen und sein Leib erschöpft gewesen vor Anstrengung, allmählich die Spannung der Nerven gelöst, das drückende Dunkel gelichtet, die innere Verstimmung harmonisch ausgeglichen, und selbst die körperliche Erschöpfung in ein Gefühl von Kraft verwandelt haben."

Neben den Werken des Bischof Butler, die er sich völlig zu eigen machte, zogen ihn von englischen Dichtern zunächst Shelley und Coleridge an; später dominierte Wordsworth, für den seine Verehrung sich stetig vertiefte. Aber er ließ keinen außeracht und schreibt darüber:

Die Anfangsstrophe eines Gesangbuchs senkt oft tiefere Wurzeln in unser Dasein und trägt vielleicht mehr Frucht als alle formale Erziehung. Mit der Sicherheit eines Indianers auf der Fährte, können wir die verschiedenen Spuren des Einflusses der Dichter in unserem Leben verfolgen. Die von Byron bewirkte Erregung über ungerechte Schicksale; das Verführerische von Moores Sinnlichkeit; die gesunde, stählende Kraft Walter Scotts; die sänftigende Macht Wordsworths; die männliche Energie Drydens. Erst in späteren Jahren erlangen wir wahres Verständnis für die höchste Poesie.

In diese Zeit fällt Arnolds und Wordsworths Besuch in Oxford, und Robertson erzählt später in seinem Vortrag über Wordsworth, welch bedeutenden Eindruck die Persönlichkeiten beider Männer ihm damals gemacht haben:

Es wird euch allen noch erinnerlich sein, wie Arnold aus Rugby in seinem früheren Leben beargwohnt und verleumdet wurde, wie man ihn der Freigeisterei und ich weiß nicht wie vieler Ketzereien beschuldigte. Aber die öffentliche Meinung schlug um. Er kam nach Oxford, um Vorlesungen über Neuere Geschichte zu halten. Solche Vorgänge wie die nun folgten, hatte Oxford nie erlebt. Der Hörsaal war zu klein; man zog in das Theater, und alles, was auf geistige Bedeutung Anspruch machte, versammelte sich daselbst. Er trat auf die Rednerbühne ruhigen Schritts und mit männlicher Würde. Die ihn geliebt, während die ganze Welt ihn verachtete, fühlten die Stunde ihres Triumphes gekommen. Aber sie erlebten

Tieferes als persönliche Genugthuung. Die ihn damals gesehen, werden die Lektion nicht so bald vergessen, die in seiner Ruhe, Würde und einfachen Haltung lag — eine Lektion darüber, wie wenig die Frage der Popularität oder Unpopularität bei Beurteilung des eigentlichen Menschen in Betracht komme.

Ein anderes Mal war es Wordsworth, der in dasselbe Theater kam, um zum Ehrendoktor ernannt zu werden. Kaum war sein Name genannt, als aus dreitausend Kehlen ein nicht endenwollender Beifallssturm losbrach, der, kaum verhallt, wieder und wieder sich erhob und das zu dreien Malen. Da gingen Jünglingen die Augen über in einer Bewegung, deren sie sich nicht zu schämen brauchten; da schlugen Herzen in dem stolzen Bewußtsein des Triumphes, daß endlich die Welt das Verdienst des Mannes anerkannte, den sie schon so lange geliebt und als Lehrer hoch gehalten hatten. — Und doch, als der Lärm verstummt war, erlitt ihr Fühlen einen Umschlag: dies alles war nicht wahrer Lohn und Vergeltung dessen, was Wordsworth für England gethan. Es war, als würdige der Lärm den Dichter herab. Weit lieber dachte man ihn sich fern, in seinen einfachen Bergen, als Hohenpriester der Natur, in ehrenvoller Armut, der Freiheit und Wahrheit seine Lieder weihend, als hier, gekleidet in ein Scharlachgewand und von dem Beifall der Menge umrauscht (wörtlich: bespritzt).

Robertson war nach Oxford gekommen, als die traktarianische Bewegung, noch mit Newman an der Spitze, in voller Blüte stand. Aufgewachsen in der Frömmigkeit und Zucht der evangelischen Richtung, umwehte ihn hier eine völlig andere Luft.

Sein religiöses Leben war innerlich und glühend, aber noch nicht zu theologischem Verständnis erwacht. Daher wandten sich seine Studien mehr dem religiösen als dem wissenschaftlichen Gebiet zu. Es wäre begreiflich gewesen, wenn das poetische Bedürfnis seiner Natur sich von der ästhetischen Seite der neuen Bewegung mächtig angezogen gefühlt hätte. Aber seine Seele war klar und aufrichtig und „suchte nicht viele Künste“. Was ihn dagegen sympathisch berührte, war die religiöse Wärme ihrer Überzeugung, nicht aber ihre Lehren. So hatte ihm Newmans Predigt über „die Sünde nach der Taufe“ tiefen Eindruck gemacht. Es konnte nicht anders sein, als daß er in vielfache Berührung mit den Traktarianern kam. Es fehlte nicht an Versuchen, ihn hinüber-

zuziehen, und wie sehr er innerlich dadurch beunruhigt gewesen, ersieht man aus seinen Briefen. Er ringt nach Klarheit. Zunächst unterwirft er die Apostelgeschichte einem kritischen Studium, liest Colliers Geschichte, Calvins „Institutionen" und Rankes „Geschichte der Päpste". Ruhiger geworden, unterwirft er jetzt Newmans Lehren einer gründlichen Prüfung und lehnt sie für immer ab. In einem späteren Brief an seinen Vater spricht er von der verführerischen Oxforder Ketzerei und ihrem lähmenden Einfluß:

Um das zu wissen, muß man hier leben und es mit ansehen, wie vielversprechende, feurige Naturen, eine nach der anderen, in Selbstbetrachten und tödliche Erstarrung versinken, tot für den Erlöser und unbrauchbar werden für die Kirche, durch den giftigen Hauch dieses verfluchten Upa-Baumes. Ich sage verflucht, weil ich überzeugt bin, Paulus würde über Oxford dieselbe Sprache führen wie über die galatische Kirche, Gal. 5, 10 — verflucht, weil ich glaube, Gottes Verdammnis wird sie ereilen. Er hat sie über die päpstliche Ketzerei verhängt und sieht nicht die Person an, straft nicht nur den Namen, sondern die Sache. Möge er mir vergeben, wenn ich irre, und mich in alle Wahrheit leiten. Aber ich spreche nicht als einer, der niemals in Gefahr gewesen, kann daher nicht ruhig darüber reden. Es ist merkwürdig, welche Schößlinge die Ablehnung der außerhalb unser gesetzten Rechtfertigung treibt; wir wollen sie alsdann innerlich hervorbringen, sei es durch Selbstkasteiung oder Werke des Gehorsams, oder Sakramente; und das gerade dann, wenn wir des Herrn Werk am meisten zu verherrlichen meinen. Paulus hatte kaum Korinth erreicht, als die Galater wieder unter das „knechtische Joch" gefangen wurden.

Trotzdem regte sich schon damals der Wunsch in ihm, das, was er als richtig und schriftgemäß in dem System der Evangeliker erkannte, mit dem verschmelzen zu können, was ihm in Form und Disziplin der Traktarianer besser organisiert und in der Feierlichkeit ihrer Gottesdienste der Andacht würdiger schien. Seine Neigung und Erziehung führte ihn aber mehr auf die einfachen Ansichten und Lehren der Reformation zurück. Wonne war ihm das Studium der Schrift, namentlich des griechischen Testaments, zu dessen gemeinsamer Erforschung er sich zuweilen in Professor Churtons Wohnung mit anderen Studenten vereinte. Diese Stunden gewährten seinem bangen und ruhelosen Geist die liebste Erquickung.

Die Unterweisungen dieses Pastors und Professors Churton, des Hauptleiters seines College, waren von großem Wert für ihn. Machte er ihn doch auf die Gefahren und irrtümlichen Tendenzen der Traktarianer, wie sie sich allmählich entwickelten und ausgestalteten, aufmerksam. In seinen Räumen traf er oft auch mit verwandten Geistern, jungen Dozenten und anderen zusammen, die Churtons freundliche Gastlichkeit in zwangloser Weise um sich vereinte.

Frühe schon hatte sich ihm die Notwendigkeit genauer und kritischer Bibelkenntnis aufgedrängt; er lernte morgens beim Ankleiden das Neue Testament auswendig, und sein großartiges Kombinationstalent befähigte ihn später, bei jedem Dogma und jeder Lehre die bezüglichen Stellen sofort heranzuziehen.

Sein persönlicher religiöser Standpunkt kommt in den Briefen an die Seinigen aus dieser Zeit noch ganz in schablonenhafter evangelikaler Gefühlsweise zum Ausdruck. So schreibt er im September 1839 an einen Jugendfreund:

Mein lieber Hatchard!

Nun denn, in wenig Worten (ich habe wirklich nicht viel Zeit) zum Zweck meines Briefes! Aber es ist schwer, denn eine regelrechte Gratulationsepistel wird gewöhnlich so steif wie ein Kondolenzbrief. Aber jedes dahineilende Jahr verleiht den jährlich wiederkehrenden Gedenktagen größere Bedeutung. Besonders dem Tage, an dem eine verantwortliche Kreatur in eine Ewigkeit von Elend oder Freude hineingeworfen wurde. Als Knaben sahen wir dem Zeitpunkt entgegen in der Erwartung eines Feiertags und Kinderballs. Als Männer erscheint uns die Wiederkehr der Tage als Landmarken, auf denen die Sünden und Gnaden vergangener Jahre verzeichnet stehen. Früher Zeiten ungestörter Freude, jetzt von Selbstvorwürfen und melancholischen Rückerinnerungen getrübt. Versäumnisse unwiderbringlicher Gelegenheiten zum Guten, Jahre der Selbstverzärtelung, angenommene schlechte Gewohnheiten, Freunde, die sich uns entfremdet, andere, die wir mutwillig betrübt haben, in einigen Fällen die Stunde der Wiedervereinigung und des Wiedergutmachens auf immer dahin, weil sie in das ewige Heim eingegangen. Zwei Zeilen von dem Titelblatt eines kleinen geistlichen Liederschatzes, das ich seit meinem fünften Jahr nicht mehr angesehen, hat sich mir mit feurigen Buchstaben ins Gedächtnis gegraben:

Ach wenn sie doch nur wiederkäm,
Wollt sie betrüben nimmermehr!

Und daneben der Gedanke, daß wir nicht nur nicht das ewige Interesse derer, mit denen wir leben, gefördert, sondern ihnen oft noch den Eingang zu dem schon so engen Pfade versperrt haben! — Stürmt das alles auf uns ein, was kann ein Geburtstag dem denkenden Wesen da anders bedeuten als einen Tag tiefer Demütigung und Erniedrigung, unserem Schöpfer, Wohlthäter und Richter gegenüber? Aber Gott sei Dank u. s. w.

Es folgt ein dogmatisch formulierter Trost, abgeleitet aus der Rechtfertigungslehre.

Kurz vor Beendigung seiner Studien schreibt er seinem Vater:

Nach einer Periode anhaltenden, völligen und unsäglichen, wohl durch mein „irdisch gesinnet sein“ verschuldeten Dunkels, das nicht besonders gelichtet wurde durch Erforschung der Trakt-Ansichten — habe ich Friedenswochen genossen, wie ich sie kaum mehr zu hoffen gewagt, und wie damals, als ich zuerst die Freiheit des Evangeliums erkannte, den Wunsch aufs neue empfunden, mich ganz dem Ruhme meines Meisters zu weihen. Hiermit gewinne ich zugleich das Gefühl eines gewiesenes Weges, vielleicht nur in der Einbildung, aber doch sind Wünsche gewiß auch Mittel, wodurch Gott uns unsere Sphäre anzeigt. Als ich die Armee aufgab, verließ mich doch nie das Gefühl der Zugehörigkeit zu ihr, so daß der Schritt, wenn er aus eigener Initiative hervorgegangen wäre, fast einer Desertion geglichen hätte. Selbst unter den gegebenen Umständen fühle ich mich noch immer nicht ganz frei. Irgendwie meine ich noch immer, der Königin Abzeichen zu tragen, und den Menschen, denen ich in meiner Vermessenheit im bunten Rock zum Segen werden wollte, möchte ich nun, auf Grund einer besseren Hoffnung, in dem ernsten Gewand eines beglaubigten Gesandten Christi dienen. Um es kurz zu sagen: wenn es sich machen ließe, wäre mein größter Wunsch, Militärkaplan zu werden.

Dieser Wunsch erfüllte sich nicht.

Der tiefe Ernst, mit dem der junge Student seinem künftigen Amt entgegensah, geht aus einem Brief an seine Mutter hervor:

Mein liebes Mütterchen, ich höre, daß M. in Cheltenham so begeistert aufgenommen worden ist. Ich halte den Beruf eines beliebten Pastoren für einen der versuchungsvollsten auf Erden; gewöhnlich denkt er nicht darüber nach, wie viel, oder vielmehr wie wenig er geleistet, sobald er großen Eindruck macht, und erwägt nicht, welch ungeheurer Unterschied es ist, lebhaft aufs Gefühl zu

wirken und das Herz dauernd umzugestalten. Der Pastor, der großes Aufsehen und Aufregungen hervorruft, ist nicht notwendig der, welcher den „Lohn empfangen wird, dereinst zu leuchten wie die Sterne, weil er viele zur Gerechtigkeit gewiesen“. — Elend ist auch eine Versuchung, macht aber die Welt reizlos; Verfolgung macht abgeneigt, sich auf irdische Freunde zu verlassen, und drängt hin zu dem einen, den der Mensch vielleicht nie erwählte, wenn er andere gehabt hätte; Glück fesselt an die Erde, Beliebtheit steigert das Selbstgefühl und führt zur Nachgiebigkeit gegen die Welt. Es ist die alte Geschichte: ein Winter in Capua bringt zuwege, was nicht der Schnee der Alpen, nicht die Sonne Italiens, nicht der Verrat der Gallier, noch die Tapferkeit der Römer vermochten — — er richtet Hannibal zugrunde.

Viertes Kapitel.

[Robertsons Temperament — Ordination — Amtsführung in Winchester — Askese — Arbeit unter den Armen — Verhältnis zum Rektor — Religiöser Standpunkt — Todessehnsucht — Reise auf den Kontinent — Erstarken der Gesundheit — Heirat.]

Du möchtest jetzt schon in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes sein. Die Wohnungen im Hause der Ewigkeit, das himmlische Vaterland, das der Freude voll ist, das reizt dich, danach gelüstet dich. Aber diese Stunde ist noch nicht gekommen, sondern jetzt ist noch eine andere Stunde, die Stunde des Streites, der Arbeit, der Prüfung.

Thomas a Kempis.

Beim Amtsantritt war die Stimmung seines Gemüts vorherrschend trübe. Zum Teil lag dies in seiner schöpferischen Einbildungskraft, die jedem Gedanken, allem, was er sah und las, Form und Farbe verlieh und, sobald er ihr den Zügel schießen ließ, stundenlang umherschweifte. Da erzeugte ein Gedanke den andern, ein Gefühl rief das andere wach, bis gleichsam eine ganze Landschaft, mit Ideen und Gestalten bevölkert, vor seinem inneren Auge aufstieg. Er konnte nicht in einer so idealen Welt verweilen, in der ihm ein volleres Geistesleben, als er in seinem Beruf zu verwirklichen vermochte, lebendig bewußt wurde, ohne zeitweise das Opfer einer unbestimmten Schwermut zu werden, deren Unbestimmtheit seine größte Pein war.

Bei seiner außerordentlich sensitiven Veranlagung war es kein Wunder, daß dieser beständige Kampf zwischen Neigung und Willen sein Verstandes- und Gefühlsleben in Erregung hielt, und er in seinem jugendlichen, solchen Aufregungen nicht gewachsenen Alter bald die elastische Kraft und Frische seiner Knabenzeit einbüßte.

Eine solche Veranlagung vermehrte, wenn sie sie nicht erzeugte, eine Art religiöser Schwermut. Die Schwermut eines Menschen, der das geistliche Ideal, das ihm vorschwebt, nie zu erreichen glaubt. Er war nie befriedigt. Dies spiegelt sich in allen seinen Briefen. Sein Gefühl dafür war so stark, daß es eher einer Frau als einem Manne zu eignen schien. In manchen Zeiten war die daraus erwachsende Niedergeschlagenheit so tief, daß er in krankhafte Hoffnungslosigkeit versank.

Thatsächliche Veranlassungen kamen dazu. Er hatte während seiner Studienzeit Ereignisse erlebt, die ihn furchtbar erschüttert hatten. Er spricht einmal von einem Stoß, den er in der Jugend erlitten, von dem er sich nie wieder völlig erholt habe. Als erstes Erlebnis dieser Art hat es sich seinem Herzen unauslöschlich eingegraben. Dieser Neigung, sich trüben Gedanken zu überlassen, war aber eine seltene Fähigkeit beigemischt, sich an des Lebens Fülle und Schönheit zu begeistern. Es konnte ihn eine Heiterkeit des Geistes überkommen, in der er sich aller Trauer entschlug. Er besaß das Talent, die glücklichen Momente des Daseins so zu genießen, daß er sich selbst völlig darüber vergaß und, bis der entsetzliche Schmerz seiner tödtlichen Krankheit ihn Tag und Nacht zu quälen begann, hat er nie die Jugend des Herzens eingebüßt. „Das Lebensgewebe ist dunkel", pflegte er zu sagen, „aber goldene Fäden sind hineingesponnen."

Mit diesen Anlagen trat er in das geistliche Amt, und in der bloßen Thatsache seiner Ordination lag zum Teil die Ursache seiner gedrückten Stimmung. Prägte sie doch seinem selbsterwählten Opfer das unverbrüchliche Siegel auf.

Seine Ordination fand am 12. Juni 1840 durch den Bischof von Winchester statt. Die dabei Anwesenden wurden von seiner Bewegung und der Blässe seines Aussehens ergriffen. Tags darauf sah er aus, als habe er eine schwere Krankheit durchgemacht. In diesen Tagen schrieb er:

Es gilt Christi Werk zu treiben; wie kurz ist die dafür gewährte Frist! Wahrlich, nichts ist hienieden des Lebens wert, als

in ihn verklärt zu werden in Thaten, Worten, Gedanken und der Welt wirklich abzusterben.

Wenn wir uns Robertson — schreibt Pressensé — bei seinem Amtsantritt vergegenwärtigen, wird es uns klar, daß die Bande, die ihn an den Evangelismus knüpfen, bald reißen werden. Er hat das erste wahrhaft christliche System, das sich ihm in der Jugend darbot, ergriffen, aber gewissermaßen in Bausch und Bogen, sich an das haltend, was es an Heilswahrheiten enthielt. Der Same einer höheren Entwickelung liegt schon in ihm. Sein Geist, der sich an Plato und Aristoteles genährt hat, ist auf die Spekulation gerichtet. Er kann nicht umhin, das mächtige Instrument der Analyse auch auf den traditionellen Glauben anzuwenden. Dieser spekulative und metaphysische Zug hätte ihm ernstlich gefahrbringend werden können, wenn sein moralisches Bewußtsein nicht so lebendig gewesen wäre. Und dies war der Grund, weshalb er so bald einer Orthodoxie entkam, die diesem Element nicht genug Spielraum einräumt.

Aber von der ihm anerzogenen engen, religiösen Anschauungsweise und Sinnesart, kann er sich nicht befreien, ehe er bis in ihre Tiefen durchgedrungen ist. In diesem Punkt seiner Entwickelungsgeschichte liegt wieder eine Ähnlichkeit mit Schleiermacher. Wie dieser die Innerlichkeit und den Ernst des christlichen Gefühls aus seiner Herrnhuter Erziehung unverlierbar mit sich hinübernahm in sein späteres Leben und sie mit seiner freieren Denkweise verschmolz, so auch Robertson.

Er kannte die geheimen Bitterkeiten innerer Kämpfe und unterwarf sich einem freiwillig erwählten Asketismus, ohne irgendwelche berechtigte Veranlassung. Nur die Reizbarkeit seines Gewissens ließ ihm jeden Fehler als Sünde erscheinen, die ihn von Gott trennen müsse. Er brachte es weit in Selbstzergliederung und Selbstquälerei. Sein Tagebuch zu lesen, berührt peinlich; er teilt das ganze innere Leben in Rubriken, numeriert Sünden und Irrungen, findet Selbstsucht in allen Anstrengungen und Ent-

schlüssen und fertigt Listen der Gnaden und Gaben an, deren er sich besonders bedürftig erachtet. Versuchungen, die zum Teil aus der Eigentümlichkeit seines Temperaments hervorgingen, sucht er durch Selbstkasteiung zu überwinden. Seine persönlichen Bedürfnisse beschränkt er auf das Notwendigste, alles Übrige giebt er an Arme. Ein Jahr lang genießt er z. B. kein Fleisch, besucht keine Gesellschaften u. dgl. In seinem Tagebuch findet sich das Gebet aufgezeichnet:

Nimm jeden Gedanken gefangen unter den Gehorsam Christi. Nimm selbst das, was ich nicht geben kann: mein Herz und Leib, Gedanken, Zeit, Fähigkeiten, Geld, Gesundheit, Kräfte, Nacht und Tag, Jugend und Alter und verwende es in deinem Dienst, o mein gekreuzigter Erlöser, Herr, Erlöser, Gott! Ach, gieb, daß dies nicht bloß Worte seien! Wen habe ich im Himmel als dich allein? Und auf Erden ist keiner, den ich dir vergleichen könnte. Mein Herz dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?

Winchester, im Süden Englands gelegen, ist Bischofsitz und eine Stadt von etwa 17 000 Einwohnern. In der schönen alten Kathedrale liegen Alfred der Große und andere Könige Englands begraben.

Robertson wurde von dem Rektor Herrn Nicholson dort als Hilfsprediger angestellt an einer Kirche, die drei Gemeinden, zu einer Parochie vereinigt, umfaßte und 3—4000 Seelen zählte. Sie war in sehr verwahrlostem Zustande, als Nicholson sie übernahm; sein Vorgänger hatte wegen Trunksucht abgesetzt werden müssen. Kaum hundert Leute besuchten die Kirche. Mit dem neuen Rektor kam aber auch ein neuer Geist in die Gemeinden.

Es war ein großes Glück, daß der junge Hilfsprediger an ihm einen treuen Berater und Freund gewann, dem er sich mit Begeisterung hingeben und unterordnen konnte.

Die Hauptkirche hatte bereits vergrößert werden müssen, aber vieles blieb noch zu thun. Die Bevölkerung war arm und verkommen, Betrug und unmoralisches Wesen an der Tagesordnung.

Die Erbauung einer neuen Kirche erfuhr den heftigsten Widerspruch; ebenso die Errichtung von Gemeindeschulen, und zwar nicht nur von sogenannten kleinen Leuten, die unwissend und vorurteilsvoll dreinschauten, sondern auch von dem alten hochkirchlichen Adel, der in der Errichtung von Schulen eine gefährliche Neuerung sah.

Unter diesen erschwerenden Umständen trat der junge Pfarrer sein Amt an.

Seine erste Amtshandlung war die Leitung der Sonntagsschule, am 19. Juli 1840. Er hatte nichts an sich von der gewöhnlichen Ungelenkigkeit und Schüchternheit junger Geistlicher. Er war gleich in seinem Element, wie jemand, der schon lange die Waffen getragen hat. Seine erste Predigt am selben Abend war über den Text Jes. 55, 1: Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser.

Seine seelsorgerische Arbeit erstreckte sich hauptsächlich auf die Arbeiterbevölkerung. Er war so ernstlich und herzgewinnend beflissen zu helfen, daß er in vielen Punkten ihre Vorurteile gegen die „Kirche" überwand *).

Er schreibt im Oktober 1840:

Was meine Behandlung hier betrifft, so kann ich mich nur über zu große Freundlichkeit beklagen. Ich lebe beinah ganz bei Nicholsons, und wir gehen eines Sinnes Hand in Hand. Die Erinnerung an Oxford wird bald erblassen. Kein Wunder, denn das Studieren ist von schwierigerer Arbeit abgelöst worden: dem Kampf mit der Sünde in ekelhaften Lasterhöhlen. Doch bin ich mit wenig Ausnahmen auch an den übelsten Orten gut aufgenommen worden. Es ist schwer, die Last anderer Seelen zu tragen, sauere Arbeit — bergan steigen. Zuweilen machen einem zufällige Äußerungen dann auch wieder Hoffnung.

In einem Briefe an einen langjährigen Freund heißt es:

Ich will lieber dies bißchen Garnichts in Christi Weinberg arbeiten, als Reichtum und Ehren des Landes genießen. Eine mühselige Wanderschaft, aber ein großer Trost, daß sie nicht lange

*) Die Arbeiterbevölkerung in England hält sich mehr zu den Dissidentengemeinden als zu der „Kirche".

währen wird und der Kampf mit dem sündigen Herzen aufhört, sobald die Auferstehung seiner Glieder vollendet sein wird. Ich las kürzlich Brainards Leben, das für meinen Geschmack als Biographie unerreicht dasteht. Sein Motto war das der ersten Christen: „glauben, leiden, lieben". Wenn sich der Geistliche aber bei uns einmal etwas anstrengt, gleich umschmeicheln ihn hundert Stimmen mit Sorge um sein Leben, als ob ein warmer Ofen, reichliche Mahlzeiten und warme Kleidung sich mit der Vorstellung von Selbstmord vertrügen! Brainard rieb sich auf im Dienst seines Herrn und zwar in echter Selbstverleugnung, die niemand sah und bewunderte.

In unserer Gemeinde erleben wir viel Ermutigendes, und ich glaube, die einzige Enttäuschung ist die Trägheit des eigenen Herzens, der zu oft Verzagtheit folgt. Und doch überzeugt mich jeder Tag mehr, daß es eines und nur eines giebt auf Erden, das des Lebens wert ist, nämlich: Gottes Werk zu treiben und nach und nach hineinzuwachsen in die Gleichheit seines Ebenbildes durch Selbstverleugnung und Gebet. Wenn solches sich vollendete — je eher wir alsdann diesen Schauplatz mühseligen Kämpfens verlassen, um so besser, so weit dies uns selber betrifft. Bis dahin willkommen Kampf! Ringen! Sieg!

Über sein schönes Verhältnis zu dem Rektor giebt ein Brief nach dessen Tode an Frau Nicholson vom Jahre 1844 Aufschluß:

Meine liebe Freundin, es ist mir nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß ich mich in Ihren Schmerz drängen darf, denn unsere Trauer ist eine gemeinsame. In Ihrem so überaus liebevollen Gemahl habe ich einen Freund verloren, und es ist mein trauriges Vorrecht, Ihnen in Ihre Verlassenheit schreiben zu dürfen.

Die Nachricht, daß er uns genommen ist, hat mich erschreckt und feierlich gestimmt, denn ich ließ es mir nicht träumen, daß ich ihn überleben würde. All unsere glücklichen Sonntag Abende, unsere Ausflüge über Land und unsere amtliche Gemeinschaft traten mir plötzlich vor die Seele. Ach, was waren das für Zeiten und wie viel Güte haben Sie mir beide erzeigt, wie Bruder und Schwester an mir gehandelt, ja noch mehr! ... Ich habe auch soeben einen teueren Menschen begraben, und wir weinen gemeinsam. Aber ein Gefühl muß bei uns beiden alles in uns beherrschen: daß wir mit ganzer Entschlossenheit das Kreuz als unser Teil erwählten und es uns nicht wundern darf, wenn von seinem Blut etwas auf uns spritzt. Das Kreuz muß uns teuer sein, es komme wie und wann es wolle!

Oktober 1840. Rodney-Haus. An seinen Bruder.

Mein liebster Duesbery!

Du ersiehst aus dem Datum, daß ich, um etwas auszuspannen, daheim bin, was nach anhaltender Arbeit recht ersprießlich ist. Teils thut's mir leid, teils freut's mich, daß Du Dich noch nicht mit Bermuda ausgesöhnt hast. Es freut mich, weil Du Dich im Herzen noch bei uns zuhause fühlst, die Abwesenheit Dich nicht erkältet hat, und weil es beweist, daß Du unbefriedigt bist durch alles, was hienieden ist. Ich glaube, es ist etwas in des Menschen Herz gepflanzt, obwohl er eine gefallene Kreatur ist, das ihn zwingt, sich mit nichts zufriedenzugeben als mit Gott allein. Eine Spur ursprünglicher Majestät dessen, was er vor dem Fall war. Er lechzt immer nach etwas Neuem, und hat er es erreicht, so schmeckt es ihm schal. Dieses starke Bedürfnis, etwas zu lieben, veranlaßt den Menschen sich Götzen zu machen, die er mit eingebildeten Vollkommenheiten ausschmückt. Wenn aber alles in seiner Hand welkt und er die Unwirklichkeit der Dinge erkennt, bleibt ihm nur übrig ein Christ — oder aber ein Misanthrop zu werden. Wer Gottes unendliche Liebe in Christo zu sich erkannt hat, besitzt damit etwas, das seinen Einfluß nicht verliert, und eine Liebe, die nicht erkaltet. Denn der Vergleich zwischen Gottes langmütiger wiederholentlicher Vergebung mit seiner eigenen herzlosen Undankbarkeit muß ihn von der Wandelbarkeit seiner Liebe überzeugen. Und ich hoffe zu Gott, Dein Gefühl der Ruhelosigkeit wird in der Völligkeit des Friedens, den das Kreuz Christi uns erworben hat, aufgehen.

Alles verläuft befriedigend in Winchester. Aufmerksamkeit und Teilnahme vertiefen sich und wachsen allmählich...

Ich mußte kürzlich für einen anderen Geistlichen bei dem Begräbnis eines armen Mannes fungieren. Der Kirchhof liegt auf einer Anhöhe, eine halbe Meile oberhalb Winchester. Ich war bis zuletzt von meiner Funktion in Anspruch genommen, und die Nacht brach herein, als wir aus der Kirche traten. Ein alter Mann gesellte sich zu mir, wir gingen nebeneinander in ein sehr interessantes Gespräch vertieft. Es machte einen ganz romantischen Eindruck, als die Prozession langsam sich den Berg hinaufwand, unter dem allmählichen Tieferwerden der Schatten — und dieser Eindruck steigerte sich bis zur Erhabenheit, als wir auf dem Gipfel des aufragenden Berges an dem Grabe standen. Es war fast finster, und die dunkeln, stillen Gestalten um mich her, ihre weißen Hutbänder im Winde flatternd, der schwermütig seufzte — gaben der ganzen Scene etwas Feierliches, Unirdisches, besonders als der Sarg in das Grab hinabgelassen wurde, kenntlich nur durch den Kontrast mit dem umliegenden Schnee.

Die Vorlesungen haben nun in Oxford begonnen. Denke doch nur! Es erscheint mir wie der Traum aus einer anderen Welt. Alles hat sich in wenig Monaten so völlig verändert. Gewänder und Vorträge und Aufseher und die ganze konventionelle Sprach- und Empfindungsweise dieses ehrwürdigen Aufenthaltsortes werden bald genug in der Erinnerung verblassen.

Ein naher Freund Robertsons hatte von dieser selbsterwählten asketischen Periode seines Lebens, die er in harter unablässiger Arbeit zubrachte, den Eindruck, sie habe ihm innerliche Befriedigung gewährt, bis ihn ein persönlicher tiefeinschneidender Herzenskummer traf, ähnlich wie schon früher einmal in Oxford. Dies brachte seine durch asketisches Leben ohnehin geschwächte Gesundheit vollends herunter. Nach Jahresfrist wurde er krank, arbeitete aber so lange weiter, bis seine Kräfte versagten.

Da zwei seiner Schwestern an der Schwindsucht gestorben waren und eben seine Lieblingsschwester ihrem Tode entgegenging, glaubte er, dasselbe Ende stehe ihm bevor und zwar bald. Und der Gedanke war ihm lieb. Nur war er sich nicht im klaren darüber, ob seine Todessehnsucht nicht vielmehr Lebensmüdigkeit wäre, als Verlangen bei Christus zu sein. Der Arzt, in dessen Behandlung er sich endlich gab, drang auf vollständige Ausspannung, und Robertson reiste in die Schweiz.

Er schreibt seinem Rektor kurz vor der Abreise, er nehme nichts mit aus diesem Jahr der Amtsführung, als das tiefe Gefühl der Scham darüber, wie wenig der Beruf, gegen anderer Sünde anzukämpfen, von der eigenen Sünde freimache.

Mit diesem schmerzlichen Rückblick schließt er in Winchester ab. Indes Ortswechsel und gesunde körperliche Strapazen verfehlten auch auf ihn nicht ihre heilende Wirkung.

Er wandert zunächst den Rhein entlang, durch den Jura in die Schweiz. Aber nicht die Natur allein brachte ihm äußere und innere Genesung. Er vergaß sich und alles, was auf ihm lastete, in lebendiger und warmer Teilnahme an fremden Zu-

ständen und Verhältnissen. Alles suchte er zu verstehen und kam gern mit Leuten jeder Art in Berührung. Er besaß die eigentümliche Gabe, durch ein gewisses Maß der Offenheit, ganz absichtslos und ihm selber unbewußt anderer Vertrauen zu gewinnen. Was er sagte und wie er es sagte, entsprang unwillkürlich dem Eindruck, den jemand auf ihn machte. Sein sicheres Taktgefühl lehrte ihn stets das rechte Maß treffen. Daher die wunderbare Unmittelbarkeit dessen, was er sagte, und das seltene Maß an Selbstlosigkeit, das sein ganzes Auftreten so unwiderstehlich machte. Alte Leute frugen ihn, den fast noch an der Grenze des Jünglingsalters stehenden, um Rat. Fremde ließen ihn ohne Scheu in ihre geistlichen Kämpfe und inneren Konflikte blicken. Mit Andersdenkenden ging er in der Diskussion aber häufig zu weit. Die weise Duldsamkeit späterer Jahre mangelte ihm noch. Auch hielt er leicht eigensinnig und einseitig an seinen Meinungen fest und gab die Berechtigung anderer Ansichten nicht zu. So erzählt er von einer Diskussion, die er unterwegs gehabt:

Ich sagte ihm, wir könnten den nicht als Christen anerkennen, der die Gottheit Christi leugne. Ich brauchte diesen Ausdruck, weil er seine Göttlichkeit zugegeben hätte. Dies führte zu einer langen heißen Debatte.

In Genf hatte er Empfehlungen an Dr. Malan, dem Haupt der dortigen Pietisten, dessen Bekanntschaft zu machen ihm bedeutsam war.

Ich komme eben von einer guten, langen Unterredung mit Malan zurück. Leider in Gegenwart anderer, wo es immer schwer hält die Ruhe in der Diskussion zu bewahren. Man denkt an den eigenen Sieg und nicht an den der Wahrheit. Ich parierte jedoch nur und ließ mich willig kreuz und quer von ihm befragen. Er thut das in der liebevollsten und ernstesten Weise; ich konnte aber nicht nachgeben, weil ich überzeugt bin, daß meine Ansichten sich auf Gottes Wahrheit gründen.

Dr. Malan entging nicht die Melancholie, die sich Robertsons Frömmigkeit beimischte. Mon très-cher frère — sagte der beredte Apostel der Heilsgewißheit im juristischen Sinne — vous

aurez une triste vie et un triste ministère! „Das mag sein“, schreibt Robertson, „aber es handelt sich um viel wichtigere Dinge als um den Besitz des Friedens. Wenn wir sündigen, müssen wir unglücklich sein. Durch die Sünde leiden ist besser als in der Sünde Frieden haben.“

Da er die Frage von so hohem Gesichtspunkt aus betrachtete, konnte er sich natürlich nicht mit seinem ehrwürdigen Widerpart einigen.

In dies Erstarken neu gewonnener Lebenskräfte fällt nun ein Wendepunkt seiner Geschichte, der von größter Tragweite für sein ganzes ferneres Leben geworden ist.

Sein Biograph erwähnt ganz kurz die Thatsache, daß er jetzt auf der Reise einige Wochen im Verkehr mit einer vornehmen jungen Dame Helen, der Tochter von Sir George William Denys, Baron von Easton Estan, zugebracht und sich nach ganz kurzer Bekanntschaft in Genf mit ihr vermählt habe.

Niemand wird sich hierbei des Gefühls einer gewissen Bangigkeit entschlagen können. Wenn auch alles, was wir bisher von Robertson erfahren, noch nicht ahnen läßt, welche Geister in ihm schlummerten, so viel läßt sich schon jetzt herausfühlen, daß seine ganze Persönlichkeit sich im Werdeprozeß befindet, in einem Zustande spannungsvollen erst beginnenden Ausreifens. Er zählte dreiundzwanzig Jahre. Vor Jahresfrist hatte er die Universität verlassen. Lag nicht auch sein Gefühlsleben noch in der Enge religiöser Gebundenheit? War diesem asketisch gerichteten Sinn schon die Berechtigung tiefer leidenschaftlicher Zuneigung aufgegangen? Oder wollte sich eben die Wunde enttäuschter Liebe schließen, und war er in diesem gefährlichen Stadium halber Genesung eher geneigt, einem alten Wahn gewaltsam ein Ende zu machen?

Wahrscheinlich war aber der stets lebendige Impuls seines Lebens, der Trieb zur Aufopferung ausschlaggebend, einer ihm offen entgegengebrachten Zuneigung gegenüber, die er nicht kränken

mochte, um so mehr nicht, da er glaubte, das Mädchen suche religiösen Halt bei ihm, während sie nur erfüllt war von seiner Schönheit und dem Zauber seines Wesens.

Aber was ihn auch veranlaßt haben mag: Es ist wohl die Tragik des eigenen Lebens, die er einmal in die Worte faßt: „Unser Geschick liegt in unsern Händen, und unser Glück und Elend ist das genaue Ergebnis unsres eignen Thuns.“

Und er, der glühendste Apostel der Selbsthingabe, der in dem Opfer „ein Gesetz des Weltalls“ erkennt, verurteilt später

den Geist übertriebener Selbsthingabe als romantischen Instinkt — nur als Thorheit! Ihr Lohn ist die gewonnene Einsicht, daß sie alles verloren und nichts gewonnen, noch geleistet hat. Als Dank erntet sie Tadel und die zu späte Erkenntnis, daß Weisheit und Vorsicht allein auch die Selbstaufopferung aus dem wertlosen Zustand des blinden Instinkts erlösen müssen. Des einen Instinkt geht dahin, sein Leben zu erhalten; des andern, es zu verlieren. Des einen, es los zu werden, des andern, sein zu pflegen. Des einen, zu verprassen, des andern, aufzusparen. Das sind lediglich Instinkte, an sich weder gut noch böse, wenn sie nicht durch Gedanken geleitet und als Werkzeug des Geistes veredelt werden.

Nach seiner Vermählung führte Robertson die junge Frau zunächst seinen Eltern zu, die seit mehreren Jahren in Cheltenham ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

Im Februar 1842 starb die einzige noch lebende seiner Schwestern, deren Tod ihn tief erschütterte:

Das liebe, geliebte Mädchen! Du kannst Dir nicht vorstellen, von welcher Heiligung ihre junge Seele erfüllt war, die täglich bis zu ihrer Vollendung zunahm. Seit Jahren lag eine gehaltene Ruhe über ihr, die den Nachdruck, mit dem sie zuweilen ihre Meinung über wichtige Punkte zur Geltung brachte, auffallender noch und anziehender erscheinen ließen. Sie hat uns alle weit hinter sich gelassen, und wenn ich ihrer denke, empfinde ich wahren Ekel an der Frivolität und Weltlichkeit des eigenen Herzens.

Aus Gesundheitsrücksichten durfte Robertson noch während mehrerer Monate kein Amt versehen. Schon jetzt zieht er indes Ergebnisse aus der kurzen Amtserfahrung, die den Übergang seiner

Ansichten andeuten. Er schreibt im Januar 1842 aus Cheltenham:

Ich habe hier mehrmals (stellvertretend) gepredigt und werde von den einen als Traktarianer bezeichnet, von den andern als Ultracalvinist. Ich hoffe, beide Anschuldigungen heben einander auf; sie sind ja ganz unvereinbar. Wenn man wirklich entschlossen ist, das Papsttum zu meiden — einerlei, ob das römische oder das einer Partei — und praktisch die protestantische Lehre von der Suprematie der Schrift aufrecht erhält, muß man sich dabei beruhigen, mit konventioneller Phraseologie und verschiedenen feststehenden Ansichten in Kollision zu geraten. Doch dünkt es mich zuweilen hart, dem Verdacht solcher, die im Grunde Gottes Kinder sind, ohne Ausweichen stillehalten zu sollen, und es wäre ein Leichtes, das ihnen nicht Zusagende einfach außer Sicht zu halten, wozu ich mich auf der Kanzel sowohl als im Gespräch oft stark versucht fühle.

Fünftes Kapitel.

[Amtsführung in Cheltenham — Studium Carlyles — Tagebuch — Anzeichen innerer Umwandlung — Trennung vom Evangelismus — Philosophische Studien — Zweifel — Niederlegen des Amtes.]

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.
Konrad Ferdinand Meyer.

Im Januar 1842 bewarb Robertson sich mit Erfolg um die Hilfspredigerstelle an der Christuskirche zu Cheltenham und wurde im Sommer in das neue Amt eingeführt, das er beinahe fünf Jahre lang verwaltete.

Die Christuskirche liegt auf einer mäßigen Anhöhe, von woher man einen herrlichen Blick auf den langen Höhenzug der Malverner Berge genießt. Sie war bis vor kurzem die schönste Kirche der Stadt, und ihr hoher, schlanker Turm beherrscht weithin die Landschaft.

Cheltenham war ein damals besuchter Badeort, der jetzt wieder aufs neue in Aufnahme kommt. Die Lage der Stadt ist malerisch. Robertson beschreibt sie selbst:

Die Cheltenham umgebenden Berge bieten dem Auge große Abwechselung dar sowohl durch ihre schöne Formation und den Reichtum an Wald, als durch ihre wunderbar schöne Färbung. An den Bergen entlang ziehen sich die anmutigsten Thäler hin. Man baut in Cheltenham in einem viel besseren Stil als in Brighton; beinah

alle Villen, die weit verstreut in Gärten liegen, sind in gutem Geschmack aufgeführt, einige in italienischem, andere im Königin-Elisabeth-Stil. Über dem Ganzen liegt ein Hauch von Leichtigkeit und Grazie, der doch nichts Weichliches hat. Dies wird sehr durch die Fülle prächtiger Bäume unterstützt, an denen die Stadt reich ist; viele Straßen ziehen sich wie Boulevards hin und bilden lange, vornehme Alleeen von alten Ulmen.

Robertson hatte den Nachmittagsgottesdienst zu halten, und seine großen Rednergaben fingen an, sich bemerkbar zu machen.

Es kommt mir darauf an, schrieb er, ob meine Predigt Eindruck gemacht und nicht, ob sie bewundert worden ist.

Eine wohlfeile Popularität verachtend, bekämpfte er ohne Scheu das weltliche Treiben einer Stadt des Müßiggangs, befürchtete aber immer, nicht verstanden zu werden, und schreibt darüber:

Ich verberge nicht, wie es mich erfreute, von Ihnen zu hören, daß, was ich am Sonntag gesagt, empfunden und nicht etwa bewundert worden ist. Gott weiß, daß mir das keine Freude wäre. Wenn ich danach trachtete, so müßte ich sehr anders schreiben und handeln, als ich thue. Aber es ist, wie wenn ein flüchtiger Sonnenstrahl auf dicht verschlungene Pfade fällt, wenn ich merke, daß es Saiten giebt, die auch unter einer ungelenken Hand je zuweilen in Harmonie erklingen; solche unverhofften Erfahrungen durchschauern mich wie die geheimnisvolle Melodie, die der erste, überraschende Sonnenstrahl einst der Memmnonssäule wundersam entlockte — denn die Wahrheit zu sagen, fällt es mir oft schwer aufs Herz, was in den Worten liegt:

Kein Echo hab ich noch gefunden,
Ich leb und sterbe ungehört
Und senk den tonlos hallenden Gedanken
Stumm in die Scheide, wie ein Schwert.

Es giebt ja in jeder Gemeinde solche, die den Hilfsprediger dem Hauptpastoren gegenüber herabsetzen, und andere, die sich in originelle Anschauungen nicht finden können und durch jede vom Hergebrachten abweichende Auslegung beirrt werden. Aber Robertson litt seiner Eigentümlichkeit nach auf ungewöhnliche Weise darunter.

Er hatte eines Sonntags mit seiner ganzen Beredsamkeit darthun wollen, daß diese Welt, ohne Religion, ein Rätsel bleibe

und daß nur die christliche Religion den Schlüssel zu seiner Lösung biete. Den folgenden Tag erhielt er einen anonymen Brief von einer der Zuhörerinnen, die er wohl scherzweise seine Bischöfe im Frauengewand nannte, in dem er belehrt wurde, daß das Christentum alle von ihm erwähnten Schwierigkeiten aufhebe —: Das also — sagte er — sind die guten Früchte meines Predigens.

Bis an sein Lebensende ging dies so fort. Den Mangel geistiger Befähigung bei anderen, ja ihre wirkliche Beschränktheit empfand er stets wie eigene Verschuldung. Daß er nicht so unverständlich war, wie er es sich einbildete, selbst wo er einfache, ungebildete Leute vor sich hatte, erhellt daraus, daß, als er während einer seiner Vakanzen eine ländliche Gemeinde übernommen hatte, die erst fast leere Kirche bald von schlichten Landleuten voll wurde, die dasselbe atemlose Interesse an seinen Predigten bekundeten wie später die gebildeten Zuhörer in Brighton. Zu wem er auch reden mochte, die Sympathie, die er ihnen entgegenbrachte, machte ihn allerlei Leuten verständlich.

Das fortgesetzte Studium Carlyles bezeichnet für die Jahre in Cheltenham den ersten Wendepunkt in seiner geistigen Entwickelung.

Carlyle*) hatte in England zuerst die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der großen deutschen Dichter gelenkt und ihre freieren, umfassenderen Lebensanschauungen, ihre höhere Art der Kritik zu erschließen versucht. Er wies nach, daß auch in diesem Können ein religiöses Moment enthalten sei; daß der Begriff der Religion auf einer breiteren Basis ruhe, als die damalige insulare Beschränktheit ihr zuerkannte, daß sie dem ganzen Leben zugrunde liege, der Kunst, Spekulation, ja jeder geistigen Errungenschaft. Carlyle hatte von Goethe gelernt, daß in jedem Menschenherzen eine religiöse Fiber schlage. Er lehrte, alle geistige Thätigkeit käme von Gott und nicht vom Teufel. Gottes Dasein ist nach ihm nicht

*) Siehe Tulloch, Movements of Religious Thought in Britain.

eine bestreitbare Möglichkeit, sondern eine „Wirklichkeit“, deren Gewißheit nicht auf kirchlicher Autorität, apostolischer Succession oder sogenannter Geschichte beruht, die sich möglicherweise als Legende erweist, sondern eine ehrfurchtgebietende Thatsache, die das Schicksal jedes Menschen persönlich bezeugt. Nur hierauf gründet sich nach ihm die Sanktion der Pflicht und aller sittlichen Forderungen. Wenn er dem kirchlichen Christentum in mancher seiner damaligen Erscheinungsformen gegenübertrat, so bekämpft er den Materialismus in allen seinen Ausgestaltungen mit ganz anders heftigen Keulenschlägen. Carlyles Einfluß auf Robertson war in diesem Stadium seiner Entwickelung gerade auf diesen Gebieten der denkbar größte und umgestaltendste. Er ist in vielen seiner Predigten nachzuweisen. In späteren Jahren äußert er sich darüber:

Ich bin überzeugt, Carlyle hat unsere heutigen denkenden jungen Männer mehr beeinflußt als irgend jemand sonst. Seine Denkungsart hat sich auch der geistigen Führer Amerikas (Emerson) bemächtigt, und sein Einfluß auf die Empfindungsweise der Höchstgebildeten der Mittelklassen, ist mit keinem andern zu vergleichen. Für mich ist dies kein Merkmal des bloßen Talents. Umgestalten ist Vorrecht des Genies. Häufig aber eignet dem Talent dieselbe Kraft der Intuition wie dem Genie. Ist der Geist mit einer unendlichen Fülle von Gedanken ausgerüstet, die er völlig verarbeitet hat, so eignet er sich wunderbar schnell die Leichtigkeit der Kombinationsfähigkeiten an, die wir gewöhnlich dem Genie allein zuschreiben. Wie Carlyle von Mirabeau sagt, dem der Vorwurf gemacht wurde, anderer Leute Gedanken zu verwerten: Anderer Leute Gedanken sich wirklich zu eigen machen und sie nicht nur einfach wiedergeben, ist ein Zeichen von Genie. Warum haben sie das Rohmaterial ihrer eigenen Gedanken nicht selbst so gut zu verarbeiten gewußt?

Daneben treibt Robertson mit Vorliebe geschichtliche Studien und bereitet sich aus Niebuhrs römischer Geschichte und Guizots Werk über Zivilisation zu seiner Auslegung der Bücher Samuelis vor. Täglich liest er Tennyson und Dante und weiß 1845 das ganze Inferno auswendig.

Schon auf der Universität hatte ihn das Studium der Geologie und Chemie angezogen, und das Interesse an naturwissen=

schaftlichen Problemen blieb ihm zeitlebens lebendig. Gründliche Kenntnisse auf diesen Gebieten machten es ihm geläufig, später die Übereinstimmung sittlicher und religiöser Gesetze mit den Naturgesetzen darzuthun und auf diesen Gebieten nicht Gegensätze und Hindernisse für das religiöse Leben zu erblicken, sondern im Gegenteil Zeugnisse für die Einheit und enge Zusammengehörigkeit der Schöpfung und Weltregierung Gottes.

Auch die Tagesfragen ließ er nicht außeracht und studierte staatswissenschaftliche Werke, um sich in Dingen der Politik Selbständigkeit des Urteils zu bilden.

Robertsons Einfluß machte sich nicht nur unter den Laien geltend. Bei den Zusammenkünften der Geistlichen verhielt er sich anfangs schweigend; wenn seine Amtsgenossen aber über die Auslegung eines Textes in Schwierigkeiten gerieten, setzte er sie in Erstaunen, mit wie wenig einfachen Worten er blitzartig die fragliche Stelle erhellen konnte. Er drängte sich bei solcher Gelegenheit nie hervor. Um so mehr wurden seine Gaben erkannt und geschätzt.

Sein inneres Leben während dieser Jahre ist ein rastloses Ringen nach Klarheit. Man hat unter seinen Papieren eine Art Selbstgelöbnis gefunden, das den Beginn der Erschütterung seines theologischen Denkens kündet:

1843. Es gilt die Liebe, die mir fehlt, erbitten, als freie Gabe; denn dazu zwingen kann ich mich nicht, 1 Joh. 4, 8. Gemeinschaft mit Gott läßt sich nicht erlangen durch Abstraktion und Askese, sondern nur durch die Entwickelung christlicher Bruderliebe, 1 Joh. 4, 12.

Selbstverleugnung im Essen. Gründe: Mein Leib soll ein Tempel des heiligen Geistes sein. Ausschreitungen machen unfähig dazu, machen mich verdrossen, gleichgültig, unzufrieden mit mir selbst und daher mit andern. Die christlichen Tugenden können nicht von mir ausstrahlen. Unmäßigkeit macht irdisch und niedrig gesinnt und läßt mich meinen Pilgerstand vergessen. Sie werden zu Vorläufern weiterer Unmäßigkeiten denselben Versuchungen gegenüber.

Sie hindern mich am Lesen und Betrachten, schwächen das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes und meines von ihm Angenommenseins, weil ich das Zeugnis der Lauterkeit verliere. Es muß mir die Lippen schließen, wenn sie andern Christi Selbstverleugnung predigen wollen. Wird es von andern bemerkt, so trägt es mir mit Recht Feindschaft und die Beschuldigung der Inkonsequenz ein ...

Frühes Aufstehen heißt den Tag mit Selbstverleugnung beginnen und verleiht damit der Stimmung des ganzen Tages seinen Charakter. Man gewinnt in der Frühe Zeit zum Gebet und kann das erste warme Verlangen vor Gott bringen, ehe die dumpfen, ertötenden, irdisch gerichteten Einflüsse der Außendinge Zeit hatten, die Frische des Erstgefühls abzuschwächen. Es breitet Ruhe über den ganzen Tag. Spätes Aufstehen ist das Vorspiel eines Tages, an dem alles schief geht.

1845 verzeichnet er als Vorsätze:

Von jedermann lernen.

Versuchen, die eigene Bedeutungslosigkeit zu fühlen.

An mich glauben und an die mir anvertrauten Pfunde.

Versuchen, die Konversation ergiebiger zu machen und zu dem Zweck meinen Geist mit Kenntnissen bereichern; aber auf der Hut sein, nicht glänzen zu wollen.

Versuchen, das heutige Prinzip zu verachten, wonach jedermann das eigene Lob verkündet, und es vielmehr als eine Erniedrigung empfinden, vom eigenen Thun zu reden wie ein armseliger Prahlhans.

Bestrebt sein, das beliebte Zeichenfordern des ehebrecherischen Geschlechts unserer Tage zu vermeiden. Ich verlange eine laute Stimme vom Himmel darüber, ob ein Ding unrecht sei, während eine geringe Prüfung seiner Folgen genügt, um mir zu zeigen, daß Gott sich dagegen erklärt. — Zeichen und Wunder fordern, stimmt nicht überein mit den ewigen Weltgesetzen.

Weniger von mir sprechen und weniger an mich denken.

Nach Gedankenkonzentration streben.

Versuchen, das Luftschlösserbauen zu unterlassen.

Systematisch Besuche machen und die Fächer zu bemeistern suchen, die den Zustand der Armen betreffen.

Dem Gewissen folgen, und nicht dem Verstande, wie Pilatus that.

Die Aufmerksamkeit auf Christum selbst richten, statt auf die Lehren von seiner Person.

Alle mir anvertrauten Geheimnisse als unverbrüchlich betrachten, besonders jede vertrauliche Mitteilung über geistliche Schwierigkeiten.

Eingehendes Interesse haben an den mir mitgeteilten Wirrungen.
Mein Gewissen strenger prüfen.
Meine Gedanken ohne Zerstreutheit im Gebet sammeln.
Einen bösen Gedanken nach dem andern bekämpfen.
Wachsam sein der zunehmenden Gewohnheit unbarmherzigen Richtens gegenüber.

Von dieser Zeit an, sagt Pressensé, gewinnt die Menschheit Christi eine vorwiegende Bedeutung in Robertsons Betrachtungen; man fühlt, wie der eisige Schleier traditioneller Scholastik vor ihm fällt; er ist mit dem lebendigen Christus in Berührung gekommen.

Wir lesen folgende bedeutungsvolle Worte darüber in einem Brief an eine schwergeprüfte Freundin:

Meine liebe Frau X. Der Anblick Ihrer Handschrift war mir die größte Freude. Er versetzte mich in alte Zeiten — Zeiten — nun es müßte seltsam zugehen, wenn ich die vergessen könnte! Aber der Inhalt Ihrer Zeilen hat mich sehr betrübt, denn ihr ganzer Ton, obwohl ergeben und gelassen, zeugt von langem, dunkeln Kampf und einer fast unerträglich schneidend scharfen Qual. Ach, wie wenig wissen wir einer von des andern Kümmernissen — wie wenig ahnen wir die Stunden einsamer, heißer Kämpfe, durch die jedes ernste, liebevolle Gemüt in dieser so ganz unbegreiflichen Welt hindurch muß. Manchmal scheint es ein Wunder, daß man je wieder lächelt — so oft scheint das Leben in völligen Ruin, ja in ein Nichts zusammenzufallen.

Ich glaube, ich kann Ihre Prüfung verstehen und etwas ahnen von dem bittersten Zuge derselben — diesem unaussprechlichen, völligen Alleinsein! Mit unserer Umgebung in zwei verschiedenen Empfindungswelten leben, ist zehnfach unerträglicher als da zu sein, wo den ganzen Tag eine fremde Sprache gesprochen wird, von der wir nicht ein Wort verstehen.

Das Herz allein ermißt sein bitteres Weh, und ein Fremder hat nichts zu schaffen mit seiner Freude*). Diese Worte stellen mich immer an den Uferrand unerschöpfter und unermeßlicher Empfindungstiefen.

Ich wünschte von ganzem Herzen, daß ich so mit Ihnen fühlte wie ich möchte, oder daß ich meine Empfindungen so ausdrücken könnte... Aber ich fühle auch, daß menschliche Sympathie bei

*) Von Luther in einem anderen Sinne übersetzt. Spr. Sal. 14, 10.

Ihrem Leid beinahe Hohn ist. Keiner kann es empfinden und sicher niemand ihm Linderung bringen als nur der Mensch Christus Jesus, dessen Herz, voll unergründlicher Liebesfülle, einen Wiederhall hat für jeden Pulsschlag des Ihrigen. Meinem Herzen ist die wunderbare Thatsache, daß Gott sich mit einer Seele menschlichen Mitfühlens ausgestattet hat, die allerköstlichste, die ich am wenigsten von all den lebenschaffenden Lehren, die ewige Wahrheit enthalten, aufgeben könnte. Daß Christus, unser auferstandener und aufgefahrener Herr, jetzt noch alles fühlt, was wir fühlen und daß er uns in all unseren furchtbaren Kämpfen die Seligkeit seines Mitfühlens zuteil werden lassen kann — dieser Wahrheit kommt für mich keine andere gleich.

Daran reiht sich die tiefe Bedeutung des Schmerzes, daß wir durch Leiden sollen vollkommen gemacht werden. Kann ein Menschenkind eine würdigere Krone tragen als die Dornenkrone? Wunden, Dunkel, Einsamkeit — aber der ehrliche Kampf einer Seele, der es Ernst ist in ihrem furchtbaren Ringen nach Licht und Klarheit, hin zu Gott. — Das ist nun Ihr Teil. Ach, möge Gott Ihnen beistehen und Sie lehren, daß des Christen Wahlspruch überall und immer Viktoria heißt. Ich sehne mich danach, Sie wiederzusehen. Meine Frau sendet Ihnen ihre innigsten Wünsche.

Folgende Stellen aus Briefen sind ein weiterer Ausdruck seiner damaligen religiösen Denkweise:

Es ist ein großes Ding, ein Christ zu sein! Welch wundervolle Hoffnung, daß wir dereinst teilhaben sollen an der göttlichen Natur!

Ach könnten wir nur die schwere Lektion lernen: Dein Wille geschehe! Dies sagen zu können bei jedem Verhängnis, sei es, was es wolle, ist Inhalt und Summa aller Religion.

Wir sehen uns hier weit entfernt von dem dürren Dogmatismus, dem Jesus nichts weiter ist als der Inhalt eines Kapitels oder Paragraphen in der Kette des Systems. Ein neuer Strahl erwärmt die kalte Metaphysik des vierten Jahrhunderts. Dieser große Gedanke, der aus dem Herzen kam, birgt im Keim eine reiche theologische Entwickelung; aber Robertson erlangte sie nur durch viele heiße Kämpfe.

Die wärmste Freundschaft verband ihn mit seinem Rektor Boyd. Er verehrte und liebte ihn mit kindlicher Hingebung und stellte ihn bis zur Selbstunterschätzung über sich. Boyds Einfluß

machte sich namentlich günstig auf die Ausarbeitung von Robertsons Predigten geltend, auf die er jetzt einen ganz neuen Fleiß verwendete.

Nichts hat mehr dazu beigetragen, sein Freiwerden von den Banden einer Partei herbeizuführen, als seine Anwesenheit bei den kleinlichen, aufregenden Debatten, die sich in Cheltenham gegen die traktarianische Bewegung erhoben. Er schreibt damals:

Dr. Puseys Lehre von der Eucharistie halte ich für ebenso gefährlich, nur viel unglaublicher noch als die Transsubstantiationslehre. Der Vizekanzler hätte ihm Gelgenheit geben können zu widerrufen, aber ich bin sehr froh, daß er es nicht gethan, weil es nur einen ganz aussichtslosen Streit in die Länge ziehen würde. Was die englische Kirche betrifft, so gehöre ich ihr ganz und zwar ex animo. Ich will damit nicht sagen, daß, wenn ich ihren Taufritus verfaßt hätte, ich mich gerade mit ihren Worten ausgedrückt haben würde. Aber wie sie einmal ist: „ich liebe dich, trotz aller deiner Mängel“. Der Zustand der „evangelischen“ Geistlichkeit scheint kläglich zu sein. Gefühle statt Grundsätze, und eine elende, abgeschmackte Religiosität, die sie gegen den früher gesunden Zustand eingetauscht haben. Ihre Anhänger liebe ich noch weniger als die Führer selbst. Sie sind nur der Abklatsch der Fehler dieser in vermehrter Auflage. Ich stehe wie Sie auch beinahe allein — ein theologischer Ismael. Die Traktarianer verabscheuen mich, und die Evangelikalen äußern etwas sehr deutliche Zweifel an mir.

Ich stimme ganz mit Ihrer Meinung über die calvinistischen Lehren überein. Ich glaube, wir sollten sie predigen, soweit wir ihnen in der Schrift begegnen, immer in Verbindung gebracht mit der Erwählung zur Heiligkeit. Thatsache ist — eines und nur eines haben wir hier auf Erden zu treiben — der himmlischen Natur teilhaftig zu werden, ehe wir sterben. Das ist praktisch und leicht zu verstehen. Wir können es nicht aus uns, aber die Wirksamkeit des Geistes ist uns in der Zeitlichkeit gegeben, um uns durch seinen Einfluß in Gottes Bild zu modeln. Dieser hohen Wahrheit gegenüber, welcher Wahnsinn, unsere Zeit zu verlieren mit der Spekulation über unsere Erwählung! Ich predige darüber, wie ich hoffe, ohne Kompromiß und Mißverständnis, suche sie aber dem höheren Zweck unterzuordnen, die Sünder zu der verlorenen Reinheit zurückzuführen.

10. Januar 1843.

In der Reformation und der darauffolgenden Zeit scheint mir der Irrtum, an unwesentlichen Äußerlichkeiten kleben zu bleiben, auf

beiden Seiten zu liegen. War es unverzeihlich von der hochkirchlichen Partei, Leben und Tod davon abhängig zu machen, so trifft die Puritaner derselbe Tadel, um solcher Dinge willen eine Spaltung der Kirche herbeigeführt zu haben. Es mag durchaus richtig sein, daß sie, wie der Schuljunge, der nur einmal lebte, ablehnten, A zu sagen, weil sie bald darauf hätten B sagen müssen. Sie hätten die Sache aber besser abgewartet und sich lieber auf einen lebensfähigen als auf einen lächerlichen Standpunkt stellen sollen ...

Dies Prinzip halte ich in unserer gegenwärtigen Krisis für wichtig, so zweifelhaft seine Anwendung im einzelnen sein mag.

Wir sind benötigt, vorsichtig und behutsam zu wandeln und kein Ärgernis zu geben. Anstoß wird nicht ausbleiben, weil unsere Prinzipien sich mit keiner Devise decken. Selbst nicht durch eine zweite Auflage von Tract 90. Zwischen den Traktarianern und uns besteht ein bellum internecinum. Ich würde aber den Kampf vermeiden, bis das Prinzip auf dem Spiel steht, und bis es zu Kniebeugungen am Altar kommt, glaube ich, kann man sich mit den äußerlichen Gebräuchen irgendwie auseinandersetzen. Ich wünschte, wir wären bei einander.

In Cheltenham waren zwei Strömungen am Ruder; eine weltliche und eine religiöse, die zuweilen unmerklich ineinander verschmolzen und sich dann wieder schroff gegenübertraten. Der Ort war ein wahres Treibhaus religiöser Erregungen. Engherzigkeit und Bigotterie ließen sich die Zügel schießen, und Robertson mußte die Erfahrung machen, daß eine Frömmigkeit, die ihm aufrichtig erschienen war, von kleinlichen und gehässigen Motiven geleitet wurde. Alles war erlaubt, wenn man an die „gute Sache" glaubte. Die Verleumdung entfaltete sich nach Belieben, wenn es sich darum handelte, den Feinden des Herrn zu schaden. Das edle Banner des Evangeliums wurde in den Staub gezogen. Gewöhnlich langte die religiöse Diskussion — in der kleinen Stadt schon an Klatsch grenzend — bei verhaßten Persönlichkeiten an. Jedermann wurde von dem Parteigeist klassifiziert und etikettiert, und ohne Übergang fiel man aus dem unendlich Großen ins unendlich Kleine. Man kann sich leicht vorstellen, was Robertsons edle Natur in dieser erstickenden Luft litt und welch unsäglichen Widerwillen ihm diese elenden Zänkereien einflößen mußten.

Robertson hatte das Christentum als eine Religion gerechter

und barmherziger Weitherzigkeit betrachtet. Die Unwahrhaftigkeit seiner Umgebung mußte seine wahrhafte Natur empören. Fromme Gefühle in dem Munde solcher, die ein ganz äußerliches Leben führten, schmerzten ihn geradezu. Er unterließ es fortan, Andachtsbücher zu lesen, in der Sorge, in dieselbe Gewohnheit eingelullt zu werden: religiös zu fühlen, ohne danach zu handeln! Mit Entsetzen mußte er sich abwenden von den heftigen und blinden Beschuldigungen, welche die evangelischen Zeitungen unter dem Mantel des Christentums ausstreuten. Er sagt von ihnen: „Sie lügen in Gottes Namen, andere in des Teufels Namen, das ist der ganze Unterschied.“ Unter diesen Eindrücken machte er sich los von der Partei der Rekorditen („Record“, Organ der äußersten Rechten der Evangelikalen), um so mehr, als er angefangen hatte, die theologischen Fragen unter neuen, freieren Gesichtspunkten zu studieren. Allmählich kamen ihm Bedenken über die Wahrheit der Lehren dieser ganzen Richtung, derer er nicht Herr werden konnte. Lehren und predigen zu müssen wurde ihm schwer. Er fühlte, daß er sich auch von dem edler gesinnten Teil der Partei lossagen müsse. Zu ihnen gehörte der von ihm heißgeliebte und verehrte Rektor Mr. Boyd. Das Freundschaftsverhältnis zu ihm war Robertson unauflöslich mit seinem inneren Sein verknüpft erschienen. Aber mangelndes Verständnis von der anderen Seite für die schwere Krisis, in die er sich versetzt sah, führten zunächst Erkältung und dann einen Bruch des Verhältnisses herbei, der für ihn ein Schlag war, den er nie völlig verwunden hat.

Robertson hatte in Cheltenham die Bekanntschaft eines in deutscher Philosophie und Theologie bewanderten Mannes gemacht, eines Arztes Dr. Acworth, der ihn in seine Ideenkreise einführte und dem er bald freundschaftlich nahe trat.

Robertson interessierten die dahin einschlagenden Fragen aus dem Gesichtspunkt persönlichen religiösen Lebens, im Gegensatz zu dem Freunde, den sie als Verstandesprobleme beschäftigten. Diesen Studien verdankte er es zumeist, daß sein Geist und Verstand

über den bisherigen engen Horizont hinauswuchsen. Zunächst freilich trugen sie nur dazu bei, sein ganzes inneres Leben für eine Zeit lang ins Schwanken zu bringen. Mit den alten Anschauungen konnte er sich nicht mehr zufrieden geben, neue Überzeugungen schienen in unerreichbarer Ferne zu liegen, und bei der Gewissenhaftigkeit seiner feurigen Natur konnte sich diese Krisis nicht anders als unter grausamer Herzensangst vollziehen.

Einen Augenblick schien es, als wolle das Gebäude seines Glaubens bis in seine Grundfesten einsinken. Zum Glück war der Fels, auf dem sein moralisches Leben ruhte — nicht untergraben. Unfähig, unter solchen Umständen zu predigen, war er um seinen Abschied eingekommen. Er berichtet uns, wie er allein es vermag, diese fürchterliche Phase seiner Existenz:

Es ist ein schrecklicher Augenblick, wenn der Geist erkennt, daß viele der Stützen, auf denen er so lange blindlings geruht, morsch sind — und nun anfängt, allen zu mißtrauen; wenn er die Nichtigkeit so mancher überlieferter Ansichten empfindet, die er mit unbedingtem Vertrauen angenommen hat, und in dieser fürchterlichen Unsicherheit nun anfängt zu zweifeln, ob es überhaupt etwas gebe, was zu glauben sei. Es ist das eine schreckliche Stunde — wer sie erlebte, mag sagen, wie schrecklich —, wenn das Leben seine Bedeutung verloren hat und zu einer Spanne zusammenschrumpft, das Grab aller Dinge Ende zu sein scheint, menschliche Tugend nur ein Wort, und der Himmel über diesem Weltganzen ein totes Gewölbe, eine schwarze Leere, aus der auch Gott verschwunden ist. In dieser furchtbaren Verlassenheit des Menschen, wenn die, welche ihm Freunde und Ratgeber sein sollten, nur die Stirn runzeln über sein Zagen und ihn freventlich ermahnen, Zweifel zu unterdrücken, von denen er nicht weiß, ob sie nicht aus dem Quell der Wahrheit selbst aufsteigen, das auszulöschen als Blendwerk der Hölle, von dem er nicht weiß, ob es nicht Licht vom Himmel ist. Wenn so für ihn alles in grauenvolle Unsicherheit gehüllt ist, kenne ich nur einen Weg, auf welchem es dem Menschen gelingen mag, unbeschädigt aus dieser Todesqual hervorzugehen — festzuhalten an den Dingen, die gewiß bleiben, den großen, einfachen Landmarken der Moral. In den dunkelsten Stunden, die über eine Seele kommen mögen, bleibt eines bestehen, wenn auch alles sonst in Zweifel sinkt: Gesetzt, es gäbe keinen Gott und kein zukünftiges Leben, selbst dann ist es besser, großmütig zu sein als selbstsüchtig, besser keusch als ausschweifend, besser tapfer als ein Feigling.

Selig, weit über alle irdische Seligkeit hinaus, ist der Mensch, der in solch stürmischer Finsternis der Seele vermocht hat, an diesen ehrwürdigen Landmarken festzuhalten. Dreimal selig, wer — wenn alles von innen und von außen öde und freudlos geworden, wenn seine Lehrer ihn ängsten und die Freunde von ihm weichen, sich hartnäckig an das moralisch Gute klammert. Und zwar deshalb dreimal selig, weil seine Nacht übergehen wird in hellen, klaren Tag.

Ich berufe mich auf einen jeden, der diese Stunde der Qual durchlebte und endlich auf dem Felsen stand: die Wellen unter ihm beschwichtigt und die letzte Wolke vom Himmel weggefegt; mit einem Glauben, einer Hoffnung und einem Vertrauen, die nicht länger etwas Überkommenes, sondern sein Eigenstes sind. Einer Zuversicht voll, die weder Erde noch Hölle erschüttern kann.

Robertson hatte, führt Pressensé aus, den richtigen Weg erwählt um einen vollwichtigen Glauben zurückzuerlangen. Die moralischen Überzeugungen, die wir niemals das Recht haben, uns je erschüttern zu lassen, weil der kategorische Imperativ nicht in unser Belieben gestellt ist, sind das unzerreißbare Seil, das ihn aus dem Abgrunde emporzieht. Es kommt wenig darauf an, ob das wurmstichige Wrack, das ihn trug, zerberstet, wenn der Ertrinkende selbst gerettet wird. Im Gegenteil, er wäre verloren, wenn er das rettende Tau losließe, wenn er sein Gewissen verleugnete, denn damit hätte er das Mittel zu seiner Rettung fortgeworfen. Denn lebt in uns nichts Gewisses mehr, so haben wir keinen festen Punkt, an dem wir uns halten können, und unsere Seele treibt an den verödeten Strand, wie eine Alge ohne Wurzeln. Mit dem Gewissen aber ist das Göttliche noch lebendig in mir, und wenn sich mir das Göttliche in neuer Form darbietet, bin ich fähig, es zu ergreifen. Robertson kommt später oft auf den Gedanken zurück, der ihm aus eigener Erfahrung geheiligt war. Bis dahin ging aber noch ein langer dunkler Weg.

Noch war seine Seele in ihren Tiefen erschüttert und hatte nicht Zeit gehabt, sich zu sammeln. Er verlangte nicht nach Verständnis. Er wollte „seinen Rauch selbst verschlucken". Aber so völlig gelang es ihm nicht, daß man nicht erraten hätte, was in ihm vorging. So sagte ihm ein Freund auf einer Tour

vgl Brief S. 83

Cumberland

an die Seen in Wales nicht ohne Schärfe, auf den Gipfel des Shiddaw weisend, den der Nebel zeitweilig verhüllte: Ich möchte um alles in der Welt nicht so mit meinem Kopf in den Wolken stecken. Robertson erwiderte sofort: Mir würde es nichts ausmachen, denn die Wolken werden sich heben, und er wird wieder im Sonnenlicht erglänzen.

Ehe er sein Amt niederlegte, war er dazu gelangt, seine Ansichten wiederholt zu prüfen. Aber das Wiederaufnehmen jeder Lebensfrage war mit unsäglichen Schmerzen verbunden. Seine Unparteilichkeit erlaubte ihm, sie eine Zeit lang offen zu lassen; mit großem Ernst setzte er die beste Kraft an ihre Lösung, bis er sie fand; dann sah er sie aber auch als abgeschlossen an und mochte nicht mehr von ihrem Schatten verfolgt werden. War er nun genötigt, einen Gegenstand von großer religiöser Bedeutung aufs neue zu prüfen, so machte ihn dies tief unglücklich. Die Untersuchung einzelner Glaubenspunkte brachte anderes mit sich. Sein Fuß fand keine Stätte mehr, wo er ruhen konnte. Seine Gesundheit litt derart, daß er selbst einsah, eine Zeit der Erholung sei dringend geboten. Sobald ihm der Abschied gewährt worden, verließ er Cheltenham. Kurz zuvor, erzählt ein Freund, holte er mich um 10 Uhr abends noch ab und entführte mich drei Meilen weit, in einem Unwetter, wie es etwa Lear umtobt haben mag, um einen armen, trostlosen, alten Mann zu besuchen, der jedes menschliche Mitleiden von sich wies und dadurch seines um so mehr erregte.

Ein nahestehender Freund begleitete ihn bis Lüttich, und von hier aus reiste er allein weiter.

Robertson — urteilt Professor Tulloch*) — zeigt sich in dieser einschneidenden Krisis merkwürdig frei von jeder Spur niedriger Gefühle; frei von verletzter Eitelkeit, von Anmaßung und Hochmut, die so oft derartigen Zuständen auch bei bedeutenden Menschen beigemischt sind. Ebenso wenig verfällt er

---

*) Movements of Religious Thougth.

dem Brüten und Zergliedern des eigenen Ich. In ihm ist keine Spur eines einseitigen Intellektualismus, noch weniger von Sentimentalität, als sei es etwas Schönes, das Opfer der Verzweiflung an Gott zu sein. Nur ein tiefes, unnennbares Weh, wie jemandes, dem ein köstlicher Schatz gestohlen wurde, dem in einem Zustand furchtbarer geistiger Verlassenheit die Sterne der Hoffnung einer nach dem andern verlöschten. Nur die Not geistlicher Wirren trieb ihn in die Wildnis. Er verließ Menschen und Bücher, um in ruhiger Entschlossenheit mit seinen Zweifeln allein zu ringen.

Sechstes Kapitel.

[Briefe aus Tirol.]

Gieb, daß der Traum verfliegt,
Drin unsre Seele liegt
Geschleudert hin und her
Bang auf dem weiten Meer —
Laß sanft beschwichtigt sein
Jedwede Pein!
Nicht mach uns blind das Licht!
Wissen bethör uns nicht
Ohnmacht verstör uns nicht!
(Aus „Stygirius“.) Mathew Arnold.

In den Tiroler Bergen hat er seine dunkelsten*) Stunden verlebt.

Es ist eine seltsam schmerzliche und doch erhebende Erfahrung, wenn das müde Herz das unerträgliche Gewicht des eigenen Ich in die Scenen erhabener Naturschönheit hineinträgt, und die Herrlichkeit umher nur die Schwere des Lebens und die Last der Gedanken zu vermehren scheint. Trotzdem vollzieht die Natur ihr heilendes Werk, das erschöpfte Gehirn sammelt neue Kräfte, bis sich mit der wiedergewonnenen Gesundheit ergiebt, welch magische Wirkung die neuen Eindrücke gehabt, wie sie uns nicht nur Frieden gebracht, sondern auch den geistigen Gesichtskreis erweitert und gereift haben. Wie er selbst in einem seiner Briefe sagt: Die Seele zieht ihre gewaltigsten Kräfte zusammen, wenn sie auf sich selbst angewiesen ist, und erzwungene Einsamkeit reift den geistigen und sittlichen Charakter auf oft wunderbare Weise.

---

*) Vgl. Tulloch a. a. O.

Indirekt gewähren seine Briefe aus dieser Zeit uns tiefe Einblicke in sein Innenleben. Die Natur wird ihm zum Künder der eigenen Stimmungen, und weil sie das auszusprechen scheint, wofür er keine Worte findet, fühlt er sich zeitweise entlastet und von dem drückenden Gefühl befreit, in seiner Qual verstummen zu müssen. Wir lassen diese Briefe, an seine Frau und Dr. Acworth gerichtet, hier auszugsweise folgen:

Patch bei Innsbruck, den 18. September 1846.

... Ich blieb drei Tage in München und besuchte die verschiedenen Skulpturen- und Gemäldesammlungen. Einige herrliche Statuen und Bilder sind dort, besonders wächst meine Bewunderung für Rubens je länger je mehr. Seine Fehler liegen ja für jedermann offenkundig da. Aber er hat ein riesenhaftes Genie, und von einem Menschen, der mit Bergen Ball spielt, kann man keine Darstellung eleganter Gliedmaßen erwarten.

Von München nach Innsbruck reiste ich in Gesellschaft eines jungen Franzosen und zweier Italiener, eines Kardinals mit Sekretär. Beide sprachen weder französisch noch deutsch. Zu meinem Erstaunen brachten sie fast eine ganze Stunde damit zu, Abendgebete aus ihren Breviarien aufzusagen. Sie thaten es wie Schuljungen, die sich ihre Aufgaben überhören. Sie korrigierten gegenseitig ihre Versehen, lächelten, schnupften, öffneten und schlossen die Fenster, machten als Zwischenspiel etwas Konversation und gemahnten mich nachdrücklich, welch unvermeidliche Tendenz allen Formen innewohnt, selbst den besten, des Geistes verlustig zu gehen, der sie einst belebte. Zweifelsohne waren diese Gebete ursprünglich der Ausdruck wahren und tiefen Gefühls. Jetzt kann selbst ein Kardinal sie nicht ohne Gähnen wiederholen.

Inmitten aller Herrlichkeit (der Natur) wogt ein seltsamer Kampf in meinem Innern, für den ich keinen Grund weiß. Die Größe der Umgebung drückt mich nieder, und ihre sanfte Schönheit läßt mein Herz klopfen in einem unbeschreiblichen Gefühl des Elends. — In Retschs Illustrationen zu Goethes „Faust", sehen wir auf einem Blatt, wie Engel Rosen auf Dämonen fallen lassen, die um Fausts Seele streiten. Jede Rose tropft herab wie geschmolzenes Blei, brennt und entzündet, wo sie hinfällt. Denselben Einfluß hat die Lieblichkeit der Natur jetzt auf mich. Sie versengt mich, statt zu lindern. Als ich in Innsbruck angekommen war, wanderte ich allein den wilden, tobenden Fluß entlang. Mächtige Schatten glitten langsam und schweigend, wie Riesengespenster, quer durch das Thal, —

als die Sonne hinter die Berge sank. Die dunkeln Berglinien verschwammen allmählich mit dem Horizont, und der Himmel wurde auch so schwarz wie sie, und ich blieb allein in all der Größe und Dunkelheit. Ich fühlte wie gewöhnlich bei solchen Anlässen mächtig das schnelle Verrauschen der Zeit, das alles mit sich reißt in die Unendlichkeit; und was sind wir, ein ohnmächtiges Nichts, aber mit Fähigkeiten der Qual und des Denkens ausgestattet, wie sie nur Unsterblichen eignen!

Ich schlenderte dann gemächlich nach Innsbruck zurück, hörte wieder das Gesumme des Lebens, sah erleuchtete Fenster, vernahm den Klang der Kirchenglocken und begegnete der Menge, die aus der Vesper strömte. Alles erschien mir traumhaft. Den folgenden Tag widmete ich Innsbruck. Zunächst zog mich der Dom an. Er enthält die Statue des berühmten Hofer in Tiroler Tracht, mit seiner Büchse, seinen Orden und einer Standarte in der Hand, von der Siegesgöttin mit Lorbeer gekrönt. Aber der österreichische Hof, in seiner aristokratischen Kleinlichkeit, betrachtete diesen Teil der Darstellung als zu schmeichelhaft für einen Bauer, und das Denkmal steht nun da ohne Krone und ohne Göttin. Als ob Gott nicht Hofers Stirn und Herz einen Adel aufgedrückt hätte, von dem Kronen und Adelsbriefe nur der irdische Schatten sind. Das Gedächtnis des österreichischen Adels wird längst von Würmern verzehrt sein, wenn Hofers Name hoch gehalten von der Aristokratie des Universums weiterlebt.

Cortina, den 24. September.

Dieser Abend steht wohl einzig da in meinem Leben. Ich werde nie einen ähnlichen erleben, so feierlich, hehr, ja beinahe heilig. Die Wildheit der Umgebung wurde durch Gewitterwolken, die an den Zacken über mir hinzogen, noch wilder und erweckte Empfindungen, wie sie einem nur einmal im Leben kommen. Es wird behauptet, man könne nur einmal lieben. Das sind kindische Schulmädchenphantasieen. Aber die Natur, in ihrer geheimnisvollen Allgewalt, wird nur einmal im Leben voll empfunden. — Gestern waren meine Gefühle anders — nicht so lieblich und glücklich; Gefühle des laissez aller. Wolken, tief violett, und dunkelnde Berge, einbrechende Nacht, und ich in einer Art Gleichgültigkeit, die doch nicht Gleichgültigkeit war. Alles trieb dahin, Wolken, Leben und Zeit, und es war mir gleich, wie schnell ich mit dahin fuhr. Zerbröckelnde Berge, abgestürzte Felsstücke in den Thälern verstreut, alles schnell in dichte Finsternis versinkend. Darauf eine gänzlich veränderte Gefühlswelt — erleuchtete Straßen, Menschengewühl, das sich, aus der Vesper kommend, in Lärm, Eile, Wirrnis durcheinander drängte. Zweierlei hat mir in Innsbruck besonders ge-

fallen. Die Hofkirche mit Hofers Denkmal und zwei eigenartige Reihen gigantischer Bronzefiguren — nebenbei das schönste Grabmal in Europa, Maximilians — und dann das Museum. Es enthält eine vollständige Sammlung von Tiroler Produkten: Vögel, Pflanzen, Mineralien, Kunstwerke, Skulpturen und Bilder von Tiroler Künstlern. Ein Raum war mir so interessant wie alle übrigen zusammen, in dem Hofers und Speckbachers Schwerter aufbewahrt werden, sowie einige Münzen, die unter Hofers Regiment geprägt worden. Außerdem sein Gürtel, seine Schärpe, sein Harnisch und ein Brief, in dem er um Unterstützung bittet. Ich zog sein Schwert aus der Scheide mit einem ganz soldatischen Gefühl.

Brunneck, den 23. September 1846.

... Ich übernachtete in Steinach, einem kleinen Gebirgsdorf, in einem — nun in England würde man es Gasthof (Inn) nennen. Eine gemischte Gesellschaft saß im Eßzimmer um mich herum, Bauern, Reisende, Dienstboten, alle speisten an verschiedenen Tischen. Ein Bild des Heilandes in halber Lebensgröße sah auf die lärmende Gesellschaft hernieder. — Diese Jahreszeit ist herrlich zum Wandern. Die Tannenwälder wirken im Sommer, wo sie einfarbig sind, nur düster. Jetzt heben sich die neuen Schößlinge licht von dem tiefen Grün der älteren Zweige ab, und die Laubbäume dazwischen prangen in satten herbstlichen Farben. Ihr Goldgelb ist an einzelnen Stellen unregelmäßig gesprenkelt, von höchster Schönheit. Nun zu meinem allgemeinen Eindruck von Tirol. Ich habe weniger Einfalt, Höflichkeit und viel weniger Reinlichkeit gefunden, als ich erwartete. Gewiß sind sie fromm, wenn Kruzifixe und Marienbilder an beinah jeder viertel Meile Beweise von Frömmigkeit sind. In jedem Gasthof Weihwasser im Schlafzimmer und im Speisezimmer gewöhnlich ein großes Kruzifix, in Mittewald sogar rührende Sentenzen darunter, über Tod und Leben. Ich habe aber nie bemerkt, daß das darunter sitzende Publikum sich in seiner Stimmung dadurch hätte beeinflussen lassen. Sie beruhigen sich dabei, unter dem Schutz der Heiligen zu stehen, und trinken, rauchen, spielen Karten in einer Art, die uns mit religiösem Gefühl unvereinbar erscheint. Und das halte ich für das eigentliche Wesen des Aberglaubens — große Ehrfurcht vor gewissen sichtbaren oder unsichtbaren Dingen, auf Grund eines ihnen zugeschriebenen mysteriösen Einflusses. Aber ein Einfluß, der ohne sittliche Folgen bleibt und in keiner Beziehung zum Charakter zu stehen braucht. Es ist ganz merkwürdig, wie einen diese Kapellen bei jedem Schritt förmlich überfallen, und jede Stätte eines Unglücks vermehrt ihre Zahl. Unfälle scheinen sich häufig zu ereignen, und der noch so ungeschickte Bericht der Umstände, wie ein Mann erfroren, ertrunken oder von einer Lawine verschüttet

worden ist, wirkt in verlassenen Gegenden feierlich und ergreifend. Auch das Glockenläuten ist ein diesen Alpen eigentümlicher Zug.

Cortina, Ampezzo, den 24. September 1846.

Heut legte ich den allerschönsten Weg zurück, beinah einzig an Großartigkeit. Der Ampezzopaß, der kürzeste Übergang von Innsbruck nach Venedig, ist merkwürdig wild, grandios durch Gestalt und Höhe der Berge. Spitz, zackig, zerklüftet nach allen Seiten. Nach den etwas langweiligen, einförmigen Strecken, die ich durchwandert hatte, rief dieser plötzlich veränderte Anblick neue Empfindungen auf; das Blut strömte mir heftig pulsierend zum Herzen und schoß dann nach allen Richtungen, ohne zu wissen wohin. Unterwegs begann es zu regnen, ein durchnässender Schauer, zwei Stunden lang! Es that aber kaum der Schönheit der Gegend Eintrag. Sonnenblicke entschleierten dann und wann vom Regen umhüllte Spitzen, die Wolken jagten zu Massen geballt um die Gipfel, bald sich senkend, bald sich zerteilend, der wunderbarste Anblick. Die Wolkenbildungen in diesen Regionen sind unvergleichlich interessant. Sie scheinen sich an einen Gipfel festzusaugen und die übrige dampfende Masse schwebt auf und nieder, breitet sich aus, und erhebt sich zu einer Höhe, die man nur durch Vergleich mit den nicht ein Viertel so hohen Bergen ermessen kann.

Corfara, den 25. September 1846.

. . . Nach einer Stunde galt es eine neue Höhe zu erklimmen, hinter Piève d'Andraz, wo mein Gefährte, ein Aktuar vom Landgericht, amtlich zu thun hatte. Als wir uns später wieder trafen, hätte er mich, glaube ich, am liebsten vor Freuden umarmt . . . Ich schreibe in der Ofenstube oder Wirtsstube, oder wie der Raum heißen mag — der einzigen Wohnstube der Hütte. Umgeben von Schafhirten, die durchnäßt hereinkommen und über ihr Abendbrot und sauren Wein verhandeln — eine neue Scenerie des Lebens, in der ich mich aber wohler fühle als in Cheltenham. Mein Führer speist mit mir — ein ehrlicher, bescheidener Italiener — von einem Gericht, dessen Bestandteile ich nicht erraten kann und nicht erfragen mag.

Meine Meinung über den Charakter der Tiroler hat sich sehr herabgestimmt. Ihre Tugenden sind primitiver Natur, die Tugenden prinzipienloser Menschen, wie sie allen Leuten eignen, die zerstreut wohnen und den Verführungen nicht ausgesetzt sind, die aus den Anhäufungen der Massen, dem Handel, abschleifenden Lebensgewohnheiten entstehen. Sie sind gastfrei, einfach, ehrlich, aber nur so lange ihnen die Versuchung fern bleibt. Sobald ein Thal das Ziel

von Reisenden geworden und der Handel zunimmt, sind sie so schlau und erpressungssüchtig wie die Bewohner jeden anderen Landes. Die Tiroler werden als sehr fromm bezeichnet, und wenn Kapellen, Kruzifixe, Messen und endlose Gebete das Wesen der Religion ausmachen — sind sie es auch. Mir scheint ihre Religion nur wie ein Zauber, der sie vor Gefahren schützen soll, und das nenne ich nicht Religion, sondern Feigheit. — In der Münchener Galerie hängt ein Bild, dessen Vervielfältigung man hier überall findet. Es stellt dar, wie ein das Sanktissimum tragender, von einem Chorknaben begleiteter Priester von Räubern angegriffen wird. Der Priester hält diesen die Hostie entgegen, und der Knabe läßt das Licht seiner Lampe darauf fallen. Da ducken die Räuber sich nieder und lassen ihre Opfer fahren, denn die geheimnisvollen Symbole der Religion lassen sie erbeben. Das wird „Triumph des Glaubens" genannt und erläutert meine Auffassung der hier üblichen Religiosität: Ich nenne das nicht Glauben — sondern armselige, erbärmliche, verächtliche Feigheit. Menschen, die kaltblütig rauben und morden würden, erzittern und geben ihr Vorhaben auf, nur weil sie sich einem Geheimnis gegenüber sehen, das sie, wie sie meinen, töten könnte. Man muß hier genau unterscheiden, weil Newman und seine Partei die so beliebte Sprache eingeführt haben, nach welcher das Wesen der Religion in Schauer und Anbetung bestünde. Je stärker diese Empfindung, desto größer wäre die Gottesfurcht. Wer aber vor einem Kruzifix kniet, vor dem Sakrament erbebt, und beugt nicht sein ganzes Herz in Anbetung dessen, was gut, heilig und rein — der ist nicht fromm, sondern einfach abergläubisch. Und der Aberglaube hat kein religiöses Moment in sich.

Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr England in Deutschland verabscheut wird. Die „Allgemeine Zeitung", das tonangebende Blatt, greift uns unaufhörlich an. Unser Benehmen in Indien, unsere religiöse Heuchelei, unsere Sklaverei der Formen und Moden rc. Vor kurzem hatte die „Times" bemerkt, welch großer Vorteil Deutschland durch die englischen Reisenden erwachse. Darauf erwidert die „Allgemeine Zeitung": wenn einige Gasthofbesitzer sich auch darüber freuten, das ganze Volk könne es nur beklagen! Gott möge uns befreien von der Plage dieser fürchterlicher Nation, die unsere Städte unsicher macht und uns wie ein Fliegenschwarm in Postwagen, Hotels und Straßen überfällt, mit ihren dummen Gesichtern, ihrer Gemeinheit, fortwährenden Erkundigungen nach Hotels und Sehenswürdigkeiten und völliger Unfähigkeit irgend etwas Höheres zu schätzen. Das wäre ein Tag des Jubels für Deutschland! — Ich gebe nur den Inhalt des Artikels wieder.

Ach, ich glaube, ich muß die großen Gletscherbesteigungen daran geben. Und schließlich, was wird es in sechs Monaten ausmachen?

Ich thue das ganze ja auch mehr aus Pflicht, als weil es irgend ein wirkliches Interesse in meinem Gemüt wachriefe. Ich halte es für meine Pflicht zu sehen, was das Auffrischen meines Nervensystems nützt, und dazu ist ein Berg so gut wie der andere.

Sobald das schöne Wetter ständig wird, wende ich mich nordwärts, wo ich die Sprache etwas besser lernen kann. Denn hier, ohne Bücher, lerne ich nichts; gesprächsweise höchstens Provinzialismen und Dialekt.

Bozen, den 27. September.

Ich habe soeben meinen Brief an Dich zugemacht, fange aber gleich einen anderen an, um meine Eindrücke, so lange sie frisch sind, zu fixieren. Denn ich habe sehr lebhaft das Gefühl, daß man alles in der Welt wahrhaft nur einmal empfindet. Man kann sich alle Gefühle nur teilweise und abgeschwächt zurückrufen. Sie stehen dann in demselben Verhältnis zu dem Eindruck selbst, wie der verweichlichte Italiener zu dem ursprünglichen Lateiner. Gemälde, Natur, Persönlichkeiten — völlig ihre Eigenart empfinden kannst Du nur einmal. . . . Das Gedächtnis bewahrt wohl die Dinge, aber nur wie ein Herbarium die Pflanzen. Ich beendete meinen letzten Brief in Corfara, als ich hautnaß und fast erfroren in einen elenden kleinen Gasthof kam, in den die Hirten nach vollbrachtem Tagewerk einkehren. Mehr als ihrer zwanzig saßen an Tischen um mich her, nach Knoblauch, Schafen und Tabak duftend. Ich mache es mir zur Pflicht, mich in jeder Gesellschaft zuhause zu fühlen, so schob ich mein Abendbrot meinem vis à-vis zu seinem größten Erstaunen hinüber und breitete meine Karte aus, worauf sich dann die ganze Gesellschaft um mich drängte und ich sie beglückte, als ich jedem sein Heimatsdorf und sein Thal zeigen konnte.

Bozen, den 27. September (an Dr. Acworth).

Es war mir nicht möglich meinen Brief zu beenden, da keine lesbare Tinte zu erlangen war in den Gebirgsorten, wo ich mich zuletzt aufgehalten. In Innsbruck versuchte ich Gemsen zu schießen und engagierte dazu einen Jäger. Wir wanderten eines Tages nach einem entfernt gelegenen Ort in den Bergen, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen, etwas nach vier, als die Sterne noch am Himmel funkelten wie um Mitternacht, brachen wir auf und erlebten nach anderthalb Stunden einen herrlichen Sonnenaufgang. Wir kletterten stundenlang immer weiter und beobachteten die Wolken, die sich kräuselten und in phantastischen Formen wanden, als ob das Morgenlicht sie quäle. Weiter und weiter durch Tannenwald, Heide und Felsen, bis wir um 3 Uhr die höchste Höhe erreicht hatten. Aber auch nicht die Spur einer Gemse war zu ent-

decken. Um 9 Uhr Abends kam ich zurück, wahrhaft heißhungrig und wohl vorbereitet, die schlaflosen Stunden der vorigen Nacht einzubringen. Ich war reich belohnt worden durch herrliche Aussichten, die wenig Engländer kennen werden — tief hinab in die Thäler der Stubey, Sill und des Inn. Die vorhergehende Nacht verging in seltsam schmerzlicher Bewegung. Schlafen konnte ich nicht. Mein Gefährte hatte sich mit dem üblichen ehrerbietigen Gruß verabschiedet, nachdem wir gemeinsam Forellen und sauren Wein genossen, hatte mein Bett untersucht, ob die Laken sauber seien und mehr dergleichen. Züge ehrerbietiger Unabhängigkeit, die die unteren Klassen hier charakterisieren. Einige Stunden hielt mich die Erregung wach, Folge der eben gehabten Natureindrücke, und das Vorausgefühl dessen, was anderen Tages meiner wartete. Auch das verging — aber schlafen konnte ich nicht. Mattigkeit des Herzens kam über mich, ein seltsam melancholisches Sinken der Lebensgeister. Das Leben stieg schattenhaft vor mir auf. Ich empfand die vergangenen Jahre als einen unermeßlichen Mißerfolg und sah den kommenden entgegen, völlig aufs Geratewohl mit dem einen Wunsch, dem Wunsch nach vermehrter praktischer Erfahrung, ohne zu wissen, wie und was nun beginnen. Ich war ganz wach, als der Jäger mich weckte. Nacht auf Nacht dasselbe: ruhelos, ob schlafend oder wachend. Und um 5 Uhr gehe ich regelmäßig hinaus ins Dunkel, um die Gespenster zu verscheuchen. Mir träumte, jemand erzähle mir, all meine Freunde trauerten über die zunehmende Verschlechterung meiner Predigten, ihre Unverständlichkeit, ihre Leere. Ich erwachte, schlief wieder ein und wurde dann versäumter Pflichten angeklagt. Kranke, die ich nicht besucht, Schulen, in denen ich nicht unterrichtet ꝛc., und zwar alles mit einer Peinlichkeit in Einzelheiten, mit Namen, die ich nie gehört habe — es wäre kindisch mehr davon zu reden. Ich erzähle Ihnen nur meine Träume, um Ihnen einen Begriff zu geben von der Unveränderlichkeit meiner inneren Ruhelosigkeit. Ortswechsel, harte Strapazen, Unterhaltung mit Ausländern, es macht alles keinen Unterschied. Doch genug davon.

Innsbruck, den 8. Oktober.

... Ich mußte anhaltend manövrieren, um einen schmierigen, dummen Italiener loszuwerden. Welche Wohlthat! Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr die Neigung zum Alleinsein bei mir zugenommen hat. Ich kann diese Berge mit ihren düstern Nadelwäldern, wilden Ausblicken und ihrem Tosen nur genießen, wenn ich allein bin. Da liegen in einer langen Reihe verfallende, zerbröckelnde Felsen und Klippen. Ausgewurzelte Bäume kopfüber fortgeschleudert, ihrer Rinde und Zweige beraubt, ihre schwarzen

Stumpfe nur wie Punkte auf den Bergen hoch droben, wo sie gestanden, ehe die Lawine oder der Sturm sie erfaßt. Wilde Vögel, die kreischend aufschwärmen, wenn man sie im Vorübergehen bei ihrem Gastmahl, einem toten Pferde vielleicht, aufstört. Die Wolken segeln feierlich dahin in langen weißen Zügen, oder winden sich gleich lebenden Gewändern um die Klippen. Überall Großartigkeit und Wunder, aber ihr Zauber scheint gebrochen, sobald menschliche Wesen zugegen sind. Den Sonntag über blieb ich in Nauders — einem entzückenden Fleck Erde. Nach Tisch schlenderte ich zum Finstermünzpaß, etwa eine Stunde weit, um so viel wie möglich zu sehen. Ich wurde enttäuscht. Der Stelvio ist wunderbarer und großartiger. Eine enge Bergschlucht, durch die der Inn nach Innsbruck braust; Felsklippen steigen zu beiden Seiten steil und abschüssig auf und lassen nur Raum für den Strom und den Pfad zur Seite. Der Abstieg von Nauders ist sehr steil, was die Großartigkeit erhöht. Der Inn tost und donnert hindurch, und es machte mir Freude, die Tannenstämme zu beobachten, die von den Förstern oben in bestimmter Länge abgehauen und dann dem Strom übergeben werden, um in die Thäler hinunterzuschwimmen. Einige gleiten ganz prächtig die Fälle hinab und über die vorstehenden Landspitzen hinweg. Andere sinken zeitweilig unter und tauchen plötzlich wieder auf, als Sieger aus der Prüfung hervorgegangen. Einige stranden und bleiben oben hoch auf dem Trocknen liegen, oder auf Felsen, mitten im Strom. Andere geraten aus dem Strom heraus und werden in stilles Gewässer seitab getragen, bleiben dort liegen oder schwimmen langsam wieder zurück statt vorwärts, als ob ein Schicksal ihrer und der Erfüllung harre. Andere daneben, weder an Beweglichkeit noch Stärke ihnen überlegen, schlagen sich standhaft durch, bis sie ans Ziel kommen. Welch Abbild des Lebens!

Aus denselben Tagen berichtet er später:

Ich möchte eine Scene schildern, die in diesem Augenblick an meiner Seele vorüberzieht. Ich war allein in einem entlegenen Alpenthal, ohne Führer, und ein Gewitter im Anzug. Ich möchte erklären können, wie alles zusammenkam, um alle Gefühle wachzurufen und in eins zu verschmelzen: das langsame, wilde Heranziehen des Nebelgekräusels an die Bergspitzen hin, ihre Gipfel verhüllend und ihnen scheinbar ihre Beweglichkeit leihend, bis jeder dunkle Bergriese geheimnisvoll lebendig wurde; das adlergleiche Herabstürzen des Lämmergeiers; das Aufsteigen eines Schwarms Bergkrähen, die ich bei einem Aas, an dem sie sich gütlich thun wollten, überrascht hatte — mit ihren roten Schnäbeln und Beinen und ihrem wilden, schrillen Geschrei, mit dem sie die Einsamkeit und Stille erschreckten, bis zuletzt das blaue Wetterleuchten hernieder-

strömte und der zerschmetternde Donner rollte, als sollten die Berge vergehen. Da kamen Gefühle, die der Mensch in ihrer ganzen Stärke nur einmal im Leben empfinden kann — ein Gemisch von Schreck, Triumph, Trotz, Wut, Stolz, Entzücken, Verachtung, Schmerz, Demut und Ruhe; als ob all der Kampf und das Wüten der Elemente nur die Unruhe der Menschenbrust austobte; so, daß in solchen Scenen ein Gefühl der Erleichterung liegt und man versucht ist auszurufen: da! da! — all das wogte in meinem Herzen und macht sich jetzt zum erstenmale Luft!

Schaffhausen, den 11. Oktober.

. . . Vorige Nacht saß ich lange auf in meinem Schlafzimmer, außerstande zu Bett zu gehen, und beobachtete den Rheinfall bei Mondschein. Seine bleichen Strahlen lagen weich auf dem weißen Schaum und ließen die dunklen Felsen noch dunkler erscheinen. Der Gischt spritzte und flog auf wie feines Silbergewirk. Das ununterbrochene Getöse des stürzenden Wassers, durch die Entfernung gedämpft zu einem Rauschen, als wenn der Wind durch den Wald streicht, hätte der Grabgesang eines Soldaten, oder das Wiegenlied eines Dichters sein können. Es war eigentümlich feierlich. Die Sterne droben blickten ruhig und klar aus einem unendlich blauen Raum. Kein Wind, keine Wolke; und die Statuen auf der Terrasse unten schimmerten kalt und weiß und sahen gespensterhaft auf die Erschütterungen des Rheines hinab. Eine englische Familie und ich sind allein in dem großen Hotel, und doch habe ich mich nicht angeboten, ihnen am Sonntag Gottesdienst zu halten. Selbst Gebete verlesen wäre eine Anstrengung, die meine Kräfte übersteigt. Ich fühle mehr und mehr, daß ich kein Prediger bin und nie einer werden kann. Die körperliche Anstrengung hat meine Nerven nicht gestärkt, noch die Phantome zerstreut — wenn es Phantome sind, die vor mir aufsteigen. So lange ich wache, lassen sich widerwärtige Gedanken noch einigermaßen verscheuchen; aber sobald ich schlafe, habe ich alle Gewalt über sie verloren. Ich schlafe wenig, aber das ist kein Gewinn, denn die halbwachen Träume sind die schlimmsten.

Siebentes Kapitel.

[Studium deutscher Philosophie und Theologie in Heidelberg — Kurze Amtsthätigkeit daselbst — Persönlicher Einfluß — Briefe über durchkämpfte Zweifel — Rückkehr nach England.]

Sehr vieles, was wir für Widerspruch gegen den christlichen Glauben halten, ist nur Widerspruch gegen die kirchliche Formulierung und Behandlung dieses Glaubens.

Richard Rothe.

Vor allem verlangte es Robertson jetzt nach klarer Einsicht in die ihn beängstigenden religiösen Fragen. Mutig wollte er eindringen in die Untersuchungen und Ergebnisse der Wissenschaft und wählte sich zu dem Zweck eine deutsche Universitätsstadt, und zwar Heidelberg, zum Aufenthalt. Ängstlich gläubige Gemüter, sagt Pressensé, raten stets zu Unterdrückung des Zweifels durch praktisches Thun und fliehen die wissenschaftliche Prüfung wie die Pest. Sie sehen nicht ein, daß sie damit an Stelle des Zweifels den Unglauben setzen; denn der ist ein Ungläubiger, der Angst hat vor seinen eigenen Gedanken und nicht wagt, den Einwendungen der Wissenschaft ins Angesicht zu schauen. Es ist eine seltsam verkehrte Anschauung, daß man sich einbildet, sich heiligen zu können durch Verdummung, und christliche Ertötung des Fleisches mit Erstickung des Verstandes verwechselt. Es giebt unwissende Fromme, aber Unwissenheit ist nicht fromm an sich. Es heißt das Christentum beleidigen, wenn man den Gedanken aufstellt, es könne freie Luft und Sturmwind nicht vertragen. Es heißt die starke Eiche, unter deren Zweigen alle Vögel des Himmels wohnen

sollen, mit einer verkümmerten Pflanze aus heißen Landen verwechseln. Die Furcht vor der deutschen Theologie, die so häufig in dem Feldlager der strengsten Orthodoxie zum Ausdruck kommt, ist nicht Glaubensskrupel, sondern ein Sauerteig des Unglaubens und feiges Mißtrauen in die Wahrheit. Die dort verlebten zwei Monate wurden zu einer Wohlthat für ihn. Es war ihm heilsam, den klassischen Boden theologischer Wissenschaft selbst kennen zu lernen. Neben Vertretern einer Spekulation, deren Charakter zunächst in der Verneinung des Gewissens bestand, neben dem Rationalismus der Aufklärung, der „aus den sinnigsten Erzählungen der Evangelien, den Blüten der edelsten religiösen Poesie triviale Alltagsgeschichten machte, die jeder religiösen Bedeutung ermangelten", hatte er eine Schule kennen gelernt, von warmem religiösen Geist und zugleich von einer wohlthuenden Freiheit beseelt. Sie behandelte die Fragen ohne Voreingenommenheit und suchte unter vielem Umhertappen eine heilsame Reform der protestantischen Theologie herbeizuführen, indem sie vor allem danach trachtete, das moralische Element in das religiöse Bewußtsein einzuführen.

Nichts konnte besser geeignet sein, einen Geist wie Robertson zu fester Überzeugung zu führen, als eine freiere, weitere Fassung der ewigen Substanz des Christentums. Er konnte nun die Formeln, die ihn verwirrt hatten, fahren lassen und erkennen, daß sie menschlich und vergänglich waren. Es war nicht mehr notwendig, sich die Augen zu blenden, um die entscheidenden Hindernisse nicht zu erblicken. Bezogen sie sich ja zumeist nur auf eine bestimmte Theologie und berührten nicht dauernd den Kern der Sache. Obwohl ihm nun manches Licht in Heidelberg aufgegangen war, schloß er sich keiner Schule an. Er übertrug nicht ohne weiteres deutsche Anschauungen auf englisches Gebiet. Er suchte die Bestrebungen moderner Theologie auf seine Weise und nach dem Bedürfnissen seines Landes darzustellen.

Robertson erwähnt in seinen Heidelberger Briefen nur sein Studium von Goethe, Schiller, des auf Kant beruhenden Philosophen Krause und die Namen von David Strauß und der Theologen Paulus und Neander.

In späteren Jahren spricht er von Fichte, Johann Peter Lange und beschäftigt sich eingehend mit Lessing. Schleiermacher erwähnt er in den veröffentlichten Briefen nie. Und doch weist vieles in seinen Anschauungen auf Schleiermacher zurück, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er ihn gekannt hat und ihm viel verdankt. Wir haben freilich nur einen Beweis dafür. Robertsons Predigt über „das Gebet" ist eine zum Teil wörtliche Wiedergabe der Schleiermacherschen über „die Kraft des Gebets, insofern es auf äußere Begebenheiten gerichtet ist" *).

Bei dieser Wiedergabe liegt das Interesse vornehmlich in dem leidenschaftlichen Lebenszug, den Robertson Schleiermachers Satzgefüge, das uns Heutigen schwerfällig und veraltet erscheint, einzuhauchen gewußt hat.

Am meisten Wesensverwandtschaft haben seine theologischen Ansichten — so weit man bei Robertson von Theologie sprechen kann — wohl mit denen Richard Rothes. Dr. Fairbairn als genauer Robertsonkenner ist wenigstens dieser Meinung. Bei beiden kommen dieselben Gedanken oft in ähnlicher Form zum Ausdruck. Aber daß er ihn gekannt oder seine Vorlesungen in Heidelberg besucht habe, findet sich in seinen Briefen nirgend erwähnt.

Vielleicht ist ihm auch auf deutschem Boden die seiner Natur so kongeniale Auffassung entgegengetreten, die Herder zuerst von dem gemeinsamen Ursprung der Religion und Poesie ausgesprochen hat. Aber diese Anschauungen lagen damals gleichsam in der Luft. Er kann sie auch Coleridge, der Herdersche Ideen in sich aufgenommen hat, verdanken. Es wird sich schwerlich feststellen lassen, welcher Wind ihm diesen Samen zutrug, der in seiner Seele

---

*) Siehe Predigten von Dr. Fr. Schleiermacher. Erste Sammlung, Bd. I, Reutlingen, Verlag von Cuftlin, 1835.

so tief Wurzel geschlagen hat, daß er der eigentliche Lebensnerv seiner ganzen Überzeugung und Lehrweise wird.

Robertsons Briefe aus Heidelberg sind wertvoll als Einblicke in seine inneren Kämpfe und Stimmungen aus dieser Zeit.

Den 24. Oktober 1846 schreibt er dem Freunde Dr. Acworth, der sich darüber beunruhigt, ob er ihm Zweifel nahegebracht habe:

... Sie haben wohl Schwierigkeiten beleuchtet, aber nie verfochten. Und wie sollten diese erst durch Sie in mir erweckt sein — der ich lange zuvor schon mit schmerzlichem Anteil theologische Kontroversen studiert und verschiedentlich in der Gedankenluft eines Edwards, Plato, Lucretius, Th. Brown, Carlyle, Emerson und Fichte gelebt, dessen Seele und Denken sich in Byrons leidenschaftliches Empfinden getaucht hatte, der schon vor Jahren, mit Newman an dem Rande eines furchtbaren Abgrundes gewandelt war und vorzog, ruhig hinabzuschauen, um lieber das Schlimmste der dunkeln Geheimnisse zu erfahren, als mit Newman zu der Unfehlbarkeit des Romanismus zu flüchten. Solch ein Mensch wird nicht leicht beeinflußt von ein paar zufälligen Streitfragen, von denen er tausendmal gelesen hat. ... Der Mensch soll seinen Rauch selbst verschlucken, wenn er ihn nicht zu hellen Flammen entfachen kann! Deshalb gehe ich nur oberflächlich auf diese Fragen ein. Ich glaube, Sie haben recht in Beziehung auf das endliche Finden der Wahrheit — wenigstens ausreichender Wahrheit —, und ich bin ganz gewillt, im Zwielicht weiterzuringen, bis das Licht anbricht. Ich weiß wohl, wahrhaft männlicher Kampf kann nicht mißlingen. Aber der Mensch muß sich allein durchkämpfen. Nur das selbständige Forschen nach Wahrheit, vielmehr die selbständige Art des Forschens, vermag ihm Ruhe zu verschaffen. Anderer Ansichten kann er nur eine Zeit lang annehmen; so lange die eigenen noch schlummern, wird die direkte Hilfe anderer wenig nützen. Indirekte, zufällige Andeutungen thun dagegen zuweilen viel. In England habe ich mich nie so ausführlich jemand gegenüber ausgesprochen. Hier in Deutschland unterhalte ich mich oft und freimütig über schwierige Fragen. Ich habe hier Menschen gefunden, die mich verstehen, wenn sie mir auch nicht helfen können. Und in der Überzeugung, daß neben mir, in der deutschen Litteratur Schätze liegen, grabe ich Tag und Nacht daran, die darauf liegende Erde hinwegzuschaffen. Ich habe mich für meine geringe Sprachkenntnis wohl zu rasch hineingestürzt. Einiger Dinge bin ich indes gewiß geworden, und das sind nun meine „Ursachen" *);

*) Deutsch im Original.

die kann mir niemand nehmen. Ich bin bis jetzt zu dem Resultat gelangt: Sittliche Güte und sittliche Schönheit sind fundamentale Realitäten, die allen Formen der besten religiösen Ausgestaltungen zugrunde liegen. Sie sind weder ein Traum noch bloße Zweckmäßigkeitsprinzipien. Dieser Verdacht hat mich einmal wahrhaft gequält, ist aber nun überwunden. Als ich da kleinliches Wesen fand, wo ich edle Gesinnung erwartete, Unreinheit, wo ich Fleckenlosigkeit gewähnt, verzweifelte ich wieder und wieder an der Wirklichkeit des Guten. Ich bin dafür aber dankbar, daß die Verwirrung, in die ich mich gestürzt sah, nie mein Thun beeinflußt hat. In dichtester Finsternis noch habe ich versucht, mein Auge auf Gutes und Edles zu richten, selbst als ich auch die Tugenden nur für Irrlichter hielt. Ich setzte neulich einen epikuräischen Philosophen hier in Erstaunen durch die Heftigkeit, mit der ich dies Prinzip vertrat. Er (der Schriftsteller Crabbe Robinson) verteidigte Goethes Anschauungen und Lebenswandel, und ich ergoß meine Indignation in einen solchen Strom von Heftigkeit, daß er sich vor der Explosion ganz duckte und mich den andern Morgen versicherte, daß er seine eigene Anschauung übertrieben habe. . . . Lieber möchte ich als Stoiker im höllischen Feuer sein, denn ein Epikuräer mit seinen oder Goethes Grundsätzen, falls es Goethische sind. . . . Hinsichtlich meines Amtes bin ich in äußerster Bedrängnis. Es aufgeben, hieße die einzige mir noch bleibende Gelegenheit zum Gutes-thun von mir werfen. Es aber weiter zu führen, während meine ganze Seele noch danach ringt, die Gedanken, die mich erfüllen, auszugestalten — wenn ich die Leute beständig in Erstaunen setze und zu sagen scheine, was ich nicht meine — fortzufahren mit lehren und predigen, während das eigene dunkele Herz des Lichts entbehrt, das ich andern bringen soll! während ich das Gefühl habe, als sei es mein Geschick, die Wahrheit verkünden zu müssen, nicht wie Kassandra, der nur nicht geglaubt wurde — sondern um für immer meinen Mitmenschen unverständlich zu bleiben: das ist jammervoll . . .

In einem späteren Brief an denselben heißt es:

Daß das Christentum wahr ist, daß der Charakter Christi erhaben ist, daß Gutes thun besser ist als Unrecht thun, sind, glaube ich, Axiome. Aber Paulus (in Heidelberg) und selbst Strauß würden das alles zugeben, und die Socinianer noch viel mehr verlangen, ehe sie jemanden als Christen anerkennten. Diese Dinge waren mir nur bei sehr heftigen Magenverstimmungen zweifelhaft, in denen dem getrübten Auge alles schwarz erscheint. Aber Sie wissen, daß dies Bekenntnis alles, was wir gewöhnlich als das Wesentliche des Christentums ansehen, noch unentschieden läßt. Z. B. die Frage: Wer war Christus? Was sind Wunder?

Was ist unter Inspiration zu verstehen? Ist die Auferstehung Thatsache oder Mythus? Was errettet den Menschen, die eigene oder eine andere Person? Besteht das zukünftige Leben in persönlich fortdauernder Individualität, oder nur in der Kontinuität eines beseelten Universums? Auf diese und zwanzig solcher Fragen würde Krause dies antworten, Neander das und Dr Chalmers jenes. Sicherlich wären die beiden letztgenannten nicht befriedigt durch das, worin Sie das Christentum erblicken, selbst wenn Sie noch vieles hinzufügten. Es sind Dinge, über die ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht dreiviertel Stunden lang einen Zweifel dulden kann. Ich erwähne die genannten Fragen, nicht weil sie mich verwirren, sondern weil sie das Wesentliche berühren, was Sie außeracht setzen.

Robertson übernahm während dieser Zeit die augenblicklich unbesetzte Stelle des Geistlichen an der englischen Gemeinde in Heidelberg, die er derartig zu fesseln wußte, daß die ernstlichsten Versuche gemacht wurden, ihn dort zu halten. Er schreibt darüber an seine Frau den 11. November:

Du hast recht, es war sehr thöricht, mich so von meinen Gefühlen fortreißen zu lassen. Ein Mann, der „sein Herz auf der Hand trägt", darf sich nicht wundern, wenn „die Dohlen danach picken". Daß ich irgendjemand so viel mitgeteilt habe, thut mir in hohem Grade leid. Aber ich werde so weiter machen, bis zum Schluß des Kapitels. Sympathie ist mir etwas zu Köstliches und Liebes, als daß ich widerstehen könnte, sie zu suchen. Freilich möchte ich mir nachher vor Verdruß die Zunge abbeißen, wenn ich fühlen muß, daß ich mich thatsächlich viel zu kindlich und offen ausgesprochen habe, um verstanden zu werden. Aber sobald der Anfall von Menschenfeindlichkeit vorüber, vertraut dies mein thörichtes Menschenherz aufs neue, und so wechselt mein Empfinden zwischen Reichtum und Bankrott. Dennoch, dennoch — ich mag sagen was ich will, wo mich auch immer der Schein einer verständnisvollen Teilnahme tröstet, kann ich nicht anders als mein ganzes Innere in Dank und Vertrauen ausströmen lassen.

Eine sehr kostspielige, vielleicht edelmütige, sicherlich aber sehr klägliche Art, Unterricht in der Anatomie gratis zu erteilen: Vivisektion, von dem Vortragenden an sich selbst verübt. Her H. meint, ich sei der Arbeit an meinen Mitmenschen müde. Gott aber weiß, daß es mein einziger Wunsch auf Erden ist, zu wissen, wie ich ihnen dienen könnte! Ich hatte meine ganze Seele an das Werk gesetzt, als ich entdecken mußte, daß ich auf falschem Wege sei, und ich kann es nicht für weise halten, Wasser in durchlöcherte

Behälter zu füllen, aus denen es gleich wieder abfließt. Die Danaiden thaten es zwar, aber die waren in der Hölle. Ich werde nun meinen eigenen Weg gehen und niemand Einspruch gestatten. Mein Amt in Cheltenham habe ich niedergelegt, und es fragt sich, was nun beginnen? Ich mache verschiedene Pläne und beabsichtige zunächst, meinen Beruf nicht aufzugeben, sondern mich in einer ländlichen Gemeinde, ausschließlich unter Armen, zu versuchen. Für Reiche eigne ich mich weder geistig noch moralisch. Es ist etwas in meiner Art, Sprache oder Gedankenfolge, was sie nicht überwinden können, und ich habe weder genügend ruhige Nerven, noch Demut genug, um dies ruhig hinzunehmen und ihrem stillen Widerstand nicht Stolz und Kälte entgegenzusetzen; dabei kann aber die Seelsorge unmöglich gedeihen. Doch ist darum noch nicht ausgemacht, daß ich auch bei den Armen nichts ausrichten könnte. Wenn mir die Arbeit allein obläge und ich selbständig handeln könnte, bliebe mir die schwache Hoffnung, doch noch freudig und vielleicht nicht erfolglos vorgehen zu können. Willst Du meinen Vater bitten, sich nach einer derartigen Stelle umzuthun, damit ich mich in Cheltenham nur so kurz wie möglich aufzuhalten brauche? Ich möchte keine Gemeinde, die mehr als höchstens tausend Seelen zählt. Ein Haus dabei wäre wünschenswert; eine arme Landgemeinde, und der Rektor nicht am Ort, wäre mir am liebsten. Mein Denken hat in vielem eine völlige Umwälzung erfahren. Ich bin entschlossen, jetzt allein zu handeln, zu fühlen und zu urteilen. Deine und anderer Briefe haben mich zu dem festen Entschluß gebracht.

Mein Leben geht hier seinen gewöhnlichen Gang. Ich werde viel ausgebeten, beinah immer in den Familienkreis, und bin einigen Familien sehr nahegetreten. Ich predige jeden Sonntag. Es sind Leute in die Kirche gekommen, die sich lange ferngehalten hatten. Einige Socinianer kommen immer, wenn ich predige; so ist meine Abwesenheit von England vielleicht nicht völlig nutzlos. Und doch fühle ich mich den oberen Ständen gegenüber nicht frei, und werde es nie sein.

Heidelberg, den 30. November.

Ich beabsichtige, Heidelberg etwa in einer Woche zu verlassen . . . Heute Morgen erhielt ich einen Brief meines Vaters, woraus ich ersehe, daß er schon Umschau nach einer Pfarrei hält. Ich bekenne, daß ich mich seltsam abgeneigt fühle, wieder derartige Arbeit zu übernehmen. Es beschleicht mich ein so düsteres und verzweifeltes Gefühl, wenn ich an die Quälerei und scheinbare Fruchtlosigkeit meiner seelsorgerischen Laufbahn denke, daß ich kaum glauben kann, daß ich wirklich noch einmal den Versuch machen muß. Es wird wohl ein Versuch bleiben — und dann der letzte, wenn es

wieder ein Mißerfolg sein sollte. Die Heimat und die ungewöhnliche Freundlichkeit, die mir in der hiesigen Gemeinde geworden, läßt mir einen neuen Anfang noch düsterer erscheinen. Nach kaum zwei Monaten ist mir hier eine wärmere Gemeinschaft erwachsen als in Cheltenham nach mehreren Jahren. Ich erwähnte heute mein Fortgehen, und kann Dir nicht sagen, wie sehr mich das unverhohlene Bedauern gerührt hat, das mir ausgesprochen wurde. Ich habe hier mehr Beweise gefunden, daß meine Arbeit eingeschlagen hat, als während der ganzen Zeit in Cheltenham. Eine Familie übergab mir eine ganze Bibliothek von Swedenborgs Werken. Sie haben sie, seit ich hier bin, nicht mehr angesehen, und freiwillig versprochen, sie nicht weiter zu studieren. Eine Socinianerin bekannte mir, daß das Verlangen des Gemütes nach der Erlösung lebendig bei ihr erwacht sei. Drei junge, sehr begabte Leute, Socinianer, kommen regelmäßig und folgen mir mit großer Aufmerksamkeit. Das ist alles ermutigend. Es hat meinen Aufenthalt hier erhellt, macht aber die Rückkehr nur schwerer. Ich wünschte, ich hätte den Winter hier bleiben können. Das kommt ja aber nun nicht in Frage, und ich muß ruhig und besonnen den Entschluß fassen, das Experiment noch einmal zu versuchen — wenn ich kann. Doch kann ich das erst in England richtig beurteilen.

Seit ich soweit geschrieben, bin ich sehr in Versuchung geführt worden durch die unerwartete Wärme, mit der die hiesige Gemeinde mir ihre Zuneigung gelegentlich meines Fortgehens ausgedrückt hat. Zwei junge denkende Socinianer kamen zu mir in Thränen und sagten mir, es bedeute das Ersticktwerden ihres geistlichen Lebens. Eine Socinianerin weinte bitterlich. Zwei andere waren heute Abend in Thränen und baten mich so herzlich, zu bleiben. Ein Franzose bat ebenso dringend, und zwei andere Familien haben mich stundenlang zu überreden gesucht. Ich kann es Dir ja sagen, die Bitte, ich möge bleiben, war völlig einmütig. Und doch fühle ich, im Rückblick auf das Vergangene, daß Hoffnung und Erwartung nur in Unerfolg enden würden. Sie überschätzen mich merkwürdig, und ich könnte ihre Erwartungen nicht erfüllen. Denn aufs neue Entfremdung zu fühlen, Mißtrauen erwachen und Mißverständnisse entstehen sehen und wieder eine Gemeinde in Bitterkeit aufgeben müssen, wäre mehr, als ich ertragen könnte. Widerstrebend nur und sehr zum Bleiben geneigt habe ich mich entschlossen, auf ihre Anfrage nicht einzugehen.

Freitag. — Ich bin aufs neue in Versuchung geführt worden, die Frage noch einmal zu überlegen. Eine Gemeinde wünscht dringend mein Bleiben, nicht weil meine Predigten ihnen gefallen, sondern weil sie glauben, geistlich und sittlich durch mich gefördert zu werden. Einzelne unter ihnen sind erwacht und sprechen es

offen aus, daß sie bange sind, in dieser Krisis ihres innern Lebens verlassen zu werden, daß Heidelberg seinen Wert verliere für sie, wenn ihre wöchentliche Belehrung aufhöre. Ist dies nun ein Wink von Gott? Auf der andern Seite würde das Gehalt sehr gering sein — obwohl das Leben hier billiger ist als in England. Mir würde die Zeit hier in England nicht angerechnet werden, obwohl ich geistige Schulung gewinnen würde. — Halte dies alles gegeneinander und teile mir danach Deine und meines Vaters Ansicht mit.

Äußere Verhältnisse scheinen in diesem Konflikt den Ausschlag gegeben zu haben. Robertson, so schwer ihm der Abschied gemacht wurde, ging im Herbst desselben Jahres (1846) nach England zurück.

Er erscheint nun innerlich in seinen Überzeugungen geklärt. Das, was er als seine „Prinzipien" bezeichnet, wurzelt „in Gott, in der menschlichen Natur und in dem Sein der Dinge, und er findet dieselben jeder Seite der Bibel zugrunde liegend".

Was in der Zweifelsnacht sein Halt geblieben: „Es muß recht sein, recht zu thun" wird der Ausgangspunkt seines Glaubens, Lehrens und Lebens. Der doktrinäre Glaube an diese oder jene Lehre erscheint ihm eher unheil- als segenbringend. Ihm ist der Glaube das mächtigste Prinzip der Menschenbrust, lebendig und unendlich wie ein Urquell.

Der Mensch Jesus Christus, frei von jeder traditionellen Umkleidung, erscheint ihm mehr und mehr als die vollkommene Verwirklichung des Ideals, das ihm sein Gewissen vorhält. Er ist fortan Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens; die Aneignung seiner Gesinnung Ziel jedes wahren Menschenlebens.

Gleich nach seiner Rückkehr bot ihm der Bischof von Calcutta eine Kaplanstelle in seiner Diöcese an, mit der Aussicht, bald Kanonikus zu werden; aber Robertson wollte nicht aus England gehen. Er stellte sich dem Bischof von Oxford zur Verfügung, mit dem er in Berührung gekommen war, als er noch Erzdiakon von Winchester war.

Der Bischof bot ihm darauf die Stelle an St. Ebbe in Oxford an. Die Kirche liegt in einem der schlechtesten Stadtteile, und die durch Krankheit des Hauptgeistlichen lange verwahrloste Gemeinde bestand aus Proletariat der verkommensten Art. Es war eine schwierige Stellung mit kleinem Einkommen. Robertson zögerte mit der Annahme nicht wegen der äußern Nachteile, sondern weil er einerseits fürchtete, mehr als ihm lieb war nun in die kirchlichen Streitigkeiten gezogen zu werden, die der Traktarianismus heraufbeschworen hatte; anderseits weil seine Ansichten von denen des Bischofs abwichen. Er teilte ihm aufrichtig mit, daß er den Lehrsatz von der Wiedergeburt durch die Taufe nicht bedingungslos annehmen und lehren könne. In einer eingehenden Besprechung fand der Bischof, daß Robertson seinen Standpunkt gut zu vertreten wußte, und erklärte sich befriedigt. Robertson trat sein neues Amt an. Dem Anschein nach wurde es ihm gesegnet. Die Gemeindeglieder, arme und ungebildete Leute, wurden ihm bald zugethan. Auch junge Dozenten kamen einer nach dem andern in seine Kirche.

Robertson empfand hier zum erstenmal, welche Gaben ihm verliehen waren, und wie er auf seine Zuhörer zu wirken vermochte. Zum erstenmal fühlte er sich vollkommen frei, ohne Opposition von außen und ohne innerlich sich regende Bedenken seinen Überzeugungen Ausdruck zu geben. Er wurde friedevoller, der dunkle Schatten des Mißlingens schien von ihm zu weichen. Aber das Leben lag nach wie vor schwer auf ihm.

Zwei Monate später wurde die Stelle an Trinity Chapel in Brighton frei; man bot sie ihm an, aber er schlug sie aus, denn er hielt es dem Bischof gegenüber für ungehörig und unvereinbar mit Stetigkeit und Treue, Oxford so bald wieder zu verlassen. Aber die Patrone der Stelle in Brighton drangen wiederholt in ihn und fügten einen Brief des Bischofs bei, nach welchem derselbe ihn, falls er es wünschte, von seiner Stellung entbinden würde. Robertson schrieb darauf selbst an den Bischof und frug ihn, nicht was das Vorteilhaftere für ihn sei, sondern was der-

selbe für seine Pflicht halte? Der Bischof schrieb, er halte es für Robertsons Pflicht, nach Brighton zu gehen. So ging er, wenn auch ungern, denn eine so bestimmte Aussicht auf nachhaltigen, obwohl nicht glänzenden Erfolg, wie in Oxford, konnte ihm so bald nicht wieder werden. Er sagt selbst:

Ich gehe an einen Ort, vor dem ich Scheu habe, mit wenig Hoffnung und mancher Sorge. . . . Sollte Brighton ein anderes Cheltenham für mich werden, so kann der Weg nicht mehr lang sein. Ich werde müde . . .

Achtes Kapitel.

[Seine Lehrweise — Stellung zum Hochkirchentum — Erweiterung kirchlicher Formen — Seine speziellen Lehrprinzipien — Zur Via media-Theorie — Römische Lehren — Über Abendmahl und Taufe — Sonntagsheiligung — Gegen den Intellektualismus — Einheit von Religion und Poesie — Herder — Tulloch und Dr. Fairbairn über Robertson — Über Wunder — Christus Charakter — Ein Geist des Guten in dem Übel — Pantheismus.]

Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert. Nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

Goethe.

Pressensé bezeichnet Robertson als einen Wegebahner auf hochgelegenem Engpaß, als einen vorwärts stürmenden Pionier, der nie die Freude erlebt hat, mit dem Armeecorps und klingendem Spiel zu marschieren. —

Und doch entgeht er der Gefahr, sich in seine Gedanken einzuspinnen. Es hat vielleicht wenig Geistliche gegeben, die so mit allen Interessen, die ihre Zeit auf weltlichem und religiösen Gebiet bewegen, Fühlung behalten haben, ja ihr vorausgeeilt sind. In hohem Grade besitzt er die Fähigkeit, die Lehrformeln, ohne sie zu sprengen, so auszudehnen, daß seine Kirche ihm Spielraum genug gewährt, sich auszubreiten und seine tiefsten Überzeugungen zum Ausdruck zn bringen. Er kann von keiner der einander befehdenden kirchlichen Parteien als der Ihren einer beansprucht werden, aber alle denkenden Männer, so verschieden ihre Ansichten auch sein mögen, finden Vereinigungspunkte in ihm.

Ehe wir nun seinem äußerem Lebensgange und seiner Amtsführung folgen, treten wir der schwierigen Aufgabe näher, seine religiösen Ansichten darzulegen. Er gehört zu keiner kirchlichen Partei, ist keinem theologischen System zuzuzählen, und predigt weder ein dogmatisches noch undogmatisches Christentum. Das Christentum kommt ihm in „grundlegenden Prinzipien“ zum Ausdruck.

In Predigten wie Briefen hat er zuweilen auch die Lösung dogmatischer Schwierigkeiten versucht. Ihm schienen es Lösungen, aber er hielt dafür, daß die Zeit kommen werde, in welcher sie nicht mehr genügten, wo sie vielleicht nur grundlegend für erschöpfendere Beweisführung würden. Es war dies auch ein Grund dafür, weshalb er keine Schule gebildet hat. Er wollte seine Auslegungen nicht als endgültige hinstellen. Er blickte hinaus in die Zeiten, einem Fortschritt christlicher Lehre entgegen, nicht inbezug auf neue Wahrheit, sondern weiterer toleranterer Anschauungen der alten Wahrheiten, die in sich keinem Wechsel unterworfen sind. Ein formulierbares, theologisches System hat er nicht hinterlassen.

Weshalb er sich keiner Partei anschließen konnte, teilt uns der folgende Brief mit, der als Überschrift für die Art seiner Lehrweise überhaupt und des von ihm verfolgten Zieles angesehen werden kann: Er ist aus der letzten Zeit seiner Wirksamkeit an ein Mitglied der traktarianischen Partei gerichtet, von dem er aufgefordert war, sich ihr anzuschließen. Wir ersehen zugleich daraus die innere Stellung, die er in ausgereiften Jahren dem Anglokatholicismus gegenüber einnahm:

Die Beantwortung der Hauptfrage Ihres Briefes würde ganze Bogen füllen. Sie halten es für jedermanns Pflicht, sich in thätiger und ausdrücklicher Vereinigung solchen Männern anzuschließen, deren ernste Gesinnung anerkannt ist. Dagegen für Unvernunft, abseits und allein zu stehen.

Es ist meine Überzeugung, daß allen Lehren und Gebräuchen der Hochkirche eine Wahrheit zugrunde liegt. Ich bekenne aber, daß es mir ebenso große Schwierigkeiten machen würde, auf vielen

Punkten ihre Ausdrucksweise mir anzueignen, wie die der Evangelikalen auf allen Punkten. Mit einem denkenden und weitherzigen Hochkirchler könnte ich vielleicht mehr sympathisieren als mit dem Anhänger irgend einer anderen kirchlichen Richtung. Allein der nackte Formalismus der Halbgebildeten und Halbvergeistigten unter ihnen würde mich, fürchte ich, schroffer zurückstoßen als die Extreme irgend einer anderen Partei. Der Geist ist ewig, die Form vergänglich; und wenn Menschen eine Form für die Dauer feststellen wollen und in Abrede stellen, daß in anderen, davon sehr verschiedenen Formen, dieselben Wahrheiten enthalten sein können (wie z. B. bei Moses ein Entblößen der Füße dasselbe ist wie unser Entblößen des Hauptes — ja ich wage sogar zu sagen, wie der Quäker Bedecken desselben — wenn Ehrfurcht vor Gott die Ursache davon ist), dann fühle ich mich sofort zurückgestoßen, handle es sich nun um eine Form des Worts oder der Observanz.

Die Religion des Geistes zu verkündigen, wie Christus der Samariterin — unabhängig vom Ort, von diesem oder jenem Berge — wie Stephanus der Menge, die ihn wegen Tempellästerung steinigte, das halte ich heutzutage für die große Aufgabe eines christlichen Predigers.

Er wird gern ein Element der Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren in dem übertriebenen Eifer anerkennen, mit dem gute Leute in ihrer Angst vor Rationalismus, Pantheismus, deutscher Freigeisterei und hundert anderen Dingen sich bemühen, die Heiligkeit Gottes an Kirchenritual und Zeremonieen zu binden (confine), aber er kann und wird sich nicht dem Bestreben anschließen, die Religion des Geistes durch diese Mittel erhalten zu wollen, weil ihn die Geschichte lehrte, wohin das unvermeidlich führen muß. Er weiß es gar wohl, daß der Versuch, sich von der Form unabhängig zu machen, vergeblich ist bei Wesen, die in Fleisch und Blut eingeschlossen sind und in einer Welt leben, welche die gewaltige Form ist, in der Gott sich offenbart hat. Er muß aber ebenso wohl erkennen, daß die besonderen kirchlichen Formen nur Wert haben als Beweis dafür, daß — für die Seele die Ihn liebt — der Ewige unter allen Formen gegenwärtig ist; und er wird alle Versuche scheuen, Gottes Gnade und Gegenwart auf irgend welche autoritative Formen zu begrenzen und zu beschränken, mögen dieselben noch so altehrwürdig sein. — Nun — diese Empfindungen nur beispielsweise gegeben — wie könnte solcher Mann sich einer Partei anschließen? Er würde bald Dinge sagen, die ihn zum schwarzen Schaf in ihr machten, indem er von Zeit zu Zeit gegen ihre Extreme mit einer Heftigkeit protestierte, die ihn als Abtrünnigen erscheinen ließen. Was würde er durch Vereinigung gewonnen haben? Nichts, weder für sich noch für andere.

Wenn ein Mensch nicht eine Rhinoceroshaut besitzt und ein Kieselherz, so ist es keine leichte Sache, allein zu stehen bei der Arbeit; die schlechten Gefühle, Stolz und Eitelkeit, finden so wenig Nahrung wie die besseren — Teilnahme und Barmherzigkeit. Elias, der ernste und eherne Mann, sollte jedem Gewöhnlichen zur Warnung dienen, daß er auch manchen Tag in Niedergeschlagenheit und dem bitteren Gefühl der Vereinsamung und vergeblichen Arbeitens unter seinem Wachholderbaum wird sitzen müssen.

Trotzdem giebt es meiner Überzeugung nach für manche Naturen keinen anderen Weg; sie müssen die Wahrheit, die ihnen geworden, furchtlos und unnachsichtlich aussprechen, ohne die Absicht, einem sterblichen Ohr wohllauten zu wollen. Sie müssen versuchen — nicht durch Eklekticismus, sondern durch richtige (nicht traktarianische) Anwendung des Kanon, — Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus — die eine Wahrheit herauszulösen, die unter verschiedenen, scheinbar widerstreitenden Formen verborgen ist, wie Cuvier die gleichen Typen der Organisation in so verschiedenen Dingen wie Blättern und Lungen, Schildpatt und Menschenskeletten entdeckte.

Wenn Gott einen Mann erwecken möchte von der seltenen Größe des Herzens und der nötigen Weite des Blicks, um dies Werk zu treiben und uns zu sagen, wo in jedem einzelnen Fall, der die Menschen so hartnäckig am Irrtum festhalten läßt, die Wahrheit liege, so könnte vielleicht das große Werk der Vereinigung gelingen, wie dies kein „Verteidigungsverein des Protestantismus" und kein „südlicher Kirchenunionsverband" je zuwege bringen wird. Denn was sie erreichen, ist höchstens ein Parteitriumph, und keiner von ihnen wird zu behaupten wagen, daß ihre Partei alle Vasallen der Wahrheit in sich vereinige. Ich begehre und ersehne von ganzem Herzen einen Mann oder eine Verbindung von Männern, die das vollbrächten. Und so lange ein so großherziger und hochbegabter Mann noch fehlt, versuche ich in meiner geringen, mangelhaften Weise, es für die Wenigen zu thun, die Aufrichtigkeit genug besitzen, um mein Streben richtig zu deuten. Ich halte den Weg, den ich bearbeite, für den richtigen Engpaß durchs Gebirge, obgleich Gedanken und Hände des Hauptingenieurs noch fehlen, um den Weg breit und fest zu machen für das Volk und die Menge; aber das kann nicht mir zur Last gelegt werden. Gott wird sich schon seine Werkzeuge erlesen. Ich glaube zu erkennen, was geschehen müßte, habe aber weder die nötigen Eigenschaften noch Kräfte dazu. Indessen kann ich aber wenigstens meiner Überzeugung und begrenzten Aufgabe treu bleiben, und ich habe freudig die Kosten überschlagen und sie meistens ebenso freudig bezahlt.

Es sollte endlich, nach achtzehnhundert Jahren, an der Zeit sein, daß wir eine bessere Überzeugung von dem erlangten, was

eigentlich Christentum ist. Wenn wir nur das geoffenbarte Leben Gottes begreifen wollten — Christus in seiner irdischen Erscheinung — seine Ansicht der Dinge — sein Fühlen und Denken — was Er haßte und wem Er sein Erbarmen schenkte — dann hätten wir eine Möglichkeit zur Vereinigung. Wie die Sachen aber stehen, glaube ich, daß wir fortfahren werden, uns zu beißen und zu fressen und zu denken, — o, der Hohn! — daß wir das Reich Gottes auf Erden aufgerichtet hätten.

In dem Verständnis des Lebens und der Gesinnung Christi scheint mir das einzige Heilmittel zu liegen; aber wir haben Lehren über Christus statt seiner selbst, und nennen die schlechte Metaphysik der Evangelikalen das „Evangelium" und die zeitlichen, vergänglichen Formen der Traktarianer: „die Kirche". Ihn zu kennen, die Macht seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden — das ist alles in allem; und wenn das Sterben und das Leben Jesu Christi in einem Menschen wirksam wird, so ist er unser Bruder, ob Traktarianer oder Evangelikaler, sobald wir nur diese so einfache Voraussetzung glauben können.

Aus einem Brief an eine befreundete Persönlichkeit:

Der Vorwurf, den man gegen das Hochkirchentum erheben muß, ist seine Tendenz, die Gottheit auf bestimmtes Thun, auf bestimmte Orte ꝛc. zu beschränken. Der Pantheismus verfällt in den entgegengesetzten Irrtum — Gott nur in der Verteilung auf den ganzen Weltenraum zu suchen. Sobald ein Hochkirchler auch dies so völlig anerkennt wie Wordsworth, kehre ich mich nicht an geringfügige Übertreibungen nach der anderen Seite hin, werde immer für ihn eintreten und darthun, daß sein Hochkirchentum keinen radikalen Irrtum umfasse, obwohl seine Ausdrucksweise Gott vielmehr an eine bestimmte Örtlichkeit (Kirche, Sakrament) bindet, als ich zugeben kann. Faßt er den Begriff der Persönlichkeit (Gottes) dagegen als etwas Zeit, Raum, Thun ꝛc. Begrenzendes, statt ihn in seine drei wesentlichen Punkte zu setzen, die völlig metaphysischer und übersinnlicher Natur sind — Selbstbewußtsein, Willen, Charakter —, dann muß ich dem Hochkirchentum ernsthaft und bestimmt entgegentreten und behaupten, es verfolge die Tendenz, Gott auf bestimmte Orte zu beschränken (localise). Ich muß mich dann auf die Stellen berufen, die an sich pantheistisch klingen: „Der Höchste wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht. — Der Himmel ist mein Stuhl, die Erde ist mein Schemel. — Was wollt ihr mir für ein Haus bauen?" — Diese gefährliche Tendenz scheint mir sehr verbreitet zu sein. . . . Ich hasse das Hochkirchentum. Hochkirchler dagegen, und ihrer viele, besitzen meine volle Liebe, Bewunderung und Sympathie.

Wie ihn die ganze Bewegung seiner Zeit innerlich beschäftigt hat, geht aus dem Brief an eine Dame hervor, die ihm das patristische System*) zur Aneignung empfohlen hatte:

Ich kenne das System genau, indem ich es zu einer Zeit mit großer Bangigkeit gründlich studierte. Auch zweifle ich nicht daran, daß es ein Heilmittel enthalten mag für die, welche es annehmen können, ja daß es ihnen vielleicht wirklich Hilfe bringt, denn die irrtümliche Form birgt oft eine Wahrheit in sich, welche mancher unvermischt ergreift, indem er instinktiv die Hülle davon abstreift wie der Gaumen die Schale von der Weinbeere, sobald er ihren süßen Gehalt aufgenommen. Selbst von den schlimmsten römischen Irrtümern läßt sich dies sagen, denn der Marienkult z. B. enthält die hohe Wahrheit von der Anbetungswürdigkeit und himmlischen Schöne einer echt weiblichen Reinheit. Keine Anstrengung des Willens vermag aber Nahrung zu ziehen aus einem erkannten Irrtum. Der Versuch, sich gegen besseres Wissen ein System deshalb anzueignen, weil andere, die ernstlich daran glauben, ihre geistliche Natur daraus nähren, und es um des Gewinnes willen, den jene davon haben, anzunehmen, muß mißlingen, denn das wäre Zerstörung des moralischen Lebens und Verletzung des Gewissens. . . .

Lieber möchte ich einsam auf der entlegensten Felsspitze — nach Abstreifung aller falschen, wärmenden Umhüllungen, vor Frost zitternd nach Wahrheit ausschauen, die ich noch nicht gefunden — dort, „wo der Vogel keinen Zweig findet, wo keine Mücke über das strauchlose Gestein fliegt", — als behaglich und warm an bewohnterem Ort mich sonnen, wo andere sich wohl fühlen in einem Glauben, der für sie wahr ist, für mich aber falsch wäre.

Er spricht indessen auch von einem „System" seiner Lehrweise:

Mein System ist ohne Frage unbestimmt. Doch bewahrt es mich vor Dogmatismus, obwohl meine Art, die Wahrheit in freier Weise darzulegen, so gut eine Form ist wie der Katholicismus, Evangelismus oder Atheismus, und gerade so bigott und eng werden kann. Nur davor glaube ich mich gesichert, je etwas anderes für wirklich halten zu können, als einzig das Unsichtbare und Ewige. Ich strebe aber nach dem Mitgefühl für alle, nicht als Freidenker, sondern insoweit alle Richtungen, selbst nach der formalen und bigotten Seite hin, irgend wahres enthalten. Auch glaube ich, daß den Menschen auf gewisser Stufe gerade die betreffende Form vielfach notwendig sein mag. Dies erhält mich demütig, denn ich fühle,

---

*) Wohl in der von Pusey herausgegebenen „Bibliothek der Kirchenväter" enthalten.

wie es dem Menschengeist versagt ist, Wirklichkeit, Wesen und Wahrheit anders als in konkreter Gestaltung zu begreifen. Gerade wie Sauerstoff nur gesehen werden kann in Verbindung mit Eisen, wenn sich z. B. Rost daraus bildet, oder mit Schwefel, wenn Schwefelsäure entsteht u. s. w. Menschlich gesprochen scheint es unmöglich, daß ich je ein Evangelikaler, Katholik oder Ungläubiger werden könnte, weil ihre Form der Wahrheit, materiell wie metaphysisch gefaßt, zu armselig ist, oder ein Atheist, weil ich aus den Verneinungen zu bestimmt die Bejahungen herausfühle. Ich bin blind und unwissend; aber so viel sehe ich, daß die von Himmel, Wald und Meer wiedergestrahlten Farben nicht das Licht selbst, sondern nur Lichtbrechungen sind.

Die Fähigkeit, mich in andere zu versetzen, ist mein Glück oder Unglück. Ich kann mit dem Brahminen, dem Pantheisten, dem Stoiker und dem Platoniker, dem aufs Übersinnliche gerichteten, ja vielleicht mit dem Epikuräer empfinden und fühle selbst an der Zweckmäßigkeitstheorie (Utilitätstheorie) die Seite heraus, die Wahrheit scheint, obwohl diese mir antipathischer ist als alles Übrige. Ich leide mit dem Traktarianer, der vor dem gähnenden Abgrund zurückbebt wie ein geängstigtes Kind, das sich in der Dunkelheit fürchtet und zu der Mutter zurückläuft. Ich fühle die Ängste der Glaubenslosen mit, die sich von Feigheit und falschen Resten des Aberglaubens abwenden. Viele Menschen empfinden das eine oder das andere; die sind glücklich. Sie gehen gerade aus wie ein einäugiges Pferd, das alles deutlich nur von einer Seite sieht. Aber ich empfinde mit allen zugleich, und insofern bin ich „allseitig, ein ganzer Mann“ *). Aber ich kann dies nicht harmonisch untereinander ausgleichen, nur fühlen. Solch Vermögen verlangte ein allumfassendes Herz und ein allsehendes Auge. Diese Welt und die Musik, die ihr zugrunde liegt, ist wie ein vollzähliges Orchester. Jedes Instrument für sich klingt unvollkommen, alle vereint geben erst volle Harmonie in dem mächtigen Konzert. Wer des Universums Stimme vernehmen will, muß lernen, nicht sowohl der Einzelstimme als dem Zusammenklang des Ganzen zu lauschen.

Mit dem Anschauen geht es ebenso. Der richtig Sehende empfängt den Eindruck auf beide Netzhäute wie einen.

Dennoch liegt Trost in dem Gedanken. Das Einzelne empfinden, ist ein Schritt vorwärts, um alles harmonisch zu empfinden. Eine Stadt wie München, die an verschiedenen Ecken entsteht, berührt peinlich. Nach Jahrzehnten wird sie aber ein Ganzes bilden. . . . So will ich denn immerhin empfinden, was ich kann und jede Art von „Bewußtsein“ erlangen. Zuletzt wird sich alles harmonisch zusammenfügen.

---

*) Deutsch im Original.

Der folgende Brief kündigt an, worauf sein Bestreben hauptsächlich gerichtet ist:

Ich suche, den Geist höher zu stellen als den Buchstaben und bin bemüht, die Freiheit der Kinder Gottes vom Gesetz, insofern die Liebe es aufhebt, sowie den Geist des Kreuzes und die göttliche Majestät Christi zur Anschauung zu bringen. Ich habe mir das Ziel gesteckt, die tiefe Wahrheit klar zu legen, die an den Wurzeln allgemeingültiger Formeln liegt und zu zeigen, wie viel wahrer sie sind, als die Menschen selbst es wissen. So verfuhr der Herr mit dem Gesetz, und das ist kein ganz gefahrloses Unternehmen; denn wenn die Menschen die alten Gemeinplätze, deren Bedeutung sie nicht verstanden, missen, fürchten sie, die Bedeutung selbst sei verloren.

Die folgenden Auszüge aus den „Lectures über die Korintherbriefe" spezialisieren und erläutern das hier in den Briefen gedrängt Gesagte und führen uns zugleich in die kirchlichen Kämpfe seiner Zeit ein:

Wir sagen, das Gesetz sei durch das Evangelium aufgehoben. Aber wie? Durch eine willkürliche Einrichtung Gottes? Nein, auf Grund eines ewigen Prinzips. Alle formelle Wahrheit ist vergänglich. Keine Maxime, keine Kultusform, so herrlich sie auch sei, besitzt ewige Dauer. Eine Zeit lang mag eine Offenbarung darin enthalten sein; was aber nicht die ganze Wahrheit umfaßt, besitzt keine dauernde Berechtigung. Darum sagt Christus, statt: Ihr sollt nicht schwören —: Euer Ja sei ja und euer Nein — nein. Dieselbe Wahrheit, die Moses in enger Form verkündet, wurde von Christus in ihrer ganzen Fülle behauptet, ja die alte Form durch das Prinzip aufgehoben. Statt zu sagen: du sollst nicht Narr oder Racha sagen — verkündet Christus das Prinzip der Liebe. Statt die Hingabe des siebenten Teiles der Zeit an Gott zu gebieten, erklärte das Christentum das Geweihtsein aller Zeit. Statt des Gebotes zu opfern, d. i. von deinem Besten hinzugeben, sagt Christus: Bringet euch selbst als ein lebendiges Brandopfer Gott dar.

Die Apostel führten das „Amt des Geistes". Paulus versteht darunter die Wahrheit, die allen Formulierungen in Wort oder Kultus zugrunde liegt. Er spricht hier nicht vom heiligen Geist, sondern von dem Geist, d. h. der Essenz des Gesetzes, dessen Amt die Apostel führen sollten. Das stimmt genau mit Christi Schilderung eines weisen Auslegers des Wortes überein, den er einem Hausvater vergleicht, der aus seinem Schatz Altes und Neues hervor-

bringt: alte Prinzipien in neuer Formulierung. Die Menschen begehen den Irrtum, immer dieselben alten Worte, dieselben alten Formulierungen zu verlangen, die doch dem Wechsel unterworfen sind und nur so lange Geltung haben, wie sie notwendig sind und dann abgethan sein sollen. Es soll ein Neues kommen, obwohl etwas in dem Alten ist, das sich nie ändern kann: der Geist, der den Worten zugrunde liegt, die alte Wahrheit, die sich neue Formen bildet, in denen sie walten will.

In der Predigt über „die christliche Kirche als Familie" heißt es:

Institutionen vergehen, Kirchen ändern ihre Formen, und hochgesinnnte gute Menschen klammern sich daran, als wären sie die einzigen Mittel, durch die Gott die Welt erneuern könnte. Das Christentum will manchem abgetragen und abgenutzt erscheinen. . . . Ja, meine Brüder, die Dinge stehen anders als früher, aber das Christentum lebt weiter. Nicht in der apostolischen Succession; diese Vorstellung gehört einer vergangenen Zeit an. Die äußere Form hat sich gewandelt, der Geist ist daraus entwichen, aber er ist auferstanden, so wahrhaftig auferstanden, wie der Geist des edelsten Judentums im Christentum neu erstand. Über alten Aberglauben und abgenutzte Bekenntnisse zu trauern, ist ebenso unklug wie der Gram der Mutter, die den Verfall der Gestalt ihres verstorbenen Kindes beklagt. . . . Es ist ebenso unweise, über den Verfall dieser Institutionen, die Wandlung menschlicher Formulierungen zu klagen, wie es von Jonas thöricht war, über das Verdorren des Kürbisses zu trauern, der ihn vor der Mittagsglut beschattet hatte. Alle Dinge, auf äußerem wie innerem Gebiet, sind dem Wechsel unterworfen. Aber der Gott der Kirche lebt weiter, und seine Kirche bleibt unter neuen Formen dieselbe: eine heilige Familie im Himmel und auf Erden.

Weil ihm aber die Tiefe und Realität des Reiches Christi nicht in den äußeren Formen beruht, verlangt er auch nicht nach gewaltsamen Umgestaltungen und Neuerungen.

Die Juden konnten nach ihrer Bekehrung Juden bleiben; das Christentum verlangte keine Änderung in äußeren Dingen. So unterwarf Paulus den Timotheus der Beschneidung. Ebenso befolgte er die ihm vertrauten jüdischen Gebräuche, that ein Gelübde und ließ sich bescheren. Er hielt es nicht für Christenpflicht, das jüdische System umzustürzen. Er wußte, es werde nicht dauern, aber zunächst wollte er nichts, als das alte System mit neuem Leben erfüllen, mit christlichem statt jüdischem Empfinden, um so lange darin auszuharren, als es zusammenhielt.

Heutzutage streben die Menschen eifrig danach, Institutionen umzugestalten, vollkommene Einrichtungen zu verlangen, als ob damit ein Zustand irdischer Volkommenheit erreicht würde. Welch ein Unterschied zwischen diesem Gefühl und dem des Paulus: „Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist.“ Wir sind berufen zu Gliedern der anglikanischen Kirche. Was ist heute unsere Pflicht? Was würde Paulus thun? Müssen wir uns Fragen vorlegen wie: Giebt es irgend eine besondere Formulierung in den Satzungen meiner Kirche, mit der ich nicht völlig übereinstimme? irgend eine Zeremonie, die nicht meine ganze Seele mit sich emporträgt? Ist dies der Fall, wäre es dann nicht meine Pflicht, sofort aus der Kirche auszutreten?

Nein, meine Brüder; Gott hat uns in die bestehenden Ordnungen gesetzt, innerhalb deren wir unser Leben nach seinem Willen gestalten sollen. Unsere Aufgabe ist es, die Formen unserer Kirche mit neuem Leben zu erfüllen, ihnen eine tiefere, heiligere Bedeutung beizulegen. Ganz gewiß wird kein Mensch wahre Ruhe für seine Seele finden in diesen Tagen des Streites, der nicht die tiefe Bedeutung der weisheitvollen Worte erfaßt hat: „Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist.“ 1 Kor. 7, 20.

1850 äußert er sich brieflich:

Ich stimme nicht überein mit Ihrer Ansicht über den jesuitischen Charakter unserer Kirche und Liturgie. Ich halte die Artikel einer verschiedenen Auslegung fähig, und es nicht für undenkbar, daß Menschen ganz verschiedener Ansichten sie unterschreiben können, sogar Calvinisten, aber keine Quäker und keine rabiaten Dissidenten.

Prüfen Sie die Liturgie in diesem Sinn und sehen Sie, ob sie nicht köstliche Wahrheiten enthält: daß alle Menschen Gottes Kinder sind, de jure, wenn auch nicht de facto. Daß es eine ausgesonderte Gemeinschaft geben muß — die Kirche. Ausgesondert von der bösen Welt, obwohl die ganze Welt sein sollte und eines Tages sein wird, „das Reich unseres Herrn und seines Christus“.

In der Zeit, da Newman zur römischen Kirche übertrat, Tausende nach sich zog und der Streit hüben und drüben heftig entbrannte und namentlich die Polemik der Evangelikalen entflammte, sagte Robertson von der Kanzel:

Schließt euch nicht diesen eifernden Gemeinschaften an, denen es nur darauf ankommt, den Irrtum auszurotten. In ihnen waltet ein Geist, der mehr aus der Erde als vom Himmel stammt, kurzsichtig und selbstzerstörend. Sie gewinnen keine Seelen für Christum, nur Streiter und Parteigenossen. Sie belagern Meer und Land. Es kommt wenig darauf an, ob ein fanatischer Katholicismus oder

ein fanatischer Protestantismus den endlichen Sieg davon tragen. Wohl aber darauf, daß wir in dem Kampf keine köstliche christliche Wahrheit verlieren und nicht des wahren christlichen Geistes verlustig gehen.

Man wäre sehr im Irrtum, wenn man diese Äußerung so auffassen wollte, als habe Robertson das Wesen des Katholicismus und Protestantismus als objektiv gleichwertig erachtet. In den Notes on Genesis heißt es:

Kontemplative Naturen, die am Abend gern ihren Gedanken nachhängen und nicht gewohnt sind, sie männlich in praktisches Thun umzusetzen, mangeln häufig der Wahrhaftigkeit als Grundlage ihres Wesens. Ein Mangel, der besonders heutzutage hervortritt. Nie zuvor war diese Gemütsstimmung allgemeiner und gefährlicher. Unsere Zeit zeichnet sich nicht durch Frömmigkeit aus, und unsere frommen Männer nicht durch Männlichkeit. Sie haben etwas weibisches, sind verzärtelt, fußen nicht fest und sicher auf dem breiten Boden der Wirklichkeit. Auf solche Gemüter übt die römische Kirche eine ganz besondere Anziehungskraft aus. Sie lockt alles an sich, das nach einer Welt verlangt, in der heilige Scheu, Ehrerbietung, Weichheit und Mysterien walten. Die Menschen gewöhnen sich unter Geheimnissen und Schatten zu wandeln und nennen es Frömmigkeit. Auf dieser Grenzscheide zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit — dieser Wolkenregion sozusagen — schmilzt die Wahrheit allmählich dahin. Ist es nicht eine unbestreitbare Thatsache, daß dem Wort von Leuten, die unsere Kirche mit der römischen vertauschten, nicht mehr zu trauen ist? Daß sie doppelzüngig werden, kasuistisch urteilen und mit der Wahrheit verhandeln auf Grund vielleicht möglicher und subtiler Vorwände. Eine Schande für Engländer und gar für Christen!

Das religiöse Leben muß seine Kraft aus dem Thun schöpfen. Es soll sich praktisch verwirklichen. Ein ausschließliches Gebetsleben in religiösem Dämmerschein, ein bloß ästhetisch religiöses Empfinden, der Schönheit von Architektur, Gesang, Litaneien — welkt hinüber in ein Phantasiegebilde der Unwirklichkeit. Und der bloß phantastische und unreale Seelenzustand wird zu einem falschen.

Wir folgen nun den Darlegungen dessen, was er unter Kirche versteht, und werden sehen, daß er sich hierin gleicherweise von der hoch- und niederkirchlichen Vorstellung unterscheidet. Von Thomas Arnold insofern als der Staat thatsächlich nicht überall die christlichen Prinzipien zu verwirklichen vermag, so lange die

Gesellschaft nur halb christlich und halb weltlich gesinnt ist und die idealen Befugnisse der Kirche da eintreten müssen, wo die seinen ihre Grenze finden. Z. B. in der Wiederaufnahme der Geächteten und Ehrlosen.

Was die Kirche sei, liegt heute allen theologischen Streitfragen zugrunde. Ihrer sprachlichen Ableitung nach ist die Kirche das Haus Gottes. Eine menschliche Gemeinschaft, in der der Geist Gottes als Quelle ihrer Tugenden Wohnung gemacht, um göttliches Leben und die verborgenen Gesetze der Menschheit auf Erden zur Erscheinung zu bringen. . . . Ihre Existenz zieht sich durch die Jahrhunderte, nicht auf Grund des Prinzips erblicher Succession oder menschlicher Erwählung, sondern des Prinzips geistlicher Verwandtschaft. Es giebt eine sichtbare und eine unsichtbare Kirche. Zu der unsichtbaren gehören alle, die der Vorstellung der idealen Kirche entsprechen. Die sichtbare Kirche jeden Zeitalters umfaßt alle der Christenheit zugehörigen, einerlei ob würdige oder unwürdige Glieder ihres Leibes. Der Verfasser des Ebräerbriefes handelt von der unsichtbaren Kirche, und Paulus deutet in seiner Beschreibung einiger Kirchen (Luther übersetzt „Gemeinen") auch darauf hin, an die er in Ausdrücken schreibt, die sicherlich ihren thatsächlichen Zustand überstiegen. Z. B. spricht er hier von den Korinthern als berufen zu Heiligen, als Tempel des heiligen Geistes, und beschreibt an anderen Stellen ihren eigentlichen Zustand als „fleischlich und nach menschlicher Weise wandelnd". Wo er ihre besonderen Verirrungen tadelt, meint er wieder die sichtbare Kirche, wie auch Christus, wenn er in den Gleichnissen von dem Netz redet, das gute und faule Fische fängt, und dem Feld, auf dem Weizen und Unkraut mit einander reifen. . . . Die Kirche soll Seelen für den Himmel erziehen. Wir würden aber ihre Aufgabe mißverstehen, wenn wir glaubten, Gutsein habe keine Geltung vor Gott, wenn es nicht innerhalb der Kirche gezeitigt wäre. Gut ist gut, wo wir es auch finden. Der Weinberg hat den Zweck, Weinstöcke zu ziehen. Könnte aber ein Weinbauer das Vorhandensein von Trauben leugnen, die er auf ungünstigerem Boden außerhalb des Weinbergs gereift fände?

Der große Streit zwischen Heidentum und Christentum, Romanismus und Protestantismus, zwischen den hochmütigen Prätensionen der bloßen Kirchenzugehörigkeit und einem Christentum des Geistes liegt in der Frage: Wodurch werden die Menschen errettet? Unmittelbar durch Christus oder mittelbar durch den Priester? Durch ihren persönlichen Glauben oder durch die wunderbare Vermittelung der Sakramente? Des Apostels Paulus Stellung dazu ist klar. . . . Das Wort „Priester" ist in der englischen Kirche nur eine korrum-

vierte Form von Presbyter. Die englische Kirche beansprucht in ihren Formularen für ihre Offizianten keine sakramentale oder priesterliche Gewalt, nur die seelsorgerische Befugnis. Es handelt sich daher nicht um die Bezeichnung, sondern die Sache. Priestergelüste liegen in der Gesinnung und sind an keinen Namen gebunden. In der römischen Kirche, wo der Ausdruck Priester allgemein gilt, hat es viele so demütige, dienende Geister gegeben, wie Fénélon war. Unter den Dissidenten, die den Ausdruck nachdrücklich vermieden, hat gar mancher hochmütige priesterliche Geist andere tyrannisiert und geknechtet. Solche Männer beseelt der Wunsch, ja der Eifer, daß andere errettet werden möchten — unter dem Vorbehalt, daß es durch sie geschehe. Daher ist ihr Wertmesser eigentümlicher Art. Wer ihre Lehre annimmt und ihre Autorität anerkennt, ist in ihren Augen ein demütiger, frommer Christ. Wer aber Zweifel zu hegen wagt und die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, nicht blindlings die von ihnen verkündete Wahrheit annimmt — den bezeichnen sie als Freidenker, als hochmütig, ketzerisch, anmaßend, eigenwillig. Daher ist eine priesterliche Beurteilung der Frömmigkeit immer eigentümlicher Art; denn als wesentliches Moment gilt ihr Gehorsam, Abhängigkeit und blinde Unterwürfigkeit unter ihre persönliche Lehrweise. Außerdem wird sie immer Andersdenkende verfolgen. Die Anmaßung der Herrschaft über den Glauben anderer treibt sie notwendig dazu, wenn auch auf verschiedene Weise. Zu einer Zeit verbrennen oder verfluchen sie, in einer anderen heften sie ihren Mitpredigern Brandmale und schimpfliche Bezeichnungen auf und befehlen den Leuten, sich vor ihnen als vor gefährlichen Lehrern zu hüten. Wo ihr einem Menschen begegnet, der andere überzeugen möchte, daß zu ihrem Heile notwendig sei, der spricht: So ihr euch nicht beschneiden laßt, so ihr nicht meiner Lehre glaubt, so ihr euch nicht von mir taufen laßt, könnt ihr nicht selig werden — habt ihr es mit einem Priester zu thun, er werde nun Pfarrer, Prediger oder Laie genannt. Wo ihr aber einem Menschen begegnet, bestrebt und bemüht, die Menschen von sich unabhängig zu machen, ja unabhängig von allen Menschen; von dem Wunsch erfüllt ihnen zu helfen, nicht kraft seiner Autorität, sondern ihres eigenen — nicht seines — Glaubens froh zu werden; die selige Zeit herbeisehnend, wo seine Arbeit überflüssig sein wird, und die Prophezeiung erfüllt: „Hinfort soll niemand mehr seinen Bruder lehren, sondern sie sollen alle von Gott gelehret sein“ — da habt ihr es mit dem christlichen Prediger, dem Diener, dem Gehülfen euerer Freude zu thun.

„Einen anderen Grund kann niemand legen, denn der gelegt ist, nämlich Jesus Christus.“ Wir protestieren gegen die Benutzung

dieser Stelle zu Parteizwecken. Christum predigen, heißt einfach Christum predigen. Aus vereinzelten Thatsachen aus dem Leben seines Erlösers, aus einigen Regeln wie: Geben ist seliger als nehmen — leitete Paulus alle christlichen Prinzipien ab, auf die er das ganze edle Gebäude seiner Briefe aufrichtete. Er summiert seine Lehre dahin: „Zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, daß ich seinem Tode ähnlich werde.“ Phil. 3, 10. Im Christentum soll Christus zum Ausdruck kommen.

Versteht ihn, atmet seinen Geist, lernt sein Gemüt begreifen: Christentum ist Geist und Leben. Laßt euer Selbst mit Christus sterben und mit ihm auferstehen zu einem Leben der Heiligung. Alsdann, du magst predigen oder dir predigen lassen — kein Streit der Meinungen braucht dich zu beirren, weil du festen Grund unter den Füßen hast.

Auf diesem Grunde soll das Gebäude aufgeführt werden. Das Christentum besteht aus wenigen lebendigen Prinzipien. In dogmatischer Beziehung läßt sich ebenso wohl Calvinismus wie Arminianismus daraus konstruieren. Hinsichtlich kirchlicher Anordnungen sowohl ein einfacher, schmuckloser Gottesdienst wie ein streng gegliedertes Ritual, oder eine auf die Phantasie berechnete Kultusform. Dein Leben magst du in Beschaulichkeit oder Thätigkeit darauf aufbauen, es führen nach der Weise eines Eremiten des dritten oder eines christlichen Kaufherrn des neunzehnten Jahrhunderts. Denn das Christentum ist ausdehnbar auf zahllose Verhältnisse, Zeiten, Veranlagungen und Bedürfnisse.

Gegen Ende seines Lebens spricht Robertson es aus, welche Prinzipien seiner Lehrweise zugrunde liegen und faßt die Gesichtspunkte, die ihn vornehmlich geleitet haben, kurz in folgende sechs Sätze zusammen:

1. Die Begründung positiver Wahrheit statt negativen Niederreißens des Irrtums.

2. Die Wahrheit wird gewonnen aus zwei entgegengesetzten Behauptungen und liegt nicht auf einer via media dazwischen.

3. Geistliche Wahrheit wird vom Geist erfaßt und nicht dem Intellekt in Lehrsätzen übermittelt. Deshalb sollte die Wahrheit nicht dogmatisch verkündet,

sondern an*) das Herz und die Einbildung gerichtet werden.

4. Der Glaube an Christi menschlichen Charakter muß vorausgehen, wenn man an seinen göttlichen Ursprung glauben soll.

5. Das Christentum wirkt von innen nach außen, nicht umgekehrt, und seine Lehrer sollten es ebenso machen.

6. „Es ist ein Geist des Guten in dem Übel (zög ihn der Mensch nur achtsam da heraus!)." Shakespeare, Heinrich V.

Diesen von ihm formulierten Prinzipien folgt er nicht im einzelnen, vielmehr bedingen und durchdringen sie sich gegenseitig und durchziehen seine ganze Lehrweise.

1. Eine ausführliche Anwendung findet das Prinzip der Begründung positiver Wahrheit statt negativen Niederreißens des Irrtums in allen Predigten, in denen er die im Anglokatholicismus wieder auflebende Anziehungskraft einer vergangenen Religionsform erörtert, die sich nur aus unbefriedigtem religiösen Bedürfnis erklären läßt. Es kommt viel mehr darauf an, dies Verlangen zu befriedigen, als sich auf gereizten Widerspruch einzulassen. Die Polemik, die etwas erreicht, besteht darin, den Irrtum hinfällig zu machen durch Hervorheben des Wahrheitsfunkens, der ihn erhält.

So hat er nachgewiesen, teils in Briefen, teils in Predigten, daß die Anbetung der Jungfrau nichts anderes sei, als die Personifikation der zarten und barmherzigen Seiten des Christentums, und sich ausgebreitet habe, als die Metaphysik des vierten Jahrhunderts die lebendige, wahrhafte Menschheit Jesu Christi verschleierte:

Wie sollten die Menschen Ausdruck finden für die neue Idee, die in ihnen arbeitete, — unbestimmt, noch ohne greifbaren Kern? Die Idee, daß Reinheit etwas Göttlicheres sei, als Stärke?

---

*) Robertsons Ausdruck suggestively läßt sich nur umschreiben. Es schien sich keine bessere Übersetzung dafür zu bieten, als Herders Charakteristik der Lehrweise Christi: „in Herz und Einbildung reden".

Wäre es euch lieber, sie hätten sich mit der abstrakten Wahrheit begnügt, Liebe und Reinheit seien ebenso göttlicher Natur wie Kraft und Vernunft? Meine Brüder, abstrakte Wahrheiten werden nicht angebetet, nur gedacht. Wir denken nach über Eigenschaften; aber Verehrung und Anbetung verlangen eine Person, und wo sie fehlt, wird sie erfunden. Sanftmut und Reinheit sind philosophische Begriffe. Der Mensch aber, dessen Herz nach Anbetung verlangt, findet eine sanfte Eine, eine reine Eine, — fleischgewordene Sanftmut, Reinheit und Liebe, vor der er sein Knie beugen und der er die Huldigung seines Herzens darbringen kann.

Was Wunder, daß sich diese große Idee für die erste Christenheit in der jungfräulichen Mutter des Herrn verkörperte? Was Wunder, daß sie die knappe Skizze der Evangelien erweiterte und ausschmückte, bis das schlichte Weib der Bibel mit der Majestät der Gottesmutter bekleidet war? Fühlen wir nicht, daß es so kommen mußte? Statt eines trockenen, formellen, theologischen Dogmas stellte der Katholik ein wirkliches Weib hin „voller Gnaden" und Wesensanmut, durchbohrt von tötlichen Schmerzen. Als Objekt der frommen Hingabe, des Glaubens und der Hoffnung, — eine Persönlichkeit, keine Abstraktion. Vom historischen Standpunkt aus scheint es fast unmöglich, daß diese Idee der Welt anders als durch eine Idolatrie begreiflich zu machen war.

Dasselbe Prinzip findet seine Anwendung in der nach vielen Seiten hin interessanten Predigt über die Absolution*). Er weist darin nach, daß binden und lösen kein priesterliches, sondern ein Vorrecht unserer Menschheit sei. Brieflich äußert er darüber:

Von der Sünde lösen heißt, eine Scheidung herbeiführen zwischen ihr und der Seele. Binden identifiziert die Sünde mit dem Charakter des Betreffenden. Sie scheinen den Ausspruch so zu fassen, als handle es sich um eine Vergebung, die den Charakter unberührt lasse. Dann wäre die Vergebung des Menschen nur ein unvollkommenes Pfand der Vergebung Gottes. Ich berufe mich auf die Thatsache, daß der Mensch in Wahrheit bindet und löst, — die Sünde dem Charakter des anderen anheftet, — oder ihm durch die Art seiner Behandlung die Last abnimmt, ihn davon befreit. Niemand kann diese Thatsachen leugnen. Es kann sich dabei ebenso gut um etwas Entsetzliches wie um etwas ganz Herrliches handeln. Aber möglich ist die Sache, und wir können uns der uns verliehenen Gewalt nicht begeben, sondern sie nur brauchen oder mißbrauchen. Es mag vorkommen, daß wir in Stellvertretung Gottes Barmherzigkeit er-

*) Siehe den Anhang.

zeigen, wo wir Gottes Zorn erweisen sollten, und vice versa — aber Erfolg hat unser Verfahren. Selbstverständlich werden häufig unserem Irrtum entgegenwirkende Umstände gnädig eingeschoben. Sonst würden die ungerechten Urteile der Menschen im einzelnen wie insgesamt zu endgültigen Entscheidungen, und das wäre allerdings furchtbar. Ein ungerecht verdammter und gemiedener Mensch mag die Klugheit und Stärke besitzen, dies Urteil in keiner Weise als Gottes Urteil anzusehen. Aber eine schwache und unselbständige Natur kann dadurch, selbst wenn sie unschuldig ist, sich doch so beeinflußt fühlen, daß sie sich von Gott verstoßen glaubt und immer tiefer sinkt. „Gieb dem Hund einen Schimpfnamen" rc. Um wie viel größere Gewalt besitzt dies Urteil wirklicher Schuld gegenüber! Die Kirche als Vertreterin der christlichen Gesellschaft und jeder Christenmensch sollten diese Macht wahrnehmen, statt sie zu leugnen, und sie wahrhaft im Namen Gottes zur Anwendung bringen.

Den Kampf mit der Sünde wollte er nach demselben Prinzip aufgenommen wissen. Einem besseren als dem von ihm in Winchester versuchten:

Ich führe eine Stelle an, die mir besonders aufgefallen ist: „Wahre sittliche Kultur muß die schwächeren Kräfte der Seele gegen die übermächtigen in das richtige Gleichgewicht bringen, indem es sie belebt. Wachstum ist ein besserer Weg zur harmonischen Ausgestaltung des Charakters als Unterdrückung." — Wie oft habe ich dasselbe empfunden und ausgesprochen! Man kann nicht in die niederen Regionen der Natur hinabsteigen und dort erfolgreich mit ihr ringen. Man muß vielmehr emporsteigen wie ein Perseus, der den Drachen, welcher Andromeda bedrohte, auf Flügeln in der Luft bekämpfte. Das Niedere wird bezwungen, nicht durch Unterdrücken, sondern indem man es einfach zum Werkzeug des Höheren macht. Kein Fasten z. B. wird die Seele rein machen, wohl aber eine edle Neigung, die alle niederen Gefühle in Zucht hält und sie erhebt. Dies Mittel ist besser als Catos und bildet die Grundessenz von dem System Pauli, ja seiner Auffassung nach ist es das Evangelium. Nicht Unterdrückung, Zwang, Gesetz — die bringen nichts zuwege als furchtbaren Kampf: „Ihr könnet nicht thun, was ihr wollt"; „wandelt im Geist" — — lebt das höhere Leben edlerer Antriebe — und „ihr werdet die Lüste des Fleisches nicht vollbringen". Und wie vom einzelnen, so gilt dies ebenso vom allgemeinen. Kein Kriegsgericht oder Korporalstock kann in einem Regiment dem Stehlen Einhalt thun, oder den Feigling tapfer machen, aber edler Corpsgeist und ein allen gemeinsames Ehrgefühl haben es wieder und wieder vermocht.

Ich bin überzeugt, dies ist die richtige Antwort auf Traktarianer und Sabbatheiligungssysteme.

Systeme als solche könnten kein Wesen, das auch nur von dem Adel eines Hundes besäße, hervorbringen, obwohl ich zugebe, daß mit die edelsten Menschen in Systemen befangen sind.

Auch giebt es Menschen, die aller Veredelung widerstehen und der Systeme bedürfen, um unschädlich gemacht zu werden.

Der folgende Brief beleuchtet denselben Gedanken nach anderer Seite hin:

Sie haben mich falsch verstanden, als ob das wesentlich Menschliche in uns zum Schweigen gebracht werden müsse, wenn die göttlicheren Impulse ihre Oberhoheit antreten sollen. Vergeistigung der Persönlichkeit wird nicht erreicht durch krampfhafte widernatürliche Anstrengungen, die Natur in uns zu zerbrechen, wohl aber, indem man geduldig Sorge trägt, daß sie sich entwickeln und von dem Bösen mehr und mehr loskommen könne. Nicht engelhafte, sondern menschliche Vortrefflichkeit sollen wir erstreben. „Vollkommen sein wie unser Vater im Himmel vollkommen ist“, können wir nur nach unserem Maß. „Ein jeglicher aber in seiner Ordnung.“ Um Heilige zu werden, sollen wir darum nicht aufhören, Männer und Frauen zu sein — „nicht Gott gleich ist der Mensch, doch ähnlich Gott, wenn er am menschlichsten“. Dürfte man eine Seite unserer Natur als die wesentlich menschliche bezeichnen, deren Ausreißen das Menschliche zerstören würde, so ist es das tiefe Verlangen nach Sympathie. Der eine Vollkommene gewährte Sympathie und bedurfte ihrer — gewährte sie, wie auf jeder Seite zu lesen; bedurfte ihrer, wie viele Stellen beweisen: „Könnet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ „Wollt ihr auch weggehen?“ „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ Und — er fand sie, obwohl seine Brüder nicht an ihn glaubten — fand sie bei Johannes, Martha, Maria und Lazarus.

2. Die Wahrheit wird gewonnen aus zwei entgegengesetzten Behauptungen und liegt nicht auf einer via media dazwischen.

Diese Widerlegung der Newmanschen Via media-Theorie ist interessant, weil er sie vom dogmatischen Gebiet einfach auf den Boden der organischen geistigen und historischen Entwickelung überträgt und von hier aus ihr Wahrheitsmoment vertieft und ihre Form überwindet. Ebenso verfährt er inbezug auf die römische

Kirche, die damals gerade eine unbeschreibliche Anziehungskraft auf die Gemüter ausübte.

Die Lehren vom Fegfeuer, vom Mariendienst, von der Absolution, der apostolischen Succession, den sieben Sakramenten, der Transsubstantiation, der Wiedergeburt durch die Taufe, der Anrufung der Heiligen — alles gründet sich auf eine Wahrheit; aber zu Formen krystallisiert und zu Dogmen versteinert, werden diese Lehren falsch. Sucht dem Sinn nachzugehen, der den römischen Gebräuchen zugrunde liegt und begegnet ihnen nicht mit Anathema. Legt klar, was der römische Katholik meint, übersetzt ihm seine Sehnsucht, deutet ihm sein Bedürfen. Ich kann mir keine segensreichere Arbeit denken für jeden, der einen klaren Kopf und ein weites Herz hat.

Der Ultraprotestant verneint die Lehre vom Fegfeuer. Aber das Gesetz des Universums heißt Fortschritt. Ist den Erlösten kein Schmerz mehr aufbehalten? den Bösen nichts Gutes mehr? Solche Fragen drängen sich uns auf, wenn wir die große Anzahl menschlicher Wesen ins Auge fassen, die weder himmlisch noch auch verdammenswürdig sind. Wir sehen hienieden schon, daß Prüfungen einige bessern und andere verstocken, wie die Hitze, welche das Eisen schmelzt, den Thon verhärtet. Uns wird gelehrt, daß die Menschen auferstehen, so wie sie sterben. Wenige sterben reif für die Gegenwart Gottes. Andere, wie die Pharisäer, die das Gute für etwas teuflisch Böses nehmen, brauchen nur darin fortzufahren, um sich — wie Milton es ausdrückt — „als Hölle selbst" wiederzufinden. Ist denn die Annahme nicht analog, daß Schmerzen die erst Erwähnten bessern und nicht strafen sollen? Das ist das Prinzip des Fegfeuers. Ich spreche dies als Hypothese aus, der Katholik als Dogma. „Unser Geschick entscheidet sich hienieden, behauptet in rigoroser Weise der Ultraprotestant: So ist es; dies ist die protestantische Wahrheit." Der Katholik behauptet die entgegengesetzte Wahrheit und sagt: Unser Geschick entscheidet sich jenseit des Grabes. Insofern jede Ansicht die positive Wahrheit aufstellt, hat sie recht; verneint sie aber die gegenüberstehende Wahrheit, so wird sie falsch.

Die Idee von der apostolischen Nachfolge birgt die erhabene Wahrheit in sich, daß die Zeiten ein Geschlecht von Propheten und heiligen Helden durchzieht:

Sie ist nicht eine durch direkte Beziehung weitergeführte Gotteskraft, nicht eine geschlossene Reihenfolge von Priestern, sondern eine wohl unterbrochene, zerstreute, aber wahrhaftige Succession von Propheten. Johannes der Täufer war Nachfolger des Geistes Eliä, Luther nach der geistigen Geburt von Paulus entsprossen. Ein Geist

wirkt auf den anderen, sei es durch Ideen, sei es durch den Charakter. Hierin beruht geistige Nachfolge.

Die Vielheit der Sakramente, irrig vom Standpunkt kirchlicher Einrichtungen aus, offenbart den durchaus legitimen Wunsch, das ganze Leben als ein Gott geheiligtes anzusehen:

Der römische Katholik nimmt sieben Sakramente an, wir haben nur zwei.

Wir können uns indes zu einer höheren Wahrheit erheben. Die Sakramente der Taufe und des Abendmahls sind stellvertretende Symbole. Ein Tag ward ausgesondert, um alle Zeit zu heiligen; ein Stamm, um das Volk zu heiligen; ein Volk, um die Welt zum Reich Gottes zu machen. In dieser Weise wurde das Menschengeschlecht erzogen. Nach demselben Prinzip hat Gott zwei äußere Handlungen angeordnet, um die Wahrheit zu bezeugen, daß die ganze Natur heilig sei, sofern sie den Menschen seine Heiligkeit offenbart, und daß alle Handlungen heilige sind, die im Geiste Christi geschehen. Wasser, das einfachste Element, erinnert an die urspüngliche und gottgewollte Heiligkeit und Ehrwürdigkeit aller Dinge und durch die Weihe der alltäglichsten Handlung des Lebens — eines Mahles — wird des Christen ganzes Thun geweiht. Vermehrung dieser Symbole statt zweier auf sieben, verringert ihre Bedeutung dahin, als ob nur sieben heilig seien. Sind dagegen, wie die protestantische Kirche lehrt, ein Element und eine Handlung statt aller von Christus als heilige ausgesondert, so sehen wir in diesen beiden Symbolen die Festsetzung zweier allgemeinen Wahrheiten: daß nämlich das ganze materielle Universum und alle Handlungen dem Herrn geheiligt sein sollen. Das Wahre in der protestantischen Lehre ist, daß die Kirche nur zwei Symbole ausgesondert hat; und wahr an der katholischen Auffassung ist, daß es außerdem noch viele Kanäle giebt, durch die das Göttliche sich unserem Geiste mitteilt. Beide Anschauungen zusammen ergeben erst die volle Wahrheit. Der Protestant irrt, insofern er die Mitteilung der Gnade Gottes, worunter hier eine deutliche und lebendige Wirkung verstanden wird, auf zwei Sakramente beschränkt; und der Katholik irrt in der Hinzunahme von noch fünfen, wodurch er dem Aberglauben verfällt und der universellen Bedeutung der Sakramente verlustig geht.

Das Meßopfer enthält für ihn auch eine tiefe symbolische Bedeutung:

Die römische Kirche behauptet, in der Messe werde ein wahres, wirkliches Opfer dargebracht für die Sünden aller — eine stete

Wiederholung des Opfers Christi. Hiergegen hat der Protestantismus heftig opponiert: ein Opfer habe, einmal dargebracht, für alle Zeiten genug gethan. Eine in sich vollkommen berechtigte Opposition; dennoch enthält die römische Lehre eine Wahrheit, bedeutungsvoll genug, um aus ihrer groben, materiellen Form herausgeschält zu werden. Wir hören Paulus: „Ich erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeine“ ... Kol. 1, 24.

Es ist richtig, ein Opfer ist einmal für alle dargebracht. Ebenso wahr ist aber, daß dies Opfer wertlos bleibt, sofern es nicht vervollständigt und wiederholt wird in dem Leben und der Selbsthingabe jedes einzelnen. Keine mechanische Wiederholung in dem elenden Materialismus der Messe, sondern geistig in dem Leben aller, in denen der Auferstandene lebt. Das Opfer Christi wiederholt sich in jedem Leben, das nicht sich selbst, sondern Gott gelebt wird.

Robertsons Auffassung von der Bedeutung des heiligen Abendmahls steht in engem Zusammenhang mit seiner Auffassung von Gnade:

Da der Ausdruck Gnade ausschließlich in der Schrift vorkommt, hat er etwas Geheimnisvolles und wird oft mißverstanden. Man nimmt an, durch Erlangung der Gnade werde der Seele ein mystisches Etwas eingeflößt. Gnade ist aber nur eine Bezeichnung für die Güte Gottes, und alle Menschen, die die Botschaft des Heils gehört haben, befinden sich im Gnadenstand, der sie Gottes Wohlgefallen versichert.

Er geht in seiner Erklärung von 1 Kor. 11, 18—34 ganz auf den historischen Zusammenhang zurück. Von einem Mysterium spricht er so wenig, wie von der Anwendung des paulinischen Wortes „wer aber unwürdig isset und trinket“ ꝛc. auf den geistlichen Zustand der gegenwärtigen Kommunikanten:

Um die Mißbräuche, die sich bei den Liebesmahlen in der korinthischen Kirche eingeschlichen hatten, abzustellen, ruft der Apostel den Korinthern die Ursachen ins Gedächtnis, welche die ursprüngliche Einsetzung des heiligen Abendmahls veranlaßt hatten und leitet daraus die Schuld und Verantwortung her, die sie durch Entweihung dieser Verordnung auf sich luden.

Er erklärt, daß das heilige Abendmahl eingesetzt worden zur Erinnerung an den Opfertod des Erlösers.

Dies könnte uns in etwa überflüssig erscheinen; wir sind wahrscheinlich geneigt zu sagen: des bedürfen wir kein Erinnerungs-

zeichen, der Tod des Herrn ist in unsere Herzen auf ewig wie in Stein gegraben. — Des Menschensohn kannte unsere Natur viel zu gut, um solchem Versprechen zu trauen, selbst wenn es abgelegt worden wäre. Er wußte, daß die Erinnerung daran, ohne beständige Wiederholung und ohne den Sinnen wahrnehmbare Zeichen, verblassen würde. Deshalb soll uns das Sakrament durch Fühlen, Schmecken und Sehen daran erinnern, daß das Christentum nicht auf bloßem Gefühl, sondern auf wirklichen historischen Thatsachen beruht. Es bezeugt Christus den Gekreuzigten unter uns.

Möchte jemand Gottes vergessen? Möchte jemand in Sünden dahinleben, ohne durch den quälenden Gedanken an das Gericht daraus aufgerüttelt zu werden? Wir können ihm zeigen, wie ihm das, wenigstens für eine Zeit lang gelingen mag. Laßt ihn weiser sein als sein Schöpfer, laßt ihn sprechen: „Ich kann zuhause in der Bibel lesen und in der Schönheit der Natur Gott so gut anbeten wie in der Kirche.“ Laßt ihn das Gebet im Kämmerlein unterlassen und nie an den Tisch des Herrn treten, alles Symbolische in der Religion aufgeben — wir können ihn des furchtbarsten Erfolgs versichern, denn das „zukünftige Gericht“ wird ihm zur Hypothese und das Dasein Gottes zu einem möglichen „vielleicht“ werden ...

Das heilige Abendmahl heißt uns „Kommunion“: wir haben darin Gemeinschaft mit Gott und seiner Kirche: sie bezeugt uns die Gemeinschaft der Heiligen. Einigen, die das heilige Abendmahl genießen, ist es eine bloße Form; anderen ein Mittel, irgend ein Gutes zu erlangen, sie wissen nicht recht was. Sofern es uns aber nicht vom Bösen abhält, wird es uns nur eine neue Ursache zur Sünde. Wenn du zum Tische des Herrn trittst mit der Absicht, weiter zu sündigen, selbstsüchtig und weltlich gesinnt zu bleiben — so wirst du zum Verräter an Gott und seiner Kirche.

Über 1 Kor. 10, 1—4 sagt er:

Achtet auf des Apostels Ansicht über das Wesen des Sakraments. Wie Christus vom Brot sagte: „dies ist mein Leib“, so erklärt Paulus „der Fels war Christus“; nicht, daß das Brot buchstäblich in seinen Leib, oder der Fels in Christus verwandelt worden wäre; auch nicht, daß das Brot Christi Leib und der Fels Christum bedeutet hätten; sondern, das, was bei beidem wunderbar ist, die lebenspendende Kraft — das ist Christus. Das Material des Symbols ist gleichgültig: es kommt allein auf den Geist, die Gesinnung Christi an.

Der Mystiker, wie der formell Denkende sagen beide, diese Zeichen, und diese allein, vermitteln uns die Gnade Gottes: die Sakramente sind von übernatürlicher Wirkung. Aber Paulus sagt

den Korinthern, daß die Israeliten ebenso lebenskräftige Symbole gehabt hätten wie sie. Brot, Wein, Wasser, Wolke — — auf das Material kommt es nicht an, allein auf Gottes Gegenwart, Gottes Macht und Gottes Leben! wo diese sind: da, da ist ein Sakrament. Was haben wir hieraus zu lernen? Etwa, daß Gottes Leben, Liebe und Gnade einer bestimmten Vermittelung bedürften, wie Fels, Brot, Wasser und dergleichen? Oder, daß wir nur durch die Taufe eine weihevolle Handlung vollzögen? Ist es nicht vielmehr also, daß alles sakramentlich ist, daß wir in einer geheimnisvoll, von Gottes Kräften durchwirkten Welt leben; daß jedes einfache Mahl, jeder rauschende Strom, jede vorüberziehende Wolke ein Symbol Gottes, und dieses für jedes empfängliche Herz ein Sakrament ist? Die Fähigkeit oder Unfähigkeit, dies zu erkennen und zu fühlen, ist der ganze Unterschied zwischen religiösem und unreligiösem Sinn.

Über die Taufe lehrt er nach demselben Prinzip, sie bezeuge die Thatsache der Kindschaft Gottes. Dies sei die positive Wahrheit der römischen Lehre. Ihr Irrtum sei die Behauptung, die Taufe bewirke auf übernatürliche Weise die Kindschaft; die protestantische Auffassung der Evangelikalen verneine dies mit Recht; habe aber darin unrecht, daß sie es zweifelhaft lasse, ob das getaufte Kind ein Kind Gottes sei. Er schreibt:

Ich würde etwa lehren: du bist Gottes Kind — tritt deine Vorrechte an, du könntest sie sonst auf immer verlieren. „Gottes Kind", des versichert dich die Taufe; nicht dein Gefühl, das dich heute jauchzen, morgen weinen läßt. Dies eine, das, was du von Natur nicht wissen konntest, verbürgt dir die Taufe: deine Kindschaft!

Doch besitzen wir darüber noch ausführlichere Darlegungen. Er nahm an allen Kämpfen der Gegenwart lebhaften Anteil, und es war seine Art, die die Gemüter erregenden Fragen von der Kanzel herab zu besprechen und Freunden brieflich ausführlich seine Ansicht zu entwickeln.

Der Fall Gorham wurde im Jahre 1850 zu einem solchen Anlaß. Gorham, Geistlicher der anglikanischen Kirche, hatte eine der Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe ganz entgegengesetzte Meinung aufgestellt. Daraus entwickelte sich ein mit Leidenschaft geführter Kampf, der mit einem jener Lehrprozesse endete, deren Vergeblichkeit seit lange bekannt sein müßte. Der oberste, welt-

liche Gerichtshof der anglikanischen Kirche fällte ein Urteil, das nichts entschied, sich aber der Ansicht von der Wiedergeburt durch die Taufe zuneigte.

Robertson vertritt in seinen beiden gewaltigen Predigten über die Taufe*), die großes Aufsehen erregten, und in seinen Briefen darüber ganz neue Gesichtspunkte, die mit seinen anderen Überzeugungen in tiefstem Zusammenhang stehen:

Lieber Freund! Ich will Ihnen, so gedrängt wie möglich, meine Ansichten über die Polemik in der Tauffrage mitteilen. Folgendes halte ich für die Lehre der heiligen Schrift: Christus offenbart die Thatsache der Gotteskindschaft aller Menschen. Er verkündet Gott unter einem neuen Namen: er bezeichnet ihn als Vater, und verkündet einen neuen Namen des Menschen oder der Menschheit: den Sohn. Ferner die lebendige Gemeinschaft beider durch einen Geist, der stets nahe, jedem innerlich nahe sei —: „ein Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen". Die große, hierdurch deutlich gemachte Wahrheit — ich sage deutlich gemacht, weil die Juden in gewisser Weise schon Gott als Vater erkannt hatten — bestand darin, daß Gott als Vater aller Menschen offenbart wurde. Nicht ausschließlich als Vater der Juden — das war die alte falsche Anschauung — sondern auch der Heiden. Das war das Evangelium und so ausschließlich der wesentliche Teil des Evangeliums, daß St. Paulus es „das Geheimnis" nennt. „Mein Evangelium" seit Jahrhunderten und lange Generationen hindurch verborgen geblieben, ist „daß auch die Heiden Miterben seien". So lautet die Botschaft an die Welt. Die Taufe enthält dieselbe Botschaft an den einzelnen. Du persönlich, besonders, mit Namen A. oder B., wirst hiermit von der Wahrheit unterrichtet, daß du ein Kind Gottes bist. Du sollst von jetzt ab danach leben; nicht der alten Falschheit gemäß als ein Kind des Teufels, womit du Gott als deinen Vater verleugnest und ihm unähnlich bleibst, sondern fortan erlöst und berechtigt, dein Vorrecht der Kindschaft anzutreten.

Es ist aber ein Unterschied, ob du nur rechtlich oder thatsächlich ein Kind Gottes bist.

Alle, die in diese Welt geboren werden, sind rechtlich Gottes Kinder. Thatsächlich dagegen nicht eher, bis sie es anerkennen, glauben und danach leben. Es glauben und im Leben verwirklichen, heißt wiedergeboren sein. Z. B. der Dauphin von Frankreich, der bis zu seinem zwanzigsten Jahre beim Schuster Simon

---

*) Siehe den Anhang.

in der Lehre war, war rechtlich Erbe des Königreichs; thatsächlich aber, unbekannt mit seinen Rechtsansprüchen, ohne königlichen Charakter, besaß er nichts als schlechte Lebensart. Man kann trotzdem sagen, dies sei nicht seine eigentliche, sondern seine falsche Natur gewesen. Eine Offenbarung seiner Herkunft, selbst durch einen schlechten Menschen, selbst durch Simon, hätte all dies geändert, ihm neue Motive eingeflößt und, wäre die Thronfolge möglich gewesen, ihn in Besitz des Königreichs gesetzt. Man könnte alsdann sagen, das Dekret, durch das ihm in autoritativer Weise diese Mitteilung geworden, habe ihn rechtlich zum Königskinde und Erben des Reiches gemacht. Aber nur bildlich, weil die Mitteilung sich auf eine vorausgegangene Thatsache gründete. Dieses Dekret erschuf ihn nicht zum Erstgeborenen Frankreichs, sondern offenbarte ihn als solchen in autoritativer Weise. Ich glaube, die Taufe thut dasselbe. Ich kann mich von ganzem Herzen der Sprache des Katechismus unserer Kirche bedienen und sagen: „Durch die Taufe bin ich zu einem Kinde Gottes g e m a c h t worden" ꝛc. Wie die Krönung den Herrscher zum Könige macht, aber nur, weil er es schon vorher de jure war. Wie die Handlung eines schlechten Menschen oder Ministers ebenso rechtsgültig ist wie die oben vorausgesetzte Mitteilung Simons — weil Thatsache Thatsache ist, ob erkannt oder unerkannt, und unberührt bleibt von dem Charakter dessen, der sie mitteilt.

Ein Heide ist Gottes Kind, wenn er es nur wüßte. Der Missionar teilt es ihm mit und gebietet ihm, seine königlichen Rechte anzutreten. Es nützt ihm nichts, de jure Gottes Kind zu sein, bis er es thatsächlich wird, d. h. Leben und Charakter danach umwandelt und rein und heilig zu sein trachtet wie der Vater im Himmel. Dann i s t er wiedergeboren. Vorher unbewußt Gottes Kind, jetzt bewußt durch die neue Geburt. Ja, thatsächlich war er bis jetzt ein Kind des Zorns, worin ich mich wieder völlig der Ausdrucksweise der Kirche bediene. Aber dies ist nicht sein eigentlicher, wirklicher Zustand, sondern ein falscher und unserer Natur zuwider. Ich führe dafür einige Stellen an: „Weil ihr denn Kinder seid" ꝛc. Kinder — vor der Wiedergeburt. Wiedergeboren, heißt mit dem G e i s t der Sohnschaft ausgerüstet sein, auf Grund eben dieser Kindschaft. Hier haben wir den Unterschied von de jure und de facto, letzteres auf ersterem beruhend. Wiederum: „Er kam zu den Seinen" (Luther übersetzt „in sein Eigentum"). Sie waren sein, Kinder de jure. „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu w e r d e n, allen die [wahrhaftig] an seinen Namen glauben" — seinen Vaternamen. Ferner „Welches nun auch uns selig macht in der Taufe, die durch jenes bedeutet ist" (1 Petr. 3, 21). Sie errettet uns — bildlich genommen —

in derselben Weise, wie die Krönung den König zum Könige macht. Deshalb ist mir die Sprache der Taufliturgie lieb.

Die Taufe ist demnach das autoritative Symbol einer ewigen Thatsache; eine Wahrheit der Ewigkeit, verwirklicht in der Zeit, herniedergetragen innerhalb der Grenzen, die wir mit dann und dort bezeichnen. Dann und dort — zu Gottes Kind gemacht. Aber nur Verwirklichung einer Thatsache, die schon vor der Taufe bestand. Die persönliche Verwirklichung einer von Christus geoffenbarten Wahrheit, die der ganzen Menschheit gilt. Mit anderen Worten: die Anwendung der Erlösung.

Ich stimme weder mit dem Bischof von Exeter noch mit Mr. Gorham überein. Der Bischof vertritt genau die Ansicht des Tridentinischen Konzils und meint, während der Taufe ereigne sich ein Wunder. Der Mensch, der selbst rechtlich kein Kind Gottes sei, werde auf wunderbare Weise dazu gemacht, durch den Spruch einer Wortformel und der Besprengung mit Wasser: der Ewige steige hernieder auf das Zauberwort eines Menschen. Das ist Beschwörung, aber nicht Christentum, und ich bin gegen diese Auffassung, weil sie vorgeblich eine Thatsache schafft, die sie doch nur bezeugen soll und auf die sie sich gründet. Ich erkläre mich dagegen, weil sie die wichtige Thatsache, für die der Erlöser starb, leugnet — daß alle Menschen de jure Söhne Gottes sind, und er ihnen gebietet, es auch de facto zu werden.

Gorhams Ansicht ist mir noch unannehmbarer. Die des Bischofs hat wenigstens einen Vorzug. Sie tritt sektiererischer Engherzigkeit entgegen und stellt nicht den Versuch an, entscheiden zu wollen, wer Gottes Kind sei und wer nicht, weil sie alle, die getauft sind, darunter versteht. Gorham dagegen ist der Ansicht, daß sich manchmal ein besonderes Wunder bei der Taufe ereigne und manchmal nicht. Sei dies der Fall, dann geschehe es als Folge dessen, was er zuvorkommende Gnade nennt. Nach seiner Meinung sind nicht einmal alle Getauften Gottes Kinder, von dem ganzen Menschengeschlecht zu schweigen. Damit eröffnet er sektiererischer Unbarmherzigkeit, gegenseitigem Richten, peinlichen Versuchen zu bestimmen, wer zu den Erwählten gehört und wer nicht — Thür und Thor. Noch mehr aber versetzt er jeden einzelnen in die peinliche Ungewißheit, sich vielleicht nur Gottes Kind zu dünken, ohne es zu sein. Gorham vertritt alles, was in der bischöflichen Anschauung schlimm ist neben seiner eigenen Verkehrtheit. Dem ungewissen, stets wechselnden Spiel menschlicher Regungen bleibt die Beurteilung überlassen, ob die Taufe uns als ein Pfand, auf das wir uns verlassen dürfen, gegeben sei. Ich weiß, ich habe das Recht, Gottes Kind zu sein und als sein Kind zu leben. Thue ich es nicht, dann trete ich das mir zukommende Erbe nicht an. Woher weiß ich

das? Weil die Taufe es mir autoritativ bezeugt. Einbilden kann ich mir nichts darauf, denn mein Gefühl hat das Vorrecht nicht geschaffen, sondern es ist eine ewige Wahrheit, an der der Straßenfeger, der mir an der Ecke seinen Hut hinhält, so gut teil hat wie ich. Auch er ist Gottes Kind und mein Bruder, und es bringt mir Schande, wenn ich ihn anders behandeln wollte. Gottes Bild mag in ihm getrübt oder fast ausgelöscht sein — es ist aber vorhanden. Auch bei den Zöllnern und Sündern, die Christus als Menschen behandelte, war es vorhanden, obwohl die Frommen jener Tage über diese Vorstellung sehr aufgebracht waren. Diese großartige, selige Wahrheit lehrt uns die Taufe und lehrt sie nicht bloß als konventionelle Anordnung, sondern autoritativ als göttliches Gebot.

Ich weiß nicht, lieber Mr. Trench, ob diese flüchtige Skizzierung ganz verständlich ist. Aber jedes Wort kann ich durch Beweise und Gedankenverzweigungen unterstützen, die Bände füllen würden. Ich will aber nicht weitläufiger werden. Die Frage, ob das Konzil richtig entschieden hat, würde ich bejahen. Ich halte Gorhams Ansicht nicht für die der anglikanischen Kirche, aber nicht für gänzlich damit unvereinbar, und es würde mich tief betrüben, wenn die Kirche sich zu einer so engen Norm des Denkens verpflichtet fühlen sollte, die solche Nüancen in den Ansichten ausschlösse. Ich zweifle nicht, daß des Bischofs Meinung dem Buchstaben nach mehr mit dem Kirchenformular vereinbar ist und daß eine große Zahl tonangebender Geistlicher sie vertritt. Ich aber hoffe in aller Demut, daß ich lieber alles auf Erden verlieren würde, als mich seiner Auffassung anzuschließen, sie zu lehren und daran zu glauben.

Gegen den Vorwurf des Eklekticismus, der ihm gemacht worden war, verwahrt er sich sehr nachdrücklich:

Sicherlich bin ich nicht Eklektiker. Dieser stückelt fragmentarische Ansichten aus verschiedenen Systemen nach diesem oder jenem Prinzip der Auswahl zusammen. Ich suche den Geist jeder Wahrheit zu erfassen, die in allen Systemen enthalten ist, unter verschiedenen, dem Anschein nach einander widersprechenden Formen.

Ich gebe ein Beispiel zur Erläuterung.

Kürzlich zeigte mir Mrs. Jameson die Skizzen für ihr neues Werk über christliche Kunst und die Darstellung der allmählichen Steigerung, die der Marienkultus erfahren hat.

Die frühesten Darstellungen sind einfach Kopieen bekannter Statuen heidnischer Göttinnen, die ein Kind im Arm halten. Auf Darstellungen späterer Zeit kniet die Jungfrau vor dem Sohn, dann

wird sie gekrönt, dann sitzt sie neben ihm auf demselben Thron, obwohl etwas niedriger. Danach auf demselben Thron aber höher als er. Zuletzt als der Sohn im Begriff ist, die Welt im Zorn zu vernichten, bietet die Mutter ihr weibliches Herz zur Vermittelung dar. — Alle Darstellungen gehörten verschiedenen Perioden an.

Es war mir sofort klar, daß die „Evangelischen" ganz dasselbe, nur in anderer Form, betreiben. Sie stellen zwei Götter auf und der liebende Gott muß sie von dem zürnenden erlösen. Katholicismus und Evangelismus stimmen darin überein, Liebe und Zorn auf zwei verschiedene Personen zu übertragen.

Daraus gewinne ich eine Wahrheit. Nicht durch Eklekticismus, indem ich mir von beidem nach Belieben aneigne. Ich nehme aus beiden nur das Positive, das, was sie bejahen, lasse aber die Form ihres Gedankens fahren. Der Sohn und die Jungfrau, der Vater und der Sohn werden einander gegenübergestellt. Dies die Form des Gedankens und falsch bei beiden. Das Bedürfnis des Menschengeistes, den Gegensatz zweier Wahrheiten in zwei verschiedenen Persönlichkeiten zu objektivieren und sie deutlich, bestimmt, unverwaschen gegen eine sentimentale Auflösung sicherzustellen — kommt darin zum Ausdruck. Und darin liegt für mich das Wahrheitsmoment beider Auffassungen.

Der „evangelische Heilsplan", Gerechtigkeit und Liebe vereinen zu wollen, erscheint mir als denkbar armseligste Anstrengung einer verkehrten Metaphysik. Sie beruht auf einem falsch citierten Text: „Auf daß er allein gerecht sei [und doch] gerecht mache." Aber St. Paulus sagt einfach: „der gerecht ist und gerecht macht" (Röm. 3, 26) i. e. gerecht, weil er gerecht macht. Die römische Anschauung ist wie gewöhnlich materialistisch, aber beide sprechen das gleiche Bedürfnis aus. Und thatsächlich besteht die Wahrheit immer in der Vereinigung zweier entgegengesetzter, streng von einander getrennter Präpositionen, und liegt nicht auf einer Via media dazwischen.

Vorigen Abend war ich mit Mrs. Jameson und Lady Byron zusammen. Die Unterhaltung drehte sich zuerst um die allmählichen Gefühlswandlungen der Jungfrau gegenüber, erkennbar an der Art ihrer bildlichen Darstellung. Es scheint, daß die früheste Darstellung der Jungfrau mit dem Kinde aus dem fünften Jahrhundert stammt. Die ersten Darstellungen dieser Art zeigen auffallende Ähnlichkeit mit den heidnischen Statuen und Reliefs, auf denen Juno das Kind Mars tränkt. Dann kommen Bilder, auf denen die Jungfrau von ihrem Sohn gekrönt wird, zuerst kniet sie vor ihn, dann sitzt sie etwas niedriger wie er, dann hat sie eine Stufe mit ihm erreicht. Jahrhundertelang erscheint sie dann als Mittlerin

zwischen Christus als dem Richter und der schuldigen Erde. Nach dieser Seite hin als Personifikation der Idee, die bei vielen der heutigen Christenheit, in Christus als dem Herrn des Mitleids zur Erscheinung kommt. Er dagegen personifizierte die Idee, die sie heut dem Vater zuerkennen: beleidigten Zorn, der der Vermittelung bedarf und kaum zu versöhnen ist. Dies beweist aber, meiner Meinung nach, die Wahrheit, die der Idee zugrunde liegt. Liebe und Gerechtigkeit sind thatsächlich eins — nur verschiedene Seiten derselben Sache. Liebe zu dem, was Gott ähnlich ist, bedingt Abwendung von dem, was ihm entgegengesetzt ist. In diesem Licht angeschaut, ist es auch dem Herzen möglich, ihn als eine Einheit zu verwirklichen, d. h. in unserem höchsten sittlichen Zustand, wo der Intellekt sich unterordnet und keine dialektische Scheidung herbeiführt. Befaßt sich aber der Verstand mit diesen Dingen, so führt er unfehlbar eine Trennung herbei und weist die verschiedenen Begriffe getrennten Persönlichkeiten zu.

Ich betrachte die mittelalterliche und die modernere Behauptung nur als Formeln, vielleicht notwendig als Denkformeln. Aber sie sind falsch in den höheren Regionen des Glaubens, wo das liebende Gemüt seine Heimat hat. Sie zeigte mir einige köstliche Darstellungen der Jungfrau von älteren Malern, aus frommem Gefühl geboren — von Perugino, Fra Angelico, Rafael. Später wird die Darstellung roh, je mehr das religiöse Empfinden aus der Kunst entweicht ...

Ich glaube, der Marienkultus war unvermeidlich. Die Idee, die vom Christentum am mächtigsten Besitz ergriffen hatte, war die Heiligung der Menschheit, in Christus dem Manne. Sobald sich diese Vorstellung aber weiter entwickelte, trat noch ein weiteres Moment an ihr hervor, die Heiligung der Weiblichkeit. Ehe also die Thatsache, daß in Christus weder Mann noch Weib ist — daß er männliche wie weibliche Seiten in sich vereinte — den Menschen aufging, mußte das Christentum unvollkommen erscheinen, ohne ein reines Weib. Der Swedenborgianismus hat einen ähnlichen Traum, ja selbst der Atheismus. Ich höre, daß Comte, der französische Philosoph, einen dem entsprechenden „rêve“ in seinen „Ausblicken in die Zukunft“ ausgeheckt hat. Es ist seine Meinung, daß wir nichts bedürfen als die Anbetung der Herrlichkeit des Weibes. Er ist Atheist. Freilich, wenn er recht hätte, müßten wir diese anderswo suchen als bei unseren gehaltlosen, walzenden weiblichen Erscheinungen, die sich als moderne Göttinnen darbieten.

Über die Sonntagsheiligung, oder wie es nach dem Englischen heißt, die Sabbatsfrage, urteilte Robertson nach demselben Prinzip. Im Oktober 1849 schreibt er:

Ich komme eben von Lady G— zurück, einer Mittagsgesellschaft von zehn oder zwölf Personen. Die Unterhaltung drehte sich nach dem Essen hauptsächlich um militärische Fragen; Kämpfe in Indien. Da redete ich denn. Hernach hatte ich eine Diskussion mit Herrn H. über die Regulierung der Sonntagsfrage inbetreff der Eisenbahnzüge und des Briefaustragens, worüber morgen eine Versammlung stattfinden soll. Ich betonte die Schwierigkeit der Frage, er fand, sie sei leicht zu lösen. Ich führte als Beispiel an, wenn ich Sonnabends zu spät zum letzten Zuge käme, was ich da thun solle, wenn Sonntags früh kein Zug gehe? Der unschätzbare Wert eines Tages körperlicher Ruhe und geistiger Sammlung steht ja fest. Aber die Einzelheiten des Wie? müssen je nach den Verhältnissen geregelt werden. Matrosen müssen Sonntags an Bord arbeiten, Sonntags Schiffe einlaufen, Schlachten geschlagen, wichtige Nachrichten verbreitet werden. Leben und Tod, oder was gleichbedeutend — Besitz, wird oft auf dem Spiele stehen, wenn die Geschäfte und ein großer Teil der Korrespondenz eines großen Landes, in der Hauptstadt und allen Provinzialstädten, plötzlich zum Stillstand gebracht wird. An zwei Tagen in der Woche würde keine Briefausgabe erfolgen. Die Frage wiegt nicht leicht, denn auf der anderen Seite heißt die Zwangsarbeit so vieler Tausende am Ruhetage beinahe dasselbe, wie Ersticken des religiösen Lebens in der Seele. Ich fühle aus gewissester Erfahrung die ewige Verpflichtung der Sonntagsheiligung, wegen der ewigen inneren Notwendigkeit des Sabbats. Ohne ihn welkt die Seele; sie gedeiht in dem Maß, als sie ihn treu hält. Ja, ich glaube sogar, daß die strenge Sitte des puritanischen Sabbats eine großartige Wirkung auf die Seele übt. Man stelle sich einen Menschen vor, der nur auf sich beschränkt — dem Musik, Erholung, Litteratur und weltliches Gespräch nicht erlaubt — der allein auf seine Bibel, seine Seele und Gottes Stille angewiesen ist. Was für eherne Naturen muß dies System erzeugt haben! Wie verschieden von unserer gepolsterten Armstuhlreligion und unserem „Evangelium des Trostes", als ob Behagen das große Endziel der Religion wäre! Ich bin trotzdem überzeugt, daß der Sabbat sich nicht auf das Gesetz gründen muß, sondern auf die Bedürfnisse menschlicher Natur. Er ist notwendig, nicht weil geboten, sondern geboten, weil notwendig. Wenn die Bibel sagt: du sollst das Kraut auf dem Felde essen, so wird Selbsterhaltung nicht Pflicht infolge des Gebots, sondern das Gebot ist nur der Erweis dieses Gesetzes menschlicher Natur. Und dasselbe gilt vom Sabbat und scheint mir ein wahrerer und viel unerschütterlicherer Beweisgrund. Denn man hat sich schon von einem großen Teil des Gebots dispensiert. Der Tag, die Art, ihn zu heiligen, die Berechnung der vierundzwanzig Stunden von zwölf bis zwölf, statt von Sonnen-

untergang zu Sonnenuntergang, ist umgestaltet. Wenn dies nur formelle Dinge sein sollen, wer will da beweisen, das Aussondern jedes siebenten Tages könne nicht umgeändert werden in jeden zehnten Tag? Würde dies alles aufgehoben und das „kein Werk thun" so ausgelegt, daß warmes Mittagessen und Spazierfahren im Wagen erlaubt sind, dann ist es nur Willkür, von einer anderen Seite oder selbst vom ganzen Gebot, als von einer ewigen, moralischen und nicht nur formellen Verpflichtung zu sprechen. Man kann die Sonntagsheiligung nicht auf ein Gesetz gründen, aber nachweisen, daß das Gesetz auf ewiger Zweckmäßigkeit ruht. Und dieser Grundlage wird es nie enthoben werden können.

Im Jahre 1852 wurden überall, wo religiöse Interessen herrschten, die Gemüter durch diese Frage in große Aufregung versetzt. Man verlangte im Interesse der arbeitenden Klassen, daß der Krystallpalast Sonntags dem Publikum geöffnet werde. Zahllose Adressen befürworteten die Sache beim Parlament, und eine ungeheuere Bewegung im entgegengesetzten Sinn, die ebenfalls in Petitionen zum Ausdruck kam, wurde in allen Teilen des Landes organisiert. Obwohl Robertson gegen die Öffnung des Museums war, glaubte er sich nicht an der Bewegung beteiligen zu dürfen, weil sie von einer völlig jüdischen Sabbatsanschauung ausging. Nach seiner Gewohnheit brachte er die Frage wieder auf die Kanzel. In zwei Reden stellt er mit seltener Kraft der Beweisführung die wahren Prinzipien der Sonntagsheiligung auf, ohne der einen noch der andern Ansicht beizupflichten.

Mit großer Bescheidenheit beschränkt er zunächst das Recht des Geistlichen, in dieser Frage ein Urteil abzugeben. So in einer dieser Predigten:

Kein Prediger Christi hat das Recht, seine Meinung orakelhaft abzugeben. Er kann nur sein Urteil als solches aussprechen, als einer, der die Gnade vom Herrn empfangen hat, treu zu sein. Über große nationale Fragen ist vielleicht kein Stand so wenig geeignet, ein auf breiter Basis ruhendes Urteil zu fällen, als wir, die Geistlichkeit der englischen Kirche.

Wir sind gewöhnt, uns in dem engen Kreise unserer Zuhörerschaft zu bewegen, die uns mit Nachsicht und Ehrerbietung folgt. Wir kommen nur wenig mit dem wirklichen Leben in Berührung

und vergessen schließlich in unseren klösterlichen und unverletzbaren Heiligtümern, daß es etwas anderes ist, Regeln aufzustellen für eine religiöse Clique als Gesetze für ein großes Volk zu verfassen.

In dem folgenden Brief ist der Inhalt seiner Predigt und seine Ansicht über die Frage zusammengedrängt:

Ich versuchte darzuthun, daß nach Paulus' Urteil der Sabbat aufgehoben worden, weil er (Kol. 2, 16 f.) es ausspricht, es sei nur „der Schatten von dem, das zukünftig war, dessen Körper selbst aber Christus ist". Der jüdische Sabbat ist einem größeren, weiteren, geistigeren Sabbat gewichen: der Ruhe des Volkes Gottes, einem Leben, das er nicht teilweise, sondern als Ganzes verlangt, als ein fortwährendes Opfer.

Diesen aufgehobenen Sabbat der Menschen Gewissen wieder aufdrängen, als ihrem Heil unerläßlich, hält Paulus für ein Aufgeben des Geistes Christi (Gal. 4, 10 f.). Trotzdem steht es der Kirche zu, Tage und Zeiten zu bestimmen, je nachdem es ihr nötig scheint, einerseits um Abhilfe ihrer Schwachheit, anderseits, um einen Ausdruck ihrer Liebe zu gewinnen. Immer aber unter der Voraussetzung, daß sie den Gewissen der Menschen nicht als unerläßlich aufgebürdet werden.

Solchen Tag setzte sie in sehr früher Zeit u. a. fest — den Tag des Herrn. Aber dies war nicht Übertragung des jüdischen Sabbats von Sonnabend auf Sonntag, sondern es ging hervor aus dem großen christlichen Prinzip, das alles Leben in Beziehung setzt zu dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn der Kirche. Und so wurde die Zeit in Abschnitte geteilt, in längere und kürzere, in Wochen und Jahre, deren jeder den Tod, den alle täglich sterben, und die Auferstehung, in der alle täglich auferstehen, darstellten.

Auf Freitag und Sonntag, Karfreitag und Ostern, wurden alle Epochen in Beziehung gebracht.

Ich halte diese Einrichtung des Tages des Herrn für eine ganz köstliche und gesegnete, deren man sich nur mit Gefahr entäußern könnte; ich glaube, daß niemand, der sein Volk lieb hat, Maßregeln, die ihn diskreditieren oder unsere englischen Anschauungen darüber umwerfen könnten, ohne Besorgnis und Furcht ansehen wird.

Der Apostel Paulus modifiziert seine weitherzige Anschauung über den aufgehobenen Sabbat, insofern er eine religiöse, gewissenhafte Sabbatsheiligung anerkennt. „Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß. Welcher auf die Tage hält, der thut es dem Herrn" (Röm. 14, 5). Dies modifiziert er wiederum durch die nachdrückliche Forderung, daß, wer den Sabbat nicht heilige,

es nur aus religiösen Gründen und des Gewissens wegen und nicht aus Zuchtlosigkeit und Freigeisterei thun dürfe: „Welcher nichts darauf hält, der thut es auch dem Herrn.“

Hieran knüpft sich meine erste Einwendung gegen den Vorschlag, den Krystallpalast Sonntags zu öffnen. Der Geist, in dem er befürwortet wird, sagt mir nicht zu. Er beabsichtigt ein Nichthalten des Sabbats, aber kein religiöses, keins, das dem Herrn geschähe. Es geht nicht hervor aus der herrlichen Anschauung vom Christenleben als eines großen Sabbats, sondern aus Laxheit, Gleichgültigkeit und Lust am Gewinn. Wenigstens fürchte ich dies, weil der Vorschlag als Spekulation hingestellt wird.

Meine zweite Einwendung richtet sich nicht sowohl gegen die Sache selbst als gegen die Gründe, die für sie vorgebracht werden — gegen die Annahme, als ob Bildung dem Volke dasselbe gewähre wie das Christentum. Es ist mir sehr viel daran gelegen, daß das Volk menschlich und gesittet werde; aber ich kann meine Augen nicht vor den Lehren der Geschichte verschließen, daß die Künste, wie Malerei, Skulptur, Musik, Poesie, an sich nicht die Völker veredelten, sondern oft ihren Verfall herbeiführten. Die Anbetung des Schönen ist nicht Anbetung des Heiligen, und deshalb halte ich das Gerede, als ob Galerieen und Museen das Werk vollbringen könnten, was nur das Kreuz Christi vermag, und als ob derartige ästhetische Genüsse als die wahre und rechte religiöse Anwendung der Ruhe hinzustellen wären, nur für falsche Sentimentalität. Aber trotzalledem widersetze ich mich energisch jedem Versuch, durch Petitionen oder gesetzliche Maßregeln den Krystallpalast Sonntags zu schließen, aus folgenden drei Gründen, die ich in meiner Predigt auch deutlich hervorzuheben beabsichtigte.

1. Es wäre eine Rückkehr zum Judentum, durch menschliche Verordnung aufzwingen zu wollen, was bereits Paulus für aufgehoben erklärt. Ich mag die wahrscheinlichen Tendenzen der neuen Maßregel noch so sehr beklagen; trotzdem kann ich nicht versuchen, durch das Gesetz dem armen Mann seine Erholung in öffentlichen Gärten und Bildergalerieen zu verbieten, die der Reiche sich vollauf in Privatgärten und Privatsammlungen ohne jeden Protest der Geistlichkeit gestattet.

2. Strenge und einschnürende Gesetze schädigen das Gewissen. Wer Gebote über das Wesentliche hinaus vermehrt, reizt die Gewissen zu Übertretungen. Denn es ist ein Vergehen, wenn jemand thut, was er für unrecht hält, sei dies auch nicht Unrecht in abstracto. Deshalb spricht der Apostel Petrus gegen das „Auflegen des Jochs auf der Jünger Hälse, welches weder unsere Väter, noch wir haben mögen tragen“ (Apg. 15, 10). Und deshalb spricht der Apostel Paulus von „den sündlichen Lüsten, welche durch das

Gesetz sich erregen" (Röm. 7, 5). Ich bin überzeugt, vieler Abfall ist auf das harte, strenge Halten des Sabbats zurückzuführen, und andere werden zur Unterwerfung veranlaßt, nur um nicht für Ungläubige zu gelten. Manch Verbrecher wird auf dem Schafott sein erstes verbrecherisches Abweichen auf derartige Einengungen zurückführen, und auf das Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Trotz, das ihn erfaßte, als er sie einmal übertreten hatte.

3. Und endlich verweigere ich, solche Petition zu unterzeichnen, weil das Erheben eines „positiven Gesetzes" d. h. eines (wie das jüdische Sabbatgesetz) für zeitweilige und bestimmte Zwecke verordneten — zu dem Range eines moralischen, äußerlich bindenden Gesetzes, immer der erste Schritt gewesen ist, die Ehrfurcht vor dem moralischen zu lockern. So wachten die Pharisäer sehr gewissenhaft über dem Verzehnten von Till, Minze und Kümmel, aber um Gerechtigkeit, Gericht und Wahrheit kümmerten sie sich wenig. Sie waren wutentbrannt über die Übertretung des dritten Gebots, aber erlaubten dem Menschen so stolz, selbstsüchtig und tyrannisch zu sein, wie er wollte. Und in derselben Weise geht die Tendenz heutzutage dahin, sehr indigniert zu sein über einen Armen, der den Sonntag Nachmittag im Kaffeegarten zubringt, während man sich über wirklich verdammenswerte Sünden der Gesellschaft wenig ereifert. Warum predigen sie keinen Kreuzzug gegen die Vornehmen, die Sonntags im Park spazieren fahren? Warum sagen sie, Gott werde das Land wegen der Eröffnung des Krystallpalastes mit Gericht überziehen, während sie stillschweigend die Thatsache ignorieren oder zu höflich sind, um Notiz davon zu nehmen, daß vier Fünftel unserer männlichen Bevölkerung, ehe sie heiraten, im Konkubinat leben? Warum strecken sie in frommem Entsetzen die Hände gen Himmel, wenn ein Zug vorüberbraust, während mehr als ein Frommer regelmäßig, es mag schönes oder schlechtes Wetter sein, zur Kirche fährt? Weshalb halten sie es für ein Verbrechen, daß ein Polizist sich am Sabbat der allgemeinen Wohlfahrt opfert, wenn ihre Dienstboten sich opfern müssen — falls das Opfer heißen kann —, ihre Betten und Stuben fertig zu machen, ihnen überflüssige warme Speisen zu kochen ꝛc. ꝛc. — gewiß nicht Werke der Notwendigkeit noch der Barmherzigkeit, welche, ihren Worten nach, allein erlaubt sein sollen? Warum kämpfen sie nicht gegen Verleumdung, gegen Klatschsucht, gegen den Hochmut der Gesellschaft, diese Verbrechen der höheren Stände? Warum sind sie nur dann so empfindlich, wenn die Entheiligung des Sabbats in vulgärer Form auftritt? Weil, wie ich schon gesagt, skrupulöses Halten an „positiven Gesetzen" gewöhnlich heruntersinken läßt zu Laxheit den ewigen Gesetzen von Recht und Unrecht gegenüber. Aus all diesen Gründen bin ich gegen die Petition, ja sogar

sehr dagegen. Obwohl ich die Neuerung der Eröffnung des Krystallpalastes beargwöhne und ihr Mißtrauen entgegenbringe, bin ich nicht sicher, ob sie nicht doch als Fortschritt zu betrachten ist, der Weise gegenüber, in der die ärmeren Klassen jetzt ihre Sonntage zubringen. Ich hoffe, die Sache ist klar, mein lieber Herr Wright. Ich habe eilig und zusammengedrängt geschrieben, da ich viel zu thun habe; hoffe aber, mich deutlich ausgedrückt zu haben. Es wäre mir willkommen, wenn Sie den Brief jedem mitteilten, der meine Predigt doppelsinnig fand.

Ich bin überzeugt von dem Genius und dem Geist des Christentums; überzeugt von St. Paulus' Grundgedanken — viel gewisser als ich von der Korrektheit oder Inkorrektheit irgend einer vereinzelten Auslegung sein könnte. Ich müßte all meine christlichen Begriffe umkehren — die in der Gesinnung Christi wurzeln —, ehe ich die evangelikal-judaistische Theorie annehmen könnte, die darin zum Ausdruck kommt, daß Herr H. Sonntags zweimal in seiner Equipage zur Kirche fahren darf, ohne den Sabbat zu übertreten, aber ein armer Mann nicht seine Karre schieben. Warum sind die zwei bis drei Stunden, die der vornehme Lord abends bei Wild, Champagner, Dessert und Kaffee verbringt, keine Übertretung des Gebots; während dieselbe Zeit, die der Handwerker bei Käse und Bier in einem öffentlichen Garten zubringt, Gottes Gericht über das Land herabziehen soll? Es ist mehr wie absurd. Es ist genau der Geist des Pharisäertums, den unser Herr so strenge tadelte. Und Leute wie H. besteigen die Tribüne und nehmen ruhig das Recht für sich in Anspruch, die Frommen zu sein, und behaupten, daß alle, die mit ihnen nicht übereinstimmen, ob sie in die „Times" schreiben, ob sie Sir Robert Peel heißen, oder jene „traurigen Ausnahmen", zu denen ich gehöre, Neologen oder gedungene Skribenten seien! Lieber tausendmal den Sabbat entheiligen als so lügen und verleumden!

Der Sabbat der Christen besteht in der Gottgeweihtheit aller Zeit, wovon der jüdische Sabbat nur Schatten und Vorbild war.

Robertson selbst, um niemandem Anstoß zu geben, erfüllte alle Gerechtigkeit formaler Sabbatsheiligung, und ging lieber zehn englische Meilen zu Fuß, wenn er auswärts zu predigen hatte, als daß er gefahren wäre. Weiter schreibt er:

Ich bin überzeugt, daß der strengen Ansicht vieler über die Sonntagsheiligung eine tiefe Wahrheit zugrunde liegt. Es ist mir gewiß, daß ihre Beweisführungen verkehrt, daß die Heiligung des

Sabbats keine bleibende Verpflichtung, daß der Sabbat eine jüdische Einrichtung und durch das Christentum aufgehoben worden ist, indem dasselbe alle Tage und alle Orte heiligt.

Trotzdem macht Erfahrung es mir immer gewisser, daß die Sabbatsheiligung tief in den ewigen Bedürfnissen der menschlichen Natur begründet ist, und daß der Mensch, so lange er Mensch bleibt, wenn er den Sonntag nicht nur als Ruhetag, sondern als den Tag geistlicher Ruhe hält, nie ohne Segen bleiben wird. Fast alles kann zum Gegenstand des Zweifels werden; — aber in dieser Wüste, wo alles, nach jeder Richtung hin, schattenhaft, gebrochen und verzerrt erscheint — bleibt mir eins gewiß, eins Thatsache: das Leben Gottes in der Menschen Seele. Ich bin ganz gewiß, daß es einen giebt, der uns viel mehr sucht als wir ihn, und daß er die suchen und finden wird, denen es ernst ist, sich ihm zu nahen; und ich bin überzeugt, diese verborgene Gemeinschaft wird zu einer Sache thatsächlicher Erfahrung werden, sobald dies Suchen ein gegenseitiges wird. Wenn ich noch nicht danach gethan habe, so weiß ich doch, daß der Mensch Gott nicht findet mit dem Verstand, sondern mit dem Geist. Mit andern Worten mit dem, was in uns Gott verwandt ist, berühren wir ihn. Die Juden forderten „Zeichen", d. h. etwas, das Gott ihrer sinnlichen Natur darthäte. Die Griechen frugen nach Weisheit, d. h. mit dem Intellekt, und durch geistige Ausbildung erwarteten sie das Göttliche zu erfassen. Aber Paulus war der Überzeugung, nur der geistliche Mensch d. h. der mit seinem Geist suchende Mensch, gewinne die Erkenntnis der göttlichen Dinge. Unter Geist versteht er, glaube ich, was ich oben als den Teil unserer Natur bezeichnete, der mit Gott verwandt ist, der sich nicht in Klugheit und Scharfsinn äußert, sondern in Frömmigkeit und Hingabe des Herzens; in Sanftmut, Demut und Liebe. Ich glaube, daß der Sonntag seine Bedeutung verliert, wenn nicht diese Seite unseres Wesens in Kraft tritt. Ich habe mit allem Forschen vergebliche Luftstreiche geführt. Der richtige Weg lag viel näher. Nicht in solchem Aufschwung der Seele, nicht durch tiefes Eindringen werden wir gesalbt, wohl aber durch etwas ganz Naheliegendes; durch — Vertrauen. Ist das nicht in jenen Sprüchen Röm. 10, 6—9 enthalten, deren Verständnis viele so schwierig finden?

Dieser Brief leitet uns schon über zu dem dritten „Prinzip" seiner Lehrweise:

Geistliche Wahrheit wird vom Geist erfaßt und ist nicht dem Intellekt in Lehrsätzen (propositions) zu übermitteln.

An Gott zu glauben ist das Schwerste, was es giebt. Ich verstehe hier unter Gott, Gott wie er ist; nicht eine erste Ursache, nicht einen Maschinisten creator mundi, sondern Einen, des Name die uns immanente Liebe ist, der das Gute und nicht das Böse will, der ein Anrecht hat auf unsere höchste Ehrfurcht und Anbetung. Ich glaube nicht, daß der Verstand Ihn finden kann. Paleys Versuche, einen Beweis aus Gottes Absichten herzuleiten, mögen wertvoll sein für solche, die ihn nur unbestimmt empfinden, um einen festen, soliden Grund zu gewinnen, auf dem ihr Gefühl ruhen kann; wertvoll auch, um die Religion zu verteidigen und darzuthun, daß sie etwas für sich vorzubringen hat, das den Intellektualisten nötigt, sie mit Höflichkeit zu behandeln. Aber es war von jeher gänzlich erfolglos und wird es bleiben, einem gut unterrichteten Ungläubigen das Dasein Gottes zu beweisen, oder ihm die Unrichtigkeiten seiner Meinung vorzudemonstrieren.

Es mag eine erste Ursache, Verstand, Absicht 2c. geben, und das mag Gott heißen. Aber damit glaube ich nur soweit an ihn, als ich an Elektricität, Anziehungskraft oder irgend eine andere Ursache glaube, die sicherlich auf mein Geschick auch nicht ohne Einwirkung ist.

Glauben — d. h. Vertrauen, habe ich damit noch nicht. In sittlichen Dingen glauben wir nur, insofern wir sind. Rochefoucauld glaubte an keine andere Triebkraft der Handlungsweise, als an Selbstsucht und Eitelkeit. Wie war ihm Liebe zum Guten, Großmut 2c. zu beweisen? Durch welches Zeugnis? In Geschichte und Leben hatte er Zeugnisse dafür vor sich. Aber eitel und selbstsüchtig, wie er war, konnte er an nichts glauben, was darüber hinaus lag, und deshalb nichts mit solchen Beweisen anfangen. In Opposition zu der Hypothese von der Intelligenz als Weltenschöpfer bekenne ich, daß mir die Hypothese des Epikuräers, Stoikers oder Pantheisten wohl imstande zu sein scheint, ihr auf lange die Wage zu halten. Viel zu lange für den bloßen Denkprozeß, und wenn das ganze Leben darauf verwandt würde.

Da Männer wie Laplace, d'Alembert, Hume, Voltaire nie einen Beweis gefunden, so glaube ich nicht, daß der Verstand der eigentliche Appellhof sein kann. Ja, ich bin bereit, zuzugeben, daß ich weder für den intellektuellen Begriff Gottes, als des Schöpfers, der Ursache, der Immanenz, des Herrn der Welt 2c. noch dagegen irgend etwas vorbringen kann. Mein Verstand fühlt sich völlig außerstande, diese Dinge zu bewältigen. Ich kann ebenso gut das, was dagegen spricht, zugeben, als die verschiedenen Theorieen bejahen; und wäre ich in einem geistigen Ringkampfe gezwungen, sie alle fahren zu lassen, so würde mich das nicht im Geringsten beängstigen. Mein Gott ist nicht der Gott des Philo-

sophen, und bei den kühnsten Verstandesschlüssen habe ich oft am meisten das Gefühl, den Herrn des Rechts und der Liebe zu verlieren.

Sie meinen, die Menschen suchten Stützen für den Glauben in der Vernunft, statt es umgekehrt zu machen. Es giebt kein Prinzip, das ich nachdrücklicher betont hätte, als dies: nicht mit der Vernunft, worunter ich hier den Intellekt verstehe, sondern mit dem Geist, d. h. mit dem durch Gottes Geist zur Demut und Liebe erzogenen Herzen — kann die Wahrheit überhaupt erfaßt und beurteilt werden.

Meiner Meinung nach ist der Versuch, das Christentum auf Wunder und erfüllte Weissagungen zu gründen, wesentlich der schnödeste Rationalismus, und ebenso, als ob man das Heil der Seele von einem geübten juristischen Verstande und kundiger Prüfung der Zeugenaussagen abhängig machte; oder als ob die Beweise der Sinne zuverlässiger wären als die Intuition des Geistes, an welche geistliche Wahrheit fast ausschließlich appelliert. Nicht in den mangelnden Worten, sondern in den tiefsten Überzeugungen, dem innersten Grunde und den ursprünglichsten Bedürfnissen meiner Seele fühle ich das Unzureichende der Verstandesübermittelung. Es ist ja die gewöhnliche Klage über mich, daß ich zu wenig Wert auf Beweise des Intellekts lege.

Der klare Begriff der Wahrheit fehlt Ihnen, ja Sie fühlen sich „immer weniger imstande zu verstehen?" Wie könnte das anders sein? Wenn Ihnen statt des faßlicheren Begriffs eine höhere Idee aufgeht, selbst wenn Sie dabei das Gefühl drückt, vor etwas Unaussprechlichem zu stehen, ist das nicht immerhin Gewinn und nicht Verlust? Wer kann überhaupt „verstehen"? Wenn ein Mensch geistliche Wahrheit zu verstehen meint, nehme ich an: er versteht, weil er wenig davon empfindet. Wenn Sie für faßbare Satzungen unermeßliche Prinzipien eintauschen, dann erheben Sie sich von der Stufe des Maurers zu der des Architekten. „Siebenmal!" „Nein — nein — nein — siebenzigmal siebenmal!" Nicht eine Regel ist hier gegeben, sondern ein Prinzip. Ich möchte wissen, ob Petrus dies v ö l l i g v e r s t a n d, oder klar begriff. Ohne Zweifel aber gewann er eine erhabene Idee, die immer und immer die Grenzen dogmatischer Definition übersteigt. Aber je weniger er zu definieren vermochte, w a s er in dieser Hinsicht glaubte, um so mehr sollte er erfahren. Und doch werden wohlachtbare Pharisäer dazumal bedenklich ihre Häupter geschüttelt haben ob der Gefahr, lange bestandene Regeln abzuthun und die Menschen auf das Empfinden eines bis ins Unendliche reichenden Prinzips zu verweisen. Es scheint mir aber, dies Gefühl der Grenzenlosigkeit ist unvermeidlich, sobald wir uns auf das offene Meer der Wahrheit hinauswagen.

Ich erinnere mich noch wohl an das halb schmerzliche, halb erhebende Gefühl, das mich als Knaben auf meiner ersten Seereise beschlich. Als mir der Anblick des Festlandes und die bekannten Landmarken am Horizont entschwanden, war es mir, als habe ich nun keine Heimat mehr, und ich empfand die Ausdehnung der Welt als etwas Schmerzliches. Nach und nach gewöhnte ich mich indes an dieses Gefühl, und es überkam mich ein freudiges Bewußtsein von Freiheit. Ich glaube, mit geistlicher Wahrheit geht es ebenso. Es ist ein befremdendes, vereinsamendes Gefühl, wenn wir wahrnehmen, daß „die Wahrheit" und „das Evangelium", die wir bisher kannten, sich nur wie das kleine Vaterhaus im Verhältnis zum großen Universum verhalten. Allmählich fangen wir an, Sonne, Mond und Sterne wieder zu erblicken, und bemerken, daß wir nicht verloren — nur frei geworden sind, und zwar in einem weiten, großartigen Umkreis, in dem wir uns aber ebenso zuhause fühlen wie in dem früheren.

Robertson hat hiermit die Geleise evangelikaler Dogmatik verlassen. Die religiöse Erkenntnis ist auf ein völlig anderes Gebiet übertragen. Aus ihren eng umzäunten, regelrecht angelegten Gartenbeeten, wo die Sonne brennt und den Boden ausdörrt, führt er uns nicht mit Newman in kühle, dämmernde, weihraucherfüllte Dome, sondern in die Natur selbst, auf grüne Auen, zu frischen Wassern, auf Höhen, wo der Wind bläst, wie er will. „Wir hören sein Sausen wohl, aber wir wissen nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Von dem Gebiet des Intellektualismus, in das Bereich der Poesie, der Eingebung, der Einbildungskraft, d. h. der höchsten Kraft der Seele, göttliche Wahrheit aufzunehmen und in sich hineinzubilden. Wie es nach Schleiermacher „ein höheres Verstehen zwischen Menschen giebt als das mit dem Verstande, nämlich mit dem Herzen und der Phantasie", so auch inbezug auf göttliche Wahrheit.

Wenn ich nicht glaubte, daß Religion Poesie oder Poesie schon auf dem halben Wege zur Religion sei, insofern beide auf den nämlichen Gesetzen beruhen, beide der Wissenschaft gegenüberstehen und beider Organ die Eingebung ist — so würde ich meine Zeit nicht auf diese Litteraturvorträge (für Arbeiter) verwandt haben*).

---

*) Man vergleiche die Goethesche Definition, von der er hier wohl ausgeht: „Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht, denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte."

In dieser Auffassung liegt auch für die Träger der Fortentwickelung des religiösen Denkens, der theologischen Forscher in England, Robertsons größte Bedeutung, der Schwerpunkt seiner Lehrweise.

Tulloch sagt (a. a. O.): Weder Maurice noch Kingsley haben den richtigen, vernünftigen Standpunkt Bekenntnissen und Formeln gegenüber erreicht. Es fehlte ihnen Verständnis für das tiefe Mißtrauen, das bestimmt veranlagte Gemüter allen Behauptungen gegenüber einnehmen, die, wie z. B. das Athanasianische Bekenntnis, göttliche Wahrheit in wenigen Worten summieren wollen. So nützlich Bekenntnisformen als Stützen des Glaubens sein mögen, so unerträglich werden sie, sobald man sie zu Schranken erhebt. Thatsächlich sind sie Wassermarken, Zeichen für die Höhe geistlicher Erkenntnis vergangener Zeiten. Sie zu „Teichen"*) zu machen, in denen diese Erkenntnis für alle Zeiten eingeschlossen ruhen soll, heißt sowohl ihren Ursprung als die Natur göttlicher Wahrheit verkennen. Denn diese Wahrheit kann nur, wie Robertson unausgesetzt behauptete, wie die Poesie „empfunden und nicht bewiesen werden".

Dr. Fairbairn ist derselben Ansicht, daß auf diesem Punkte Robertsons eigentliche Bedeutung liege und er von hier aus umgestaltend, bahnbrechend, klärend mehr auf die Anschauungen seiner Generation gewirkt habe als ein anderer. Und zwar gerade durch die Weisheit, mit der er sich auf dogmatische Erörterungen eingelassen habe, um sie zu überwinden. Wo er an dogmatischen Vorstellungen zu haften scheine, seien es nur Überbleibsel der nicht völlig abgestreiften Schalen seiner evangelischen Erziehung.

Robertson faßt dies Prinzip in die Worte:

Die Wahrheit sollte nicht dogmatisch verkündet, sondern an Herz und Einbildung gerichtet werden.

Robertsons Rede über den „Guten Hirten" giebt ein besonders deutliches Beispiel dieser seiner Lehrweise. Es heißt darin:

---

*) Vgl. Robertsons Brief.

Christi Lehre ist göttliche Poesie. Er redet in Gleichnissen, in Übertragungen, in Tropen, in Beispielen, die an einer schier gewagten Überfülle kühner, mannigfaltiger Bilder reich sind. Er nennt sich eine Thür — einen Weinstock — einen Hirten — einen Dieb in der Nacht. Mit jeder Bezeichnung wendet er sich an bestimmte Empfindungen und Gedankenverbindungen, aus denen heraus sie allein zu verstehen sind. Das lebendige Herz soll sie aufnehmen; kalter, scharfer Verstand weiß nichts mit ihnen anzufangen. Verarbeitet ihr diese herrlichen Worte fruchtbar an unermeßlichen Gedanken, zu Artikeln starrer, steifer Theologie, so wandelt ihr Leben in Tod. Als ob ein Chemiker, der eine Frucht oder Blume analysiert, sich einbilden könnte, euch eine Blume oder Frucht zur Anschauung gebracht zu haben. In ihre Bestandteile aufgelöst, zerlegt, zerpflückt, zergliedert, ist sie nicht mehr lebendig, noch einer Blume ähnlich. Eure Erkenntnis mag in ihrer Art gründlich genug sein, aber die Frucht ist zerstört und die Blume dahin.

In solcher Weise verfahren wir häufig, wenn wir Christi Worte zergliedern und zerlegen. Die Theologie ist durchaus notwendig, ebenso die Chemie — aber oft ertötet sie die Religion, indem sie die Worte, die das Leben bergen, zu Satzungen zurechtschneidet. . . .

Über die Hälfte der Ketzereien, denen christliche Sekten verfallen, konnten nur entstehen, weil man das für plumpe Prosa nahm, was Propheten und Apostel in den höchsten Augenblicken der Entzückung geredet, da Seraphim ihre Lippen angerührt und ihre Feder zu heiliger Poesie entzündet hatten. — „Dies ist mein Leib". Kühlt dies zu Prosa ab — dann habt ihr die Transsubstantiation.

Unwillkürlich wird man hier an Herders Forderung erinnert „eines liebevollen Sich-versenkens in die Eigentümlichkeit auch der biblischen Schriftsteller, statt dogmatischer Behandlungsweise; eines Nachempfindens ihrer Begeisterung und Nachschaffens ihrer poetischen Bildersprache" *). Und an seinen Ausspruch:

„Wenn Leute zur Auslegung der Schrift kommen, denen nichts fremder ist als poetisches Gefühl, insonderheit des Morgenlandes — und wenn sie die größesten Dogmatiker und Kritiker der Welt wären: die Pflanze entfärbt sich von ihrem Anhauch, sie verwelkt unter ihren Händen."

---

*) Herder, Zur Religion und Theologie, Briefe an Theophron.

In dem weiteren Verlauf dieser Rede heißt es dann:

Woran sollen wir Wahrheit aus Gott erkennen? Was kann uns als Beweis dafür dienen? Man sagt uns, wir wüßten, daß Christus von Gott stamme, weil er Wunder gethan; wir erkennten, daß eine Lehre von Gott sei, weil sie geschrieben stehe, oder weil eine allgemeine Übereinstimmung der Kirchenväter sie beschlossen habe. Danach gäbe es einen noch überzeugenderen Beweis als die Wahrheit selbst. Unsere Seelen sollen die Wahrheit erfassen, und unsere Sinne sollten sie nach Wundern beurteilen können, und der niedrigste Teil unserer Natur mehr Urteilskraft besitzen als unsere Seele, durch die wir teil haben an Gott?

Das heißt ungefähr: du könntest nicht überzeugt sein, die Sonne scheine vom Himmel hernieder, wenn du nicht ihren Schatten auf der Sonnenuhr erblickst. Die Sonnenuhr hat für den Wert, der nie den Himmel befragt; wer aber die Sonne am Himmel beobachtet, braucht keinen Beweis für sie und weiß, was es an der Zeit ist.

Christus sagt: „Meine Schafe kennen mich." Sie kennen ihn instinktiv. Geradeso erkennt die Seele die Wahrheit aus Gott. Wahrheit ist Licht — sichtbar an sich, nicht erst durch den Schatten, den es wirft. Es ist etwas in uns von Gott, das in Beziehung steht zu dem, was von Gott ist außer uns, und es durch unmittelbare Eingebung erkennt. Etwas in einer wahrhaftigen Seele, das in Beziehung steht zu der Wahrheit und sie als solche verwirklicht. Christus verwirklichte die Wahrheit, und die aus der Wahrheit sind, erkennen ihre Wirklichkeit. Nehmen wir ein paar Beispiele: „Gott ist die Liebe. — Was kann ein Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse? — Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. — Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet. — Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen. — Gott ist Geist."

Die weisen Menschen des Intellektes und logischer Beweise verlangten Zeugnisse für diese Wahrheiten. . . . In allen Angelegenheiten ewiger Wahrheit eilt das Gemüt dem Verstande voraus. Du erkennst die Wahrheit, wenn du sie in dir verwirklichst. Du erkennst Gott, wenn du ihm ähnlich wirst. Der Schriftgelehrte sucht dir die Rechtgläubigkeit dieser oder jener Lehre mit Kapitel oder Vers zu bezeugen, durch Aussprüche der ältesten und besten Ausleger, durch Zeugnisse, die der Verstand eines intelligenten Richters oder Geschworenen anerkennen würde. Meinst du, auf diesem Wege sei Glaubensüberzeugung zu erlangen?

Laßt uns aufrichtig sein. Überzeugt, daß das Zeugnis der Wahrheit in unsere Seele gelegt ist. Wir können nicht aus zweiter

Hand Gewißheit erlangen über göttliche und ungöttliche Dinge. Nur aus erster Hand — Christi Schafe hören seine Stimme.

Robertsons bedeutendste Predigten enthalten die Anwendung dieses Prinzips. Z. B. das Reich der Wahrheit. — Pilatus Zweifel. — Die Offenbarung unsichtbarer Dinge. (S. Religiöse Reden, Hinrichs Verlag.)

In den Lectures über den ersten Korintherbrief finden sich häufig Erläuterungen dieses Prinzips:

Paulus wollte das Christentum nicht auf Wunder oder äußere Beweise gründen. Denn die Wahrheit trägt ihren Beweis in sich, und die Seele allein muß entscheiden, ob eine Wahrheit aus Gott sei oder nicht. Wunder wenden sich an die Sinne und die Triebe von Hunger und Durst. Es wäre thöricht zu behaupten, Auge, Ohr oder Berühren könnten göttliche Wahrheit entscheiden, nicht aber das Herz. Der niedere Teil unserer Natur könne nicht irren, dagegen sei die Seele nicht unfehlbar in ihren Entscheidungen.

Robertsons teils symbolische, teils historische Auffassung der Wunderberichte weist auch auf Herder. Man vergleiche namentlich seine Predigt über „die Herrlichkeit des göttlichen Sohnes" im Anhang. Der folgende Brief erörtert dieselbe Frage:

Die Apostel erwarteten den baldigen Untergang der Welt; das unterliegt keinem Zweifel. Ich kann aber nicht einsehen, warum dies nicht im ganzen gut war. Es schloß die Christen eng aneinander, machte ihre Eintracht so einzig und rüttelte die Welt auf, der die neue Religion sonst nur als Philosophie und nicht als Leben erschienen wäre. Sind wir überdies sicher, daß außer dieser mächtigen Hoffnung etwas anderes die Menschen augenblicklich und so völlig von der Gewohnheit alter Sünden losgerissen hätte? oder daß natürliche Prinzipien, ohne Wunder, selbst die Apostel bewogen hätten, so viel übermenschliche Energie in eine so kurze Frist zusammenzudrängen?

Ich halte das für Christi große Hauptlehre: Wahrheit ist Licht, und die sie lieben, kommen an das Licht. Die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern, und die Juden hörten ihn nicht, weil sie nicht seine Schafe waren.

Darum wandte sich die Wahrheit des Evangeliums vornehmlich an das Herz, nicht an die Sinne. Deshalb: „hören sie Mosen und die Propheten nicht", so werden sie auch nicht überzeugt durch das wunderbarste Wunder.

Damit war aber nicht eine andere Art der Beweisführung für einen niedrigeren Standpunkt ausgeschlossen. Besonders ersichtlich ist dies aus Joh. 14, 2, wo beide Beweise gegeben werden und einer dem anderen untergeordnet wird. Es ist mit Gottes Weisheit durchaus vereinbar, sich ebenso wohl den Sinnen als dem Geist zu offenbaren, und wenn das Evangelium dieser letzteren Art der Beweise völlig ermangelt hätte, würde ein gewichtiges Zeugnis, daß es von Gott sei — fehlen; ein Zeugnis, das wir aus Analogieen im Reiche der Natur vollauf zu erwarten berechtigt sind. Gott hat seine Herrlichkeit ins Herz geschrieben, zugleich aber das sichtbare Weltall also gestaltet, daß „die Himmel seine Ehre verkünden". Und wenn das ewige Wort der Welt geoffenbart wird, erwarten wir naturgemäß ebenso wohl Erweisungen der göttlichen Macht als der göttlichen Güte.

Wunder sind daher das, was wir erwarten sollten, und ich sehe in ihnen eine bedeutsame Bestätigung und Beglaubigung seiner Sohnschaft. Außerdem wurden viele dadurch erschüttert und erweckt, seinen Forderungen Gehör zu leihen, die sonst nicht darauf geachtet hätten. Dennoch bleibt die hohe Thatsache davon unberührt, daß, weil sie sich nur an den natürlichen Menschen wenden, sie geistige Überzeugung von der Wahrheit, die nur der „geistliche Mensch begreift" — nicht verleihen können. Weil aber mein natürlicher und mein geistlicher Mensch beide von Gott sind, warum sollte sich Gott nicht beiden erweisen? Und warum sollte Christus nicht äußere Werke thun, obwohl sie gegen das geistliche Selbstzeugnis der Wahrheit immer untergeordnet bleiben.

In der Predigt über „Christi Weise mit der Sünde zu verfahren" (Sermons IV), erweitert er den Gedanken nach einer anderen Seite hin:

Das Wunderbare sollte den göttlichen Ursprung des Alltäglichen erschließen. Wunder waren keine Konzession an den Geist des Unglaubens, der unsere moderne Christenheit befleckt, die nicht an Gottes Gegenwart glauben kann, wenn sie ihn nicht im Übernatürlichen erschaut. Sie sollten vielmehr die Empfindung erwecken, daß alles wunderbar sei, alles wundervoll, alles durchdrungen von göttlicher Gegenwart, und daß die einfachsten Vorkommnisse des Lebens Wunder seien.

4. Der Glaube an Christi menschlichen Charakter muß vorausgehen, wenn man an seinen göttlichen Ursprung glauben soll.

Die diesen Passus erläuternden Briefe, die ihre Ergänzung

in vielen seiner herrlichsten Predigten finden (die erste Ausführung ist Teil einer ungedruckten Rede) — legen beredtes Zeugnis dafür ab, welch fruchtbare religiöse Keime in der Charakteristik Jesu als des Menschensohnes beschlossen liegen. Dies Zurückgehen auf den ursprünglichen undogmatischen Inhalt der Evangelien — das Leben und die Worte Jesu — erschließt dem heutigen Geschlecht einen Einblick in die Persönlichkeit Jesu, mit dem verglichen der Scholasticismus wie der Pietismus früherer Zeiten sich an unerschöpflicher Lebensfülle nicht messen kann.

Christus war der Sohn Gottes. Aber überlegt euch, in welchem Sinn er sich stets diesen Namen beilegte: Gottes Sohn, weil Menschen Sohn. Er beanspruchte die Gottessohnschaft auf Grund seiner Menschheit. Nun weist die ganze vorhergehende Offenbarung durch die Propheten auf eins hin: nur durch den Menschen kann Gott erkannt, nur durch einen, den vollkommenen Menschen, vollkommen offenbart werden. Darum kam er als „Abglanz von der Herrlichkeit des Vaters und als das Ebenbild seines Wesens". Christus muß zuvor als Menschensohn geliebt werden, ehe er als Gottessohn angebetet werden kann. Die christliche Religion besteht nicht in korrekter Moralität und korrekten Lehren, sondern in der persönlichen Liebe und Anbetung Christi: in der Huldigung des Königs.

Es ist keine Frage mehr, daß der Glaube an die Gottheit Christi unter uns schwindet. Die noch daran festhalten, haben ihn versteinert zu einem theologischen Dogma ohne Leben, ohne Wärme; und denkende Menschen schieben dies mehr und mehr beiseite. Wie sollen wir nun den Glauben an den Sohn Gottes zurückerlangen? Durch Geltendmachung der Autorität, oder auf dem alten Wege der Verfolgung? Die Zeiten sind vorüber. Ein anderer Weg ist der, beim Anfang anzufangen. Beginnt, wie die Bibel beginnt, mit Christus als dem Menschensohn; als dem, in welchem sich Gottes Charakter innerhalb der Grenzen der Menschheit offenbart; legt den Grund zu einem höheren Glauben tief in den Glauben an seine Menschheit. Seht ihn an, wie er war, atmet seinen Geist, und alsdann trachtet nach dem Verständnis seines Lebens. Tretet ein in seine Kindheit, fühlt ihm nach, wenn er im Geist ergrimmt, wenn er das verstoßene Weib beschützt, und das Gift ihrer erbarmungslosen Verkläger seine Macht verliert; wenn das Fackellicht der römischen Soldaten in dunkler Nacht am Kidron aufflammt und er weiß, daß es nun zum Wachen zu spät ist; wenn er in Pilatus Richthaus allein steht, in einsamer Majestät der Wahrheit; wenn die Fibern seines Herzens am Kreuz erkalten. Geht mit ihm auf das

Hochzeitsfest. Seht, wie die Kranken und Beladenen instinktmäßig zu ihm kommen; wie die Menschen, wenn sie ihn sehen, ihre Sünden fühlen, ohne zu wissen warum, und niederfallen zu seinen Füßen; wie die Schuld sich unbewußt enthüllt und alles, was gut ist im Menschen, ans Licht kommt, ja wie sie in seiner Gegenwart über sich hinauswachsen. Vergegenwärtigt euch das alles. Lebt mit ihm, bis er zu einem lebendigen, euch immer gegenwärtigen Gedanken wird — dann erwächst eine Ehrerbietung in euch, die mit keinem anderen menschlichen Gefühl zu vergleichen ist. Ihr werdet durch ein verächtliches Wort über ihn schärfer verwundet als durch persönliche Beleidigung. Ihr empfindet das Verbeugen bei Jesu Namen *) nicht als willkürlich eingeführte Form, sondern als eine Erleichterung und Wohlthat. Und wenn es sich ereignete, daß ihr auf euch allein angewiesen, von religiöser Gemeinschaft ausgeschlossen und verdächtigt wäret — nach einer Wahrheit fragend, auf die kein Mensch Antwort geben kann —, dann kommt das wundervolle Gefühl von Kraft und Hilfe über euch — das Alleinsein mit Christus, in männlicher Unabhängigkeit. Langsam, fast unmerklich, geht dies Gefühl über in Anbetung. Denn was heißt Christum anbeten? Ihn Gott nennen? Herr Herr sagen? Nein. Anbetung ist die gewaltigste Liebe, die die Seele zu geben hat — nennt sie mit welchem Namen ihr wollt. Mancher Unitarier, wie Channing, betete ihn an, obwohl er es nur Bewunderung nannte, und manch orthodoxer Christ, der Christus nach der rechtgläubigsten Theologie Gott nannte, zollte ihm nur kühle Verstandesehrerbietung.

In folgendem Brief muß er sich für seine Predigt über „das Mitleiden Christi" (siehe den Anhang) verantworten.

Ich will alles thun, was ich kann, um Ihre tiefgreifenden Fragen zu beantworten. Ich kann es, weil ich mir in schweren Seelenkämpfen die Antwort erringen mußte: ob dieselbe Sie befriedigen wird, weiß ich nicht. . . .

Zunächst über seine „Sympathie", die Sie in meiner Rede so ungenügend dargestellt finden, und den Schmerz des Fastens, der Ihnen so gering erscheint. Vergessen Sie nur nicht, daß es die ganze Majestät der Versuchung zerstört, wenn Sie dies buchstäblich auffassen.

Worin bestand seine Versuchung? Göttliche Kraft zu gebrauchen, um sich Behagen zu verschaffen; Überfluß wählen statt der Steine; ein leichtes Leben statt des harten Felsens, der in dieser Welt immer das Bette der Besten ist. Wie manche Häuser hätten ihm offen

*) Wie früher auch bei uns an vielen Orten, heute noch allgemeine Sitte im Gottesdienst der anglikanischen Kirche.

gestanden, wie das in Betanien, wenn er gewollt! Hätte er nicht, statt seine Mission zu erfüllen, beiseite treten können und im Überfluß leben? Sie müssen bedenken, seine Seele rüstete sich zu ihrer Aufgabe, sie war gleichsam überschattet von den kommenden Prüfungen. Sein Geist erkannte und ergab sich stillschweigend in sein Geschick, indem er eine Möglichkeit nach der anderen, die sich vor ihm aufthat, aufgab — ein Leben der Annehmlichkeit statt der Beschwerde, rasches, selbstvertrauendes Vorgehen statt langsamer, geduldiger Mühsal von Jahren, und danach von Jahrhunderten; Huldigung der gewaltigen Majestät des Unrechts gegenüber — als Mittel, in einer oder der anderen Form, die Reiche der Welt sich zu eigen zu machen, statt unnachgiebig das Gute anzubeten.

Wenn Sie nicht alles dies im Sinn behalten, so ist es natürlich lächerlich, von etwas sehr Göttlichem in seinem Fasten zu reden. Ich griff das Fasten nur heraus, um zu zeigen, wie das Unterdrücken der natürlichen Neigungen und Wünsche habe schmerzvoll sein können, und [dieser Schmerz] doch ohne Sünde. Wie er ohne Hinneigung zum Bösen dennoch wirklich litt unter der Versuchung. Aber natürlich sah ich und bemerkte auch ausdrücklich, daß das Leiden der versuchten menschlichen Seele das Wichtigste seiner Prüfung war. Sie sagen, Sie können nichts besonderes in diesen Prüfungen und Proben erblicken? Haben Sie aber bedacht, daß die Versuchungsgeschichte gewissermaßen nur ein Gleichnis der Versuchungen ist, die ihn sein Leben lang in tausend Gestalten bestürmten? Haben Sie bedacht, was das bedeuten mußte, für einen wirklichen Menschen — eine Handlungsweise ersinnen, die noch nie dagewesen in der Geschichte und standhaft daran festhalten, trotz Verrat und Verlassenwerdens, trotz der scheinbaren Unwürdigkeit des menschlichen Geschlechts, trotz der völligen Fäulnis im Kern des Volkes, dessen Segen zu vollenden er sein Alles daran setzte? Haben Sie bedacht, wie er durch Stillschweigen, durch ein ganz geringes sich in die Zeit schicken, sein Leben hätte erkaufen können? Haben Sie erwogen, was es heißt, allein zu stehen, mißverstanden, im furchtbaren Gefühl des Verlassenseins, um endlich zu sehen, daß alles vergebens? für die menschliche Natur auch in ihrer tiefsten Erniedrigung noch zu hoffen; selbst in Jerusalem — noch glauben, daß der Mensch gottähnlich sei; in dem Verworfensten den Funken gewahren, der zu heller und gesegneter Flamme zu entfachen ist; an niemandem verzweifeln; mit dem letzten Atemzuge am Kreuz und unter dem Gelächter teuflischer Feinde noch für die Menschheit hoffen?

Mangelt hier noch Sympathie? Sind dies leichte Proben? Glauben Sie wirklich, er könne nicht unsere tiefsten Schmerzen mitfühlen, er, welcher den, dessen Herz gebrochen und der nur noch an seine Brust zu schlagen vermochte, vor Verachtung schützte? der

wie ein Gott zwischen den Höllenhunden und ihrem Opfer stand, das sie wie ihre Beute ankläfften, bis sie beschämt, einer nach dem anderen, davon schlichen; der dem Feigling vergab, und den Ausländer und Ketzer als Typus des Nächsten, den wir lieben sollen, hinstellte. Der besonders empfänglich war für den Zauber (charm) weiblichen Umgangs und seiner beschwichtigenden Lindigkeit; der um vorübergehenden Kummer weinte; der besorgt war um die ermüdeten Jünger und das hungrige Volk; der sich das Haus des Zöllners und Sünders zum Heim erkor; der Verachtung mit majestätischer Würde hinnahm. — Sind das wirklich Kleinigkeiten? Der nach seinen eigenen ergreifenden Worten tief das Schmerzliche der Heimatlosigkeit empfand? Ach, wie können Sie sagen, daß er auf unser tiefstes Weh nicht eingehen könne, oder daß seine Versuchungen nur Schein gewesen? Verstehen Sie doch sein Herz, das alles wahrhaft männliche und weibliche Empfinden in sich vereint! Denken Sie wie Sie wollen, aber mißverstehen Sie ihn nicht, oder Sie verlieren die eine große Gewißheit — von welcher ich nie, auch in dem finstersten Zweifel nicht, gelassen habe — die völlige Einheit und unerreichte Lieblichkeit und den unvergleichlichen Adel der Menschheit des Menschensohnes. Hierüber befragen Sie mich, wie Sie nur wollen; denn, wenn es einen Gegenstand giebt, über den ich gesonnen und in den ich mich versenkt habe, so ist es Jesu, des Menschensohnes Geist und Herz. Wenden Sie sich nicht zu der absurden Auffassung von einem geheimnisvollen, dunklen Leiden, das sich dem Verständnis entzöge, — einem Etwas, das weder vom Himmel noch von der Erde, weder die Liebe eines Menschen noch eines Gottes, für uns nur ein Mysterium sei u. s. w. Geheimnisvoll genug waren seine Schmerzen, wie das Leid der tiefsten Gemüter immer sein wird, aber nur in diesem Sinne geheimnisvoll. Ach, sie sind dem verständlich genug, der jemals eine herrliche Mission mit warmem Herzen ergriffen hatte und dem Mut und Begeisterung entfielen bei der Durchführung, dem verständlich genug, der weiß was es ist, bis ins Herz hinein getroffen zu werden von anderer Schmerz und Schuld. Nur der Grad seiner Qualen ist unbegreiflich. Um ihn zu verstehen, müßten wir erst ihm gleich sein — so edel, so liebreich und so makellos.

In einem anderen Brief heißt es über denselben Gegenstand:

Sie meinen, drei Jahre auszuharren sei für den Herrn nicht so schwer gewesen, wenn er wußte, länger werde es nicht dauern. Zu allererst aber ist Zeit nicht nach Jahren zu bemessen. Ein gesteigertes Lebensgefühl drängt hunderte von Jahren in eine Stunde. Wenn Gedanken in reicher Fülle, statt sich dumpf und einförmig zu wiederholen, aufeinander folgen, dann dehnt sich ein Zeitraum

von drei Jahren zu unbeschreiblicher Länge aus. Außerdem müssen Sie bedenken, daß es ein Mensch ist, der aus den Hilfsquellen seiner Menschenseele einen Plan ersinnt, erkennt und sich allein dazu entschließt — der in der Weltgeschichte unerhört war, ein noch nie unternommener Kampf gegen das Prinzip der Welt in seinen mannigfachen Ausgestaltungen. Nur drei Jahre! Jawohl, aber versuchen Sie einmal sich zu einem Vorhaben zu entschließen — zehntausend Möglichkeiten stehen Ihnen offen — ein Vorhaben zum besten des Landes, das — ich sage nicht den Tod — aber große Mühsal mit sich bringt, den hergebrachten Formen der Gesellschaft ins Gesicht schlägt und die Möglichkeit einschließt, daß Ihre Verwandten dasselbe von Ihnen behaupten, was von ihm gesagt wurde: „Er ist von Sinnen!" (nach der englischen, richtigen Übersetzung von Mark. 3, 21). Und halten Sie unentwegt fest daran, bis Sie gerade in der Stunde des Unterliegens sagen können: „Es ist vollbracht!" Versuchen Sie dies nur einmal in kleinen Dingen und sagen Sie dann noch, drei Jahre seien nichts.

Sie fragen, ob Christi Wille so stark war, einfach weil er getragen wurde von dem Geist ohne Maß, der in ihm war? Ich würde darauf antworten: weil er vollkommener Mensch war. Darunter verstehe ich die Menschlichkeit mit all ihren Trieben, Neigungen, moralischem Bewußtsein, Streben, Verstand — im völligen, harmonischen Gleichgewicht. Der gefallene Mensch ist nicht eine Uhr, der etwas Verkehrtes anhaftet — die Sünde —, einfach eine Uhr ohne Pendel; die Hauptfeder läuft zu schnell ab. Sein Geist allein befand sich mit Gottes Geist in vollkommener Übereinstimmung. Er allein konnte sagen: „Ich und der Vater sind Eins." „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch." Diese vollkommene Übereinstimmung machte seinen Willen so stark. Eigenwille ist oftmals schwach, selbst bei einem Napoleon. Der Wille, der mit Gott übereinstimmt, muß stark sein und immerdar recht gehen. „Mein Urteil ist gerecht." Warum? „Weil ich nicht meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat."

Ich habe bei E.s gegessen und bin um 9 Uhr 20 Minuten zurückgekommen. Die Gesellschaft war recht angenehm, d. h. viele intelligente Männer und die Unterhaltung von höherer Qualität als gewöhnlich. H. G. meinte im Gespräch, der Herr habe nie Ironie angewandt. Ich führte Markus 7, 9 dagegen an: „Wohl fein habt ihr Gottes Gebot aufgehoben ꝛc." Nach langer Diskussion und dem Nachschlagen griechischer Testamente wurde dies allgemein als entscheidend zugegeben. Es wurde darauf angeführt, daß sein Grimm wider die Heuchelei für uns nicht maßgebend sein könne, insofern er als göttliche Person rede. Ich bestand darauf,

daß dieser sein Zorn menschlich sei, und daß, wenn ein Mensch unter ähnlichen Umständen nicht Ähnliches empfände, wenn ihm das Blut nicht vor Empörung koche, noch das Wort vernichtender Gerechtigkeit auf die Lippen steige, er keine Ahnung besitze von Christi Geist.

5. Das Christentum wirkt von innen nach außen, und seine Lehrer sollten es ebenso machen.

Die Rede über „die Zunge" erläutert dies Prinzip. Ihre Ausführung gipfelt darin, daß nicht äußere Anstrengungen des Menschen Zunge zähmen können, sondern nur die veränderte Gesinnung des Herzens. Wo Liebe und Barmherzigkeit die Herrschaft angetreten haben, verstummt das Verleumden mit der Zunge von selbst.

In der Rede über „die Botschaft der Kirche an die besitzende Klasse" findet sich dies Prinzip ausführlicher erhärtet. Es heißt darin:

Es wird den Verhältnissen gewöhnlich zu viel Gewicht beigelegt. Nichts ist unrichtiger als die Theorie, veränderte äußere Umstände seien das Allheilmittel gegen gesellschaftliche Schäden. Nach dem Prinzip des Evangeliums vollzieht sich die Heilung von innen nach außen. Dem Prinzip der Welt nach beginnt sie bei der äußeren Lage und man erwartet davon die Sinnesänderung. Wer da meint, durch Änderung des äußeren Lebens das innere umzugestalten — durch Forträumen aller Schwierigkeiten, Aufheben aller Versuchungen dem Menschen sein Los anzupassen statt ihn innerlich gegen die Gewalt äußerer Verhältnisse zu stählen und ihn für sein Geschick tauglich zu machen, kehrt die Methode des Evangeliums um.

Und in den Lectures über die Korintherbriefe sagt er:

So entsetzlich die Zustände der Sklaverei auch damals waren, wo die Kaiser häufig ihre Fische mit lebenden Sklaven fütterten und die Gefangenen, um den Blutdurst der Römer zu stillen, den wilden Tieren vorgeworfen wurden, sagt der Apostel doch: „Sorge dir nicht." Und so furchtbar der Krieg gehandhabt wurde in den Tagen, als die Soldaten zu Johannes dem Täufer kamen, um sich taufen zu lassen, empfahl er ihnen, nicht irgend einem „Friedenskongreß" beizutreten, um den modernen Ausdruck zu gebrauchen. Er ermahnte sie einfach, sich genügen zu lassen an ihrem Sold. Daraus entnehmen wir, daß das Christentum mittelbar, nicht unmittelbar auf bestehende Einrichtungen wirken soll. Ohne Zweifel wird es

einst den Krieg und die Sklaverei aufheben, aber wir kennen keinen Fall, wo es sich mit Institutionen als solchen befaßt hätte.

6. „Es ist ein Geist des Guten in dem Übel."

Robertsons Reden und Denken ist von dieser Überzeugung durchtränkt. So heißt es in der Predigt über „die Zunge":

Selbst im Verleumden ist die Teilnahme des Menschen am Menschen noch erkennbar. Ist es nicht verzerrte Teilnahme, was selbst die schlechten Handlungen, Worte und Gedanken unserer Nächsten zum Gegenstand so seltsamen Interesses für uns macht?

Ihren Gipfelpunkt erreicht die Anwendung dieses Prinzips in der Predigt über „Salomos Umkehr", wo es heißt:

Gott kann selbst deine Sünde zum Heil deiner Seele dienen lassen ... Gerade nach dem Fall kannst du um so stärker erstehen und gewissermaßen gewappnet bleiben gegen jeden erneuten Abfall ...

Eine unmittelbare Erläuterung seiner Auffassung dieses Shakespeareschen Wortes giebt Robertson in seinem zweiten Vortrag über den „Wert der Poesie für die arbeitenden Klassen", auf den wir später noch zurückkommen werden. Es heißt darin:

Der poetischen Anlage ist die Gabe verliehen, das herauszufühlen, was Shakespeare „den Geist des Guten in dem Übel" nennt. Jeder große Dichter hat eine Doppelnatur: seine Seele umfaßt männliche und weibliche Züge ... Daher kann der Dichter, der in die Natur der Dinge eindringt, nicht einseitig sein; er sieht auch die Wahrheit, die an der Wurzel des Irrtums liegt. Er kann das Böse tadeln, ohne in hysterischer Weise gegen jeden Übelthäter aufzubrausen. Er unterscheidet zwischen Schwachheit und Schlechtigkeit. Urteilt gelinde, weil er mitleidend das Unrecht in der Seele des andern begreift. Richtet gerecht, weil, soweit er Künstler ist, er das Gefühl, das er bemitleidet, objektivieren kann: in zweifacher Weise, es verwirklichend, ohne ihm unterworfen zu sein.

Ich führe zwei Stellen an, um die weltumfassende Bedeutung, die in den wenigen Worten Shakespeares liegt, „den Geist des Guten in dem Übel" zu exemplifizieren.

Eins der besten Beispiele dieses Vorrechts des Dichters, die Aufmerksamkeit mehr auf das zu lenken, was menschlich und liebenswert ist, als auf das Böse, ist Hoods „Seufzerbrücke" *). Der

*) Hood besang die Not der arbeitenden Klassen.

Anblick einer armen Selbstmörderin, die sich von einer der Londoner Brücken herabgestürzt hatte, hat das Gedicht veranlaßt.

Ein prüder Mensch — Mann oder Weib — würde sich mit Abscheu von solchem Anblick wegwenden; der Jünger irgend einer abstrakt theologischen Schule daraus nur einen Text zur Verkündigung von Höllenstrafen gewinnen. Der Dichter erschaut darin ein tieferes Geheimnis, dessen Lösung nicht auf der Oberfläche liegt: Er sagt:

Verächtlich berühr sie nicht,
Denk ihrer wehmütig
Mitfühlend, menschlich.
Schau nicht, was sie entstellt;
Was sie jetzt ist — enthält
Nur weiblich Reines.
Dringe nicht forschend ein,
Übereilt, unbedacht
In ihres Schweigens Nacht;
Entrückt der Schande
Ist sie auf immerdar.
Und der Tod ließ ihr nur
Ewiger Schönheit Spur.

Mit welch feinsinniger Wahrhaftigkeit lenkt er deine Aufmerksamkeit nun nicht auf das, was die arme Verstoßene von dir trennt, sondern auf das, was euch gemeinsam als Menschen und Brüder verband und, was du auch sagen magst, noch verbindet:

Neugier rät hin und her,
Wo ihre Heimat wär?
Woher ihr Vater,
Wer ihre Mutter?
Ob sie ne Schwester hätt
Und auch nen Bruder?
Oder ob einer gar
Nähr ihr und lieber war
Als alle andern?

Und nun, ohne schwächliche Sentimentalität, ohne die Übergänge von Recht und Unrecht zu verwischen, ohne eine Anspielung, daß Laster nicht Laster und Unrecht nicht Unrecht sei, erinnert er nur daran, daß uns als Mitmenschen und Sündern kein Urteil über sie zustehe, er weist ihr die Stellung an, in der wir sie von jetzt ab allein betrachten dürfen:

Falt ihr die Hände leis
Über der Brust kreuzweis
Zu stummem Gebete:
All ihre Schwächen
Schuld und Gebrechen
Demütig senkend
In ihres Heilands Barmherzigkeit ein.

Ich möchte nicht die Frau sein, die das Gedicht lesen könnte, ohne mehr als sentimentale Thränen aufsteigen zu fühlen, die nicht ihre Menschenliebe erweitert und ihren Gerechtigkeitssinn vertieft fände, noch der Mann, in dem nicht die Überzeugung mächtig erstarkte, daß ein lockerer Lebenswandel schmachvolle und selbstische Feigheit sei.

Ferner fühlt die Poesie Gutes in Menschen heraus, die anders geartet sind als wir und lehrt uns eins mit ihnen fühlen. Denn der Dichter gehört der Welt an und keiner Partei. Er spricht das allgemein menschliche Empfinden seiner Partei aus, nicht ihre Schlagworte und Formeln, die als Formeln des Intellekts vergänglich, oft falsch, immer begrenzt sind. So sind dogmatische Systeme wie Romanismus, Puritanismus und ihre schwächlichen Abkömmlinge — als Gegenstand der Poesie — von vornherein ausgeschlossen. Aber hört Dante, und ihr fühlt, daß das Purgatorio — falsch als Dogma — seine ewige Wahrheit und Bedeutung behält als Symbol unseres Seelenlebens. Hört Milton, und ihr spürt den Herzschlag des Puritanertums in seinen edlen und mannhaften Aufwallungen. Und so zurückgestoßen ihr euch fühlen mögt von der falschen Metaphysik, den Prätensionen unfehlbarer Schriftauslegung, den frommen Schlagworten und der mattherzigen Intoleranz, die den zwerghaften, ausgearteten Puritanismus unserer Tage charakterisieren, aus dem jedes Mark und jede Männlichkeit verschwunden ist — wer fühlte sich nicht geneigt zu milder Beurteilung um Cowpers *) willen? So unzeitgemäß die Anstrengung des Traktarianers dir erscheinen mag, die Frömmigkeit vergangener Tage in vergangenen Formen wieder aufleben zu lassen, statt, wie der wahre Prophet das sehnliche Verlangen der Gegenwart in Formen zu kleiden, die ihrem Bedürfen entsprechen und ihr Nahrung zuführen — wem unter uns wäre nicht Keble ein Beweis geworden, daß auch im Traktarianismus „ein Geist des Guten" lebt, ein innerer Wahrheitsfunken, der durch bloße Negation nicht auszublasen ist!

In dem folgenden Briefe spricht er sich ebenfalls in diesem Sinne aus:

Ich halte den Pantheismus zum größten Teil für sentimentales Geschwätz. Er bietet nicht festen Grund dar, auf dem zu fußen wäre, nur einen Wolkenboden, der in der Versuchungsstunde zerfließt unter der wirklichen, substantiellen Gegenwart dessen, was gefällt. Trotzdem fürchte ich mich nicht vor einer Wahrheit, weil der Pantheismus sie verschwommen darstellt, so wenig wie vor einer anderen, weil die Revolution sie zu einer teuflischen Karikatur ver=

---

*) Cowper, Dichter aus der Zeit der Anfänge des Evangelismus.

zerrt hat. Nein, dies bestärkt nur meine Neigung, an sie zu glauben, da selbst ihr falsches Phantom so viele Menschenherzen in Fesseln zu schlagen vermag. Ich glaube um so mehr an Junos Schönheit, wenn ich von Irions leidenschaftlicher Bewunderung für ihr Schattenbild höre. Kleine Münze erhält durch goldenen Stempel ihren Wert. Außerdem hat selbst der Pantheismus sein Wahres. Er scheint mir die notwendige Reaktion gegen die entsetzlich tote Maschinerie der vorgefundenen Konzeptionen. Ich glaube, daß manche Pantheisten der Wahrheit näher sind als die meisten Evangelikalen. Denn viele, ja die meisten, machen die Welt zu einer Maschine und weisen ihren Lenker in eine große Ferne. Er leitet und regiert sie zwar, ist aber dem Sein und Wesen nach vollkommen getrennt von besagter Maschinerie, die an sich aus ganz geringen, groben Stoffen besteht. Nun glaube ich, der Pantheist hat recht, wenn er sagt, daß es um Gottes Universum etwas Göttlicheres ist. Das All durchdringende Leben ist er, „in dem wir leben, weben und sind“. Die verschiedenen Lebensabstufungen haben mehr teil an der wahren, göttlichen Lebensessenz als die plumpen, materiellen Klassifizierungen gewöhnlicher Geister ihnen zuweisen. Das Leben der Pflanze, der Tiere und des Menschengeistes sind wesentlich dem höheren Leben verwandt, das wir auf geistlichem Gebiet göttliches Leben der Seele nennen. Und ich glaube, eines Tages wird es sich erweisen, daß der Schöpfer mit seinen Werken viel enger verbunden ist, als unsere geistlosen Begriffe ihn darstellen. Gott ist Geist: es scheint, daß die meisten Menschen darunter ein feines, ätherisches Gas, vielleicht ohne merkliche Schwere, jedoch nicht nur Substanz, sondern auch Materie, wenngleich noch so verdünnt, verstehen. Geist ist aber Seele, und ich wüßte nicht, was unter dem Sitz der Seele verstanden wird, wenn nicht, daß das Universum die Gottheit in sich fasse, daß das Universum überall sei und daß alles — nach dem Psalmisten und Pantheisten — veraltet wie ein Gewand, sich faltet und entfaltet wie ein Kleid und fortwährend verwandelt wird, während er, der Bildner, als der Eine, Unwandelbare darin waltet und wohnt. Die Kirche ist „der Leib“, dessen Geist und Haupt: Christus. Seine Fülle erfüllet alles in allem. Ebenso ist das Universum in gewissem Sinne der Leib, dessen Geist Gott ist, seine Fülle erfüllet alles in allem. Ein niederes Leben, aber immerhin: Gottes Leben. Aus diesem Grunde kann ich doppelsinnigen Ausdruck hier nicht vermeiden. Die beiden, von Paulus und aus den Psalmen angeführten Stellen sind doppelsinnig: pantheistisch in der Form, und wie ich bestimmt von der einen glaube, auch Ausspruch eines Pantheisten, welchen Paulus nach seiner wundervollen Art, den Teil Wahrheit, der in allem enthalten, herauszuziehen und den Irrtum zurück-

zulassen, zugegeben und sich angeeignet hat. Meine obige Darlegung könnte von einem Pantheisten sein, aber ich bin nicht Pantheist; ich glaube aufrichtig an Gottes Persönlichkeit und verstehe darunter Selbstbewußtsein, Charakter und Willen. Doch könnte ich nicht sagen, das Streben nach innerer Vollkommenheit ohne dabei die Hilfe des heiligen Geistes zu suchen, wäre an sich schon Täuschung oder ein gefährlicher Traum. Sicherlich haben Cornelius und Männer wie er (siehe Apg. 10) es gethan, und die durch Aufrichtigkeit ihres Strebens ihnen fühlbar gewordene innere Leere hat ihre Seelen empfänglich gemacht für die Aufnahme des heiligen Geistes. Es ist gewiß, daß in jedem Volk, „wer Gott fürchtet und Recht thut", auf dem Wege zu ihm ist, ob er nun gehört habe, „daß ein heiliger Geist sei" oder nicht. Die „Taufe Johannis" ist dies Streben nach innerer Vervollkommnung. Können wir, ohne unsere moralischen Überzeugungen aufzugeben, uns auch nur einen Augenblick der Redeweise bedienen, die zu behaupten scheint, gut sei nicht gut, wenn nicht ein unbegreifliches Element dabei mitwirkt, das die, welche sich seines Besitzes rühmen, offenbar nicht edler und himmlischer macht als andere — wohl aber oft viel engherziger und empörend eingebildet? In dem Maß, als der Mensch nach Vollkommenheit strebt, wird er erkennen, daß es einen Geist giebt, der nicht er selbst — der außer ihm ist, den er nicht sucht, sondern der ihn sucht; und in demselben Maß wird er sich gezwungen fühlen, nicht in sich selbst hinein, sondern um sich und über sich zu blicken. „Seid fromm, ändert euer Leben, thut Buße, strebt nach innerer Vervollkommnung", das scheint mir das erste, was gesagt und das erste, was empfunden werden muß. Dann tritt die Lehre vom heiligen Geist hinzu, nicht als ein zurechtgemachtes, ausgetrocknetes Dogma, sondern als Interpretation und Stillung eines objektiven Bedürfnisses der Seele.

Neuntes Kapitel.

[Lessings Einfluß auf Robertson — Seine Vorrede zur „Erziehung des Menschengeschlechts“ — Lessing von der Kanzel — Gedanken über Inspiration — Veranlagung dafür — Paulus Charakter — Vorträge über die Genesis — Prophetie des Neuen Testaments — Gerechtigkeit aus dem Glauben und aus den Werken — Gläubigkeit — Christi Opfertod — Auferstehung — Analogieen keine Beweise — Über Gedankenschuld — Von Gebet, Freiheit und Notwendigkeit — Anbetung im Tempel oder in der Natur — Mehr Kirchen — Robertsons Ketzereien — Judas Selbstmord — Jesu Sündlosigkeit — Deutsche Neologie — Vertrauen auf Gott.]

Es liegt im Wesen des Protestantismus, sich in Ansehung der christlichen Erkenntnis nicht auf die Bibel zu beschränken, sondern die ganze Welt, Natur und Geschichte als Erkenntnisquelle zu betrachten.

Richard Rothe.

Wir begegnen in Robertsons Briefen und Predigten häufig seinen Ansichten über Inspiration der Bibel. Er erkannte es als eine seiner Hauptaufgaben, die Anschauungen seiner Zeitgenossen auf diesem Gebiet zu erweitern. Aber, sagt sein Biograph, immer war sein Lehren aufbauender, nie zerstörender Natur. Er war nicht ein Kind des Geistes Carlstadts, sondern Luthers. Nicht des Geistes solcher Männer, die ihre Führer tadeln, daß sie nicht schnell genug vorgehen, die wünschen blindlings das ganze Gebäude veralteter Meinungen einzureißen und glauben das Unkraut ausraufen zu können, ohne den Weizen dadurch zu schädigen. Robertson hatte die Absicht, das Alte so lange wie möglich zu bewahren, um das damit verbundene Gute zu erhalten. Nie will er in ein Neues einlenken, ehe es zu einem Bedürfnis der Zeit geworden; allmählich sucht er die Formeln zu erweitern, auf Grund des universellen Gesetzes, das in den Worten verborgen ist: „Ich habe

euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen." Er hält fest an manchen Theorieen, die mit seinen übrigen Ansichten nicht vereinbar scheinen, die manchem unter uns seltsam dünken, weil wir vergessen, daß seitdem vierzig Jahre vergangen sind. Er bringt nie eine Ansicht auf die Kanzel, die noch in ihm gährt; er wartet, bis der Most Wein geworden. Er vermeidet, so weit es mit der Wahrheit vereinbar ist, denen durch überraschende Ansichten Anstoß zu geben, die sich „wohl fühlen in ihrem Kinderglauben und ihrer Vorstellung von Himmel und Seligkeit". Vor allem hütete er sich, das schwache Gewissen eines Bruders zu verletzen. Ebenso stark wie er die unehrerbietige Anmaßung derer tadelte, die sprechen als ob sie allen Ratschlüssen Gottes persönlich beigewohnt, hätte er die unehrerbietige Freiheit gerügt, mit der heutzutage manche Schriftausleger Dinge behandeln, die Tausenden noch heilig sind.

Daß Robertson von Herder und Rothe beeinflußt worden ist, sind nur Vermutungen. Wie vieles er von Schleiermachers Schriften gekannt hat, wissen wir nicht. Daß er sich aber eingehend mit Lessing beschäftigt hat, erfahren wir aus seinen eigenen Mitteilungen. Im März 1850 erwähnt er Lessing zuerst in einer Korrespondenz, die im Lauf des Jahres 1849 beginnt, sich bis an sein Lebensende hinzieht und in der er alles zur Sprache bringt, was ihn geistig beschäftigt.

Besäßen wir eine Korrespondenz dieser Art aus der Heidelberger Periode, so würde man vielleicht mit derselben Bestimmtheit den Einfluß Herderscher, Rothescher und Schleiermacherscher Ideen auf sein religiöses Denken und auf die Methode seiner Lehrweise nachweisen können.

Man vergleiche z. B. die Übereinstimmung zwischen Herders Begründung der Gottessohnschaft Jesu aus seiner vollkommenen Menschheit, mit Robertsons Ausführungen. Auch weisen seine Ausdrücke „von der Menschheit in Gott, vom menschlichen Herzen Gottes" auf Herder hin.

Im März 1850 schreibt Robertson:

Ich beabsichtigte ein Werk über Inspiration zu schreiben, und war eigentlich vor einem Jahr, als der Impuls, große Dinge zu thun und Bannerträger zu sein, sich mit Macht in mir erneuten, fest dazu entschlossen. Ich hätte dann Lessings Bemerkungen darüber und anderes aus seinen „Fragmenten" als Pioniere vorausgeschickt. Denn der englische Volkscharakter ist noch nicht reif zur Aufnahme dieser Dinge, und der Rat, den Lessing in § 67, 68, 69 giebt, verdient Beherzigung*).

In demselben Jahre noch hat er Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" übersetzt. Zunächst für eine nahe befreundete Persönlichkeit:

Ich habe die Übersetzung Lessings beendet, damit Sie Sonntag Vormittag alles in Händen haben. Der letzte Teil enthält eine uralte Spekulation über Vorexistenz, die so alt ist wie Pythagoras. Plato hat sie auch, zwar nur undeutlich und als Hypothese aufgestellt, aber der Gedanke ist wohl schon in uns allen, wenn auch nur vorübergehend, aufgestiegen. Sie werden ihn als Ausdruck der Phantasie hinnehmen, als nichts weiter. Er kann weder bewiesen noch verneint werden. Aber die scheinbaren Absurditäten großer Geister enthalten mehr Instruktives als anderer Weisheit. Das ganze Werk ist vornehmlich wertvoll durch die Gedankenreihen, die es ins Leben ruft. Es ist unbehauen und unvollendet, eröffnet aber weite Ausblicke in Gottes Welt und Einblicke in das Menschenleben als Ganzes. Man wird auch nicht durch Detailhäufung oder zu feine Ausführung der großartig angelegten Skizze beirrt.

Robertson gab seine Übersetzung der „Erziehung des Menschengeschlechts" mit einer Einleitung heraus. Sie liegt uns vor in

---

*) Siehe Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts.

§ 67. Auch war es höchst nötig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch fürs erste ansehen, damit die Ungeduld nur fertig zu werden ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§ 68. Und was noch jetzt höchst wichtig ist: Hüte dich, du fähigeres Individuum, das du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst.

§ 69. Bis sie dir nach sind, diese schwächeren Mitschüler — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Wahreres ist.

der Sammlung seiner „Lectures, Addresses and other literary remains.“ London, Kegan Paul & Co. Als Motto trägt sie die Überschrift: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. St. Paulus“, und Tennysons Gedicht aus „In Memoriam“, das mit den Worten beginnt:

Our little systems have their day ...

Das Vorwort lautet:

Es ist von einiger Bedeutung, das Prinzip, das der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts zugrunde liegt, recht zu verstehen, weil wir ebenso in der Erziehung und Leitung jeden Individuums verfahren sollten.

Zwei leitende Vorstellungen scheinen gegenwärtig in Kraft zu stehen. Die eine hält das Erregen von Furcht und Hoffnung für das beste Erziehungsmittel. Furcht vor einer materiellen Hölle, Hoffnung auf einen nicht weniger materiellen Himmel. Dies sind die letzten Dinge, deren Vorläufer geringere Belohnungen und Strafen bilden. Daneben steht die Lehre, daß Gott der Vater jedes einzelnen sei und jedes Glied des Menschengeschlechts Gottes Kind. Dies soll die Veranlassung für ihn werden, sein Leben dieser hohen Abstammung würdig zu gestalten.

Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes hält dies für das richtige Verfahren. Er ruft nicht jeden eiligen Wanderer an, der ungeduldig ist sein Nachtquartier zu erreichen, von dem Gipfel, von dem er herabschaut, sich seitwärts zu wenden. Doch aber glaubt er, daß sein Blick weiter reicht, über den Weg hinaus, den seine Zeit für den richtigen hält; daß er etwas von dem Plan überschaut, nach welchem das Menschengeschlecht bisher geleitet worden ist und daraus Anhaltspunkte gewinnt und Wegweiser erkennt für seine Weiterentwickelung und fernere Bestimmung.

Er bietet diese Gedanken nicht als die Summa und den erschöpfenden Inhalt des Gegenstandes dar, eher als Winke, die darauf hinzielen, die Entdeckung umfassenderer Wahrheit durch andere vorzubereiten. In dieser Beziehung stimmt er überein mit denen, die nicht eine neue Offenbarung, wohl aber eine immer zunehmende Erweiterung des Verständnisses dessen, was Gott uns bisher kund gethan hat, erwarten. Denn das ist gewiß: bisher hat noch kein Senkblei die Tiefen der Liebe, die Gott zu seinen Geschöpfen hat, erlotet. In all unseren „Erlösungssystemen“ und „Heilsplänen“ hat sich uns noch nie die volle Bedeutung des Namens

erschlossen, unter dem Gott sich uns in diesen letzten Tagen offenbart hat, als — unser Vater.

In unserem Eifer, die Verdammnis jeder Seele zu erweisen, die nicht an dieses oder jenes Dogma glaubt, stehen wir in der Gefahr zu vergessen, daß das Christentum entweder das Evangelium der Erlösung ist — oder überhaupt keinen Wert hat. Wir übersehen dabei die unvermeidliche Notwendigkeit, daß der Menschengeist Phasen der Unwissenheit, des Zweifels, ja selbst des Irrtums durchlaufen muß, ehe er fähig wird, die reine Wahrheit aufzufassen.

Alle Gesetze des Universums haben von Anbeginn bestanden. Und wie spät sind erst die Gesetze der Elektrizität entdeckt worden? und wissen wir schon jetzt, welche Kräfte noch in ihr schlummern?

Hat die Erde sich je anders als um die Sonne bewegt? Und wie lange ist es her, daß der Mensch diese Entdeckung gemacht hat? Und sind geistliche Wahrheiten, die in dem Wesen des Menschen liegen, leichter aufzufinden als die Naturphänomene, die ihn umgeben? Warum sollte ihre Erkenntnis nicht auch einer so allmählichen Entwickelung unterworfen sein wie jene?

Jede kleine Sekte oder Religionsgemeinschaft trägt ohne Zweifel einen Wahrheitskeim in sich, der sie zu ihrem großen Zweck befähigt, die Welt zu befruchten. So lange ihre Anhänger sich aber für die bevorzugten Kinder des himmlischen Vaters halten, die er mit einem Wohlgefallen betrachtet, das er der übrigen Menschheit nicht zuwendet, so lange sind sie nicht in den vollen Umfang der Gottesidee eingedrungen.

In diesem Aufsatz mag manches enthalten sein, daß solche, die gewohnt sind, alles in dem Licht bestehender, allgemein gültiger Formeln zu lesen, verwirrt. Manches wird solchen wie Ketzerei klingen, die nur das glauben, was in den Artikeln und Glaubensbekenntnissen ihrer Schule enthalten ist. Dem ehrlichen, ernstlichen Forscher mag er aber überaus wertvolle Gedankenströme zuführen, in denen er seine Vernunft und Einbildungskraft in eins zusammenfließen lassen kann und deren einer ihn endlich vielleicht in das weite Meer der Wahrheit selbst tragen wird.

Wie eingreifend Lessings Anschauungen und Methode auf Robertson gewirkt haben, ist namentlich aus seinen Erklärungen von 1 Kor. 15, 46—58 ersichtlich. Es folgen hier einige Auszüge, die für uns Deutsche das besondere Interesse darbieten, Lessings Ideen „über die Erziehung des Menschengeschlechts" auf verschiedene Gebiete übertragen und von einem Geistlichen der anglikanischen Kirche von der Kanzel herab exemplifiziert zu sehen.

Es ist daraus deutlich zu erkennen, wie er seine wissenschaftlichen Studien dem praktischen Christentum nutzbar macht und aus ihnen die Methode seiner Lehrweise gewinnt.

Ähnlich mag er mit Herder verfahren sein; mit dem ihm eigentümlichen — man möchte fast sagen Genie, einzelne seiner Aussprüche in ihrer Tragweite erkennend, sie religiös vertiefend und methodisch benutzend, so daß, was uns aus Robertsons Munde wie eine neue Offenbarung klingt, häufig die Verwertung von Goldbarren ist, deren Prägung in dieser Weise bei uns noch niemand versucht hat.

Paulus Philosophie kommt in seiner Eigentümlichkeit zum Ausdruck, das Christentum mit universellen Gesetzen in Verbindung zu bringen. Die Erlösung und Auferstehung sind ihm nicht vereinzelte Thatsachen, sondern Wahrheiten, die sich nur in anderer Form überall wiederfinden. Wie ein Naturforscher jede Spezies auf einen Haupttypus zurückführt, so findet er immer die Zugehörigkeit jeder christlichen Lehre zu irgend einem großen allgemeinen Gesetz. Das Prinzip, daß das Natürliche dem Geistlichen voraufgeht, wird uns in der Schöpfungsgeschichte enthüllt ...

Die Genesis hebt mit der Lehre an, daß Himmel und Erde, Licht und Finsternis von einem Gott geschaffen worden. Die moderne Wissenschaft enthüllt Tag für Tag deutlicher die Einheit des Schöpfungsplanes. Moses Bericht über die stufenweise Entwickelung des Universums, wird von der Wissenschaft auf Schritt und Tritt bestätigt. Hierfür legen die aufgehäuften geologischen Schichten und die organischen Befunde Zeugnis ab. Das Höchste ist nicht das erste, sondern das niederste. Erst die gestaltlose Erde ... zuletzt der Mensch.

Die Universalität dieses Gesetzes ist weiter aus der Entwickelung des jüdischen Volkes ersichtlich.

Die Juden waren ursprünglich ein ungewöhnlich halsstarriges, rohes, wildes Geschlecht, das sich in Ägypten und Palästina zu einem sinnlichen, götzendienerischen, geldliebenden Volk entwickelte. Keine Geschichte übersteigt an Greuel und Grausamkeit die Kriege in Kanaan; keine berichtet und schildert solche Züge von Eigensinn und grober Lasterhaftigkeit; Naturen, die scheinbar außerstande waren, geistliche Prinzipien aufzufassen. Man wird an die Bäume erinnert, deren aus dem Erdboden ragende Wurzeln, knorrig und verzwickt, hart wie Eisen, mehr Fels als Holz gleichen — und deren Laub sich oben in reichem und edelm Gezweig ausbreitet.

Und das ward den Juden nicht verschwiegen. Ihre Propheten verkündeten unentwegt ihre nationale Unart und nannten sie das „steifnackigste der Völker". Sie wurden gemahnt von sich zu sagen: „Ein Syrer, der verscheiden wollte, war mein Vater." Es wurde ihnen zugerufen: „Sieh an den Felsen, von dem du gehauen bist, und die Pfütze, aus der du gegraben bist." Durch viele fortschreitende Phasen ging die schwere Arbeit ihrer allmählichen Erhebung. Durch langsames Wachsen erhoben sich diese Sklaven zu einem geistlichen Volk . . .

Nichts ist üblicher als genaue Einzelschilderungen über die Vollkommenheit des ersten Menschen. Danach wäre Eden der vollkommene Himmel, Adam mit allen menschlichen Tugenden geschmückt gewesen und hätte durch Intuition alles Wissen besessen. Lassen wir aber die Poesie beiseite, so finden wir diese Vorstellungen durch kein Schriftwort bestätigt. Paulus sagt, Adam war von der Erde, irdisch eine lebendige Seele, worunter er den natürlichen, im Gegensatz zum geistlichen Menschen versteht . . .

Adams Fall war die notwendige Konsequenz des bloßen Naturzustandes. Aus der Unschuld ein Schritt hinab, aber auch ein Schritt vorwärts, ein Riesenschritt in der menschlichen Entwickelung. Er ermöglichte sittliches Gutsein . . . Ehe die Stufe der Natur nicht überschritten worden, kann die Stufe des Geistes nicht erreicht werden . . .

So wurde das Menschengeschlecht allmählich des Geisteslebens teilhaftig. Seine Entwickelung zog sich durch viele Menschen, viele Völkerreihen hindurch. Aber das Licht seiner Erkenntnis war gebrochen und die Vereinzelungen seiner Lebenserscheinungen strahlten wenig Helligkeit aus. Die nächste Stufe war die Geburt, das Leben, der Tod und die auferstandene Herrlichkeit dessen, der „lebendig machender Geist ist". Die Blüte unserer Menschheit erschloß sich, als die Zeit erfüllet war. Verschieden von dem vorhergehenden Geschlecht wie die Blume von dem Stengel, auf dem sie erwächst. Derselben Natur und doch anders: zarter, himmlischer. Der Zustand des natürlichen Menschen war vorüber. Der Mensch des Geistes war gekommen. Nicht um wie der erste Adam in Eden sich selbst zu leben, sondern als der zweite Adam auf Golgatha für andere zu sterben. Nicht um wie der erste Adam Glück zu erlangen, sondern um Leben zu verleihen.

Dasselbe Gesetz findet seine Anwendung auch auf Individuen . . . Es giebt zwei Gesetzestafeln: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn" und: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Sie stehen zu einander in zweierlei Beziehungen. Die Liebe zu Gott ist die höhere; aber die Liebe zu Menschen geht voraus. Auch diese beginnt auf einer tieferen Stufe. Wir umfassen nicht auf einmal das

ganze Geschlecht mit unserer Zuneigung . . . Die Gesetzestafel von Sinai fordert nicht die Nächstenliebe, sie spezialisiert nur die Liebe der Kinder zu den Eltern. Sie enthält keine Regeln über Freundschaft, Vaterlandsliebe, Philanthropie, denn dies alles liegt schon in dem vierten Gebot beschlossen.

Die Wurzel der Entwicklung aller anderen menschlichen Beziehungen ist Liebe und Ehrerbietung den Eltern gegenüber. „Das Kind ist Vater des Mannes." War die Mutter alles, was eine Frau sein sollte, hat der Vater treu geleitet und beschützt, dann wird sich das Kind selten widernatürlich entwickeln. Wo aber etwas fehlte, ein Teil der Natur des Knaben unerzogen blieb, müssen es seine späteren Beziehungen entgelten. Der Freund, Gatte, Bürger gewinnen die Grundlage ihrer Entwickelung am häuslichen Herd.

Aus der menschlichen Liebe erwächst die Liebe zu Gott. Durch Verkennung dieser Thatsache werden oft traurige Irrtümer gezeitigt. Neigungen, die den Menschen gegenüber erkaltet und erlahmt sind, glaubt man auf Gott übertragen zu können. Aber Gottes Wege sind anders. Das Christentum stellt wohl die erhabene Forderung „So ein Mann nicht hasset Vater und Mutter, kann er nicht mein Jünger sein." Aber die andere Forderung: „unsern Nächsten zu lieben als uns selbst und Vater und Mutter zu ehren" ist ihr vorausgegangen. Und so parador es klingt, niemand kann die höchste Liebe zu Gott erreichen, die lieber die teuersten Bande zerreißt, als unrecht thut — der zuvor nicht menschliche Beziehungen in ihrem höchsten Sinn gepflegt hat. Nur durch Treue allen untergeordneten Stadien der Liebe gegenüber gewinnen wir die Kraft, lieber alles zu opfern als ihre Heiligkeit zu entweihen.

Im IV. Band der Sermons (Isaac blessing his sons) finden wir diese Frage näher erörtert:

Viele fromme Leute halten Mutterliebe ihrer Intensität halber für Götzendienst. Laßt euch dadurch nicht beirren. Niemand hat je sein Kind, seinen Bruder, seine Schwester zu sehr geliebt. Nicht die Stärke der Liebe, sondern ihr Zusammenstoß mit Wahrheit und Pflicht kann sie zum Götzendienst werden lassen. Rebekka liebte ihren Sohn in abgöttischer Weise mehr als Wahrheit, d. i. mehr als Gott. Und in diesem Sinne sagt Christus: „So jemand Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert." Die Probe hierauf läßt sich nur machen, sobald es sich um ein Prinzip handelt. Es giebt Menschen, die in romantischer Weise diese Hingabe Rebekkas bewundern würden, weil sie alles, selbst Prinzipien für einen andern zu opfern bereit ist. Kann es einen höheren Beweis der Liebe geben? Elende Sophistik! Die einzige

wahre Liebe kommt im Gehorsam gegen eine höhere Liebe zum Ausdruck. Niemand kann einen andern wahrhaft lieben, der die Ehre nicht noch höher stellt.

In den Lectures heißt es weiter:

Man darf vom Kinde nicht Liebe zu Gott erwarten. Für jedes Kind kommt einmal die Zeit, wie sie für Jesus kam, wo die Liebe zu den irdischen Eltern der Liebe zum himmlischen Vater gegenüber als untergeordnet empfunden wird. Aber das ist nicht der Anfang. Wohl kommt es vor, daß Kinder schlagende Beweise von Liebe zu Gott geben, aber schon nach dem Sprichwort sterben sie jung, denn sie sind frühreif, unnatürlich, gezwungen. Gott aber treibt nicht die Charakterentfaltung.

Eine Zeit lang verbildlicht der Vater dem Kinde Gott. Er muß die Neigungen erwecken, erziehen, die später Gott gehören sollen, und der Bruder das Empfinden, das auf Christus übertragen wird. Wie die Stäbe, an die sich die Ranken klammern, überflüssig werden, wenn die Pflanzen erstarkt sind und verpflanzt werden können: bis das Kind, das sich an den Vater gehalten, allein gehen kann. Und das läßt sich nicht umdrehen. Du kannst nicht zur Liebe zu Gott zwingen. Nur stufenweise läßt sich die Liebe des Geistes erreichen . . .

Auf verschiedenen Altersstufen bedarf der Mensch verschiedener Nahrung. Die „jungen Kinder in Christo“ bedürfen Milch; die Männer, solche, die gut und böse unterscheiden können, starke Speise. Was dem Manne Kraft giebt, ist dem Kinde schädlich.

Würde das, was der Apostel als starke Speise bezeichnet, zuerst gereicht, so würde es von der ferneren Jüngerschaft abschrecken . . . Jesus predigte seinen Jüngern das Kreuz nicht zu Anfang. Als er zum erstenmal davon redete, entsetzten sie sich. Erst nach Petrus denkwürdigem Zeugnis „Du bist Christus“ enthüllte er ihnen seinen bevorstehenden Tod, was damals noch eine Art Auflehnung gegen ihn hervorrief: „Herr, das widerfahre dir nur nicht!“

Der reiche Jüngling beging den Fehler, eine andere Behandlungsweise sozusagen von Christus zu erzwingen. Jesus hielt ihm zunächst nur moralische Pflichten vor: „Du kennest die Gebote, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten.“ Aber damit nicht genug, verlangte er die Bedingungen der Vollkommenheit zu erfahren: „Was fehlt mir noch?“ Da blieb nichts übrig, als die Forderung zu erheben: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben — und komm und folge mir nach.“ Denn

merket wohl, „starke Speise“ bedeutet nicht schwere dogmatische Lehren wie Gnadenwahl, Wiedergeburt, Gerechtigkeit aus dem Glauben, sondern — Vollkommenheit. Die hohen Forderungen eines entsagungsreichen edlen Lebens.

Durch diese psychologische Behandlungsweise der biblischen Personen entgeht Robertson der Gefahr, das, was sich auf bestimmte Persönlichkeiten bezieht, als unterschiedslos allen Menschen geboten hinzustellen.

So heißt es in den Notes on Genesis (über Kap. 26, 2):

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Abraham, als einem weisen Menschen, einem Mann des Glaubens, die Entscheidung selbst überlassen blieb. (Ob er mit Sarah in Ägypten bleiben wollte oder nicht.) Von Isaak dagegen wurde Rückkehr verlangt, damit er auf Gott vertrauen lerne. Jakob wurde befohlen, hinauszuziehen, um seine Weltliebe zu bemeistern und zu lernen, daß das Leben nur eine Pilgerschaft sei. Daraus entnehmen wir, daß sich für verschiedenartige Naturen ihre Pflichten verschiedenartig gestalten. Eine Märtyrernatur mag unbeschadet an einem Ort des Luxus und der Unthätigkeit verweilen. Einer weichen, nachgiebigen Seele sollte aber das eigene Temperament zur Warnung dienen und zur Gottesstimme werden, die ihr zuruft: Um deines Lebens willen, stehe auf, sieh nicht hinter dich, fliehe in die Berge!

Paulus lehrte den Korinthern alle Doktrin, die er kannte, teilte ihnen aber nicht alles mit, was er über das höchste Leben der Seligkeit wußte. Er enthüllte ihnen die Prinzipien seiner Lehren: wie sie in der Liebe Christi bleiben und darin erstarken könnten durch seinen Geist am inwendigen Menschen. Aber alles auf dem Wege stufenweiser Entwickelung.

So dürfen auch wir von dem Schwachen nicht mehr beanspruchen als Ehrlichkeit und Rechtlichkeit. Nicht Großmut, nicht den Verkauf aller Güter, sondern einfach die moralische Forderung an ihn stellen: du kennest die Gebote.

Vom Kinde darf man kein hochherziges Vergeben ungerechter Behandlungsweise verlangen. Was beim Manne Großmut sein würde, wäre beim Knaben Kleinmut! Zunächst gilt es beim Kinde das Aufwachsen tyrannischer Gelüste zu unterdrücken. Es giebt keinen größeren Irrtum als dies Prinzip bei der Erziehung außer acht zu setzen. Verlange vom Kinde nicht, daß es sein ganzes Vergnügen um anderer willen aufgebe. Laß es zunächst lernen, sich nicht auf Kosten anderer zu freuen und sich nicht über ihren Nachteil oder ihr Leiden zu amüsieren.

In Robertsons Predigt über „die Enttäuschungen des Lebens" *) kommt dies Prinzip stufenweiser Erziehung des Menschen, der eine Illusion nach der andern aufgeben muß, ohne doch in seinem tiefsten Verlangen enttäuscht zu werden — mit nachdrücklicher Vertiefung und Kraft zum Ausdruck.

Seine Ansichten über Inspiration hat er häufig in Briefen niedergelegt:

Die Inspiration der Bibel ist ein umfassendes Thema. Ich halte sie für inspiriert, aber nicht diktiert. Sie ist Gottes Wort in menschlicher Sprache. Als ersteres vollkommen, in zweiter Hinsicht unvollkommen. Gott der Geist, der die Geister heiligt, bringt nicht absolute Vollkommenheit menschlicher Charaktere hervor. Gott der Geist verleiht durch Eingebung nicht absolute Vollkommenheit menschlichen Wissens und zwar in beiden Fällen aus demselben Grunde: wegen des hinzutretenden menschlichen Elements; sonst hätten wir keine fortschreitende Offenbarung. Nehmen wir z. B. die Schöpfungsgeschichte. Ich halte dafür, daß Gottes geistliche Offenbarung wissenschaftliche Unrichtigkeit einschließen muß, sonst wäre sie nicht von Gott. Nehmen wir an, die Schöpfungsgeschichte der Welt wäre in Ausdrücken dargestellt, die durchaus unseren gegenwärtigen, wissenschaftlichen Kenntnissen entsprächen — oder lieber, sie gäbe uns Begriffe absoluter, wissenschaftlicher Wahrheit. Es liegt auf der Hand, daß die Leute seiner Zeit alsdann ihre Autorität zurückgewiesen und gesagt hätten: hier behauptet ein Mensch, die Erde drehe sich um die Sonne, und der Himmel, den wir als Wolke nicht allzu hoch über uns erblicken, sei unendlicher Raum und kein festes Gewölbe u. s. w. Dürfen wir jemanden in unsichtbaren Dingen trauen, der in den sichtbaren, den Sinnen wahrnehmbaren im offenbaren Irrtum ist? Können wir seine Offenbarung über die Natur Gottes und die Pflicht des Menschen annehmen, wenn er in diesen Dingen unrecht hat? — In diesem Fall hätte der Glaube unserer und kommender Zeiten erkauft werden müssen auf Kosten des Unglaubens aller früheren Geschlechter. Mir scheint es deshalb wie ein Beweis für die Inspiration der Bibel und göttlich weise, daß uns die geistliche Offenbarung, d. h. die Offenbarung, welche die Seele und ihr Verhältnis zu Gott betrifft, in volkstümlicher und darum unvollkommener und relativ unrichtiger

*) Siehe seine „Religiösen Reden", herausgegeben von Harnack. Bd. I. Hinrichs Verlag.

Sprache gegeben ward. Mißverstehen Sie nicht die Bezeichnung unrichtig; sie meint etwas anderes als falsch. Es ist z. B. wissenschaftlich unrichtig, wenn man sagt, die Sonne sei am Morgen aufgegangen — aber doch ist dies nicht falsch, denn alles, was zur Zeitberechnung notwendig, ist darin enthalten. Und wenn Gott heute eine Offenbarung gäbe, würde sie in moderner Redeweise erfolgen, und die von ihm inspirierten Männer würden, wie wir alle, von Sonnenuntergang und Sonnenaufgang reden. Die Männer der Wissenschaft lächeln über die vergeblichen Versuche, Moses und die Geologie miteinander versöhnen zu wollen. Ich gebe den Versuch von vornherein auf und behaupte, die Inspiration der Bibel bleibt unberührt davon, ja, sie könnte nicht inspiriert sein ohne diese Bedingung beziehungsweiser Ungenauigkeit.

Neologie ist ein großes Wort und umfaßt unendlich verschiedene Ansichten, aber — um ehrlich zu sein — die Bibliolatrie ist mir ebenso antipathisch, wie sie es Arnold war. Sie hindert die wahren Begriffe von Gott und seiner Offenbarung an das Menschengeschlecht, ist ihnen schädlich und gefährlich und die Ursache viel bitteren, protestantischen Papsttums, durch die Ansprüche an Unfehlbarkeit der Auslegung, die beinahe jede Partei in den Vordergrund stellt. Ich halte die Bibliolatrie für ebenso abergläubisch, falsch und beinah so gefährlich wie den Romanismus.

James Martineaus (des noch lebenden ehrwürdigen Unitariers) Ansichten über Inspiration halte ich im wesentlichen für korrekt. Er würde, glaube ich, nicht verneinen, daß künstlerische Begabung u. dgl. in gewissem Sinn Inspiration genannt werden könnte, aber er macht ganz richtig einen Unterschied zwischen dieser Fähigkeit und dem, was wir mit allgemeiner Zustimmung so bezeichnen. In der Epistel an die Korinther wird unter den Gaben des Geistes Krankheiten heilen u. s. w. mit inbegriffen, ähnlich wie im Alten Testament gesagt wird, die Künstler Bezaleel und Ahaliab seien vom Geist Gottes erfüllt gewesen (2 Mos. 35, 30 — 35). Im Gegensatz zu denen nun, die göttliche Einwirkungen rein auf das innerliche geistliche Gebiet beschränken, ist es wichtig, die bedeutsame Wahrheit hervorzuheben, daß „alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe von oben herabkommt“. Ich glaube aber, daß die, welche am beredtesten diese vergessene Wahrheit verfechten, in Gefahr stehen, die von Gott verliehenen Talente mit den sittlichen Gaben des Charakters auf eine Stufe zu stellen. Weil beide von Gott sind, folgern sie, beide seien gleich göttlich, was ebenso verkehrt ist, als wollte man sagen: Gott erschuf Menschen und Würmer, folglich stehen die Würmer den Menschen gleich. Die sittlichen Fähigkeiten des Menschen als Sphäre der göttlichsten Einwirkung erkennen, ist

beinahe die christliche Anschauung selbst; in ihnen aber ausschließlich Erweisungen des Göttlichen sehen, ist eine gefährliche und falsche Übertreibung. . . .

Einer von Carlyles Irrtümern scheint mir eben in dieser Tendenz zu liegen, das Göttliche überall zu sehen und wenig Unterschied zu machen zwischen dem göttlichen Gehalt in den verschiedenen Kräften, sobald es nur Kräfte sind. Die prophetische Gabe nun, in der sich vornehmlich das, was wir unter Inspiration verstehen, äußert, beruht beinah ausschließlich auf sittlicher Größe. Der Prophet erkannte große Prinzipien, die für alle Zeiten wahr bleiben — soziale, politische, kirchliche und Lebensprinzipien hauptsächlich kraft seines großen Herzens und durch die Sympathie seines Geistes mit Gottes Geist. Das ist meine Ansicht über Inspiration. . . . „Mein Urteil ist recht, weil ich nicht meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat!“ Dies bleibt der eigentliche Kanon der Inspiration.

Der Unterschied zwischen Moses und Anaxagoras, den Episteln und der „Excursion“ ist, glaube ich, ein Gradunterschied. Des Lichts, oder des Worts, das in allen Menschen wohnt, sind einige in höherem Grade teilhaftig als andere, und daher ist ihre Inspiration edler geartet. Bezaleel, Ahaliab — Künstler — waren, wie uns die Schrift sagt, inspiriert und deshalb größere Kenner des Schönen. Aber wer möchte ihre Erleuchtung vergleichen mit einer solchen, die das Leben veredelt und nicht nur den Geschmack bildet? Und wer würde einen Philosophen — einerlei, ob Psychologen oder Metaphysiker —, der die Gesetze der Ursachen, oder die Gesetze des Seelenlebens enthüllt, mit dem Verkünder geistlicher Wahrheit vergleichen? Ist das Dictum des Anaxagoras, unser ganzes Wissen beruhe auf Täuschung, zu vergleichen mit dem, was Moses verkündet: „Jehova ist der Herr und der Heilige?“ Die „Excursion“ offenbart einige schöne Wahrheiten auf sittlichem Gebiet; aber so viel höher unser geistliches Leben als unser moralisches Sein und unser Empfindungsleben, so viel höher stehen die Episteln über der „Excursion“ — sowohl hinsichtlich der Art als des Grades der Inspiration, und die Apostel sind in geistlichen Dingen im Besitz einer über den Irrtum erhabenen Macht der Wahrheit. Newtons Offenbarung der Himmelsgesetze, so erhaben sie ist, ist dem, was wir gewöhnlich technisch Inspiration nennen, untergeordnet, in dem Maß, wie eine einzige menschliche Seele mehr wert ist als das ganze äußere Universum.

Ich glaube, es läuft darauf hinaus: Gott ist der Vater des Lichts und — „der König in seiner Schöne“ und — der Gott der Liebe. Alle Erkenntnisstufen der verschiedenen Sphären sind

von ihm. Eine Stufe ist höher als die andere; auf jeder Stufe kann der Grad der Erkenntnis anheben von der dämmernden Ahnung bis zur Unfehlbarkeit, so daß eigentlich alles wirklich Inspiration ist, aber unendlich verschieden dem Wert und dem Grad nach. Wenn hierauf erwidert wird, daß es die Inspiration erniedrige, mit so gewöhnlichen Dingen klassifiziert zu werden, so ist die einfache Antwort: ein Schwamm und ein Mensch, beide sind Lebewesen, aber ihre Gradunterschiede schier unermeßlich. Ich halte diese Ansicht für wichtig, weil sonst nur einige zwanzig oder dreißig Menschen aus der Geschichte besonderen, wunderbaren Umgang mit Gott gehabt haben können. Meiner Anschauung nach ist dieser Umgang allen möglich, und durch ernstliche und hingebende Zucht des Geistes und Herzens können sie ihn in unbegrenzter Weise steigern. Das ist wirklich praktisch.

Die Lectures über die Korintherbriefe enthalten geistvolle Ausführungen seiner Gedanken über Inspiration, gelegentlich der Visionen des Paulus und der Gabe des Zungenredens.

Um Paulus Visionen zu begreifen, müssen wir ihn als Menschen verstehen. Denn Gott verleiht „Entzückungen" nach bestimmten, unverrückbaren Gesetzen. Er inspiriert nicht einen jeden. Seine Geheimnisse enthüllt er nicht Menschen selbstsüchtigen, verhärteten, phlegmatischen Temperaments. . . . Wie es physiologisch eine gewisse Feinfühligkeit giebt für Töne oder Farben, die den Menschen zum großen Musiker oder Maler befähigen, so auch auf geistlichem Gebiet ein gewisses starkes, ursprüngliches Aufnahmevermögen. (Ich sage ursprünglich — als Ableitung von Gott, dem Ursprung aller Dinge.) Solchen Menschen verleiht Gott seltene Gaben und Einsicht, ein tiefes Gefühl, an das menschliche Worte nicht hinanreichen, und das an gewöhnlichen Maßstäben nicht zu messen ist.

Paulus war ein solcher Mensch. Die jüdische Natur kam in voller, wunderbarer Kraft in ihm zur Entfaltung. Gewisse Eigenschaften befähigten die Juden ganz besonders zu Trägern göttlicher Offenbarung. Die Glut ihres Temperamentes, ihres moralischen Empfindens, ihre Ehrfurcht vor Gott, ihr unbezwinglicher Wille, alles machte die Edelsten ihres Volkes geeignet, verborgene Wahrheiten zu erkennen und anderen mitzuteilen. Dies traf bei Paulus in vollem Umfange zu. Ihm waren Seele, Geist und Gemüt wie von Feuer durchglüht. Sein Leben baute sich auf einem unterirdischen Vulkan auf. Sein Handeln war so „lebendig, als habe es Hände und Füße; seine Worte waren halbe Schlachten" *). Eine

*) Ausdrücke Carlylescher Prägung.

Natur, in der sich innere Konflikte mit elementarer Gewalt vollziehen mußten. Seine Seele „ein Schlachtfeld von Himmel und Hölle". Lest z. B. das siebente Kapitel des Römerbriefs, wie er seinen Kampf unter dem Gesetz schildert. Es enthält keine leblose Metaphysik über die Gebundenheit des Willens, oder den Unterschied von Gewissen und Willen. Alles ist intensiv persönlich. Paulus steigt so tief hinein in das Argument, als schildere er einen gegenwärtigen Zustand. „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes?"

Ebenso im zehnten Kapitel der Apostelgeschichte. Daß in Macedonien ein Verlangen nach dem Evangelium erwacht war, erfaßte er nicht als abstrakte Vorstellung, sondern seiner Seele wurde die Idee so lebendig, daß er nachts einen Mann aus Macedonien erblickte, der ihn bat: „Komm hernieder, und hilf uns."

In Korinth, bestürmt von Versuchungen, umringt von den Juden, die nach seinem Blute dürsteten, kam ihm ein Gesicht im Traum: „Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht, denn ich bin mit dir."

Ich glaube, wir alle haben schon solche Stimme vernommen, aber sie als Phantasmagorieen wegerklärt. Paulus führte ein Leben mit Gott. Seine Träume waren von ihm erfüllt. Ein Wesen stand ihm zur Seite Tag und Nacht. Er sah eine Gestalt, die andere nicht sahen, und hörte eine Stimme, die andere nicht vernahmen. . . .

Wo wir ihn auch sehen, scheint er die Luft einer anderen Welt zu atmen. Selbst seine Versuchungen und Konflikte gehörten einer höheren Ordnung an. Die meisten unter uns haben gegen gemeine Triebe oder grobe Leidenschaften zu kämpfen. Bei Paulus handelte es sich nicht um dergleichen Gelüste, sondern Geist rang mit Geist. Ich schließe das einesteils aus seiner besonderen Gabe der Keuschheit, und anderenteils aus dem Fall, den er Röm. 7 hervorhebt: „es gelüstete mich". Begehren — ein böses Trachten, aber doch geistiger Natur.

Daraus lernen wir erstens, daß Inspiration kein Ergebnis des Willens oder der Anstrengung ist, sondern eigentlich und wahrhaftig von Gott kommt.

Zweitens, daß Inspiration an bestimmte Bedingungen gebunden ist, an gewisse Zustände und Charaktere.

Drittens, daß ihre Sphäre nicht das sinnliche, sondern moralische und geistliche Gebiet umfaßt.

Viertens, daß sie nicht durch Induktion aus der Erfahrung abzuleiten ist, sondern auf Eingebung beruht.

Obwohl nun Inspiration in ihrer Fülle nur seltenen ausgewählten Geistern gewährt wird wie Paulus, gehört sie in gewisser Weise zu der christlichen Erfahrung eines jeden. Es hat Augenblicke gegeben, da wir Gott schauten. Nicht in Zeiten des Überflusses, des Erfolges, des Triumphs. Zur Zeit der Verlassenheit hast du in einsamem Sehnen die Himmelsleiter erblickt, wie Jakob voralters, und gefühlt, daß auch für dich der Himmel offen steht.

Oder in der Unschuld der Kinderzeit hast du eine Stimme gehört wie Samuel. Oder im Kampf zwischen Gewissen und Neigung vom Himmel herab die Worte vernommen: Warum verfolgst du mich? Oder in Krankheit, wo das Gewicht der körperlichen Gestalt sozusagen aufgehoben schien, — ob in Fieberphantasieen oder Vision weißt du nicht — aber dein Glaube verschärfte sein Adlerauge und sah tief hinein in die Geheimnisse des Todes. Oder im Gebet wurde dir eine mehr als irdische Gegenwart fühlbar, eine Hand lag in deiner, du hörtest eine Stimme, und beinah glaubtest du den Atem des Ewigen auf deiner Stirn zu spüren.

Robertson hielt im Jahre 1850 einen Cyklus von Vorträgen (Lectures) über das erste Buch Mosis, veröffentlicht als: Notes on Genesis. Bemerkenswert bleibt die Weisheit, die sich mit der Freiheit seiner Auslegung namentlich der ersten Kapitel einte. Er wurde denAnsprüchen wissenschaftlicher und geschichtlicher Wahrheit gerecht, selbst da, wo sie mit dem biblischen Text in Widerspruch steht. Er machte seine Gemeinde mit den Ergebnissen der deutschen Kritik bekannt; sprach über die schwierigen und gewöhnlich vermiedenen Themata der Zerstörung von Sodom und Gomorrha und der Versuchung Abrahams *).

Der folgende Brief giebt einen Einblick, wie er bei diesen Vorträgen verfuhr:

Der früheste Teil der Genesis enthält Auszüge aus zwei verschiedenen Urkunden, die sich durch die Bezeichnungen „Gott" (Elohim) und „Herr" (Jehova) voneinander unterscheiden.

Die Frage ist nun, woher stammt das Material zu dieser Geschichte? Die Antwort darauf ist sehr interessant; vorläufig nur so viel: es ist beinah erwiesen, daß es nicht aus Ägypten, sondern

*) Siehe den Anhang.

wie Abraham selbst, aus Chaldäa kommt. Denn die ägyptischen und phönizischen Schöpfungsgeschichten gleichen der mosaischen durchaus nicht, während die etruskische, aus Chaldäa überliefert, und die des Berosus, eines babylonischen Priesters, in wichtigen Punkten auffallend an sie erinnern. Wir hätten eigentlich aus der Erzählung der Sprachverwirrung, deren Schauplatz Babylon ist, darauf vorbereitet sein können. Die Berichte, die Moses den Kindern Israel gab, scheinen von einem anderen Teil des Menschengeschlechtes überkommen, bereits von Abraham mitgebracht und Jahrhunderte alt gewesen zu sein. Es scheint, daß Moses die Bruchstücke niederschrieb, die seinem Gesetz als Einleitung dienen, und durch ihr Alter die großen Lehren bekräftigen sollten, die er zu verkündigen berufen war.

Nämlich erstens: die Einheit Gottes, seine sittliche Leitung der Welt, der Völker und des Einzelnen, mit einem Wort, der religiöse Teil der Überlieferung und das, was die Begründung des israelitischen Gemeinwesens historisch unterstützte. So z. B. die Berichte, die nachwiesen, wie Kanaan, das Moses eroberte, bereits zugesichertes Eigentum ihrer Vorväter gewesen, an das sie als Erben der Verheißung Rechtsansprüche besäßen, die die gegenwärtigen Besitzer nur usurpiert hätten.

Das Ineinandergreifen zweier Urkunden erklärt leicht die auffallende Wiederholung vieler Erzählungen.

Die Schöpfungsgeschichte, der Bericht der Sintflut greifen hie und da auf etwas schon Vergangenes zurück, betreten noch einmal denselben Boden, bis der Faden wieder aufgenommen wird, wo er fallen gelassen war. Wir haben zwei verschiedene Schöpfungsberichte, den einen im Kap. 1—2, 4, den anderen im Kap. 2, von V. 4 ab, anhebend mit den Worten: „Also ist Himmel und Erde geworden“: die übliche, bekannte Weise, eine Erzählung zu beginnen. Zwischen beiden Berichten finden sich Widersprüche geringer Art. Z. B. wird nach dem ersten Mann und Weib zugleich erschaffen; ebenda werden die Tiere an verschiedenen Tagen und vor dem Menschen erschaffen; nach dem zweiten Bericht, Kap. 2, 19 — später als der Mensch, und ihm zugeführt, um ihre Namen von ihm zu erhalten. In den beiden Hauptsachen stimmen aber beide Berichte überein: in der Einheit Gottes, und darin, daß die Dinge nicht von Ewigkeit her gewesen sind; die eine Erzählung wird von der anderen allerdings in recht materieller Weise ergänzt.

Folgender Brief über die Psalmen giebt einen weiteren Einblick in Robertsons Behandlungsweise des Alten Testaments:

Sie wundern sich über meinen Wunsch, in den Krieg am Kap ziehen zu können? Ich glaube der Grund dafür ist, daß mir

Kampf mehr als weiche Ruhe wahres Lebensgefühl verleiht. Ich glaube, es würde mir eine Erleichterung sein, einen Widersacher in greifbarer Gestalt, in Fleisch und Blut, vor mir zu haben, anstatt des unbestimmten Gefühls einer unsichtbaren Opposition, die mein Leben einengt. Ich bezweifle nicht, daß der wahre Endzweck, zu dem dies Gefühl hinleiten soll, die Feindschaft wider das Böse ist. Aber es ist so schwer, das Böse in abstracto zu hassen, daß wir es immer wieder mit dem Konkreten identifizieren und uns danach sehnen, es greifbar fassen zu können. Dies ist, glaube ich, die richtige Erklärung der Psalmen, in denen so viel Haß auf Gottes Feinde abgewälzt ist, worunter Menschen gemeint sind. Neuere Schriftausleger haben das mit Recht vergeistigt, obwohl auf Grund ganz unzusammenhängender und ungenügender Voraussetzungen. Sie beziehen Moab und Ammon und Babylon auf bestimmte moderne Menschen oder Grundsätze, weil sie fühlen, daß buchstäblich genommen der Geist der Anklage irreligiös ist. Aber die Psalmisten meinten es nicht so; David und andere meinten Moab u. s. w., aber berechtigt war in ihrer Empfindung der menschliche Unwille über das Böse in Moab und Ammon, welches sie in der Vorstellung nicht davon trennen konnten.

Und dies, losgelöst aus der lokalen, vergänglichen, jüdischen Form, in der es erscheint, ist das ewig Wahre, mit anderen Worten der prophetische Geist in den Psalmen. In diesem Sinn, auf unsere Zeit angewandt, ist es ganz richtig zu sagen: unser Ammon, unser Babylon sind diese und jene Übel, und sie zu hassen das eigentlich Wesentliche an diesen Psalmen, das was wahr und ewig bleibend in ihnen ist.

Und all dies aus meiner angeborenen Kriegsliebe!

In seine Behandlungsweise der Weissagungen des Neuen Testaments gewährt der nächste Brief Einsicht:

Ich will gleich einige Fragen Ihres Briefes beantworten. Es besteht wirklich eine solche Verbindung in der von Ihnen angeführten Stelle Luk. 18, 7 f. Christus hatte schon hingewiesen auf die scheinbare Langsamkeit, mit der dem Übel abgeholfen wird. Dennoch — „Gott wird seine Auserwählten erretten in einer Kürze, obwohl er Geduld dabei hat“ [Luther übersetzt: „und sollte Geduld darüber haben“], d. h. zu zögern scheint. Dennoch, wenn die Hilfe naht, wird sie erwartet kommen? Werden nicht Hoffnung und Vertrauen inzwischen verzehrt sein? Doch, „wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?“ Deshalb berührt für mich diese Stelle die Frage auch gar nicht, ob das menschliche Geschlecht fortschreitet oder zurückgeht, ob das Christentum über die Welt verbreitet oder erloschen sein

wird beim Kommen Christi. Es handelt sich um eine ganz andere Frage. „Glauben" heißt hier nicht Glauben im allgemeinen, sondern bezieht sich auf die in Rede stehende Abhilfe. Es handelt sich nicht um die christliche Religion, sondern um die Tendenz zu verzweifeln, wenn alles sich verdüstert.

Dem Geist, nicht dem Buchstaben nach verstanden, ist hier doch wohl gemeint, daß alle diese, die Aufmerksamkeit erregenden Vorgänge, die die Schrift als „Kommen Christi" bezeichnet (besonders natürlich das letzte), stattfinden werden, wenn alles verloren scheint, wenn auch die Sanguinischsten aufgehört haben zu hoffen. Matth. 24 kehrt der Gedanke beständig wieder. Nachdem er die Anzeichen der Gefahr zusammengefaßt, die anzukündigen scheinen, daß alle Hoffnung vorbei, — „dann", sagt er, „hebet eure Häupter auf, darum daß sich euere Erlösung nahet."

In folgendem Brief an ein junges Mädchen sucht er die Schwierigkeit der Rechtfertigung aus dem Glauben und aus den Werken zu lösen.

Mit dem Satz des Jakobusbriefes, daß der Glaube ohne Werke tot sei, scheint Paulus im Widerspruch, wenn er sagt, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Nehmen wir an, ich sagte, ein Baum kann nicht vom Blitz getroffen werden ohne Donner, so ist das wahr, insofern es keinen zerstörenden Blitz ohne Donner giebt. Wenn ich aber sage, „der Baum wurde vom Blitz getroffen ohne Donner", so ist das auch wahr, wenn dies heißen soll, daß der Blitz und nicht der Donner ihn fällte. Wenn man die beiden Aussagen zusammen liest, scheinen sie einander zu widersprechen. So sagt Paulus in derselben Weise: der Glaube macht gerecht ohne Werke; d. h. der Glaube allein ist es, der uns gerecht macht, nicht die Werke. Werke werden den Glauben begleiten wie Donner den Blitz; aber gerade so wie nicht der Donner sondern der Blitz, und zwar der Blitz ohne Donner den Baum trifft, so sind es nicht die Werke, die gerecht machen. Ziehen wir es in einen Satz zusammen: der Glaube allein macht gerecht, aber nicht der Glaube der allein ist. Der Blitz allein trifft, aber nicht der Blitz, der allein ist, ohne Donner. Denn das wäre ein harmloses, sommerliches Wetterleuchten. Sie sehen, daß die Worte „ohne" und „allein" eine Doppelbedeutung haben, und daß die beiden Apostel sie in verschiedenem Sinn anwenden, gerade wie ich in dem obigen Gleichnis vom Blitz.

Alles wird Ihnen klarer werden, wenn Sie sich überlegen, was Glauben ist. — Es ist das starke Vertrauen auf Gott und

auf seine Liebe, das emporträgt und die Energie und die Gesinnung erzeugt, recht zu thun ohne Zweifel und ohne Zagen. Wo Gott das sieht, da sieht er die Quelle und den Ursprung alles Guten: er sieht mit einem Wort, daß das Leben Christi seinen Anfang genommen hat in der Seele, und das rechnet er ihr zu als Gerechtigkeit. Eine kleine lebendige Quelle in Gloucestershire, obwohl kaum groß genug, das Boot eines Schuljungen zu tragen, heißt schon die Themse; ein kleiner Schößling, noch nicht größer als eine Mandel, der aus der Erde herauslugt, heißt Eiche; denn das Wort „rechtfertigen“ heißt nicht gerecht gemacht werden, sondern als gerecht gelten, dafür angesehen werden. Wie man nun die sieben Quellen Themse nennt, obwohl noch keine Wassermengen vorhanden sind und noch keine Flotte darauf schwimmt; und wie man den Schößling Eiche benennt, obwohl er noch keine Eicheln trägt, so rechnet Gott das Vertrauen auf ihn als Gerechtigkeit, weil es die Quelle und die Wurzel der Gerechtigkeit, weil es in der That das göttliche Leben in der Seele ist. Er sieht es als solches an (d. h. er macht die Seele, in der es keimt, gerecht) ohne Werke, — d. h. ehe die Werke gethan sind, und nicht wegen der Werke. Der Glaube aber wird nicht ohne Werke bleiben; denn die Quelle muß weiter fließen, und der Baum muß wachsen, und das Leben aus Gott in der Seele, das sanguinische Vertrauen auf den Allliebenden und Allguten muß im Thun hervorbrechen.

Verneint man dies, so erklärt man damit den Glauben für tot, oder für sommerliches Wetterleuchten, oder für eine Rinne, die augenblicklich nach einem Regenschauer voll am Hause vorüberfließt, aber keine lebendige Quelle ist.

Paulus sagt: Werke, bloße Handlungen, genügen nicht, um uns gerecht zu machen, weil sie begrenzt und unvollkommen: nicht zehntausend, nicht eine Million, weil auch diese nur eine begrenzte Zahl sind. Nichts kann uns gerecht machen als der Glaube; denn der Glaube ist unendlich und unermeßlich wie ein Urquell. Wohl, erwidert Jakobus, meine deswegen aber nicht, Paulus wolle sagen, ein lebendiger Quell des Glaubens könne stagnieren und ohne Werke bleiben. Der Glaube, der errettet, ist nicht ohne Frömmigkeit sondern fruchtbarlich, ein Brunnen lebendigen Wassers, der in das ewige Leben quillet.

Über eine bloße Gläubigkeit spricht er nicht ohne scharfe Ironie:

Man kann wohl an eine Thatsache oder an ein Wesen glauben, dessen Natur man nicht begreift. Z. B. an Gott, an die Vegetation, an das Leben; niemand kann aber eine Präposition glauben, deren Formulierung er nicht versteht. Z. B. „drei Personen sind ein Gott“. Wenn man nicht weiß, was hier unter Person ver-

standen wird, keinen Begriff, oder höchstens einen falschen damit verbindet, kann man es auch nicht glauben. Das Ansinnen, man müsse an ein Mysterium glauben, weil die Kirche es lehre, geht wider die Natur. Bestenfalls schiebt man das Urteil der Kirche zu und sagt: die Kirche versteht es, aber ich habe nicht die leiseste Ahnung, was sie darunter versteht. So könnte z. B. mir, dem Ignoranten, ein Mathematiker sagen: die Schnelligkeit des Planetenlaufs wechselt in umgekehrter Folge wie die Rechtwinkel ihrer Entfernungen. Vermessener Zweifler! glaubst du das nicht? Wohl antworte ich, ich denke mir, du hast recht, ja ich glaube es sogar; ich kann aber nicht behaupten, den langen Satz zu glauben, weil ich seinen Sinn nicht verstehe. — Tölpel! Idiot! du sollst glauben, ohne zu verstehen. — Gut, kluger Herr, ich will. — Die umgekehrten Rechtecke der Planeten — nein, wie heißt es? — Die Schnelligkeit der Planeten wechseln in umgekehrter Folge 2c. — Ganz recht, mein guter orthodoxer Schüler. Nun, glaubst du an Abracadabra? — Glaubst du daran, Herr? — Ja. — Dann glaube ich es auch; aber was ist Abracadabra? Einerlei — glaube daran. —

Das alles ist einfach Unsinn. Kein Mensch kann glauben, die Erde drehe sich um die Sonne, wenn er nicht die Präposition versteht, und was „Erde um die Sonne" heißt. Begreift er das, dann kann er es auch glauben, obwohl seine Sinne das Gegenteil wahrnehmen, und er das Wie und Warum nicht versteht.

In den Lectures führt er denselben Gedanken aus:

Es wird häufig verlangt, man müsse diese oder jene Wahrheit glauben, weil ein inspirierter Apostel sie verkündet habe. Es wird verlangt, Unglaubliches zu glauben, weil es durch Wunder beglaubigt sei. Der Apostel hat nie von diesem Grund aus gelehrt. Selbst Christus hat keine Lehre auf Grund der Autorität verkündet. Er sagte einfach: „Wenn ich die Wahrheit rede, warum glaubet ihr mir nicht?" — „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme."

Gut und Böse waren Robertson gegenwärtig, nicht als Mittel zu irgend einem Zweck, sondern als die großen Endresultate, auf die alles hinausläuft. Er hatte die Gewohnheit, Handlungen und Ereignisse nicht an ihrer äußeren Bedeutung zu messen, sondern an ihren inneren Beziehungen und Folgen.

Wir werden das aus seiner Auffassung über die Bedeutung des Opfertodes Christi erkennen. „Das Kreuz Christi" ist ihm Ausdruck der höchsten Liebeshingabe. Er wendet die Bezeichnung

beinah wie eine Formel an, z. B. auch auf Männer des Alten Testaments.

Die Art, wie er sich mit der Rechtfertigungslehre auseinandersetzt, trägt noch die Spuren des eigenen Kampfes an sich und zeigt deutlicher als alles andere, wie heftig die Reaktion bei ihm gewesen gegen die Schule, aus der er hervorgegangen war.

Er hat die Frage mehrfach in Predigten erörtert, die für Unzählige zur wahrhaft befreienden Lösung geworden sind.

Die folgenden Briefe führen uns in seine Anschauungen darüber ein.

Ich freue mich ganz außerordentlich, daß man einen Fortschritt, einen besänftigten, geläuterten Ton in meiner Predigtweise zu erkennen glaubt.

Ich werde bestrebt sein, den Katechismus in dem Sinn auszulegen, in dem ich mir gegenwärtig genügen lasse, ihn wörtlich zu nehmen. „Er trug unsere Sünden“ z. B. bin ich gewillt in tiefer Demut und in tieferem Sinn, als manche meinen, mir anzueignen; obwohl ich nicht daran zweifle, daß, weil meine Auffassung tief und im Zusammenhang steht mit dem großen Prinzip, das ehrfurchtgebietend das ganze Weltall durchdringt, — man sie gerade deshalb als Ketzerei ansehen wird. Es wird oft gesagt: meine Sünden haben ihn an das Holz gehängt. In einem Sinn enthalten diese Worte eine tiefe, umfassende Wahrheit, — anders gedeutet aber nur eine Verkehrtheit. Christi Tod war die Krisis in dem Kampf von Gut und Böse. Die höchste Offenbarung des Guten war in ihm, die höchste Offenbarung des Bösen in denen, welche das göttlich Gute vor Augen hatten und es das Satanisch-böse nannten. Böse gut, und gut böse — das Göttlich-gute ein Satanisch-böses nennen, etwas Verwerflicheres giebt es nicht. Das ist Fäulnis im Mark des Herzens, ist die eine unverzeihliche, weil nicht wieder gutzumachende Sünde.

Mit diesem Bösen in dieser höchsten Entwickelung stieß der Menschensohn zusammen. Er starb der Sünde, der Fürst dieser Welt kam und fand in ihm nichts Verwandtes. Er war sein Opfer, nicht sein Unterthan.

Insofern ich nun zu jenem Reich des Bösen gehöre oder in seinem Kriegsdienst streite, kann man thatsächlich sagen: der Erlöser starb durch meine Sünde. Immer wenn ich einen guten Menschen um seiner Demut oder Güte willen hasse, wenn ich schlechte Beweggründe hervorsuche als Erklärung der Vortrefflichkeit derer, die anders sind als ich, wenn ich Sünden der Schwachheit strenger

richte als Sünden der Bosheit, Gott aus meiner Seele vertreibe, um eigene Lügen oder Lügen der Gesellschaft aufzurichten, — immer habe ich Teil an der Gesinnung, der er zum Opfer fiel. „Er trug meine Sünde an seinem Leibe auf dem Holz."

Ähnlich sagt Christus selbst: „Auf daß gefordert werde von diesem Geschlecht aller Propheten Blut, das vergossen ist, seit der Welt Grund gelegt ist." Warum? „Weil sie ihrer Väter Werk bezeugten und bewilligten." Dem Geiste nach thaten sie dasselbe wie ihre Väter zu ihrer Zeit. So sah Stephanus in dem Sanhedrin dasselbe Otterngezüchte, das Moses und die Propheten gestochen hatte. So ist ein Haß bei sich hegender Mensch des Mordes schuldig und gehört zu den Mördern.

Aber in dem Sinn sagen „Er trug meine Sünde", als wäre er vom bösen Gewissen und seinen Schrecken gefoltert worden, wegen meiner Lügen und meiner harten Worte rc., — ist eine Behauptung, von der es nicht genügt, sie für falsch zu erklären: sie ist sowohl absolut sinnlos, als sie jeden wirklichen Begriff von der Unermeßlichkeit der Sünde zerstört. Keine Anstrengung des Geistes vermag zu fassen, was das heißt, Gewissensqualen wegen der Sünden anderer zu erleiden! Es stellt ihn dar, als litte er durch eine Täuschung, und gründet die ganze Todesqual auf eine Fiktion, die ebenso unwirklich ist wie ein gerichtlicher Prozeß unter den Noms de guerre von „Doe c/a Roe" (Kläger gegen Verklagten), von denen erfunden, die sich gegen die mönchische Sophisterei des Mittelalters durch ebenso scharfsinnige Spitzfindigkeiten verteidigen mußten. Es ist ganz folgerichtig, daß die Advokaten dieser „Erlösung durch Rechtsfiktion" das System der Rechtfertigung: ein „gerichtliches Verfahren" nennen.

Es ist mir zweifelhaft, ob die Kirche Roms der Buße nicht eine viel größere Aufmerksamkeit zuwendet, als wir dies thun. Sie besitzt in höherm Maße die Kraft des Trostes, weil sie sich vorzugsweise mit dem Herrlichsten in Gott, mit der Liebe, beschäftigt. Der Protestantismus dagegen richtet sein vornehmlichstes Augenmerk auf den gewaltigsten Faktor des Menschenherzens, auf den Glauben. Demgemäß wendet sich die römische Kirche bei Behandlung des Reuigen an das Herz. Der Protestantismus erstrebt dasselbe, aber wendet sich an den Verstand und versichert dich, daß du nur zu glauben brauchst, — der ganze Schmerz sei bereits an deiner Statt erduldet. Machst du Zweifel dagegen geltend, auf Grund der Beobachtung, daß trotz des Glaubens die Schuld viele strafende Konsequenzen nach sich ziehe, so lautet die Antwort: „Ja, in dieser Welt, aber in der nächsten sind alle Konsequenzen aufgehoben." Dieser Appell an den Verstand überläßt nun den Verstand seinen

eigenen Schlüssen. Warum jenseits, wenn nicht diesseits? Aus welchem Grunde und womit zu beweisen? Wenn der Glaube den Trunkenbold nicht vom Delirium tremens erretten kann, wo ist der Beweis, daß er ihn im Jenseits von anderen Folgen erretten wird? Du wirst alsdann auf das stellvertretende Opfer verwiesen und in evangelikaler Redeweise belehrt, unendliche Sünde verlange ein unendliches Opfer, und weil dies gebracht sei, wäre es ungerecht, dich noch ferner zu strafen. Dann antwortet der Verstand noch einmal: aber ich werde bestraft, und wenn ewige Strafe ungerecht wäre, so ist zeitliche Strafe es auch; die ganze Strafe ist eben nicht bezahlt, und trotz der Bewunderung vor dem klugen System behält das Herz seine nagenden Zweifel. — Mir will es scheinen, der Protestantismus weise dem Verstand das Werk der Heilung zu, das nur das Herz vollbringen kann. Er kommt mit seinem Pergament, unterschrieben und versiegelt, und vermacht dir den Himmel durch eine rechtsgültige Unterschrift, zahlt seinen Betrag aus, stellt eine Rechnung auf für Schuldner und Gläubiger und beendet das ganze Verfahren durchaus geschäftsmäßig.

cr. infinite.	db. infinite.
„ „ „	„ „ „

Und wenn dies Shylockartige Geschäft nach Rubrik und Gewicht abgeschlossen ist, wird dir gesagt, daß auch die ausgesuchteste Grausamkeit und strengste Gerechtigkeit dir nichts mehr anhaben könne. Daraufhin überschlägt schlaue Selbstsucht den Pakt und sagt: Zugegeben, ich bin gerettet! Ja, sie empfindet sogar eine Art Dankbarkeit für ihn, der an ihrer Statt die Strafe erduldet. Eine sehr niedere Art der Zuneigung; denn Liebe aus Dankbarkeit, der Strafe entronnen zu sein, ist eine armselige Liebe. Sie macht das Herz nicht weit, und da sie ihre Hoffnung nur auf ein quid pro quo gründet, ist die Buße des Sünders halb selbstsüchtig und hat selten etwas an sich von dem großartigen abandon, der — ob weislich geleitet oder nicht — die katholische Buße charakterisiert, und den wir damit weg erklären, daß wir sie für eitel Werkdienst ausgeben. Die protestantische Buße — wo das System den Sieg behält — hält ihre Reue im Lehnstuhl ab und thut keine edle That, wie sie nur grenzenlose Liebe eingeben könnte. Der Protestant bessert sich und freut sich darüber, daß herzbrechende Reue Mißtrauen in Gott ist; er wird ein prosaischer Pharisäer, patronisiert Missionsgesellschaften und ist seines Heils gewiß, und das ist die große Hauptsache seiner Religion.

Rettet das Opfer Christi mich von den Folgen meiner Sünde? Die Frage hat zwei Seiten. Es mag heißen: löst sie die Be-

ziehung zwischen meiner Sünde und ihren naturgemäßen Folgen, Schmerz u. s. w.? Wird der Verschwender z. B. reich bleiben, nachdem er alles verschleuderte, wird dem Faulen verlorene Zeit zurückgegeben? Die Antwort lautet: Nein. Beobachte die Wirkungen. Ganz gewiß bleiben, trotz des Opfers Christi, alle naturgemäßen Resultate ihrer unwandelbaren Folgerichtigkeit überlassen. Die Frage kann aber auch bedeuten: Rettet mich dieses Opfer von dem, was schlimmer ist als aller Schmerz, dem Gefühl von Gottes Zorn, dem Verbanntsein aus der Gegenwart seiner Schöne und Liebe? Die Antwort lautet: Ja. Verwirkliche die Gesinnung des Kreuzes, — die Hingabe des eigenen Willens an die Liebe; fühle das unter den bittersten Schmerzen, und kannst du noch fragen, ob die Hölle dir beschieden sei? Kann Liebe die Hölle ertragen? Den Schmerz — ja! Die Todesqual — ja! Er duldete beides, aber niemals die Hölle. Das heißt erlöst sein, — aus Liebe erlöst von Gewissensqualen, von der Neigung, das Unrecht zu wiederholen, von dem Bewußtsein, Gott zu mißfallen. Aber der Schmerz ist nicht von dir genommen, nur verwandelt. Der Geist, in welchem du nun leidest, macht den ganzen Unterschied; er wandelt verzehrende Strafe in weise, liebevolle, bessernde Zucht, ja er wird sogar das Mittel, gerade durch seine Bitterkeit, dich vor künftiger Übertretung zu bewahren und damit vor künftiger Pein. Das Leid selbst hat die Tendenz, durch den langsamen und heilenden Einfluß der Zeit sich auszuleben und sich wie das Andenken an Verstorbene zu lieber und gesegneter Wehmut zu verklären, ja selbst in eine tiefinnerliche Freude zu wandeln. Die ganze Frage gipfelt darin: wovon sind wir erlöst, — von den strafenden oder den moralischen Konsequenzen der Schuld? Ich behaupte: von den moralischen, und dadurch thatsächlich von den strafenden; aber nur die Aneignung der Kreuzesgesinnung erlöst. Die Liebe verwandelt alles . . . Erlösung verleiht sittliche Kraft, Demut, Liebe. Wer die besitzt, der *wird* nicht erst, — nein er *ist* erlöst, und alles Leid macht ihn nur edler und schließt ihm einen höheren Himmel auf. Wer da sagt: wie ungerecht, daß ich Schmerz erleiden muß, der zeigt damit entweder, daß er noch nicht erlöst worden, denn er lebt nicht in Liebe und Vertrauen, sondern mißtraut Gott, oder daß es heißen müßte: meine Seele kann göttlich werden ohne Leiden, — was ebenso viel Klugheit verrät wie die Annahme, wir könnten klare Sommer und Hitze haben ohne Gewitter.

Der nächste Brief hat zur Überschrift:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“
Das war sicherlich der Schrei einer Menschenseele in bitterer

Todesqual, von Zweifel und Anfechtung bestürmt. Was sollte es anders sein? Ist er nicht versucht worden in allen Dingen gleich wie wir? Wer sonst könnte leiden, außer eine Menschenseele? Die Gottheit ist leidlos. Gott zürnte ihm nicht; Gott konnte der sich selbst opfernden Liebe nicht zürnen. Er konnte nicht, ohne seine Natur zu verleugnen, die Hölle, d. h. ein böses Gewissen und Reue, der vollkommenen Makellosigkeit aufbürden. Christus trug die Strafe der ihm zugerechneten Sünde, anderer Sünde. Aber zugerechnete Sünde ist nicht thatsächliche Sünde, obgleich wir es beständig erleben, daß sie die Strafe derselben trägt, d. h. als solche gestraft wird. Er trug nicht nur die Strafe unserer Übertretungen. Er zertrat der Schlange den Kopf, das Böse, das uns sonst vernichtet hätte, — und ihr Zahn durchbohrte ihn. Man kann eine Parallele mit Sokrates' Tode ziehen inbetreff seines Märtyrertums; aber Jesu Tod war Opfer, nicht nur Märtyrertum. Sokrates blieb einfach seinen Überzeugungen getreu und litt ihretwegen; er dagegen kam ausgesprochenermaßen, damit wir Leben haben möchten und völligeres Leben. Ihm allein aus allen vom Weibe Geborenen wurde die Idee, den Kampf mit dem Bösen um der Welt willen zu unternehmen. Manche haben mit einzelnen Ausgestaltungen des Bösen im Kampf gelegen, — in ihrem Vaterlande, ihrem Beruf, — und sind in dem Kampf zermalmt worden. Aber er erklärte den Krieg dem Bösen nicht nur in Israel, sondern dem Bösen der ganzen Welt, dem Übel in seinen mannigfachen Erscheinungen; er rang mit ihm, da, wo es zuhause war, das Allübel. Sokrates hieß einige Arten fürchterlichster Zuchtlosigkeit gut; er war nur ein philosophischer Reformator. Christus kam nicht, um die jüdische Religion oder den jüdischen Staat zu reformieren. Er verfolgte kein derartiges System, noch fiel er als Märtyrer irgend eines derartigen Plans. Er kam, um der Sünde den Untergang zu bereiten, und sein Blick reichte hinaus über die Zeiten. Des Menschen Sohn war der Menschen Erlöser. Er litt nicht nur für eine Ansicht über die Wahrheit, sondern für die Wahrheit selbst. Das beantwortet die Frage, ob nicht einige Sünden anderer Natur sind als die, welche Christus an das Kreuz brachten. Es giebt deren keine. Sünde ist Genus, ihre einzelnen Äußerungen nur Spezies. Der von Gott losgelöste Wille ist der Sünde Zentralprinzip. Es ist einerlei, ob sie als Heuchelei, Grausamkeit, Falschheit oder Zuchtlosigkeit auftritt; sie ist ein Teil des mächtigen Prinzips aus dem Reich, dessen Fürst an Christus nichts hatte. Thatsächlich hatten die ersten beiden vielleicht den Hauptanteil an seinem Untergang, aber das war sozusagen zufällig, nicht wesentlich. Wäre er mit Herodes in Kontakt gekommen, so wäre er wie der Täufer umgekommen, obwohl dieser nur Märtyrer war.

Und wiederum, „die ihn kreuzigten, haßten ihn, denn ihre Werke waren böse". Welche besondere Sünden kann man mit Sicherheit von diesen Vorgängen ausschließen, und wie kann man gewiß sein, daß irgend eine als Ursache nicht dabei mitgewirkt hätte? Nein, ich glaube, alle Sünden gehören zu einer Familie. Unreine Liebe ist nur eine Ausgestaltung von Haß und Grausamkeit und geht leicht dazu über; ich kann nicht behaupten, der Unreine wäre nicht auch grausam, oder der Gewaltthätige könnte nicht auch geizig sein u. s. w. Ich glaube, man kann durch solche Entwickelung logisch die Schuld jeder Gestalt der Sünde an Jesu Tode nachweisen. Er stand auf einer Seite, sie auf der anderen. Er suchte den Willen des Vaters, und alle Menschen, die ihren eigenen Willen aufrichten wollen, sind auf der Seite seiner Kreuziger. Meine Predigt über das stellvertretende Opfer *) gab zu allerlei Kritiken Anlaß, viel falscher Darstellung und vieler Bitterkeit; aber die Haupteinwände, die ich hörte, waren die Konsequenzen, die man zog, — „wenn — dann" —, und darum kümmere ich mich nicht. Laß sie die Konsequenzen selbst ziehen. Ich stelle Wahrheiten hin. Der einzige Punkt, an den sie sich klammern konnten, war die Behauptung, daß Christus die ihm zugerechnete Sünde getragen habe, aber nicht den Zorn Gottes **). Auf dem Punkt stelle ich mich jedem Angriff. Sie haben keine Silbe, um ihre Behauptung zu unterstützen. Dieselbe ist so gewiß ein Anhängsel der Schrift, wie jemals der Katholicismus eins ersonnen hat.

Wenn Gott die Liebe ist, warum bedürfen wir dann noch eines Mittlers? — Ich meine die beste Antwort ist: ich weiß es nicht; — weder weiß ich warum, da Gott die Liebe ist, die Dazwischenkunft mütterlicher Schmerzen unseren Lebenseintritt bedingt, noch warum Leiden die notwendige Bedingung dessen ist, was wirklich Seligkeit zu heißen verdient. Warum werden Wissen, Zivilisation, Gesundheit nur durch harte Arbeit anderer für uns, d. h. durch Vermittelung errungen? Ich weiß nur, daß dem so ist und daß dies ein unwandelbares Gesetz ist, dessen Schönheit ich undeutlich erkenne und am deutlichsten immer in den Augenblicken, wo ich am wenigsten irdisch empfinde und edle Gesinnung unendlich höher stelle, als körperliches oder auch seelisches Wohlsein. Nun ich das Gesetz des Universums darin erkenne, bin ich bereit, es zu glauben und anzunehmen auch im Sühnopfer, als Teil des göttlichen Regiments, als einer philosophisch wie theologisch geforderten Notwendigkeit. Es bildet

---

*) Siehe „Religiöse Reden", Bd. II. (Hinrichs Verlag.)

**) Robertson nennt in dieser Rede die Ansicht, als habe Gottes Zorn ein blutiges Opfer verlangt, je unschuldiger desto besser, — heidnisch, brahminisch, und bezeichnet diese Vorstellung als ein ungerechtes Auskunftsmittel.

keine Ausnahme des großen Systems, sondern steht damit im vollkommensten Einklang.

Aus der Selbsthingabe Jesu ergiebt sich auch für uns die Selbsthingabe als Lebensgesetz:

Die Liebe Christi dringet uns also. Selbstverleugnung um ihrer selbst willen ist ohne religiöses Moment. Eine Mahlzeit aufgeben, um deine Gewalt über dich zu erweisen, oder um der Selbstzucht willen, fördert deine Frömmigkeit in keiner Weise und ist die kläglichste aller Täuschungen; bloßer Selbstkultus, und da der Selbstkultus nur mit sich beschäftigt ist, drehst du dich immer um die Axe des eigenen Ich, aus dem die Religion dich befreien sollte. Aber eine Mahlzeit aufgeben für jemanden, den du lieb hast, ist recht eigentlich eine religiöse Handlung. Keine harte oder düstere Pflicht, weil Liebe sie leicht macht. Schmerz erleiden um des Schmerzes willen, hat kein moralisches Element in sich. Ihn aber lieber erleiden, als die Wahrheit aufgeben, oder um einen andern zu retten, ist wahrhaft Freude und trägt zur Veredelung der Seele bei. Hast du je, als du einen andern beschützen wolltest, den Streich aufgefangen, der ihm bestimmt war? Und wurde dir dieser Schmerz nicht zu einem Genuß höherer Art, als der entzückendste Wonneschauer der Schmerzlosigkeit? Kommt das geheimnisvolle Sehnen der Liebe nicht am reinsten in den Worten zum Ausdruck: Ach, daß ich für ihn leiden könnte? Selbstaufopferung an sich hat etwas Gespenstisches, Ödes, Widernatürliches, Totes. Erst durch Liebe verklärt, gewinnt sie Wärme und Leben. Nur so wird sie dem Tode Christi, dem Leben Gottes ähnlich und erweist sich als das wahre Leben des Menschen.

Tulloch bezeichnet Robertson vornehmlich als Apologeten des Christentums, in einer Zeit, in der David Strauß' „Leben Jesu" auch in England den Glauben vieler der edelsten Geister erschüttert hatte. Wie z. B. George Eliot, aufgewachsen im Evangelismus, sich von der höhern Ethik des Comteschen Positivismus so angezogen fühlte, daß sie dem Christentum völlig den Abschied gab.

Daß Robertson, der mit Comtes Schriften bekannt, die Schlußfolgerungen des Positivismus und das Verlockende, das sie für edle Naturen haben, wohl vertraut war, sehen wir aus einzelnen seiner Ausführungen über die Auferstehung (nach 1 Kor. 15).

Er spricht sich positiv aus über Christi Auferstehung. Es ist ihm eine Thatsache, daß Christus sich den Aposteln als der Lebendige, der Auferstandene bezeugt hat. Aber er macht aus dem Glauben daran kein Joch, das er den Menschen auferlegte. Wir lassen fort, was seine Auslegung mit anderen gemein hat, und heben das für ihn Charakteristische heraus:

Dem Glauben an Wahrheiten geht Verehrung für Persönlichkeiten vorauf . . . Wir drangen nicht zur Wahrheit vor durch Wünsche, Mühen und Verstandesschlüsse, sondern, weil wir an Menschen glaubten, in denen sich diese Wahrheit verkörperte. Deine tiefsten Überzeugungen verdankst du nicht der Erleuchtung deines Verstandes, sondern dem Vertrauen, das dir ein großer, guter Mensch einflößte, der dir selbst zu einem glaubwürdigen Zeugnis für diese Wahrheiten wurde.

So die Lehre von der Auferstehung. Zuweilen ist sie uns glaubhaft und gewiß, zu anderen Zeiten will sie uns unmöglich erscheinen. In Zeiten, in denen wir an der Menschheit schier verzweifeln, wenn ein schweres Verbrechen, eine verworfene Handlungsweise uns mit Ekel erfüllen, dann steigt wohl die Frage in uns auf: warum sollten solche Wesen jenseits fortleben? Und in Augenblicken, wo uns bewußt wird, daß menschliche Vortrefflichkeit kein Traum ist, wo wir das Zeugnis eines Gutseins vor Augen haben, das der Güte Gottes ähnlich ist, — dem der Tod keine Grenze setzen kann, — in solchen Augenblicken ist uns Auferstehung und Unsterblichkeit am gewissesten.

Dies Prinzip führt uns auf die eigentlich historische Bedeutung des Christentums. Wir glauben nicht an ein zukünftiges Leben, weil ein Etwas in uns heiß danach verlangt, sondern weil wir an das Leben, den Tod und die Auferstehung des Mannes von Nazareth glauben. Weil die Herrlichkeit seines Lebens unser Leben entzündet, und durch ihn die Menschheit zu etwas Edlem erhoben hat. Weil im Vergleich zu dieser großen, vollendeten Menschheitserscheinung alle Kleinlichkeit in uns und unseren Mitmenschen in nichts versinkt. Darum ist auch die Vorstellung unserer Tage von einem absoluten Christentum, von der Person Christi losgelöst, nur ein Traum. Denn unser Christentum gründet sich nicht nur auf die abstrakten Wahrheiten, die Christus verkündigte, sondern hat es mit ihm selbst zu thun, der gelebt hat, gestorben und auferstanden ist um unsertwillen . . .

Wir besitzen neben den Ausführungen der Lectures, nur eine einzige aber gewaltige Osterpredigt Robertsons, „über den Zweifel des Thomas". Sie gipfelt in der Ausführung, daß die Sinnesbeweise dem „nicht sehen und doch glauben" untergeordnet sind, und ihr Schlußgedanke berührt sich mit dem vorigen:

Es giebt Menschen, in denen die Auferstehung schon begonnen hat und die uns die Auferstehung glaubhaft machen. Der Geist des auferstandenen Heilandes ist wirksam in ihnen, weil sie mit ihm dem Grabe entstiegen sind. Auferstanden aus den Grabesbanden des Zweifels, wandeln sie in der Klarheit und dem Glanz eines Tages, dessen Licht Gott selber ist. Ihr Schritt ist so frei, als hätten sie die Graheserde abgeschüttelt. Ihr Herz so leicht, weil sie ein überirdisches Siegesbewußtsein erfüllt, das sie in Worte nicht fassen können. Sie sind erstanden aus den Erbärmlichkeiten des Lebens, sie stehen über allem Kleinlichen, Gemeinen, Ungroßmütigen. Erstanden aus der Todesfurcht, ja auferstanden aus ihrem eigenen Selbst. Das Neue Testament nennt dies die geistliche Auferstehung oder, mit Christus auferstanden sein. In wem dies Werk begonnen hat, der ruht auf einer seligeren Überzeugung, als äußere Beweise ihm gewähren könnten. Er trägt das Zeugnis in sich. Die Auferstehung und die überirdische Erhebung haben in seiner Seele ihren Anfang genommen, und er ist wie durch Augenschein gewiß, daß sie sich in ewigem Leben entfalten, enthüllen werden.

In den Erklärungen des ersten Korintherbriefes heißt es dann ferner:

Man hat auf Paulus-Argument für die Auferstehung entgegnet, daß sittliche Güte, die sich auf den Glauben an die Auferstehung gründe, nur eine Form der Selbstsucht sei. Und ich glaube, manche Menschen weisen die Lehre lediglich aus diesem Gesichtspunkt zurück. Es klingt ganz plausibel und enthält ein Körnchen Wahrheit, daß die Sittlichkeit dessen, der Gutes thut, um Lohn zu empfangen, oder Böses vermeidet aus Furcht vor Strafe, nur eine Form der Selbstsucht sei, woran das Hineintragen des Ewigkeitsmoments nichts ändere. Hat aber der Glaube an Unsterblichkeit unser Loskommen von der Sünde zur Folge, dann tritt der Gedanke an Belohnung gar nicht in unsere Vorstellung. Wenn du die tiefste Tiefe deines Herzens erforschest, so findest du nicht nur das Verlangen nach Glück, sondern etwas, das uns so natürlich ist wie der Hunger nach Nahrung, — das heiße Sehnen nach einem volleren, höheren Leben. Bei Gott sein, ihn schauen, ihn begreifen wollen, —

das ist unter dem Verlangen nach ewigem Leben gemeint. Denn wir sind Kinder des Lichts.

Die Ansicht des Apostels ist ganz klar: „So ist denn euer Glaube vergeblich, so seid ihr noch in euren Sünden." Der Unglaube ist seiner Natur nach selbstsüchtig. Wenn wir morgen sterben, dann laßt uns heute essen und trinken. Wie wir uns unser Leben gestalten, ist dann lediglich Geschmackssache. Wenn der Mensch desselben Todes stirbt wie das Schwein, warum sollte er nicht das Leben des Schweines führen? Wenn es keine Unsterblichkeit giebt, warum sollte ich der Verfechter und Vertreter verletzter Menschenrechte sein? Warum soll ich nicht Rache nehmen, wenn ich weiß, daß, wenn nicht jetzt, sie nie ausgeübt werden kann? Sage mir, warum der Mensch, wenn jede Leidenschaft nach Befriedigung schreit, sie sich versagen sollte, wenn er kein erhabenes Wesen ist, nicht Erbe der Unsterblichkeit, — sondern nur ein fühlender Wurm, dem das zweifelhafte Gut von dem Bewußtsein seines Elends geworden ist? Auf diese Fragen hat der Unglaube Antwort zu stehen.

Mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit hört die Würde der Menschheit auf, und das Leben um der Menschen willen ist nicht der Mühe wert. Kein Motiv ist alsdann mächtig genug, uns vor Sünde zu bewahren. Das Christentum will die Welt vom Bösen erlösen. Es verliert die Macht dazu ohne die Idee der Unsterblichkeit. Sage dem Sinnenmenschen, daß, obwohl die Theorie eines künftigen Lebens nur ein Traum sei, die Freude am Rechtthun hienieden ihm ein erhabeneres Dasein gewähre, als wenn er seinen Lastern fröhne. Er wird dir antworten: Jawohl, aber meine Triebe sind mächtig, ihre Beherrschung verursacht mir Pein, und ich habe nur noch wenige Jahre zu leben. Der Sieg ist ungewiß, der gegenwärtige Genuß aber sicher. Das Bankett des Lebens lockt mich, der Wein perlt im Glase, und die Leidenschaft steht in voller Blüte, warum sollte ich mir Zwang anlegen?

Glaubst du, das sei mit einem schönen Raisonnement über edleres und niederes Leben zum Schweigen gebracht? Warum auch, wenn du ihn schon erniedrigt hast? Er stirbt deines Erachtens wie ein Hund. Weshalb sollte er wie ein Engel leben? Du hast engelhafte Aspirationen und ziehst ein höheres Leben vor. Wohlan, lebe deiner Natur gemäß; aber er hat ein niederes Verlangen und bevorzugt ein tierisches Dasein. Warum sollte er es nicht ausleben? Ihr, die ihr die Auferstehung zur Unsterblichkeit leugnet, antwortet mir!

Nein, meine Brüder, die tierischen Triebe sind mächtiger, als daß alle die transcendentalen Schlüsse des Philosophen es mit ihnen

aufnehmen könnten. Wenn nur das in uns ist, was vom Fleisch geboren ist, nur der sterbliche Adam und nicht der unsterbliche Christus, dann lasset uns essen und trinken, denn das Heute ist unser ein und alles.

Analogie ist die Wahrscheinlichkeit, die sich aus der Übereinstimmung mit einem ähnlichen Fall ergiebt. Wenn z. B. Christus in Erwiderung der Jünger, die die Notwendigkeit seines Todes nicht begriffen, sagt: „So nicht ein Weizenkorn in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; so es aber erstirbt, bringt es viele Frucht", folgert er aus Analogieen. Wie in der Natur Leben aus dem Tode keimt, so auch in der Welt des Geistes. Das Gesetz des Opfers, das die eine Sache erklärt, erklärt auch die andere. Ebenso urteilt Paulus nach Analogieen, wenn er zeigt, daß das Samenkorn nach scheinbarem Tode in höherer Form fortlebt und daraus schließt, daß der Geist des Menschen in ähnlicher Weise wieder Gestalt gewinnen werde. Er folgert, es sei wahrscheinlich, daß dasselbe Gesetz in dem einen wie dem andern Fall wirksam sei. Dies Argument erhebt sich aber nicht zum Beweise. Es erweist nur die Glaubhaftigkeit der fraglichen Sache; erweist nicht die Notwendigkeit, nur die Möglichkeit einer Auferstehung. Obwohl das Gesetz des Opfers in der Ernte zu finden ist, folgt nicht daraus, daß es auch in der Erlösung der Welt durch Christi Tod zu finden sei; nur, daß die Lehre von der Erlösung nicht unglaubhaft ist, weil sie in Übereinstimmung steht mit den Analogieen der Natur. Die Begreiflichkeit der Erlösung folgt aus den Naturgesetzen, die auch im Weizenkorn wirksam sind. Aber ihr Beweis liegt in Christi Wort. Weil das Leben im erstorbenen Weizenkorn wieder erscheint, so folgt daraus nicht, daß das Leben der Menschenseele eine Fortsetzung findet. Aber die Auferstehung wird dadurch verständlich und begreiflich, und ihr Gegner, der sie für unmöglich erklärt, zum Schweigen gebracht.

In dieser Weise beendet Paulus sein meisterhaftes Argument. Er beweist die Auferstehung einmal aus ihrer historischen Thatsache und durch die Absurdität ihrer Leugnung. So bewiesen zeigt er an ihren Analogieen, daß sie ihre Parallele an tausend alltäglichen Vorkommnissen habe, wie der ersterbende und neu aufkeimende Same, die verschiedene Klarheit der Sonne, des Mondes und der Sterne. Aber diese Argumente haben nur relativen Wert. Wir leben, das ist wahr, in einer Welt, reich an wunderbaren Wandlungen, die uns die Wahrscheinlichkeit unserer Unsterblichkeit veranschaulichen. Die Raupe wird zum Schmetterling, das Schneeglöckchen stirbt, um wieder zu erstehen, der Frühling erwacht plötzlich

aus Wintersnacht zu neuem Leben, und die Welt jauchzt seiner Auferstehung entgegen. Gott leiht unserm Glauben in Gnaden all diese Hilfsmittel. Aber unser Glaube beruht nicht auf ihnen. Sie sind keine Beweise, nur Bilder und Bestätigungen. Weil der scheinbare Leichnam der Chrysalis noch lebt, folgt daraus nicht mit Gewißheit die Wiederherstellung des menschlichen Leibes. Nein, unsere Beweise liegen in Gottes Verheißungen und der Beschaffenheit der Menschenseele. Nur unsere Analogieen holen wir aus der ahnungsreichen Welt der Gleichnisse, die um uns her ausgebreitet liegt.

Zur Ergänzung seiner theologischen und religiösen Ansichten folgen hier Briefe verschiedenen Inhalts.

Zunächst über die Lehre vom Teufel, nach der er über seine Ansicht befragt worden:

Die Hauptsache bleibt es, an G o t t z u g l a u b e n; das ist der erste Artikel aller Glaubensbekenntnisse. Unser Heil ist nicht abhängig von der richtigen Vorstellung über den Teufel, sondern von dem lebendigen Empfinden Gottes. Wenn Sie das Böse hassen, stehen Sie auf Gottes Seite, gebe es nun ein persönliches böses Prinzip, oder gebe es keins. Ich für meine Person glaube an seine Existenz, aber sie steht mir nicht so außer aller Frage, als sei sie der Gegenstand einer deutlichen Offenbarung. Die Bibel offenbart Gott, und ohne Glauben an Gott wird und kann es kein Gutes geben. Aber ich kann mir intensiven Haß gegen das Böse vorstellen, bei völliger Ungewißheit darüber, ob es einen Teufel giebt oder nicht. Viele Leute, die an einen Teufel glauben, werden dadurch schlechter anstatt besser; denn sie wälzen die Verantwortung ihrer Handlungen von sich ab und auf ihn. Quälen Sie sich nicht mit solchen Fragen. Die einfachsten führen tiefer.

In dem nächsten Brief beantwortet er die Frage nach Gedankenschuld:

Ich glaube, manche Personen sündigen aus den von Ihnen angeführten Gründen: weil sie sich durch einen bösen, widerstandslos bei sich gehegten Gedanken so schwer versündigt hatten, wie sie konnten, sahen sie keinen Grund, vor der That zurückzuschrecken. Selbst wenn eine solche Beweisführung ehrlich gemeint wäre, so beruhte sie auf völligem Mißverstehen der einschlagenden Stellen. Der Erlöser sagte zu Menschen, die sich für tadellos in ihrem Wandel hielten, viele unter ihnen würden die Sünde begangen haben, wenn sie Gelegenheit oder den Mut dazu gehabt hätten. Sie in Gedanken und Begierden aufgenommen zu haben, stellte sie

im Grunde auf eine Stufe mit den Sündern, über welche sie sich erhaben glaubten. Aber es ist zweierlei, zu behaupten, der Mensch, der ein Verbrechen begehen möchte, wenn er könnte, ist (indem er es im Herzen hegt) so schuldig, als hätte er es wirklich begangen, und zu sagen, daß eine Person, die Gelegenheit zum Bösen gehabt und sich selbst überwunden — z. B. das Leben des Feindes geschont hat, als sie im Begriff war, es zu nehmen — so schlecht sei, als habe sie es gethan. Der Unterschied ist ganz einfach: der eine würde sündigen, wenn er könnte, der andere hätte gekonnt und wollte nicht. Der große Streit zwischen Ihm und dem Judentum betraf den Wert der Handlungen. Sie hielten dafür, daß, wenn sie nicht „Wucherer und Ungerechte" ꝛc. gewesen, sie dies berechtige, Gott zu danken, daß sie nicht „wären wie andere Menschen". Er dagegen lehrte, daß eine Handlung ihren Wert nur erhalte durch den Geist, in dem sie geschehe. Die Gesinnung gebe dabei den Ausschlag. „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken."

Unter denen, die sich da selber rühmten, waren viele derselben Sünden schuldig, die sie verdammten. „Welcher unter euch ohne diese Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie." Ist nicht mancher ein Mörder, der sich nie am Leben eines anderen vergriffen, aber im Herzen wieder und wieder gemordet hat mit tödlichem Haß? Der Beweis dafür, ob er ein Mörder sei oder nicht, wird erbracht, wenn er den Feind in seiner Gewalt hat, wo die Gefahr der Entdeckung ausgeschlossen scheint, wenn nur der eigene Wille und das Gewissen seine That lenken. David befand sich in solcher Möglichkeit, und Saul auch. Keiner erschlug den andern, aber Saul schleuderte seinen Wurfspieß in recht ernstlicher Absicht; und David schonte im letzten Augenblick noch Saul sowohl wie Nabal. Wer war nun der Mörder? Wer hatte den anderen im Herzen wirklich erschlagen? Und bilden Sie sich ein, David hätte ebenso gut den beiden Männern das Leben nehmen können, da er es beabsichtigt hatte? Wir haben das Gleichnis von dem Sohn, der zu seinem Vater sprach: Ich gehe nicht, und der hernach ging. Die Entschlossenheit zum Ungehorsam war da. Hat er dieselbe aber nicht durch sein verändertes Benehmen aufgehoben? Christi Auslegung nach that jener Sohn den Willen seines Vaters. Es ist nirgend gesagt, daß die Gedankensünde der Thatsünde gleichstehe. Nur, daß die Thatsünde in Gedanken sich vollzieht, so weit der Gedanke reicht. Ich behaupte natürlich nicht, daß beabsichtigte Sünde etwas Geringes sei. Ich sage nur, daß viele Schritte dazu erforderlich sind, und ehe die Sünde zur That geworden, bleibt immer noch ein Schritt bis zur letzten Schändlichkeit übrig, mit den Ausnahmen, die Er so oft erwähnt, wo nichts als die Umstände und nicht das Herz die Ausführung hindern. Von

12*

diesem Worte müßten so manche prüde und im Geruch der Heiligkeit stehende Persönlichkeiten sich getroffen fühlen, die in frommem Erstaunen die fleckenlosen Hände emporheben über das, was sie selbst gerne thäten, wenn sie es nur wagten. Ja, ich glaube, eine verborgene Hinneigung zur Sünde liegt der Hälfte alles richtenden Eifers um Moralität zugrunde; ein geheimer Reiz und Neid denen gegenüber, die genossen haben, was sie nicht zu genießen wagen. Ich bin fast überzeugt, daß dies der Grund der Schärfe ist, die Frauen ihrem eigenen Geschlecht gegenüber an den Tag legen. Der Neid macht sie so giftig. — Ein wunderbares Gefühl von Inspiration weht in Timon von Athen. Es ist darin ein Eindringen in den Kern der Wahrheit, das vollkommen erschüttert durch die zugrunde liegende Menschenkenntnis. Ich kann kaum wagen es anzuführen. Aber schon als Knaben brachte es mich zum Nachdenken.

Über das Gebet hat Robertson sich wiederholt eingehend ausgelassen und, wie dies seine Art ist, seine eigenen Ansichten mehrfach modifiziert. In seiner Predigt „über das Gebet" (im Anhang) tritt für ihn die Erhörung ein mit der Ergebung des Menschen in Gottes Willen. In folgendem Brief über das Gebet bespricht er zugleich das Problem von Freiheit und Notwendigkeit:

Ich muß mich sehr schlecht ausgedrückt haben, denn Sie haben das, was ich übers Gebet sagte, mißverstanden. Ich meinte keineswegs, daß die Veränderung des Herzens nicht durch Gebet erlangt werden könne; ich sagte nur, daß Simons des Zauberers sich Verlassen auf Petrus Gebet in Einklang stand mit seinem übrigen Benehmen, und einem Geist entsprach, der auf wunderbare magische Wirkungen äußerer Handlungen rechnete. Geld, Auflegung der Hände, Gebet — alles war ihm dasselbe, etwas, das unabhängig vom Charakter geleistet werden konnte; alles andere, nur nicht innere, moralische Anstrengung. Gebet bedeutete für Simon nichts als einen Zauber; er hielt es für eine Reihe gewisser kabbalistischer Worte, die wirksam zu machen, Petrus das Geheimnis besaß. Ich glaube, es ist ein großer Unterschied, ob Simon selbst betete oder einen andern für sich darum anging. Das letztere geschieht natürlich in rechter Weise auch bei Christen; aber in dem Munde eines Simon, mit seinem ganzen Charakter zusammengehalten, ist solch Begehr nur Aberglauben (Apg. 8, 24). Ich glaube auch bestimmt, daß die Zuversicht, welche viele Leute auf die Fürbitte anderer setzen, von derselben Art ist. Sie werden, wie ich selbst beobachtet habe, zu dem trägen Gefühl verleitet, als vollziehe sich dabei außer-

halb der Sphäre ihres Bewußtseins eine geheimnisvolle Wandlung, bei der sie interessiert sind und deren Resultat ihnen eines Tages ganz bequem in den Schoß fallen wird. Aber dies ist nur Glaube an einen Zauber.

Es ist auch möglich, daß des Menschen eigenes Gebet diesen Charakter annehmen kann und dann nicht viel geistlicher ist, als das Drehen der Metallscheibe des Kalmücken, auf der ein Gebet eingegraben steht. Das Gebet der Pharisäer, die meinten, sie würden erhöret, wenn sie viele Worte machten, war ohne Frage von dieser Art. Überall, wo das Beten in Gebeteherſagen entartet, in gemessene und gezählte Formeln sich verliert, zur Handlung wird, statt Äußerung des inneren Lebens zu sein, findet meiner Meinung nach dasselbe statt. Nur in diesem Sinne würde ich sagen, daß die Seele sich nicht selbst durch Gebet mit dem Gottesgeist vereinigen könne.

Mit dem anderen Teil Ihrer Frage — wo die innere Umwandlung beginne — berühren Sie einen Punkt, dessen befriedigende theoretische Lösung ich für unmöglich halte, obwohl es nicht so schwer scheint, ihn sich selbst praktisch zu beantworten. Die Frage berührt thatsächlich die große Schwierigkeit der Verbindung von Freiheit und Notwendigkeit.

Eine der besten Antworten, die hierauf gegeben werden können, fand ich, wie folgt, kürzlich in einem Buch:

Was veranlaßt den Menschen zuerst, sich an Gott zu wenden? Ohne Frage der göttliche Geist, der ihn sucht; dessen Suchen aber auch eine dementsprechende Anstrengung von unserer Seite bedingt. Ich glaube fest, daß der universale Geist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, — uns alle sucht; und in dem Punkt der Vereinigung, wo der Wille des Endlichen durch den Willen des Unendlichen umgestaltet wird und ihn freiwillig zu seinem eigenen macht, liegt die Antwort auf die tiefe Frage, die Sie stellen: Was veranlaßt den Menschen zuerst, sich an Gott zu wenden? — Ich verzweifle daran, daß jemals eine klarere Antwort darauf gefunden werden wird als diese, die den Gegenstand selbst unerforscht läßt. Denn es schlummern da noch tiefere Tiefen, als bis zu denen die gründlichsten Geister bis jetzt hindurchgedrungen. Früher war mir diese Frage eine Qual, hemmte meine Energie und gab mir das lähmende Gefühl, nur eine Maschine zu sein, die unter dem Truge der Freiheit arbeitete. Nun habe ich mich ziemlich zur Ruhe gegeben mit der praktischen Lösung der Frage, mit Ausnahme solcher Momente, wo der Gedanke im Dunkel schweift, losgelöst von der Arbeit — dieser von Gott verordneten Augensalbe gegen die blindmachenden, spekulativen Neigungen.

Die Antwort, an der ich mir genügen lasse, ist diese: die Ver-

nunft sagt mir, daß ich ein Blatt sei, von dem Odem des Geisteswindes umhergeweht — wo er will. Ich prüfe diese Schlußfolgerung Schritt für Schritt aufs neue und finde sie fehlerhaft. Nichts umgiebt mich als eine furchtbare Prädestination. Jede Handlung meines vergangenen und zukünftigen Lebens ist äußerlich wie innerlich notwendig. Das Resultat ist unumstößlich — ich handle darnach — — und sehe sofort, daß ich mich praktisch geirrt habe. Ich kann nicht handeln bei der Vorstellung eines Verhängnisses — des Wollens beraubt — ohne mein ganzes Sein zu schädigen. Meine Neigungen erlahmen, all mein Handeln gerät in Unordnung. Ich finde daher, daß diese Ansicht, die theoretische Wahrheit enthält, ins Leben übersetzt, praktisch zur Lüge wird. Nun sagt mir auf der anderen Seite das Gewissen, daß ich frei bin. Ich soll nicht unthätig daliegen und warten, ob das Wasser sich bewegen werde, sondern der Stimme in mir gehorchen, welche ich als göttlich erkenne und welche spricht: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim. — Meine Vernunft befindet sich in Widerspruch mit meinem Gewissen; aber ich soll handeln nach dem Gewissen. In Dingen der Pflicht bin ich daher eher dem Gewissen als der Vernunft zu gehorchen verbunden. Ich glaube der Stimme, die da sagt: Du kannst Gott suchen und ihn finden, mehr als der andern, die spricht: Armes Opfer der Einbildung, du kannst dich nicht regen, du kannst nur warten!

Dies ist die beste kurze Antwort, die ich auf Ihre Frage geben kann.

Sie haben ganz recht. Was man der Ansicht gegenüber, Gott warte nur auf unsere Bitte, um seinen Geist herabzusenden — geltend macht, läßt sich gegen das Gebet überhaupt vorbringen. Wenn es nämlich Gott Zeit und Raum vorschreiben wollte, oder nach der römischen Auffassung Gott nicht die Erhörung anheimstellte, und er in der von der Kirche vorgeschriebenen Weise Gebete erhörte. Gebet ist aber thatsächlich die Stimme des Gottesgeistes selbst in uns, und die Erhörung deshalb eine Antwort an ihn selbst (Röm. 8, 26. 27). Gott wartet nicht, bis der Mensch endlich Anspruch auf seine Verheißung erhebt; denn er giebt seinen Geist, ehe wir bitten. Was ist Gebet anderes als geistliches Leben, das sich in Worten oder in unausgesprochenem Sehnen kund giebt?

Die Antwort auf die Auffassung des Universums als Tempel Gottes im Gegensatz zu einem [Kirchen-]Gebäude in London, ist ein langes Kapitel. Sie müßte alle Fragen berühren über das künstlich Symbolische im Gegensatz zum natürlich Symbolischen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Gott die Natur zum angemessenen Symbol des Höchsten verordnet hat. Ich glaube sogar, daß sie sakramen-

tale Kräfte besitzt. Aber das Gefühl des Einklangs der Seele mit dem All ist etwas anderes und weniger Bestimmtes, als das Bewußtsein, sich in Übereinstimmung mit unvollkommenen Menschen zu befinden, die sündig und schwach, sich vereint zu Gott durchkämpfen. Und hierin liegt ja der Begriff der Kirche. Sich als Glied des Universums zu empfinden, hat etwas Exaltierendes. Aber ich weiß nicht, ob es uns von dem Bewußtsein unserer Schuld überführt, von unserer Abhängigkeit von andern menschlichen Wesen, und dem tiefen Bedürfnis nach Sympathie, das in der Menschheit ruht. Vielleicht zieht es uns weniger zu den Menschen hin, als es uns von ihnen zurückstößt.

Ich glaube, gemeinsame Anbetung hat mit den Zweck, dies Gefühl uns zum Bewußtsein zu bringen. Selbstverständlich ist dies keine Entgegnung auf den Einwurf von dünkelhaftem Gemeindebewußtsein u. dgl. Aber ist der Einwurf gegen Gepränge, Eitelkeit und Schaustellung beim öffentlichen Gottesdienst als etwas Ungehöriges — nicht häufig gegen die öffentliche Anbetung als solche gerichtet? „Besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gebratener Ochse mit Hader.“ Daraus läßt sich aber nicht folgern, daß der gebratene Ochse an sich schädlich sei und Kraut etwas Besseres. Das eine ist dem andern nur unter Bedingungen vorzuziehen, die den Wert der Sache nicht berühren. Ich glaube von Herzen, daß das Universum Gottes Tempel ist, bewundere seinen edlen Bau und lausche dem vollen Chor seines ewigen Psalmodierens. Ich bin davon durchdrungen, daß es in gewissen Gemütsverfassungen nichts Heilenderes geben kann. Ich halte es für geboten, die große Thatsache zu bezeugen, daß wir in diesem Tempel in Wahrheit anbeten können, ja, daß hier vielleicht alles uns am würdigsten dazu stimmt.

Und doch kommt in einer zum Gebet vereinten Gemeinde, ein, wie mir scheint, demütigeres, aber wirklich geistlicheres Element der Anbetung zum Ausdruck, das der gefallenen Menschheit angemessener ist und durch das andere nicht ersetzt werden kann.

Wir brauchen sechshundert Kirchen! Jawohl! aber wann werden wir so weit kommen, verschiedene Stunden für den Gottesdienst verschiedener Gemeinden in einer Kirche anzusetzen und so zwei Drittel des Geldes zu sparen, das Stein und Ziegel kosten, und es für den eigentlichen Gottestempel — für menschliche Wesen verwerten?

Auf dem Kontinent machen sie es so, ohne daß ihnen daraus eine erhebliche Unbequemlichkeit erwüchse. Außerdem könnte eine Veranlassung zu gegenseitigem Nachgeben für das Christenleben nur von Gewinn sein und brauchte kein Hindernis eines solchen Planes abzugeben.

Der nächste reichhaltige Brief ist nicht frei von Paradoxieen, „diesem Leckerbissen und Genuß geist- und talentvoller Menschen, denen es eine Wohlthat ist, die seichte Vernünftigkeit und gewöhnliche Plattheit in Verwirrung zu setzen". (Amiel „Journal intime").

Es ist dabei aber in Anschlag zu bringen, daß er nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war.

Meine Liebe! Ich hätte längst die Ihnen kundgegebenen Einwendungen gegen meine Predigt über Apg. 1 beantworten sollen. Aber eine Verteidigung eigner Ansichten ist mir immer besonders ermüdend vorgekommen, und ich bin froh, wenn ich der fortgangslosen unfruchtbaren Aufgabe, irgendetwas, was ich gesagt oder geschrieben habe, zu umkreisen — entgehen kann.

Ich will Ihnen kurz die Anklagen Ihres Freundes zu widerlegen suchen.

Zu allererst über „mein Bestreben originell zu sein und von den alten Geleisen abzuweichen".

Ob ich nach dem Schein der Originalität strebe oder nicht, wird Gott richten, der allein das Recht hat, Absichten zu erforschen und zuzurechnen. Was Originalität betrifft, so können Dinge solchen, die berufsmäßig sehr Verschiedenartiges lesen, ganz vertraut sein, und andren, die nur die Werke einer bestimmten theologischen Schule kennen, völlig neu erscheinen. „Alte Geleise" muß genauer definiert werden. Was heut alt ist, war früher neu, und wurde zuerst, wie alle neuen Wahrheitsformen mit großer Bitterkeit bekämpft. Die evangelikale Schule wurde vor fünfzig Jahren auch als neubacken bezeichnet. Niemand wird von der landläufigen heutigen Predigtweise behaupten wollen, daß sie gedanklich wie ihrer Phraseologie nach sich in Taylors oder Bischof Andrews Geleisen halte. Diese sind in ihren Tagen auch nicht dem Vorwurf der Neuerung entgangen, im Vergleich zu dem Ton des Denkens und der Lehren des heil. Bernhard von Clairvaux, dessen Lehrweise wieder sehr sehr verschieden war von der zu Chrysostomus Zeiten. Ja, mehr noch, die Apostel, Christus selbst, was war der gegen sie erhobene Vorwurf anderes, als daß sie nicht in den alten Geleisen wandelten, sondern neue Lehre lehrten? Der Evangelismus selbst — abgetragen, fadenscheinig, abgedroschen — und um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seit zehn Jahren völlig unschuldig an jeder geistigen Kraft und jedem neuem Gedanken, wie wurde er in den Tagen Cecils und Thomas Scotts genannt? Die „gute alte" Hochkirche protestierte mit lauter Stimme gegen die „neuen Lichter"!

Ferner sagt man, ich hätte Judas gerechtfertigt und sei dadurch in einen der schon oft verworfenen Irrtümer ketzerischer Lehrer verfallen, wozu mein Bestreben nach Originalität mich verleite.

Meine Apologie bestand in der Behauptung, Judas habe nicht durch Mord, sondern durch Unglauben gesündigt; seine Reue sei aufrichtig gewesen; danach habe ihn der Teufel versucht und nun sei er in der Hölle.

Ich glaube nicht, daß Judas mir für meine Apologie sehr dankbar wäre. Treten wir meiner ketzerischen Verteidigung näher.

Ich habe Folgendes behauptet: Die wesentliche Schuld des Selbstmordes liegt im Unglauben, d. h. der Verzweiflung an Gottes Liebe und Barmherzigkeit. Mißtrauen ist die Sünde der Sünden, macht die Sünde zur Sünde. Luther drückt es stark, aber nicht übertrieben aus: Nichts verdammt als der Unglaube. Meine Predigt belastete Judas mit Unglauben, endgültigem verzweifeltem Unglauben. Ich weiß nicht, was Ihr Korrespondent von der Sündhaftigkeit des Unglaubens hält. Aber er ist entsetzt, die Schuld des Mordes in die Schuld des bloßen Unglaubens abgeschwächt zu sehen: bloß Unglaube!

Ich darf vielleicht hinzufügen, daß die Frage nach der wesentlichen Schuld des Selbstmordes durch die Antwort Christi erledigt worden ist, auf die von dem Versucher daraufhin abzielende böse Anspielung (Matth. 4, 6). Er führte nicht das fünfte Gebot an, was er sicherlich gethan hätte, wenn Selbstmord (suicide) Mord wäre, sondern sagt: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.“ Er sah darin eine Versuchung nicht zum Morde, sondern zum Mißtrauen. Und auf Grund seiner unfehlbaren Autorität habe ich dasselbe gethan.

Ihr Korrespondent nimmt Ärgernis an meiner Behauptung, Judas sei aufrichtig gewesen, und fragt ganz erstaunt: Judas aufrichtig, der seinen Meister verriet, der den Beutel trug ꝛc.?

Ich habe nicht gesagt, Judas Verrat sei eine ehrliche Handlung gewesen, so wenig wie seine Verwaltung des gemeinsamen Beutels. Ich habe nicht gesagt, er sei ein aufrichtiger Mensch gewesen. Nur seine Reue erklärte ich für aufrichtig. Auch ein Dieb beträgt sich zuweilen anständig. Der ungerechte Haushalter wird von seinem Herrn belobt. Aber ich kenne Ausleger der rationalistischen Schule, die eben solchen Anstoß an der Bibel nehmen, wie Ihr Freund an mir, weil sie einen Mann rühmt, der sich heimlich mit seines Herren Rechnungen bemengt. Christus stellt ihn aber nicht als Beispiel hin, weil er sich in jeder Lage ehrlich benommen, sondern weil er in einem bestimmten Fall klüglich gehandelt hat. Er stellt nicht seine Verschwendung und Falschheit als Gegenstand der Bewunderung hin, sondern seine Klugheit. Und wenn ich sagte,

Judas Reue sei ehrlich gemeint gewesen, so gehört einiger Scharfsinn dazu, dies in die Behauptung zu verkehren, sein Verräterkuß habe seine Aufrichtigkeit erwiesen.

Judas Selbstmord war die That eines Menschen, dessen Reue bis zur Todesqual ernst und ehrlich war. Gab er etwa nur vor, das Gold fortzuwerfen? War die Seelenpein, die ihn in die Verzweiflung trieb, nur gespielt?

Ich sagte ferner, jeder Selbstmord sei eine That der Aufrichtigkeit. Ich habe es absichtlich behauptet, um zu erhärten, daß Aufrichtigkeit die Sache nicht besser mache und Reue nicht Buße sei. Ihr Korrespondent greift nach Hörensagen einen Ausdruck heraus und vermutet in christlicher Barmherzigkeit, dies sei ein Teil der Judas-Apologie.

Weiter. „Wo sagt die Schrift, Judas habe sein Geschick nicht vollendet, das ihn ebenso zur Erlösung bestimmt habe, wie die anderen Apostel, sondern sein Geschick habe ihn zermalmt?"

Ich erwidere: Jedermann hat eine Mission zu erfüllen. Dies ist das Geschick, das er auswirken soll. Judas war eine solche Mission geworden. Gott hatte ihn so wahrhaftig zur Erlösung berufen, wie die andern Apostel, wir müßten denn annehmen, daß die ewige Liebe zur Sünde prädestiniere. Er war zur Apostelschaft berufen, deren er durch Übertretung verlustig ging. Judas war in die Welt gesetzt, um seine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern. Gott wollte nicht den Tod des Sünders. Die Bibel ist deutlich genug auf diesem Punkt. Aber Judas nahm die ihm gewordene Mission nicht an, und so wandelte sich sein Segen in Fluch. Sein Geschick zermalmte ihn. Er ging an *seinen* Ort, den nicht Gott, sondern den er sich selbst bereitet hatte.

Dasselbe gilt von Ihnen und mir. Kein von Gott erlassenes Dekret hat unser Elend assekuriert. Alles dient denen zum Besten, die Gott lieben, und denen zum Bösen, die ihn nicht lieben. Den Seemann, der sich den von Gott gesandten Winden anvertraut und mit ihnen segelt, tragen sie in den Hafen. Stemmt er sich ihnen aber entgegen, so vernichtet ihn derselbe Windstoß, der ihn sicher mit sich geführt hätte. Das Geschick, das seine Seligkeit geworden wäre, zermalmt ihn. Alles, was ich darüber gesagt, erläuterte nur die Worte: „Er ging an seinen Ort." Und zwar nach dem Gesetz natürlicher Widervergeltung, nicht willkürlicher Verdammnis. Ich ließ ihn in der Hölle. Was wollen Sie mehr? Nur ein Ungläubiger! nur in der Hölle!

Sie sagten ferner, man habe es verurteilt, daß ich das Wort Mut in Verbindung mit Judas That gebracht hätte. Selbstmord verlangt aber physischen Mut. Es giebt eine höhere Art Mut, die ich ausdrücklich in Gegensatz gestellt habe zu physischer Waghalsig-

keit: Der Mut, der den Menschen befähigt, still und tapfer die Mühsal dieses schweren Lebens, Haß und Verleumdung zu ertragen. Wer den besitzt, bleibt vor Selbstmord bewahrt. Um diesen Gegensatz hervorzuheben, gab ich zu, daß zum Selbstmord Mut gehöre; und dies leugnen wollen, wäre absurd. Ich achte physischen Mut nicht sehr hoch. Doch giebt es wahrscheinlich nicht viele Herren in Brighton, die Manns genug wären sich zu erdolchen, abgesehen von religiösen Motiven. Wem es ein Kleines erscheint, sich den Todesstreich zu versetzen, der lasse sich einmal die Arme binden, um der Lanzette des Arztes still zu halten. — Dieser Einwurf ist zu schwach, um ihn ernsthaft zu nehmen.

Schließlich fragt Ihr Freund, wo die Schrift auch nur einen Anflug von Ungeduld in Jesu Verhalten erwähne und fährt fort, mit großem Entsetzen von meiner gräßlichen Vorstellung zu sprechen, in ihm habe ein Keim zum Bösen gelegen.

Ich vermute, dies beruht auf dem Mißverständnis eines öfter von mir gebrauchten Ausdrucks. Indem ich besonders bei der Sündlosigkeit des Herrn verweilte, habe ich gezeigt, wie alles unschuldige Empfinden unserer Natur in ihm lebendig war, aber auf der Grenze innehielt, wo das Unschuldige zum Schuldigen wird. Eine natürlich menschliche Inklination, wie Hunger, Verdruß, ist nicht unrecht. Wird ihr aber ungebührlich nachgegeben, so geht sie in Sünde über. „Zürnet ihr — so sündiget nicht.“ Der legitime Zorn muß einhalten vor der Rachsucht. In ähnlicher Weise empfand unser Herr die Mühsal des Lebens und sehnte sich danach, unter dem beständigen Widerstand seiner Feinde und dem Mißverstehen seiner Freunde, sie erst überstanden zu haben. „Wie ist mir so bange [wörtlich: wie fühle ich mich beklommen], bis sie vollendet werde!“ — „O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mit euch leiden?“

Sünde ist das Zur-That-werden des bösen Willens. Sünde hat ihren Sitz im Willen, nicht in den natürlichen Trieben. In Jesu lag kein Keim zur Sünde, wohl aber die Keime eines natürlichen, unschuldigen Empfindens, die darthun, „daß er in allen Dingen versucht worden gleich wie wir“.

Nun über die Richtigkeit meiner Darlegung, daß Judas Sünde eine That der Verzweiflung, aber nicht Mord gewesen sei.

Ihr Korrespondent fragt, wo die Schrift einen Unterschied macht zwischen Totschlag und Mord? töten und morden? Der einzige Grund, den die Schrift für die Gottlosigkeit dieses Verbrechens angiebt, betrifft nicht den Haß und die Bosheit, die es in sich schließt, sondern die Zerstörung „des Gottesbildes, nach dem der Mensch geschaffen ist“.

Durch das ganze vierte Buch Mose zieht sich der Unterschied

hin, der zwischen töten und morden gemacht wird. Ja, durch die ganze Bibel. Töten heißt das Leben nehmen, morden ist überlegter Totschlag. Der Soldat tötet, ebenso der Henker und der Mensch, der unter dem Eindruck einer plötzlichen fürchterlichen Provokation handelt. Ebenfalls der Mensch, der angegriffen sein Leben verteidigt. Der Duellant, den ein jahrelang sich aufgehäuftes Unrecht zur Rache treibt. Sie alle zerstören Gottes Bild, nach dem der Mensch geschaffen ist.

Besteht aber kein Unterschied in ihrem Thun? Sie töten alle, sind sie aber auch sämtlich Mörder? Das hieße das Niederschießen eines Straßenräubers, der dich wegen deiner Börse bedroht, dem überlegten Mord eines Giftmischers, wie Rush, gleichstellen. Man kann die rohe allgemeine Bezeichnung Mord auf alle möglichen beleidigenden Thätlichkeiten anwenden, wie man den Ausdruck Tier, auf Menschen bis hinunter zu den Pflanzentieren in unendlichen Variationen ausdehnen kann. Das wäre aber eine rohe Sprechweise. Der Mensch unterscheidet sich kaum mehr von einem Pflanzentier als der Selbstmord, der nicht aus Haß und Bosheit stammt, von einem aus Rache begangenen Mord. Es geschieht nur in loser Gedankenverbindung, daß wir den, der Hand an sich legt, als Selbstmörder bezeichnen. Der Ausdruck genügt wohl für ein oberflächliches Gespräch, aber nicht um den Gedanken zu erschöpfen. Es entspringt alles der hergebrachten schlaffen Auffassung, die wir von der Sünde haben; deshalb wird auch in so gedankenloser Weise von der Sündlosigkeit des Menschen Jesus Christus gesprochen.

Man vergißt, daß er litt, da er versucht wurde. Sie leugnen, ohne es zu wollen alles, was seine Sündlosigkeit in so erhabener Weise verwirklicht. Sein herrliches Herz wird zu einer Maschine, sein Leben zu einer theatralischen Vorstellung herabgewürdigt, in der vorgebliche Kämpfe und Schmerzen aufgeführt werden. Er gab nur vor, mit Versuchungen zu kämpfen. Es könnte nach der hergebrachten Meinung scheinen, daß er nicht wirklich gelitten durch Überwinden der Neigungen, die unmittelbar in ihm aufstiegen. Doch dies Thema ist zu umfassend, um mich näher darauf einzulassen.

Die Verdächtigung, in „deutscher Neologie“ befangen zu sein, ist eine verständliche und bequeme Beschuldigung, um jedes ernste Forschen von vornherein zu verdächtigen. Ein Wink genügt, etwas sei deutsch, um es als gefährlich hinzustellen.

Zur Reformationszeit sprachen sie so von griechisch und hebräisch. Ein katholischer Priester sagte dazumal: — Griechisch ist eine neue, eben entdeckte Sprache, die voller Ketzereien steckt; und wer gar hebräisch studiert, wird sofort ein Jude. — Genau dasselbe wird heute von der deutschen Sprache behauptet. Die Engländer scheinen

zu glauben, der Erlöser sei nur um ihretwillen gestorben, und das Licht scheine hier allein. Sechzig Millionen Geschöpfe Gottes sprechen aber deutsch und können ihre Theologie nur deutsch empfangen. Wehe denen, welche die englische Theologie nicht haben, obwohl dieselbe leider nur ein schwacher Widerhall dessen ist, das in seiner ganzen Frische vor dreihundert Jahren aus Deutschland herüberkam! Aber die Eigentümlichkeit des Vorwurfs besteht darin, daß, die ihn erheben, wenig Kenntnis der Sachlage besitzen und nicht einmal wissen, daß die Heterodoxie in Deutschland gegenwärtig nicht verneinend auftritt und die Negation auch dort sogar verpönt ist. Ihnen gilt alles gleich: Negation, Rationalismus, Mysticismus, Mythicismus, Pantheismus, und ein Vorwurf ist so viel wert als der andere, weil alle unbestimmt und dunkel sind.

Zu leben im Vertrauen auf Gott, das rechte zu thun und zu sagen, weil es liebenswert, es wagen, der Herrlichkeit unverhüllter Wahrheit in das Angesicht zu schauen, ohne dasselbe mit einem falschen Schleier zu verhüllen, der Kinder und alte Weiber durch unbestimmtes und geheimnisvolles Dunkel schreckt; seinen Wandel führen in der Liebe und nicht in der Furcht — das ist das Leben eines wahren, tapferen Menschen, dem Christus und Christi Gesinnung die Wahrheit bedeutet, nicht aber das Geschrei der weltlichen Menge noch der frommen Welt, zwischen denen heutzutage leider ebenso wenig Unterschied stattfindet wie in der Pharisäer Tagen. Oder, falls eine Verschiedenheit bestünde, so wissen wir, **wer** es gesagt hat, daß die Welt der Sünder, bei dem Gefühl ihrer Blindheit, in der geringeren Gefahr schwebt.

Der Hauptunterschied zwischen den beiden sich entgegenstehenden Ansichten über Selbstmord ist der: die eine sagt, die Hölle oder noch Ärgeres ist dir beschieden, wenn du wagst, dich selbst zu töten. Ich würde lieber sagen: traue auf Gott und glaube an ihn als die Liebe, dann ist Selbstmord unmöglich. Wäre das andere Argument das einzige, das uns vor fünfzig Selbstmorden täglich bewahren könnte, ich würde es nicht anwenden; denn eine Tugendhaftigkeit nur aus Furcht ist gar keine Tugend. Ich stimme mit jeder Fiber meines Herzens dem Ausspruch des edlen Denkers Milton zu: „Wenn ich die Wahl hätte, würde ich hundertmal ein Körnchen freiwilliger Entschließung zum Guten jeder erzwungenen Hinderung des Bösen vorziehen. Denn Gott schätzt das Wachstum und die Vervollkommnung einer tugendsamen Person sicherlich höher, als die nur äußerlich aufgezwungene Bändigung von zehn lasterhaften Menschen.“

Ich glaube, die eine große Lektion, die wir lernen sollen — wie mir dies täglich gewisser wird — lautet: Gott und meine Seele. Es giebt nichts außer dem in der Welt, dem ich in Wahrheit

trauen könnte. Niemand sonst sind wir verantwortlich, nur ihm und seiner Stimme in uns. Von allem anderen müssen wir absehen und uns einzig auf ihn berufen, nur nicht in so hochmütiger Weise, wie wir dies oft zu thun versucht sind; wie ich bei dieser Gelegenheit vielleicht auch gethan — ja in Unabhängigkeit, aber nicht in Stolz.

Zehntes Kapitel.

[Anfänge in Brighton — Begräbnis seines Kindes — Lage der Stadt — Aufzeichnung von Vorsätzen — Trinity Chapel — Seine Gemeinde — Seine Haltung auf der Kanzel — Ausarbeitung seiner Predigten — Charakteristik seiner Predigtweise durch Pfleiderer, Pressensé, Tulloch — Auszüge aus den Predigten — Relativität von Recht und Unrecht — Lectures über die Korintherbriefe.]

> Man hält die Kanzel für eine friedliche Profession, aber sie verlangt doch einen hohen Mut, und sicher giebt es keinen Redner, der nicht auch ein Held wäre. . . . Seine Rede muß der Versammlung, muß dem ganzen Menschengeschlecht voraus sein, oder sie ist überflüssig. Seine Rede kann nicht von einer Handlung unterschieden werden, denn sie besitzt die Elektricität der That, . . .
>
> Emerson.

Wie man in Deutschland immer zuerst fragt: was ist der Mann? und gewöhnlich erst in zweiter Linie: wie ist der Mensch? so erkundigte man sich, wenn von Robertson die Rede war, auch zunächst immer nach seiner „theologischen Richtung“. Dies wurde die Veranlassung, die beiden vorigen Kapitel voraufzuschicken, und möge das Vorgreifen in seinen äußeren Lebensgang erklären.

Obwohl seine Entwickelung mit einunddreißig Jahren noch nicht vollendet sein konnte, hatte er bei seinen Anfängen in Brighton doch schon die Reife seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit erreicht, die mit seinem Tode ihren Abschluß fand, so daß man die Aussprüche, die er während der sechs Jahre seines dortigen Aufenthalts gethan, unbeschadet ihrer Reihenfolge, inhaltlich aneinander reihen kann.

In Oxford glich er dem Schwimmer, der sich zuerst in tieferes Gewässer wagt; in Brighton aber strebt er kühn in die offene

See hinaus. Da kennt sein Auftreten kein Zaudern und keine Zurückhaltung mehr.

Die Stadt, in die man ihn nun berufen, eröffnete ihm ein weites Feld zur Bethätigung seiner Gaben. Der Unterschied zwischen Cheltenham und Oxford konnte nicht größer sein, als der zwischen Oxford und Brighton. Damals hatte er den Schauplatz einer sogenannten guten Gesellschaft, mit kleinlichen Interessen und enger Gedankensphäre vertauscht gegen einen Ort, der für den Mittelpunkt geistigen Lebens in England gilt, wo alle sozialen, politischen und theologischen Fragen in freier, angeregter Weise erörtert werden. Er war nun in eine Stadt verpflanzt, die mehr vielleicht als irgend eine andere in England dieselben scharfen Kontraste darbot, die London in beständiger Erregung erhalten. Er kommt mit denselben extremen, religiösen Tendenzen und Sekten in Berührung wie in Cheltenham, hier nur noch schärfer ausgeprägt und zu kühneren Konsequenzen durchgedrungen. Er trifft hier Leute jeden Standes, deren Meinungen sich in dem Kampf und Treiben des Londoner Lebens gebildet und erweitert haben, und andere, in Vorurteil so befangen, wie die Bewohner des kleinsten englischen Dorfes. Er findet Geistliche aller religiösen Richtungen, bemerkenswert als Redner, Schriftsteller oder Parteiführer; und endlich kommt er mit konservativen und liberalen Leuten aller Schattierungen und mit Arbeitern in Berührung, unter denen sich leidenschaftliche Chartisten befinden.

Er hatte keinen leichten Anfang in Brighton. Trinity Chapel — heute in St. Trinity Church umgetauft — war Tochterkirche einer größeren Gemeinde und Eigentum von Privatpersonen, die das Recht haben, einen Geistlichen zu berufen, ohne für seinen Lebensunterhalt aufzukommen. Derselbe ist lediglich auf die Einkünfte angewiesen, die ihm durch Vermieten des Gestühls erwachsen. Ein auch heute noch allgemein üblicher Brauch oder Mißbrauch in der anglikanischen Kirche. Für eine Natur wie Robertson gewiß peinigend bis zur Unerträglichkeit. Zum Glück konnte er das Ordnen dieser äußeren Angelegenheiten ganz seinem

treuen „Churchwarden" *) Bowdidge überlassen, dem es gelang, die hier durch lange Vernachlässigung verwickelten Verhältnisse zu ordnen. Hatte u. a. doch eine der Kircheneigentümerinnen noch Anspruch auf eine größere Rente aus früherer Zeit zu erheben.

Es machte Robertson große Mühe, ein geeignetes Haus zu finden. Dasselbe steht noch, in einer bergan steigenden freundlichen Straße, die sich nach dem Meer zu erstreckt. Ein hohes, schmales Haus, das durch ein ausladendes Erkerfenster etwas Anmutendes, Elegantes erhält.

9, Montpellier Terrace Brighton, 9. August 1847.

. . . Endlich kann ich Ihnen mitteilen, daß wir ein Haus gefunden haben, dessen Adresse ich oben angegeben. Wir hoffen, es morgen zu beziehen. . . .

Ich kann mir noch keine Vorstellung machen, wie mir meine Arbeit hier zusagen wird. Brighton ist zu groß, um dieselben Unannehmlichkeiten wie Cheltenham darzubieten, und die Gemeinde scheint ausschließlich aus Gewerbetreibenden zu bestehen. Das wird mich mancher Schwierigkeit überheben, auf die ich gefaßt war. Aber in Anbetracht all der übrigen Nachteile kommen mir viele Zweifel, ob ich die Art Erfolg haben werde, deren eine Kapelle, die Privaten gehört, bedarf, um die Bänke zu füllen und dergleichen. Doch scheint Brighton ein gesunder Aufenthalt zu sein mit erfrischender, belebender Luft. Meiner Frau geht es hier entschieden besser als in Cheltenham, und der Erbe meiner Besitzungen und meines Namens (title) hält sich stundenlang am Strande auf, wirft Steine ins Meer, ohne über ihr zukünftiges Geschick oder die mutmaßliche Tiefe, in die sie versinken, zu spekulieren.

Dieses sein ältestes Kind, der später mehr erwähnte Charly, war ihm im Februar 1843 geboren worden, worüber er damals schrieb:

Ich fühle mich erheblich antiquiert, seit ich mit der Würde der Vaterschaft belehnt worden bin, und habe schon einen Vorgeschmack ihrer Sorgen und Verantwortlichkeiten. Ich bin dankbar, daß es den beiden mir anvertrauten Pfunden viel besser geht, als ich gefürchtet, und hoffe nur imstande zu sein, die an Erziehung (training)

---

*) Entspricht dem „Kirchmeister" unserer rheinischen Kirche. Ein presbyterialer Beirat des Geistlichen, der die äußeren kirchlichen Angelegenheiten regelt.

geknüpfte Verheißung einzulösen. Sonst wäre mir schwer zumute beim Gedanken an meines Sohnes Zukunft.

In Cheltenham wurde ihm später noch ein Töchterchen geboren.

Am 29. November 1847 hat er als erstes Erlebnis in dem neuen Aufenthaltsort ein trauriges Ereignis zu melden:

Ich schreibe nur eine Zeile, um Ihnen unsere schmerzliche Enttäuschung und den Verlust, der uns betroffen hat, zu melden. Meine Frau ist zu früh entbunden worden, und das kleine Mädchen, ein vollkommen schönes kleines Geschöpf, tot zur Welt gekommen. Ich komme eben daher, wo ich mein kleines Schönes selbst in das Grab gesenkt habe, nach einem letzten Blick auf ihr friedliches, sanftes Gesichtchen im Sarge. Es war Sternenschein, und nur der Totengräber bei mir. Aber es war mir lieber so, als sie unter dem Geleit einer Menschenmenge zu begraben, im grellen Tageslicht, bei einer über ihr her geplapperten Liturgie. In der dunklen, unendlichen Weite war mir der Himmel und Gott und die tiefe, stille Ruhe näher, die tiefer noch ist als der Tod — von welcher der Tod nur ein Schatten — nach der wir alle verlangen und in deren Unendlichkeit wir bald eingehen werden. Meine arme Frau ist sehr mitgenommen, sieht geisterhaft und hohläugig aus, aber Taylor ist mit ihrem Befinden zufrieden. . . . Wie ich gestern den Gottesdienst habe halten können, weiß ich selbst nicht; ich war gänzlich unvorbereitet und innerlich wie umgeworfen. Aber ich kam durch. Ich bin schwer enttäuscht, aber f ü h l e, daß unendliche Liebe alles lenkt.

Einige Monate später berichtet er Dr. Acworth die neuen Verhältnisse:

Ich wünschte, Sie kämen einmal her. Wir haben zwar nichts aufzuweisen, als das Meer. Brighton bietet in vieler Hinsicht dieselben Nachteile wie Cheltenham. Die Menschen sind erregbar und die ab zu zu flutende Gesellschaft oberflächlich. Das Privat-(Freiwillige-)Gemeindesystem ist auch abscheulich, schneidet ins Maul wie ein Mameluckengebiß und erinnert einen bei jedem Schritt an seine Knechtschaft. Ich fühle, wie es Herz und Seele verbraucht, so beständig und ohne Beistand über die höchsten Dinge reden zu müssen. Wer berufsmäßig verpflichtet ist, augenblicklichem Erfolg nachzujagen, — denn was kann reden nützen, wenn es nicht einschlägt? — schädigt notwendig sich und seinen Charakter. Ich meine dies nicht inbezug auf Popularität, die hat nichts Verführerisches für mich. Ich gäbe sie gern hin für ein ruhigeres Leben. Aber das ruhige

Gleichgewicht kommt einem abhanden und die Fähigkeit, irgend eine Wahrheit in ihrer hehren Schönheit zu erschauen. All ihre Verhältnisse erscheinen verzerrt, und es entsteht ein ewiger Wettlauf zwischen ihr und dem eigenen Innern.

Ich habe hier nicht über ähnliche Verhältnisse zu klagen wie in Cheltenham, mit Ausnahme der Aufregung, die freilich tötend ist. Die völlige Hoffnungslosigkeit, daß man mich nicht hören werde, ist aber vorüber. Der äußere Erfolg läßt sich gut an. Infolge dessen arbeite ich guten Muts. Aber Sonntag Abend, Montag und noch der ganze Dienstag sind Tage des Elends und der Erschöpfung; nicht aus Verzagtheit, sondern infolge thatsächlicher Nervenschmerzen. Ich thue so wenig wie möglich. Weniger darf ich nicht thun. Aber ich fürchte, meine Aufgabe nicht durchführen zu können. Die Luft in Brighton ist wunderbar, — aber auch das hilft mir nicht.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ihm wohl Lohn und Trost gewähren in seinen mannigfachen Prüfungen. Wir wissen schon, wie leidenschaftlich er die Natur liebte. Der Anblick des Meeres und sein gewaltiges Rauschen waren ihm höchster Genuß, den er in seiner wunderbaren Sprache wiederholt zum Ausdruck bringt.

Brighton liegt an der Ostküste von England und war zu Robertsons Zeit der fashionabelste, d. h. der bei der vornehmen Gesellschaft am meisten in Mode stehende Badeort. Heut zählt er über hunderttausend Einwohner. Die Stadt ist auf den Dünen erbaut und zieht sich in kleinen engen Straßen vom Meer an aufwärts, hinauf und hinab. Nach der See zu liegen die eleganteren Straßen, und am Strand reiht sich ein Hotel, ein luxuriös ausgestatteter Laden an den anderen. Das Ufer ist steinig, mit großen Kieseln besät, und fällt jäh ab in die Tiefe. Die Küste zieht sich hier streckenweise wie eine gerade Linie ohne jede Einbuchtung hin.

Aber rechts und links von der Stadt erheben sich die Dünen zu Hügelreihen, eine Kette hinter der anderen, grasbewachsen, und weiter ins Land hinein mit schönen Bäumen bestanden. Sie gewähren die herrlichsten Ausblicke über Land und See, und vom Meer bläst ein alle Lebensgeister entfachender, kräftigender Wind herüber.

Wir hören Robertson selbst:

Brighton ist weder eine Fabrik- noch Handelsstadt, sondern ein Vergnügungsort für Fremde. Etwa ein Drittel oder Viertel seiner Bevölkerung sind nicht Einwohner, sondern Passanten. Jeden Sonnabend überschüttet London uns mit Tausenden, die hier Seeluft atmen wollen.

Um dies unser Brighton her, baumlos und prosaisch, wie es genannt wird, finden die, deren Herz nicht in konventionellen Schönheitsbegriffen versteinert ist, Poesie genug!

Poesie — auf den weiten Dünen, deren Farbe und Gestalt aus der Ferne gesehen, immer wechselt wie Licht und Schatten. Wolken segeln dahin über den anmutigen, unendlich mannigfaltigen Abhängen, an denen das Auge hinschweift, ohne durch gewaltsame Unterbrechungen aufgehalten zu werden. Es überkommt einen oft wahres Entzücken ob dieser Fülle von Schönheit, und der Blick ruht beseligt auf den reinen Linien und Formationen.

Poesie genug — an unserem Meeresstrand, und den oft so unvergleichlich schönen Sonnenuntergängen. Gestern Abend z. B. konnte man mit einem Entzücken, an das Worte nicht reichen, endlos gedehnte, tief purpurne Wolkenzüge schauen, wie sie, umsäumt von blendendem Glanz, allmählich in Orange, Gelb, Blaßgrün und bleifarbenes Blau übergingen und von den Wellen wiederschienen in warmen, purpurnen Tönen und kalten grünen Lichtern auf dem fernen Meer, bis endlich alles erstarb. Man wurde an die Zeilen in Shakespeares „Sturm" erinnert, die, so oft sie auch angeführt wurden, doch wie nichts anderes den Sonnenuntergang erläutern, und dieser wiederum erklärt des Dichters Ausruf, der dem Verschwinden einer ähnlichen Lufterscheinung galt:

Wir sind aus solchem Stoff, den Träume weben,
Ein Schlaf umrahmt dies unser enges Leben.

In seine Stimmung und sein Streben bei seinem Amtsantritt gewähren einige nach seinem Tode aufgefundnen Papiere einen rührenden Einblick:

1. Zwei Dinge sind mir von nöten: Gewöhnung zur Ordnung und de suite. Ich beginne so vielerlei und immer wieder von vorn, jedesmal mit wachsendem Widerwillen und Selbstmißtrauen. Schließlich wird das Leben zu einer abgerissenen Kette nie durchgeführter Ansätze. Darum gilt es den Vorsatz zu fassen, Begonnenes zu vollenden und nichts zu unternehmen, das ich nicht wohl erwogen habe. E. g. [Z. B.] Ich will jetzt das Studium des Deutschen nicht aufgeben. Ich will Bücher über die Schrift gründlich studieren. Davon getrennt Geschichte — auch gründlich. Ich bin mir be-

wußt, in Winchester Geist und Charakter wahrer und getreuer entwickelt zu haben, als irgendwie sonst. Beim Rückblick meine ich, den Grund dafür wahrzunehmen. Erstens ging ich wenig aus und konnte daher das Begonnene vollenden, ehe das frische Interesse daran durch neue Impulse aufgehoben wurde, z. B. las ich Edwards [einen pantheistischen Philosophen] vollständig und bemeisterte ihn; mit frischem Impuls kam ich bis ans Ziel.

Es wird deshalb geraten sein, in Brighton wenig auszugehen, ja selbst Versagung darin zu üben. Aber ich will mich keinem Vorsatz durch ausgesprochenen Entschluß verhaften. Es bleiben mir nur noch wenig Lebensjahre. „Mein Gott, ernst ist das Leben! möchte ich es fühlen!“ [Im Original deutsch.] Meine Gefahr liegt in meiner Erregbarkeit. Äußert sie sich nicht selbst in religiösen Gesprächen? Das macht mich weibisch, unentschlossen, schwach von Charakter, abhängig von Umständen, die ich durch festen Willen meinem Vorhaben dienstbar machen sollte. Darum soll regelmäßige Pflichterfüllung mir Ruhe bringen. Flüchtiges Lesen dagegen und flüchtige Besuche sind zu vermeiden.

2. Künstliche Vortrefflichkeiten. — Gutsein verlangt ein gewisses Quantum an Nerv, Impuls, plötzlicher Inspiration. Zu gebildeten Naturen kommt das abhanden. Manche richten ihre Augen in peinlicher Selbstbetrachtung beständig auf sich selbst. Mißtrauen hebt den élan der Tugend auf, ihre Frische, Anmut und Unmittelbarkeit. Künstliche Verdienste sind wie künstliche Blumen ohne Duft. Es gilt naturgemäße, nicht widernatürliche Vortrefflichkeiten zu zeitigen.

3. Auseinandersetzungen sind böse Dinge. Man betrügt sich und den andren und meist beide. (Götz von Berlichingen.) Du bewahrst die eigene Würde besser, wenn du dich nicht darauf einläßt. Der Charakter, der sich nicht durch sich selbst verteidigt, ist keiner Verteidigung wert.

4. Meine geistigen Fähigkeiten lassen sich nur langsam in Bewegung setzen; sind „unbewegsam“ [deutsch im Original]. Um mich aufs Reden, Predigen &c. vorzubereiten, ist es nützlich, vorher ein anregendes Buch zur Hand zu nehmen, das sich nicht direkt auf den Gegenstand zu beziehen braucht. Liebe vermag bei mir alles. Geistige Kraft gewinne ich aus Interesse an einer Sache. Eine große Idee muß meine Gedanken in Schwingung versetzen. Etwa die Vorstellung von Pflicht, Schönheit, rascher Zeitenflucht &c.

Trinity Chapel liegt im Zentrum der Stadt und bildet die Ecke zweier enger Straßen. Sie ist aus grauem Haustein aufgeführt,

aber seit Robertsons Tode gänzlich umgebaut. Sie hatte früher eine Fassade, deren Giebeldach von Säulen, die der Küster als griechisch bezeichnete, getragen wurde. Jetzt wird sie von einem schlanken Turm flankiert, und ist in einfach romanisch gegliederten Formen gehalten. Auch das Innere ist verändert; der Altarraum erweitert und das Gestühl erneuert. Sie ist die einzige Kirche in Brighton mit Emporen und hat ungefähr die Größe der Zwölf-Apostel-Kirche in Berlin. Im Vergleich zu dem reichen Schmuck der meisten englischen Ritualkirchen ist auch das Innere des Neubaus anspruchslos, aber würdig gehalten.

Der Altarraum empfängt jetzt sein gedämpftes Licht durch ein großes Mittelfenster, das in Glasmalerei in kleinen Feldern Darstellungen aus Jesu Leben enthält und Robertsons Andenken gewidmet ist.

Durch die rechts und links neben dem Fenster ausgeschriebenen Sprüche: „Ich bin der rechte Weinstock“ und „Ich bin das Brot des Lebens“, hat die Gemeinde, die ihm dies Erinnerungszeichen gestiftet, sich selbst das Zeugnis ausgestellt, daß sie seine Predigtweise *) besser verstanden hat, als er gedacht, und „daß seine Arbeit an ihr nicht vergeblich gewesen ist“.

Über dem Glasfenster stehen die Worte „Heilig, heilig, heilig“, und unter demselben ist eine schmale Messingplatte in die Wand gelassen, die in schöner Ciselierung die Worte trägt: „Zum Ruhme Gottes und zum Andenken Frederick Robertsons, der in dieser Kapelle von 1847—1853 gepredigt hat.“

Die Platte ist das Werk seines noch lebenden Küsters, der Metallarbeiter und Mitglied des von Robertson ins Leben gerufenen Handwerkervereins war.

Robertson hielt hier am 15. August 1847 seine erste Predigt über seinen Lieblingsspruch: „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen. Wir aber predigen den gekreuzigten Christum“, 1 Kor. 1, 22 f.

---

*) Vgl. S. 131.

Gleich diese erste Ansprache erregte sowohl die Kritik wie das allgemeine Interesse. Als seine eigentümlichen Ansichten allmählich deutlicher hervortraten, verließen viele der bisherigen Besucher die Kirche, aber ihre Plätze wurden bald von anderen eingenommen.

Unter seiner Kanzel sammelten sich denkende, strebsame Männer aus allen Teilen der Stadt. Solche, die an den großen, die Welt und die Menschheit bewegenden Fragen thätigen Anteil nahmen, fühlten sich angezogen durch seine umfassende, einsichtsvolle Kenntnis der Geschichte und die Kraft, mit welcher er das Christentum auf die sozialen Probleme der Gegenwart anwandte. Junge Leute folgten begierig seiner feinen, von tiefer psychologischer Weisheit zeugenden Darlegung des Menschenherzens und seiner Konflikte gegenüber den religiösen Fragen, die heute noch der Lösung harren und damals eben anfingen, die Gemüter zu bewegen. Dienstboten, die nicht so leicht einen geistvollen Prediger würdigen, fühlten sich gleichermaßen gefesselt und thaten sich — um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen — schon nach fünf Monaten in großer Zahl zusammen, um ihm zum ersten Christfest, das er in Brighton feierte, eine Anzahl Gebetbücher für den kirchlichen Gebrauch in seiner Gemeinde zu überreichen. Auch Leute, die sonst keine Kirche besuchten, Freidenker und Juden, waren unter seinen Zuhörern zu finden, auch kamen viele Unitarier, kurz dieselbe Art kosmopolitischer Zuhörerschaft, die sich heute noch, nur in weit größerem Umfange, um seine nachgelassenen Schriften sammelt und der längst verklungenen Stimme darin mit derselben Spannung folgt, wie einst der Hörer der lebendigen Rede. Die Kirche wurde bald zu klein für die große Zuhörerschaft, die Sonntag für Sonntag bis weit hinaus vor den Thüren stand und den eindringlichen Worten dieses Mannes lauschte, der ihnen doch oft sehr herbe Wahrheiten sagte.

Auf der Kanzel war seine Haltung ruhig, fast ganz ohne Gesten und völlig frei von oratorischem Gepränge. Nur zuweilen erhob er langsam die Hand; ein andermal beugte er sich vorn über und ließ sie über das Pult herabhängen; zuweilen richtete er sich

plötzlich zu seiner ganzen Höhe auf, wie emporgeschnellt von der Macht des Gedankens, den er aussprach. Sein Organ war äußerst wohllautend, tief, klar und weittragend; — wenn er die Stimme erhob, was selten geschah, war es ein Klang, vergleichbar dem Hallen einer großen Glocke. Es kam häufig vor, daß seine Stimme unter der Macht des zurückgedrängten Gefühls bebte.

Im Anfang seiner Predigt hielt er einen kleinen Papierstreifen in der Hand mit kurzen Notizen. Er benutzte ihn hin und wieder. Aber schon nach zehn Minuten hatte er ihn als überflüssig in seinen Fingern zerknittert. Dieser kleine Zettel enthielt den Extrakt sorgfältig vorhergegangener Arbeit. Wir besitzen in einem Brief an den Bischof seine eigene Darlegung, wie er bei der Ausarbeitung verfuhr *):

Der Ausdruck ex tempore bezeichnet nicht genau meine Art zu predigen. Zunächst mache ich mir ausführliche Notizen, die ich dann in eine Form bringe. Darauf schreibe ich zwei- oder dreimal die einzelnen Gedankengänge auf, um sie voneinander zu entwirren und bringe sie hernach untereinander in Zusammenhang. Aus dieser Aufzeichnung mache ich einen Auszug und zuletzt eine knappe Skizze (skeleton), die ich mit auf die Kanzel nehme.

Der Gedankengang und Inhalt dessen, was er sagen wollte, war ihm nun ganz klar; aber der Ausdruck blieb der Eingebung des Augenblicks überlassen. Denn sobald er öffentlich redete, verlor er alles aus den Augen, auch sich selbst, nur nicht seinen Gegenstand. Er wählte seine Worte nicht und dachte nicht nach über seine Gedanken. War dieser erhöhte Zustand vorüber und trat die Reaktion ein, dann waren ihm Worte, Bilder, Gleichnisse, alles wie ein Traum entschwunden.

Es war ihm eine ebenso große Anstrengung, sich eine Predigt zurückzurufen, wie sie zu produzieren. Nach manchen seiner eindringlichsten und leidenschaftlichsten Äußerungen konnte er wohl die Frage thun: „Habe ich auch nicht einen Narren aus mir gemacht?“

---

*) In der anglikanischen Kirche ist es sonst üblich, die Predigten abzulesen.

Was wir von seinen Predigten in ungenügender Form besitzen, ist von Gemeindegliedern während des Gottesdienstes nachgeschrieben worden. Auf die Bitte seiner Gemeinde, einen Stenographen halten zu dürfen, ging er nicht ein. Einesteils erschienen ihm seine Predigten dafür nicht wertvoll und wichtig genug, dann meinte er aber auch, er lasse sich manchmal zu Äußerungen fortreißen, die vielleicht für den Augenblick berechtigt wären, fixiert aber zu Mißverständnissen Veranlassung geben könnten. Glücklicherweise ist uns ihr Besitz noch auf eine andere Art erhalten worden.

Gegen Ende seiner Wirksamkeit pflegte Robertson fast regungslos, in gerader Haltung, auf der Kanzel zu stehen, die Hände ruhig herabhängend oder den Talar fassend. Die hohe, abgemagerte Gestalt und das blasse, feine Antlitz erschienen, wenn er sprach, wie Alabaster von innerem Feuer durchglüht.

Seine Predigten sind nach seinem Tode von einem seiner Freunde als „Blüte und Wunder moderner Kanzelberedsamkeit“ bezeichnet worden.

Otto Pfleiderer geht in ihrer Beurteilung noch einen Schritt weiter*). Er findet in der ganzen homiletischen Litteratur wenige ihresgleichen, was Reichtum der Gedanken, Kraft des sittlichen Pathos, Wärme der religiösen Empfindung, Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung, Würde und Schönheit der Sprache betrifft.

Edmond de Pressensé urteilt:

Uns ist kein genialerer Redner bekannt, der Gedanken und Reflexion tiefer anregte, der mehr Herz besäße. Seine Bilder sind reich an Einbildungskraft; sie haben nichts Konventionelles. Er gebraucht nicht die üblichen Abgründe, Stürme, Blumen aller Art und die abgerissenen Gleichnisse einer abgedroschenen Redekunst, die einer bereitwillig geöffneten Garderobe gleichen. Die angelsächsische Bildersprache ist besonders seit Shakespeare mit einem gesunden Realismus durchtränkt, frisch in den Farben, be-

---

*) Siehe „Die Entwickelung der protestant. Theologie“. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1891.

stimmt in den Umrissen. Niemand wendet sie glücklicher an, als Robertson. Bei ihm wiegt die Ausführung die Anlage auf. In freier Weise behandelt er seinen reiflich durchdachten Plan. Derselbe Geist belebt all seine Gedanken. Er ist nicht der feierliche Repräsentant einer mumifizierten Tradition oder einer kirchlichen Autorität. Er spielt nicht die Komödie einer unerschütterlichen Gewißheit, aber sein Einfluß ist um so größer, weil durchaus moralischer Natur.

So lesen wir in der Predigt über „die Erwartung des zweiten Advents" (Sermons IV):

Liebe zu Gott ist die Liebe zum Guten. Das alte sächsische Wort Gott bedeutet dasselbe wie gut. Gott der allein Gute — das personifizierte Gute. Diese Ableitung ist kein bloßes Wortspiel. Es liegt eine tiefe Wahrheit darin. Niemand liebt Gott, der nicht das Gute liebt. Gott lieben heißt das lieben, was er ist. Gott ist rein, und wer Herzensreinheit liebt, kann dazu gelangen, Gott zu lieben. Gott ist wahr, gerecht, und wer das, abgesehen von Gott, liebt, wird es auch in Gott lieben lernen, und ihn gerade deswegen lieben, weil er gut und wahr, rein und gerecht ist.

Robertson empfand es deutlich, daß das Christentum zu sehr als Theologie gepredigt werde und zu wenig als die Religion des täglichen Lebens; zu sehr als Religion des Gefühls und zu wenig als Religion sittlicher Prinzipien; zu sehr als Religion nur für Individuen und zu wenig als eine Religion für Völker und für die Welt. Er wollte es wirksam machen für den sozialen Zustand aller Klassen, für die Fragen, die die Gesellschaft erregten, für die großen Bewegungen der Welt.

So greift er hinein ins volle Menschenleben und stellt seine äußeren und inneren Vorgänge, die wir gewohnt sind, unabhängig von der Religion zu betrachten, in das Licht des Evangeliums. Dadurch offenbaren sie die Möglichkeit einer einheitlichen, christlich-sittlichen Lebensanschauung, die, fern davon, sich ängstlich abzuschließen, vielmehr die ganzen Errungenschaften moderner Kultur sowohl wie die Resultate künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung mit ihrem Geiste durchdringt und die Gemütsbedürfnisse und das menschliche Empfindungsleben in allen seinen Stadien

und Erscheinungen, — mit einem Wort das ganze Leben und Streben der Menschen auf eine höhere Stufe hebt.

Von größtem Interesse über die Bedeutung von Robertsons Predigten, speziell für England, ist wohl das Urteil des schon mehrfach angeführten Professors Tulloch.

Um die nationale Bedeutung eines Mannes vollwertig zu ermessen, muß man seinem Volk angehören. Vor allem gilt dies nach der sprachlichen Seite hin bei Dichtern, Schriftstellern und Rednern. Ein Kirchenhistoriker wie Tulloch, in England allgemein anerkannt als Kenner der kirchlichen Zustände und religiösen Strömungen, verdient darum besonders beachtet zu werden. Er ist derselben Meinung wie auch Dean Stanley, daß England keinen größeren Prediger gehabt als Robertson, der als Redner Thomas Arnold und selbst Newman überragt habe.

Er sagt (a. a. O.):

Als Prediger ist Frederick Robertson zu einer Geistesmacht seiner Zeit geworden. Er war auch thätig als Philanthrop, als Freund der Arbeiter, die sich in großer Anzahl und eifriger Bewunderung um ihn scharten. . . . Seine litterarische Begabung war ersten Ranges, besonders seine Fähigkeit für kritische Behandlung der Poesie. Sein theologisches Wissen war umfassend und ihm ganz eigentümlich. Aber erst auf der Kanzel gelangte seine intellektuelle und geistige Kraft zu ihrer vollen Entfaltung, und seine „Sermons“ werden das unvergängliche Denkmal seines Genius und der starken Impulse neuer, lebendiger Gedanken, die von ihm ausgingen, bleiben.

Was war nun der Grund dieses seltenen und fast beispiellosen Einflusses, den er ausgeübt, nicht nur zu Lebzeiten, sondern besonders nach seinem Tode? Denn von ihm gilt wahrhaftig vor allen Predigern das „wiewohl er gestorben ist, redet er noch“. Seine Predigten, die alle erst nach seinem Tode veröffentlicht sind, viele in unvollkommener Form, haben nicht nur seinen Ruhm gewahrt, sondern seinen Einfluß, seine Gedanken hinausgetragen in Weiten, die die Stimme des Lebenden nie erreicht hätte . . .

Am besten wird er wohl als Denker auf der Kanzel charakterisiert. Er erfaßte geradeswegs den Kern jedes Gegenstandes und enthüllte mit einer ungewöhnlichen Kombination von Einbildungskraft und Dialektik seine volle Bedeutung. Er fühlte eine Wahrheit, ehe er sie auszudrücken vermochte. Hatte er sie aber einmal voll empfunden und sie sich durch sorgsames Studium zu eigen gemacht, so prägte er sie mit der bewunderungswürdigsten Logik — einer eng gegliederten, aber in jedem Glied lebendigen Beweisführung — in den Geist seiner Zuhörer hinein.

Diese lebendig glühende zusammenhängende Gedankenkette findet sich in all seinen größeren Predigten. Sie konnte nur ausgeschweißt werden in einer im Innersten glühenden Esse, im Feuer von Ideen, die ihn für den Augenblick fast verzehrten, ihn aber nie versehrten, sondern von ihm bemeistert wurden. Dieser Eindruck schöpferischer Kraft, den man im Verlauf seiner Predigten gewinnt, verleiht ihnen bei all ihrer stürmischen Energie diese wundervolle Formvollendung.

Denn auch vom ausschließlich künstlerischen Gesichtspunkt aus sind viele darunter von hohem Wert, pulsiert ja ein Leben in ihnen, das sich auch in den vornehmsten Litteraturerzeugnissen nicht eben häufig findet. Thatsache ist, daß sie buchstäblich die Schöpfungen, die Äußerungen einer Inspiration sind, die der Augenblick geboren hat. Wir könnten uns nicht vorstellen, daß sie kühlen Bluts geschrieben wären. Ihre ganze Organisation entströmt einer heißen, aber disziplinierten Begeisterung. Sein Biograph sagt: er entwirrte seinen Gegenstand allmählich von der Menge der Bilder und Gedanken, die sich um ihn gleichsam geballt hatten. Er traf eine strenge Wahl aus dieser Fülle und wies das Überflüssige zurück. In seinem Geist herrschte keinerlei Unklarheit. Schritt vor Schritt führte er seine Hörer von Punkt zu Punkt, bis sie auf dem Gipfel angelangt, den ganzen Gegenstand, übersichtlich wie ein Landschaftsbild, in voller Harmonie und Zusammengehörigkeit vor sich ausgebreitet liegen sahen. Vereinzelte Gedanken haßte er und ruhte

nicht, bis sie unter einen Gesichtspunkt gebracht und sich als mit tausend anderen verknüpft erwiesen hatten. Daher die Fülle seiner Kombinationen und die Fähigkeit, entlegene Gedankenverbindungen in überraschender Weise aufzufinden. Dieser Klarheit des zusammenhanglichen Denkens und dem steten Zuströmen neuer Ideen müssen wir auch den großen Bereich und die sichere Behandlung seiner Themata zuschreiben und die ihm in seltenem Maße gewordene Gabe, das Verworrene klar, das Gewöhnliche groß, und wiederum das Große nicht zu groß darzustellen für die tägliche Nahrung der Menschen. Denn er war nicht nur Denker, sondern Denker um der Menschen willen. Die Lebhaftigkeit seiner Sympathie für das Wahre und Schöne wurde hoch überragt von dem Verlangen, es lebenden Wesen zugänglich zu machen.

Wohl aber begegnet es ihm in dem Bestreben, eine Wahrheit recht eindringlich zu machen, dieselbe so stark, ja einseitig zu betonen, daß er zu vergessen scheint, wie sie durch andere bestritten und beschränkt wird, und es dann einer anderen Predigt überläßt, auch wieder die entgegengesetzte Seite vielleicht ebenso scharf hervorzuheben.

Wenn — fährt Tulloch fort — die höchste Aufgabe des Denkens Klarlegung einer Sache ist, das Eindringen in ihren Kern, um in schöpferischer Kraft all ihre Elemente zu enthüllen; nicht nur über sie zu sprechen und zu sagen, was andere über sie gedacht haben, nicht nur alte Normen zu erklären, sondern neue Ideenfolgen ins Leben zu rufen, — dann ist Frederick Robertson sicherlich der größte Denker, den wir im modernen Leben auf der Kanzel gesehen haben. Andere Prediger mögen eine mehr volkstümliche Beredsamkeit entfaltet haben, fähiger gewesen sein, eine aus ganz verschiedenen Elementen gemischte Zuhörerschaft fortzureißen*). Es giebt aber keine Predigten, die so wie seine die ganze menschliche Denk- und Empfindungsweise auf ein höheres

*) Wie z. B. der Baptistenprediger Spurgeon, der gelegentlich nicht frei war von Trivialitäten und Derbheiten.

Niveau gehoben hätten. Keine, die den Leser so sicher auf den Flügeln einer von Geist und Vernunft durchsättigten Einbildungskraft emportragen, bis sie das eigentliche Leben der Sache erfaßt und ihr mit dem Prediger Auge in Auge blicken.

Wie lebendig wird uns z. B. die entgegengesetzte Stellung von Juden und Heiden dem Kreuz Christi gegenüber in seiner berühmten Predigt über „Die Juden fordern ein Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit ꝛc.“ Welche Bedeutung gewinnt „der Stern im Morgenland“ durch seine Auslegung! Wie neu erörtert er „Christi Ansicht über Sünde“ und sein schöpferisches Erschauen der göttlichen Impulse, die auch unter dem Schutt der Sünde noch in der Menschheit fortleben! Wie verbildlicht „die Vereinsamung Christi“ uns unser eigenes Selbst; wie begeistert „das Opfer Christi“ unsere Herzen, wenn er davon spricht!

Er dachte aber nicht nur gründlich, erfaßte und umfaßte seinen Gegenstand in all seinen wesentlichen Beziehungen; nein er that mehr. Er wußte ihn auch künstlerisch auszugestalten und ihn durch und durch mit Leben, Licht und Wärme zu erfüllen.

Aber diese von Gott verliehene Vernunft, so selten sie auch angewandt wird, würde allein nie Robertsons Predigten die Gewalt verliehen haben, die ihnen aus anderen höheren Ursachen erwuchs. Sein Intellektualismus ist nie fern von den Tiefen geistlichen Lebens. Und er rührt an diese Tiefen — Geheimnisse des Herzens, Schmerzen der Sünde, Streben nach Heiligung — nicht nur mit einer auserlesenen Zartheit, Sympathie und eindringendem Verständnis, sondern vor allem mit einer Einfachheit, Geradheit und Ehrlichkeit, die fast kein Prediger erreicht hat. Wir kennen keine Predigten, die sich an das Herz wenden, — ich will nicht sagen in zarterer Weise, — aber mit einer aufrichtigeren, eindringlicheren Zartheit, als Robertsons. Newman schlägt vollere und kompliziertere Accorde geistlichen Lebens an, er kann das Gewissen mit größerer Feierlichkeit aufrütteln und erschüttern. Aber seine packendsten Aufrufe sind oft verworren und häufig sophistischer Natur! Die Rolle des geistlichen Richters fällt bei

ihm der Idee von der Kirche oder der Autorität des Dogma zu. Man muß ein Sohn der „Kirche" sein, um die ganze Kraft seiner Beweisführungen zu empfinden. Er verfährt oft unredlich mit dem Gewissen und freut sich, wenn er es in Nachteil versetzen kann. Bei Robertson ist das christliche Gefühlsleben ebenso wahr und klar wie intensiv. Keine Spur von Sophistik in den feinsten Zergliederungen geistlicher Zustände oder den gewaltigsten seiner Weckrufe. Er wendet sich an unsere allgemein menschliche Natur und die mächtigen Gefühlssaiten, die in ihr vibrieren, nicht aber an ein bloß kirchliches Gefühlsleben und ein überreiztes Gewissen.

Vor allem ist es Christi Persönlichkeit selbst, und nicht eine kirchliche Vorstellung über ihn oder ein Symbol seiner Autorität, womit er die Herzen ergreift.

Robertson scheut sich nicht, die Gedanken seiner Predigten, tief aus der litterarischen und historischen, ja naturwissenschaftlichen Kultur seiner Zeit zu schöpfen. Seine Reden über die Griechen, Römer und Barbaren in ihrer Beziehung zu dem Urchristentum sind von dem größten Interesse. Seine Rede über die Religion Indiens ist nicht weniger bemerkenswert als eine Art historischer Apologie. Die den großen Gestalten des Alten und Neuen Testaments geweihten Predigten — wie über Eli, Hiob, Elias, Bileam, Joseph, Johannes den Täufer, Zachäus u. s. f. sind von großer realistischer Kraft, psychologischer Feinheit und bedeutsam „in der Auffindung des feines Fadens in den Stellen, wo sich Bild und That, Geschichte und Poesie mischet! Grobe Hände (fährt Herder fort) können ihn selten verfolgen, noch weniger entwickeln, ohne ihn zu zerreißen und zu verwirren, ohne entweder der Poesie oder der Geschichte wehe zu thun, die sich in ihm zu einem Ganzen spinnet".

Ein schönes Beispiel hierfür ist der Eingang zu der Predigt über „Jakobs Kampf". Es heißt darin:

Es ist klar ersichtlich, daß diese Erzählung, in der vieles als Mythe anzusehen ist, aus einer frühen Litteraturperiode stammt, wo

Traditionen, den noch rohen Begriffen des Zeitalters entsprechend, in poetischer Form aufbewahrt wurden, die dennoch eine tiefe Wahrheit in sich schlossen. Die Wahrheit von der sie umhüllenden Form zu trennen, ist nun die Pflicht des Auslegers. Es wird uns klar werden, daß wir nicht nur etwas aus der Kindheit der Menschheit, etwas spezifisch Jüdisches, von begrenztem Interesse vor uns haben, sondern eine umfassende Wahrheit, so umfassend wie die Menschennatur selbst; daß es sich um einen inneren Kampf handelt, der im neunzehnten Jahrhundert noch so wahrhaft gilt wie damals; der dieselbe Realität im Leben jedes ernsten Menschen beansprucht wie in Jakobs Geschichte.

Um eine Vorstellung von der wunderbaren Poesie zu geben, in die sein Gedanke sich oft kleidet, müßte man die Citate gerade aus dieser Predigt häufen. Wir greifen eine Stelle heraus:

... Von Gott gesegnet zu werden, ihn zu erkennen, zu wissen, was Gott ist, — das ist es, wonach Jakobs Seele ringt von Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung.

Das ist auch unser Kampf, — der große Kampf des Lebens. Fragt jeden wahrhaftigen Menschen, der bis in die Tiefen seines Daseins hinabgestiegen ist, — was ist der Schrei, der sich aus seiner tiefinnersten Natur losringt? Ist es der Schrei nach täglichem Brot? Jakob bat darum in seiner ersten Begegnung mit Gott: um Erhaltung des Lebens, um Schutz. Oder ist es die Bitte um Vergebung unserer Sünde? Auf Jakobs Seele lastete ungetilgte Schuld, und in diesem feierlichsten Augenblick seines Daseins kein Wort davon. Oder bat er: Dein Name werde geheiligt? — Nein, meine Brüder. Wohl erhebt sich aus den Tiefen unserer schwachen und doch göttlichen Menschennatur die Bitte: Errette meine Seele! Aber das sind Stunden, die, obwohl auf Höheres gerichtet, doch noch der Erde gehören. Doch in unseren unweltlichsten Augenblicken, da rufen wir: Sage doch, wie heißest du? Wir wandeln in einer Welt der Wunder, und die tiefste aller Fragen ist wohl die: Was ist das für ein Wesen, das uns immer nahe ist, das wir zuweilen fühlen, aber niemals schauen? Das uns seit den Tagen unserer Kindheit erfüllt hat mit Träumen von etwas unsagbar Schönem, Hohem, nie zu Verwirklichendem? Das zuweilen durch unsere Seele zieht wie ein Gefühl von Verlassenheit, wie das Flügelrauschen des Todesengels, und uns erschrocken und still in Einsamkeit versenkt? Das uns anfaßte, wo wir am verletzbarsten sind, bis wir uns in Todesqualen wanden und unsre Liebe auf Erden sich in Schmerz zusammenzog und welkte? Das uns nahe ist, wenn unser Geist sich nach dem Höchsten, Edelsten streckt,

und Vorstellungen einer übermenschlichen Vollkommenheit in uns aufsteigen? Sollen wir die Frage stellen: Sage mir, was bist du — oder wer bist du? Bist du ein Persönliches oder ein Unpersönliches? Was ist er? was ist es? Was bedeutet dieses Vorausgefühl von Gott und Unsterblichkeit? Nur das Hämmern meines eigenen Herzens, das als ein scheinbar Lebendiges von außen zu mir dringt? Nur den Widerhall meiner eigenen Wünsche, der aus einer unendlichen Öde des Nichts zu mir zurückbebt? Oder darf ich es Gott nennen? Vater, Geist, Liebe? Ein lebendiges Wesen in mir oder außer mir? — Sage doch, wie heißest du, du ehrfurchtgebietendes Geheimnis der Liebe?

In Robertsons Predigten kehrt der Gedanke über die Schwierigkeit, an Gott zu glauben, häufig wieder: So heißt es (Sermons IV) in „dem Vorrang der Barmherzigkeit“:

Gott ist die Liebe. Der eine, beinah der einzige Kampf des religiösen Lebens, besteht darin, dies zu glauben. Allen scheinbaren Grausamkeiten des Lebens zum Trotz; dem umwölkten Geheimnis, in das Gott sich verbirgt, zum Trotz. Allem Schmerz und der Herbheit des Menschenloses, der Ansammlung immer dichter werdender Finsternis und verlorenerer Stille um die Seele her, zum Trotz. Zu glauben, daß Gott dennoch die Liebe sei und sich daran festzuhalten, — wie der Mensch sich verzweiflungsvoll an den Felsen klammert, wenn die salzige Brandung und die treibenden Wogen über ihn fluten und ihn des Atems berauben, — ich sage, das ist der eine große Kampf des Christenlebens, mit dem verglichen alles andere gering erscheint. In diesem Glauben sind Trübungen menschlicher Beziehungen leicht zu ertragen. Sind wir des Herzens Gottes gewiß, dann ist es leicht, großmütig, duldsam, wohlwollend zu bleiben. Denn die ärmliche Liebe dieses Lebens, ihre Kälte, ihre Treulosigkeit wird mehr als aufgewogen durch die Gewißheit, daß die Liebe des Vaters unser ist. Wenn wir diese Überzeugung aber auch nur einen Augenblick aus den Augen verlieren, dann versauert das Herz; die Menschen scheinen es nicht wert, geliebt zu werden; das uns widerfahrene Unrecht vergrößert sich, wir können keine Beleidigungen vergeben, und das Leben schleppt sich nur noch hin als Tod mitten im Leben. Der Mensch mag an allem und jedem verzweifeln und doch noch selig sein, wenn er an dieser Überzeugung bleibt. Laßt alles von ihm forttreiben wie Seetang auf dem Ozean des Lebens: so lange er auf der Gewißheit der ewigen Treue, der ewigen Liebe ruht, kann sein Geist nicht haltlos umhertreiben. Es giebt Augenblicke, glaube ich in aller Demut,

wo wir die triumphierenden Worte des Apostels Paulus verstehen: „Laßt [nur] Gott gerecht sein und alle Menschen Lügner!“

Die Predigt schließt mit den für Robertsons Streben so charakteristischen Worten:

Die Erde kennt nichts, das ruhmwürdiger und sehenswerter wäre, als wenn Liebe sich der Unduldsamkeit gegenüber tolerant erzeigt; wenn Barmherzigkeit selbst die Sünde mangelnder Barmherzigkeit mit ihrem Schleier verhüllt.

Robertsons Predigten sind bei aller Universalität immer der Ausdruck seines eigenen, innersten Erlebens. Man möchte die Citate häufen, aber ihrer viele sind ja jetzt in deutscher Übersetzung erschienen. Nur ein Beispiel tiefster Seelenkunde für viele, aus „der Vereinsamung Christi“ *):

Jeder Mensch tritt sozusagen als eine neue Kreatur in die Welt. Seine Seele ist noch nicht erprobt, ein Leben unerschöpfter Möglichkeiten breitet sich vor ihm aus. Niemand kann voraussagen, was aus ihm werden mag, ihm seine Pflichten vorschreiben oder ihm vorhalten, was er thun und werden soll. Die Natur eines jeden trägt ihre Norm in sich. Jeder muß sich allein sein Lebensschicksal gestalten und, auf sich allein angewiesen, es auswirken ohne fremde Einmischung. Die innerlichen und äußerlichen Versuchungen eines jeden sind so besonderer Art, daß kein anderer den Maßstab dafür besitzt. Allein wirst du versucht, allein mußt du die Wüste durchwandern, allein gesichtet werden von der Welt, allein den Tod schmecken und besiegen. Es giebt Augenblicke in jedes Menschen Dasein — ihm allein bewußt —, wo ihm das Leben bis in seine Quellen hinauf vergiftet erscheint und er bang dem Anbruch eines Tages entgegenblickt, der ihn dem Kampf entreißt.

Man wird bei Robertson nie müde, die Abwechselung, den Reichtum und die Tiefe des Psychologen und Moralisten zu bewundern. Er predigt über die Macht der Traurigkeit, die Exaltation der Sinne und der Seele, Herzensreinheit, inneren Frieden, über legitime und illegitime Anwendung des Gesetzes, Mutlosigkeit, die Unwiderbringlichkeit der Vergangenheit, Fortschritt durch Vergessen der Vergangenheit, Gewissensfragen u. a. m.

*) Siehe „Religiöse Reden“, Bd. I. Hinrichs Verlag.

Über die Relativität von Recht und Unrecht äußert er sich in den Lectures über 1 Kor. 8 mit einer an Kühnheit grenzenden Freiheit. Es scheint fast, als habe er hier schon die modernste individualistische Anschauung vorausgeahnt und auf seine Art den „Keim des Guten“ aus ihr herausgezogen.

Wie es in Gottes Augen nur eine absolute Wahrheit giebt, so gilt auch vor ihm nur ein unwandelbares absolutes Gesetz von Recht und Unrecht.

Das eine absolut Rechte — Gottes Barmherzigkeit und das Opfer Christi — ist von Ewigkeit zu Ewigkeit der einzige Maßstab ewiger Gerechtigkeit. Aber menschliches Recht oder Unrecht, das Verdienst oder die Schuld der einzelnen That, des einzelnen Menschen kann nicht an diesem absoluten Maßstab gemessen werden, sondern nur an dem relativ bedingten seiner besonderen Verhältnisse, seines Zeitalters und seiner persönlichen Erkenntnis. Wir kommen mit moralischem Bewußtsein in die Welt, christlich gesprochen mit einem Gewissen. Aber seine Stimme spricht nicht deutlich. Es bezeugt nur ganz im allgemeinen, was recht und was unrecht sei, so, daß jedes Kind es begreift. Barmherzigkeit und Selbstverleugnung sehen wir beinah von jedem Volk anerkannt. Aber wann und wie Selbstverleugnung geübt werden darf, — wo die Barmherzigkeit ihre Grenzen findet, — das genau festzustellen, bleibt verschiedenen Umständen überlassen.

Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit eines verschiedenen sittlichen Maßstabes bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. Der sittliche Maßstab der Israeliten früherer Zeiten, vor ihrer Niederlassung in Kanaan war ein viel niederer, als der sittliche Standpunkt der späteren Propheten. Ebenso war der Maßstab des dritten und vierten Jahrhunderts nach Christus ein gänzlich anderer, als der heutige des neunzehnten Jahrhunderts. Versteht mich aber nicht falsch. Ich behaupte nicht, daß recht und unrecht auf konventionellen Vorstellungen beruhe oder durch chronologische und geographische Einflüsse bestimmt werde oder mit den Längen- und Breitegraden wechsele. Ich behaupte nur, daß die Anschauung über die Art, die Form, in der Recht oder Unrecht in die Erscheinung tritt, beständigem Wechsel unterworfen ist . . .

Im alten Israel wurde das Gesetz von der Liebe so erklärt: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Unter den Indianern bestand die einzige Anerkennung der Selbstverleugnung in der Bewunderung, die man dem Kriegsgefangenen zollte, der die Foltern seiner Feinde ohne Zucken ertrug. Im alten Indien kam dasselbe Prinzip in einer noch seltsameren Weise zum

Ausdruck. Man erblickte die höchste Form der Selbstverleugnung und Selbsthingabe in dem Leben des Säulenheiligen oder des Einsiedlers, der so lange in einem Baum saß, bis die Vögel des Himmels auf seinem Haupt nisteten und seine Fingernägel wie Vogelkrallen ihm in die Hände einwuchsen; sein Geist aber in Betrachtung der Gottheit versunken, völlig in ihr aufging.

Im alten Sparta bestand die Gewohnheit, die Kinder stehlen zu lehren. Hieraus könnte man folgern, recht und unrecht hätten doch nur konventionelle Bedeutung. Blicken wir aber tiefer, so sehen wir auch darin keinen Widerspruch gegen unsere Behauptung. Nicht das Stehlen wurde bewundert. Das Kind wurde bestraft, wenn es als Dieb gefaßt wurde. Nur auf die Geschicklichkeit kam es an, und zwar als Ausdruck kriegerischer Tüchtigkeit, die einem Volk, das in beständiger Reibung mit seinen Nachbarn lebte, wohl nötig sein mochte. Damit ward die Ehrlichkeit nicht verachtet und die Unehrlichkeit belobt, sondern beides dem untergeordnet, was größeren Wert für sie besaß, — der Pflicht des Verschweigens.

Das von dem Apostel hier aufgestellte Prinzip lautet: der Mensch wird gerichtet, nicht nach dem abstrakten Gesetz Gottes von recht und unrecht, vielmehr nach dem relativen Gesetz seines Gewissens. Was jemandem das Rechte zu sein scheint, ist in gewissem Sinne auch recht für ihn, und was ihm unrecht erscheint, ist unrecht für ihn. Z. B. sagt er Röm. 5, 13: „Aber wo kein Gesetz ist, wird die Sünde nicht zugerechnet“ *). Mit anderen Worten: wenn jemand wirklich nicht das Unrecht einer Handlung erkennt, so ist sie für ihn nicht so unrecht, als sie es sonst sein würde. Nach der anderen Seite hin ist die Sache noch klarer. Röm. 14 sagt er: „Ich weiß und bin es gewiß durch den Herrn Jesum, daß nichts gemein ist an ihm selbst, ohne der es rechnet für gemein, demselben ist es gemein.“ Mit anderen Worten, was auch der abstrakte Wert einer Sache sei, wie auch vor Gottes Richterstuhl jede besondere That bestehe, — wenn du sie für unrecht hältst, so ist sie offenbarlich unrecht für dich, und dein Gewissen wird sich mit Schuld beladen, wenn du sie trotzdem begehst.

Einige Beispiele zur Erläuterung.

Es besteht ein Unterschied zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Bloße Wahrhaftigkeit ist etwas Geringes. Aus der Wahrheit sein ist größer. Wahrhaftigkeit äußert sich nur in der Übereinstimmung von Behauptungen mit bestimmten Thatsachen. Aus der Wahrheit sein, ist dagegen die Übereinstimmung der innersten Überzeugung des Menschen mit der Wirklichkeit. Es kann jemand, ihm unbewußt, etwas Falsches behaupten und dabei doch wahr sein,

*) Von Luther in einem anderen Sinne übersetzt.

wenn ihm die Wahrheit wider Willen entzogen ist. Auf der anderen Seite kann man etwas Richtiges behaupten und dabei doch falsch sein, sich selbst, seinem Nächsten und Gott gegenüber.

Die treffendsten Erläuterungen hierfür giebt uns das Buch Hiob. Das meiste, was Hiobs Freunde vorbrachten, war richtig. Vieles in Hiobs Aussprüchen dagegen unrichtig und irrtümlich. Und doch waren all ihre richtigen Behauptungen bis zur Falschheit losgelöst von der Wirklichkeit und dem Thatbestand. Sie waren, wie man gesagt hat, in Gottes Augen nichts als „orthodoxe Lügner“. Hiob dagegen, der beständig stolperte, sich in falsche religiöse Vorstellungen verlor, blieb im Suchen und Ringen nach ihr — in der Wahrheit. Darum geschah es, daß der Herr ihm endlich im Sturmwind erschien, die Männer bloßer Wahrhaftigkeit beschämte und die Ehre des in Wirklichkeit Wahren bezeugte und schirmte.

Weiter. Es ist von geringerer Bedeutung, daß man wahre Ansichten behaupte, als daß man wirkliche Überzeugungen habe. Wir wollen dies so stark wie möglich ausdrücken. Die unitarische Anschauung ist falsch, die trinitarische ist wahr. In Gottes Augen und um seines ewigen Geschicks willen wäre es aber besser für den Menschen, ernstlich, ehrlich und wahr sich den unitarischen Lehren anzuschließen, als feige, indifferent, durch anderer Autorität beeinflußt, oder aus Beweggründen des Interesses oder des Eigennutzes das trinitarische Bekenntnis aufrecht zu erhalten.

Auf Grund dieses Prinzips dürfen wir auch die Begnadigung einstiger Verfolger erhoffen. Nichts kann die Verfolgung Andersgläubiger rechtfertigen. In Gottes Augen ist es ein ewiges, wesenhaftes Unrecht. Und doch, wenn jemand aufrichtig und fest überzeugt ist, den Befehl von Christus empfangen zu haben, mit Feuer und Schwert zu verfolgen, ist es sicher besser für ihn, dem zu folgen, und zartere Regungen beiseite zu setzen, als aus Laxheit und Weichheit das zu unterlassen, was ihm seine Pflicht gebietet. Das scheint wenigstens Paulus Ansicht zu sein; denn er sagt uns, daß „er zuvor ein Lästerer und ein Verfolger und Schmäher gewesen: aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren; denn ich habe es unwissend gethan im Unglauben“, 1 Tim. 1, 13.

Thue das, was dir recht zu sein scheint. Nur dadurch wirst du schließlich durch Gottes Gnade klar erkennen lernen, was recht ist. Wer innerlich überzeugt ist, es sei Gottes Gesetz und Gottes Wille, daß er so und nicht anders handle, dem kann kein anderer Rat gegeben werden, als: du mußt danach thun. Er ist für seine Überzeugungen verantwortlich und noch mehr für den Weg, auf dem er sie erlangt hat. Ob träge, auf selbstsüchtiger Fährte, oder im aufrichtigen Ringen nach Wahrheit. Da es aber nun seine

innersten Überzeugungen sind, gilt kein anderes Gesetz für ihn, als das: Gehorche deinem Gewissen. Denn des Menschen Gewissen wird nicht so versehrt, wenn er unwissend unrecht thut, als wenn er das thut, was er für unrecht hält. Deshalb wehe dir! wenn du das thust, was anderen recht erscheint, statt den Befehlen deines eigenen Gewissens zu gehorchen. Wehe dir! wenn du einer äußeren Autorität, Vorschrift, Mode oder irgend einem andern menschlichen Beweggrund gestattest, sich in das heilige, Scheu erheischende Gebiet deiner persönlichen Verantwortlichkeit zu drängen. „Denn ein Jeglicher", sagt der Apostel, „wird für sich selbst Gott Rechenschaft geben", Röm. 14, 12.

Robertsons Auffassung über die trinitarische Bekenntnisform im Gegensatz zur unitarischen, von der er oben spricht, findet ihre ausführliche Darlegung in seiner, dem Anhang beigegebenen Predigt über „die Dreieinigkeit". Daraus geht deutlich hervor, daß in seiner Vorstellung das Dogma von den beiderlei Naturen in Christus vollständig aufgehoben war. Er glaubte bestimmt an die mögliche Vergöttlichung der Menschheit, und das Göttliche erschien ihm in der ursprünglichen und idealen Menschheit des Sohnes Gottes verwirklicht. In dieser Predigt geht er von den metaphysischen Grundgedanken des zweiten Jahrhunderts aus, aber ihre Entwickelung bildet nur die Voraussetzung unendlich praktischer Folgerungen: der stufenweisen Entwickelung des Menschen zur vollkommen Einheit: „Euer Geist ganz samt Seele und Leib müsse erfunden werden unsträflich."

Die Lectures über die Korintherbriefe, aus denen wir so manches angeführt haben, und aus denen noch Auszüge im Anhang folgen — begann Robertson im Jahre 1851 Sonntag Nachmittags zu halten. Er definiert den Unterschied von Predigt und Vorlesung dahin:

Morgens greifen wir einen einzelnen Text heraus und suchen ihn erschöpfend zu erklären; nachmittags wählen wir ein ganzes Kapitel und suchen die darin enthaltenen allgemeinen Wahrheiten darzulegen. Die Predigt ist mahnender, praktischer Natur. Die Lektion didaktisch. Die Predigt wendet sich an Herz und Gewissen, die Lektion mehr an den Verstand und die analytischen Fähigkeiten.

Er leitet die Vorlesungen mit einer meisterhaften Schilderung Korinths und seiner Zustände zu Paulus Zeiten ein. Er führte sie bis zu seinem Tode fort, und das letzte, was er überhaupt geredet, war über das letzte Kapitel der zweiten Epistel. Sie sind veröffentlicht, obwohl nach so dürftigen und unfertigen Notizen, daß Glut und Farbe der Darstellung dahin und nur die Gedanken geblieben sind. Aber diese sind von hohem Wert durch die Art, in welcher die von Paulus für die Korinther zur Geltung gebrachten Grundsätze auf die heutigen Parteien und gesellschaftlichen Zustände angewandt werden, und ganz besonders durch die Methode ihrer Auslegung. Sie bilden sozusagen ein Handbuch für die Art und Weise, in welcher die Episteln von der Kanzel herab behandelt werden sollten.

Robertson erklärt die Episteln im Geiste der Evangelien, im Gegensatz zu der Gewohnheit, die Doktrin der Episteln in die Evangelien hineinzutragen. Damit weist er einesteils vieles, was bisher als Hauptpunkt der Lehre galt, in das Bereich zeitlich zufälliger Anschauungen und gewinnt durch Ausarbeitung des Charakters des Apostels Paulus die Möglichkeit, manches als individuelle Lebensäußerungen eines hochgespannten Geistes, der in Bildern nicht nur webt, sondern lebt, — hinzustellen.

Für die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart haben sie insofern Bedeutung, als Spörris Wort auf sie ganz besonders anwendbar ist: Ich finde in Robertson eine oft Shakespearsche Tiefe des Blickes, verbunden mit einer glücklichen Unbefangenheit, welche ihn durch die Konflikte unseres deutschen theologischen Denkens wie ahnungslos hindurchführt.

Elftes Kapitel.

[Gegner und Widerspruch — Wahrung seines Standpunkts — Angriffe frommer Damen — Channings Leben — Versuch des Papstes England in Diöcesen einzuteilen — Verachtung der Beredsamkeit — Krankhafte Anlage — Schwäche und Kraft — Haß gegen Parteihader — Mesmerismus — Aberglaube — Seine Isolierung — Briefe an ein Gemeindeglied über Zweifel — Glaube ist Kraft — Robertson behauptet seine Individualität — Briefe an einen Freund der zur römischen Kirche übertreten wollte — Über ein Gemeindeglied das austritt — Sein Konfirmandenunterricht — Briefe an Konfirmandinnen.]

Der wahre Mann Gottes stößt sich oft wund an der Decke, die ihn umgiebt: je unendlicher die Weltseite ist, für die er Sinn hat, desto häufiger fühlt er Kraftlosigkeit und lechzt nach neuem Aufschwung. Das Licht kann nur aus überwundnen Schatten werden . . . Heiligkeit der Engel, unwandelbares Fortschreiten ist nicht Menschenlos: das Gesetz des Widerspruchs ist es, worauf Christus zum Himmel stieg und wir alle ihm nachklimmen müssen.

Herder.

Es läßt sich denken, daß bei aller Anziehungskraft, die Robertson auf seine Hörer ausübte, sich doch auch bald der Widerspruch gegen seine Lehrweise bemerkbar machen mußte.

Das England der damaligen Zeit war nicht entfernt mit dem England von heute zu vergleichen, das einen hohen Grad in gegenseitiger religiöser Duldung, ja Anerkennung erreicht hat, so daß Geistliche aller kirchlichen und außerkirchlichen Richtungen und Schattierungen zu gemeinnützigen Unternehmungen zusammentreten, die Punkte, auf denen sie sich eins wissen, hervorheben und die Verschiedenheit auf sich beruhen lassen; wo die Intoleranz des Freisinns für ebenso unstatthaft gilt, wie die Intoleranz der Rechtgläubigkeit. Gerade Robertsons Einfluß ist

an der Wandlung auf diesem Gebiet viel zuzuschreiben. Aber er sollte nur säen, und andere sollten ernten; ja es wollte oft scheinen, als trage ihm der Acker nur Dornen und Disteln.

Seine oft schwermütige, gedrückte Stimmung hatte sehr handgreifliche Ursachen. Schon innerhalb der ersten sechs Monate war er durch sein Lehren und Predigen mit der ganzen, in Brighton in Ansehen stehenden theologischen Welt in Widerspruch geraten. Die Folgen davon blieben nicht aus. Seine Worte wurden gesiebt und aus ihrem Zusammenhang gerissene Stellen seiner Predigten gegen ihn citiert. Leute, die ihn nicht verstehen konnten, kamen in die Kirche, um ihn als Phänomen anzustaunen. Er wurde das Thema aller theologischen Theeabende; man warnte förmlich vor ihm. Solche, die wenig von ihm wußten und noch weniger von seiner Lehrweise, griffen ihn öffentlich mit einer Erbitterung an, für die sich kein Grund erkennen läßt. Er hatte gewagt, anders zu sein, als die übrige Welt, — das war an sich schon revolutionär. Die ganze grausame Waffenrüstung des Fanatismus und der Unverstand blinder Entrüstung wurde gegen ihn zu Felde geführt. Er schreibt:

Das Segeln geht nicht immer glatt. Unerklärliche Bitterkeit und Feindschaft erfahre ich an allen Ecken, und die Frauen gehen darin fast noch weiter, als die Männer. Früher erregten mich diese Dinge: seltsam, wie wenig sie mich jetzt berühren! Früher trat ich ihnen trotzig entgegen und vergalt Zorn um Zorn; jetzt bin ich erstaunt, daß sie mich je reizen konnten. Ich möchte Tadel und Abneigung gegenüber so demütig und sanft bleiben, wie ich gegen Schmeichelei gleichgültig bin. Ach, daß ich den Geist dessen atmete, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt! Und ihm widerfuhr alles unverdient, während ich nicht sagen kann, wie sehr in meinem Falle Auffahren und Stolz die Leute verdrossen hat. Das habe ich indessen einsehen gelernt: Seine drei Jahre beständigen Kampfes mit der Welt, und das Eintauschen von Haß für Liebe waren kein kleines Erdulden. Die herausgeforderte Abneigung einfach hinzunehmen, war für ihn wohl nicht so schwer; aber zu beharren, trotz ihrer täglichen Steigerung, und nicht zu weichen, selbst dann nicht, als sein Herz ihm in der Wüste und in Gethsemane fast entsinken wollte, — immer weiterzugehen, bis der Haß sein Ärgstes vollbracht; o, ich meine, ich weiß, was das sein

liebevolles Herz gekostet haben muß, wenn mein hartes schon so darunter leidet.

Dr. King bezeugte mir den langsamen stetigen Erfolg meiner Thätigkeit, welche langgehegte Sinnes- und Denkweisen untergrabe. Ich wunderte mich, daß man mich, trotz alles Murrens und des fast zum persönlichen Haß sich steigernden Mißfallens hierüber so lange unbehelligt lasse, worauf er erwiderte: „Das liegt darin, Sie predigen positiv und nicht negativ; Sie stellen unleugbare Wahrheiten auf, gegen die sich außer dem Geschwätz über ‚Tendenzen‘ und ‚Konsequenzen‘ nichts vorbringen läßt, und die den Menschen höchstens gefährlich scheinen, die sie aber nicht wagen dürfen, falsch zu nennen. Gingen Sie nur verteidigend oder polemisch vor, so wäre es bald vorbei mit Ihrer Wirksamkeit, und Ihr Herz und Gewissen würden obenein Schaden nehmen. Aber nun sieht jeder, daß Sie eine Ihnen anvertraute Botschaft auszurichten und eine ganz bestimmte Wahrheit zu begründen haben. Sie stellen Ihre Wahrheit auf, und die Leute können nicht umhin, einzusehen, daß, wenn dies wahr ist, ihre eigene Ansicht hinfällig wird, aber nicht Sie haben dieselbe gestürzt.“ Dies waren ungefähr seine Worte, und vielleicht hat er nicht ganz unrecht. Ferner teilte er mir mit, mehr als ein Geistlicher habe ihm schon gesagt: „Ich denke genau so wie Robertson, würde aber nicht wagen, es öffentlich zu äußern.“ Ein Schotte hat die Frage aufgeworfen: „Wie kommt es, daß Irving aus der schottischen Kirche ausgeschlossen wurde, während er doch nur den zehnten Teil der Art über die menschliche Natur Christi äußerte, wie Robertson es am Sonntag that?“ *). Wie gut, fügte mein schottischer Freund hinzu, daß die englische Kirche zu gespalten ist, um sich vereinigen zu können ihn auszustoßen. — Unterdes gehe ich vorwärts mit dem Entschluß, wenigstens wahr zu bleiben. Ich fühle keinen sicheren Zusammenhang mit irgend etwas oder irgend jemand. Ich bin darauf gefaßt, in jedem Augenblick meine ganze Existenz mit einem Krach zusammenstürzen zu sehen, wie schönes Wetter im Sturm endigt, dessen Gewalten sich langsam während wochenlangen Sonnenscheines zusammenzogen, ja der Sonnenschein selbst waren. Ich glaube, ich weiß zum Teil, was er fühlte, als er wußte, daß unter der Menge, zu der er redete, die Pharisäer im Hinterhalt lagen, — und dennoch fortfuhr! So ist mein Gefühl. Ich beherrsche wohl Mengen, aber nicht die Herzen.

---

*) Irving wurde übrigens auf Grund anderer Lehrmeinungen genötigt, auszutreten.

Und doch war niemand von Haus aus weniger zu der Rolle eines Märtyrers geneigt, als Robertson. Er schreibt im ersten Jahre aus Brighton:

Es ist nicht jeder heutzutage zu einem Märtyrer der Wahrheit berufen. Es ist vollkommen richtig, daß einen großen Geist, der seine Ideen der Welt kund thut, immer ein Golgatha erwartet. Aber ehe wir unsere Ideen laut werden lassen, sollten wir ganz gewiß sein, daß wir große Geister sind, daß unsere Wahrheit Bedeutung genug hat, um ihretwegen zu leiden, und die Leute, denen wir sie verkündigen, der Erleuchtung würdig und nicht blinde Pharisäer sind, zu denen die göttliche Weisheit also spricht: „So sage ich euch auch nicht, aus welcher Macht ich dies thue." Diese drei Regeln bewahren vor manch aufreibender Erbitterung, die kein Gutes wirkt. Wie ein edles Pferd vergeblich nach Fliegen tritt, und bei jedem Hufschlag, der stark genug wäre, zwanzig Menschen zu töten, sich mit Schweiß bedeckt. Der Tritt geht spurlos durch den Schwarm hin, und das Gesumme und Gebrumme erhebt sich unbeirrt von neuem.

Aber die Schwierigkeiten mehrten sich:

Ich merke, daß man anfängt, die [weibliche] Fortbildungsschule zu beargwöhnen, weil ich mit ihr in Verbindung stehe*). Sobald ich davon erfuhr, schrieb ich dem Sekretär: ... Da ich zu keiner Partei gehöre, sei ich ganz bereit, für meine Person das allgemeine Mißtrauen auf mich zu nehmen. Das gewöhnliche Schicksal derer, die mit einer nicht nur negierenden, sondern positiven Denk- und Anschauungsweise allein stehen. Ich wolle aber keinen Augenblick die Interessen des öffentlichen Instituts in mein Schicksal verflechten. Er möge mir mitteilen, ob er dasselbe Empfinden wahrgenommen, dann würde ich sofort allen Schwierigkeiten ein Ende machen und auf eine Thätigkeit verzichten, die ich nicht gesucht, sondern zu deren Annahme mich der Bischof aufgefordert habe.

In solcher Lage befinde ich mich. Sie kann nicht lange dauern. Ich kann nur suchen, wahr und aufrichtig zu sein, ohne überflüssige Feindseligkeiten hervorzurufen.

Es fehlte nicht an Versuchen, ihn zum Verschweigen seiner Ansichten zu bewegen. Der Brief fährt fort:

Eine einflußreiche Persönlichkeit ließ mir sagen, daß, wenn ich nur vermeiden wolle, so entschiedene Ansichten, wie z. B. in der

---

*) Er erteilte täglich dort religions- und kirchengeschichtlichen Unterricht.

Sabbatfrage zu äußern, ich auf schnelle Beförderung rechnen dürfe. Ich erwiderte darauf, daß, wenn der Lord Kanzler mich an die einträglichste Stelle des Landes setzte, er mir damit nicht den Frieden des Gewissens geben könne; daß die Welt nichts hätte, nichts, das mich lockte; daß ich das Wahre am letzten Ende immer für das Sichere halte und selbst um der Königin willen nicht ein Haar breit von meinem Wege weichen könne. Ich wünschte, daß ich es vermöchte, mich weniger heftig zu äußern; denn ich fühlte es am Sonntag wohl, daß ich bei der Ermüdung, in der ich mich befand, die Nachsicht der Gemeinde zu sehr von oben herab begehrte. Ich weiß, ich verletze damit, beraube mich selbst der Sympathie und setze mich der Gefahr aus, innerlich verlassen dazustehen, aber ich kann dies nicht ändern. Ich habe weder das Vermögen noch den Wunsch, eine Partei zu bilden, und meine schwachen Bestrebungen nach Vereinigung finden keine Unterstützung und sind wie Streiche in die Luft. Die Hunderte, die der Predigt bis zu Ende lauschen, die Massen, über die ich während einer knappen halben Stunde die Herrschaft besessen, sind nur gefesselt durch den Strom der Rede, die wie eine Sandsäule von dem Hauch des Wüstenwindes getragen wird. Sobald der Wind nachläßt, zerstäubt sie wieder in ihre Atome.

Wie energisch Robertson aber Unberufenen das Recht verweigerte, seinen Standpunkt zu kritisieren, zeigt der folgende Brief:

Zwei Herren kommen zu mir in die Kirche, — der eine ist im Ungewissen über meine Rechtgläubigkeit, der andere hat ein starkes Vorurteil gegen dieselbe. Beide gehen befriedigt hinweg, daß sie alles in gehöriger Ordnung gefunden, und lassen sich großmütig dazu herab, ihren Beifall auszusprechen, was richtig ausgelegt, heißen will, es sei alles harmlos, altbekannt, gewöhnlich, langweilig. Ich bin nicht berechtigt, hierin eine Beleidigung zu sehen, aber die Voraussetzung, daß sie das Recht haben, ihre Zustimmung zu erklären, hat etwas Verbitterndes, weil die Idee darin liegt, der Zustimmende sei im Besitz eines Maßstabes, der ihn — wenn nötig — auch berechtige, Tadel auszusprechen. Das mag von jemand unstreitig Überlegenem ertragen werden, von einem Freunde ist es entzückend, denn da ist es nur der Ausspruch eines zweiten und reineren Gewissens, und niemand wird beleidigt durch das, was sein eigen Gewissen, sein Heiligstes aussagt. Wenn aber ein Fremder, der keinen Anspruch auf Freundschaft und kein Recht auf Überlegenheit besitzt, sich Bemerkungen gestattet, etwa wie ein Lehrer über einen Schüleraufsatz, so kann ich ihm das Recht hierzu nicht zugestehen. Von hundert Personen, die mich hören, verweigere ich

neunundneunzig die Fähigkeit, das, was ich sage, überhaupt beurteilen zu können; nicht weil ich mich ihnen überlegen fühlte und deshalb hochmütig wäre, sondern weil ich in einer Gedankenwelt lebe, die nicht die ihre ist. Sie wissen nicht um das Vorhandensein der Probleme, die ich nicht zu lösen vermag, und deren Schwierigkeiten sie nicht ahnen. — Bei der Einfahrt in den schmalen Kanal der Bermudainseln weilt der Lootse nicht länger am Steuer, sondern tritt an den Bug des Schiffes und späht hinab in das tiefe chrystallklare Gewässer, um die Korallenriffe zu entdecken, über, oder vielmehr durch welche er sich den gefährlichen, nur haarbreiten Weg suchen muß. An einigen Stellen beträgt der Abstand der Klippen nur zweimal die Schiffsbreite; aber hindurch muß er, er darf nicht anhalten, denn wenn er nur zehn Fuß auf einer Seite abwiche, ginge das Schiff zu Scheiter. Er mag seine Aufgabe ungeschickt vollbringen und sich großer Fehler bewußt sein, muß aber bei der allervollkommensten Bescheidenheit einem, der am Ufer steht und nur die ruhige, gleichmäßige Fläche, nicht aber das felsige Bette darunter erblickt, gänzlich die Fähigkeit absprechen, seine Seefahrerkunst zu beurteilen. Kein Wunder, daß sein Lavieren und Wenden und sein Zickzacklauf jenem gänzlich unverständlich erscheint. — Ich wäre geradeaus auf den Punkt losgesteuert. — „Ja, lieber Freund, sahst du aber den unterseeischen Fels? und wenn nicht, was verstehst du alsdann davon? Tritt hierher und sag mir dann gefälligst deine Meinung."

Der Lootse braucht deswegen nicht klüger zu sein, als der am Ufer Stehende, nimmt aber einen anderen Standpunkt ein und bietet jeder menschlichen Beurteilung Trotz, bis Du auch da anlangst und neben ihm stehst.

Wie selten tritt ein Freund völlig und entschlossen für uns ein! Mr. N. ließ sich eine solche Gelegenheit entgehen und hat nicht den Mut, es nachträglich zu thun, wie er müßte. Er nimmt mich nicht gegen eine Verleumdung in Schutz, gegen die ich die Beweismittel in seine Hände legen und sie damit entkräften könnte. Wie unerläßlich ist Kraft als Eigenschaft für den, der nach dem Höchsten strebt; moralische oder geistige Kraft, die durchaus nicht auf physischer Grundlage zu beruhen braucht.

Auf dieser Höhe konnte er sich aber nicht immer erhalten. Einige Blätter, Organe einer unversöhnlichen Bigotterie, die ihn mit ihrer illoyalen Polemik verfolgten, haben mehr als einmal furchtbare Ausbrüche seines Zorns hervorgerufen. Er schreibt über eine dieser Zeitungen:

Sie erweisen mir seit einiger Zeit die Ehre, mich anzugreifen, wofür ich ihnen von Herzen dankbar bin. Gott verhüte, daß sie mich je lobten! Allein eine Nummer brachte mehrere gewissenlose Lügen über mich, auf Grund keines besseren Zeugnisses, als daß sie ihnen von jemandem mitgeteilt worden, der sie von einem dritten erfahren haben will. Wenn dies Blatt einen Menschen herabwürdigen kann, — dann je eher desto besser . . .

Der sogenannte Evangelismus des Blattes ist wie ein lendenlahmer Köter, der alles, was ihm über ist, in feiger, lügnerischer, verleumderischer Weise anbellt. Es ist nicht der Mühe wert, sein Pferd anzuhalten und ihn durchzuprügeln, denn er läuft kläffend davon und kommt knurrend zurück. Ein „evangelischer" Prediger gab das, was ich ihm zum Beweis der Feigheit und Unverschämtheit des Blattes vorlegte, zu; sagte aber: Mir ist es trotzdem lieb; denn es hält die Religion hoch und ist ein Zeuge für die Wahrheit. — So, sagte ich, ist dies das Credo des Evangelismus? Man kann lügen, in feiger Weise verleumden und dabei doch die Wahrheit hoch halten?

Die Angriffe mehrten sich. Es kam häufig vor, daß sich Montags in seinem Studierzimmer Leute mit langen entsetzten Gesichtern einstellten. Diesen wohlwollenden Kritikern gewährte es Trost, ihre Zweifel über seine Ansichten mit bedenklichem Kopfschütteln zum Ausdruck zu bringen. Momentan verlor er wohl die Geduld, besonders wenn er Bosheit im Verein mit der Beschränktheit entdeckte. Eines Tages stellt sich ihm ein Herr feierlich mit der Frage vor: Kennen Sie auch alle unangenehmen Folgen, die Ihre Stellung als populärer Prediger mit sich bringt? — Mein Herr, antwortet Robertson, indem er sich erhebt, zu diesen unangenehmen Folgen zähle ich in erster Linie, solche Besuche wie den Ihrigen empfangen zu müssen. — Er hatte instinktiv die Böswilligkeit einer unversöhnlichen Bigotterie herausgefühlt.

Theologisierende Damen, die juristische Urteilssprüche in letzter Instanz fällen und mit rührender Geschäftigkeit die Exkommunikationsdekrete, die in wohlgesinnten Kreisen ausgesprochen werden, kolportieren, haben Robertson vielfach verdrossen und ermüdet.

Er erhielt oft ganze Stöße anonymer Briefe, worin ihm u. a.

Vorstellungen über sein Auftreten und äußeres Benehmen gemacht wurden. Aber auch an direkten, persönlichen Angriffen fehlte es nicht. So warf ihm eine Dame, mit der er nur oberflächlich bekannt war, ketzerische Ansichten vor und malte ihm drohend die Folgen aus, welche sein Vorgehen in dieser und jener Welt für ihn haben würde. Er antwortete nur: Daraus mache ich mir nichts. — Wissen Sie, wo das Sich-nichts-daraus-machen ein Ende nimmt? — Ja wohl, gnädige Frau, gab er ernst zur Antwort. Er wurde auf Golgatha gekreuzigt.

Von ähnlichen Vorgängen schreibt er in einem anderen Briefe:

Ralph King, Lady Byrons Enkel, der die seltsame Laune gefaßt hat, mich zu verehren, kam aus eigenem Antrieb mit seinem Hauslehrer aus der Stadt, um mich am Sonntag predigen zu hören. Montag kam er zu mir zum Frühstück und setzte auf höchst naive und originelle Weise auseinander, wie sehr ihn meine Ansicht über die Ungeistlichkeit des Sehnens nach dem Tode interessiert habe, und bemerkte dabei: „daß dieselbe Selbstmord sei ohne den Mut der That".

Eine fromme Dame dagegen kam in die Sakristei, um mir ihr Befremden über meine Auffassung auszudrücken. Ich erwiderte ihr, daß es meiner Meinung nach das Beste sei, eine wahre, wirkliche, menschliche Richtschnur zu geben, statt einer entweder unwahrhaftigen oder krankhaften. So mancher evangelikale Prediger werde nach einer übertrieben geistlichen Predigt, in welcher er das Verlangen nach dem Himmel und nach Gott als ein und dasselbe und als das des Christen einzig würdige Gefühl gepriesen habe, hinabgehen in sein Haus und es sich bei seinem Glase Portwein wohl sein lassen, zufrieden dabei, wie vorher auch, — bis er in den Himmel komme. Ich müsse dies aber als geraden Weg zur Unaufrichtigkeit betrachten. Sie erwiderte darauf: Und ich dachte, Sie vor allen anderen glichen hierin dem Apostel Paulus und sehnten sich ebenso wie er nach einem himmlischeren Leben! Ich entgegnete: Erstens befanden Sie sich im Irrtum; zweitens sehne ich mich nach dem Tode, wenn ich Schmerzen habe oder des Lebens überdrüssig bin, was oft genug der Fall ist, was ich aber nicht für geistliches Wesen halte. Es ist nichts weiter als in unliebenswürdiger Weise zu Gott sagen: Ich bin unzufrieden mit dem, was du mir gegeben hast, ich mag die mir anvertrauten Pflichten ganz und gar nicht erfüllen; ich leide Schmerzen und möchte ohne Schmerzen sein. Ich bin überzeugt, sehr viel gewöhnliche Menschen könnten diese Litanei erhabener

Unzufriedenheit anstimmen. Sie z. B. nicht auch? Die schöne Heilige war zum Schweigen gebracht.

Der folgende Brief schließt ebenfalls mit dem Zurückweisen eines weiblichen theologischen Angriffs.

Dr. Channings Leben ist von hohem Interesse, von ruhiger, gedankenvoller Art. Er erlebte nicht gerade Ungewöhnliches, noch waren seine inneren Kämpfe, wie sie uns mitgeteilt werden, besonders merkwürdig. Er hat sich mit sich selbst unendliche Mühe gegeben, und die edleren Elemente seiner Natur waren so hervorragend, daß sein Leben ein fortschreitender, beständiger Siegeslauf war, nicht unterbrochen von dem zeitweiligen Übergewicht des Bösen, das dem Leben der meisten, die sich zu ungewöhnlicher Vollkommenheit durchgerungen, oft solch schauerliches Interesse verleiht. Reinste Liebe zu den Menschen, unerschütterliches Vertrauen in die menschliche Natur scheinen die Grundlage seines Wesens zu bilden. Er war Unitarier, aber das ist ein weiter Begriff, der eine unendliche Mannigfaltigkeit von Persönlichkeiten umfaßt, die über wesentliche Dinge sehr verschieden denken. Ich kann nur sagen, daß ich froh wäre, wenn die Hälfte derer, die die ererbten Ansprüche des Sohnes Gottes anerkennen und verehren, sich vor seiner sittlichen Hoheit mit einer halbwegs so tiefen Anbetung beugten, oder mit einer halbwegs so begeisterten Liebe, wie Dr. Channing dies thut. Ich, der Trinitarier, möchte ihn so lieben und anbeten, und das Göttlich-gute in ihm nur annähernd so empfinden wie dieser Unitarier . . .

Es kam heut eine evangelikale Dame zu mir; als sie in das Wohnzimmer trat, legte sie ihre Hand auf Channings Memoiren und sagte: Es thut mir leid, Herr Robertson, daß Sie dies Buch lesen. Ich erwiderte: Dr. Channing war einer der vorzüglichsten Menschen. Ablehnen wollen solch Buch zu lesen, wäre erbärmlich von einem Geistlichen. In dem Maße bangt mir nicht vor Irrlehren. Ich werfe mich auf den Vater des Lichts, lese alles und vertraue ihm, daß er mein Verlangen nach Licht erfüllen wird. Ein unmoralisches Buch zu lesen verweigere ich, ein Buch aber, welches falsche Lehre oder das, was man dafür ausgiebt, enthält, mag ich nicht ungeprüft lassen; sonst dürfte ich konsequenterweise keinen Katholiken auffordern, mein ketzerisch protestantisches Buch zu lesen. — Aber Dr. Channing konnte kein guter Mensch sein, er glaubte ja nicht an Christus. — Verzeihen Sie, er that es wohl, er liebte Christum. Ich wünschte, meine Anbetung wäre halb mit Channings Gefühl der Liebe durchtränkt. — Aber Channing behauptete ja, er bete ihn nicht an? — Dafür kann ich nicht. Wenn

tiefste Ehrfurcht und begeistertste Liebe das Wesen der Anbetung sind, dann betete Channing Christum an. Ich halte mich nicht an die Äußerungen eines Menschen. Channings Ehrerbietung Christus gegenüber war von tieferer Anbetung durchdrungen, als die von neunen aus zehn, die ihn bereitwillig Gott nennen. Erinnern Sie sich nicht an die Geschichte jener beiden Söhne, von welchen einer sagte: Ich gehe hin, und nicht ging — der andere aber das Hingehen weigerte, und dann doch ging? Was ist daran gelegen, daß Dr. Channing sagt, er bete Christum nicht an, wenn er's im Geiste dennoch thut? Sie erwiderte: Ich glaube, er betete sich selbst weit mehr an. Ich antwortete, einige Stellen seines Tagebuchs drückten die tiefste Selbsterniedrigung aus. „Nun, wahrscheinlich hatte er sich ein hohes Ideal gemacht, und war unmutig, es vor der Welt nicht erreicht zu haben." — Erinnern Sie sich, sagte ich, wie die Pharisäer eine ähnliche Schwierigkeit, wie die Ihnen vorliegende, beseitigten? Ein Heiliger stand vor ihnen, und da die Schönheit seines Thuns nicht abzuleugnen war, fanden sie heraus, dieselbe stamme aus teuflischen Beweggründen, um der Sache Beelzebubs zu dienen. Hüten Sie sich: Es ist ein gefährlich Ding, von der Vorstellung ausgehen, weil eine Lehre wahr sei, müßten alle, die ihr nicht huldigen, schlecht sein. Christus verfährt in umgekehrter Weise: „Glaubet mir um der Werke willen!" Ich könnte ebenso leicht meinen Glauben an Gott aufgeben, als bei der Betrachtung eines Charakters, wie der Channings war, noch zögernd fragen, ob er das göttliche Ebenbild verwirkliche, ob Gott ihn könne angenommen haben oder nicht, ob solche Handlungsweise und solches Leben eine Frucht des bösen oder des himmlischen Geistes seien?

Ähnlich spricht er sich einmal mündlich Mr. Tower gegenüber aus:

Wir haben nur einem gegenüber beständig Krieg zu führen, — der Sünde und dem Unrecht, in wem wir es auch finden, — er sei nun Mitglied unserer Kirche, Katholik oder protestantischer Dissident. Nur eins sollten wir wünschen in uns und andern lebendig zu verwirklichen, — die Liebe Christi. Und in wem wir nur einen Funken dieser Liebe gewahren, ob in jemand, den wir für sehr schlecht gehalten haben, oder auf den wir herabgesehen, weil er sich nicht desselben Lichts erfreut, das uns so besonders erleuchtet; ob er gebrandmarkt sei durch die schwere Beschuldigung, Papist, Grieche, Dissenter oder Arianer zu heißen. Finden wir in einem von ihnen die Liebe zu Christus, die sich in Anbetung und Verehrung seiner Person kund thut, — und dann fuhr er fort in einem Ton, der diese Worte meinem Gedächtnis unverlierbar eingegraben hat: Ach, wenn ich ihn nur auch so anbetete und liebte, wie manche unter

diesen, so wäre ich ein anderer Mensch, als ich bin! Denn obwohl wir an unserer Meinung festhalten und bereit sein sollen, für sie in den Tod zu gehen, müssen wir doch dieses Gute auch in solchen anerkennen, die anderer Meinung sind als wir, und uns freuen, sofern sie nur Christus aufgenommen haben. Wir bezeichnen den einen Menschen so, und den andern anders. Aber Gott sieht nicht die Namen an, die wir ihnen erteilen, diese oder jene Form des Glaubens, diese oder jene Partei. Er sieht nur auf die Liebe, die Anbetung, den Dienst, den wir seinem geliebten Sohn erzeigen.

Einige intolerante Äußerungen über die Sonntagsheiligung hatten ihn verletzt und er sich darüber ausgelassen:

Vergeben Sie mir, daß ich zu solchem Geklatsch herabgestiegen bin . . . Aber es ist nicht nur Geklatsch. Ich betrachte diese Dinge im historischen Licht und erkenne darin die Fleischwerdung des Geistes des alten Pharisäertums. Das Böse ist nicht den Gesetzen von Zeit und Raum unterworfen, und angesichts solcher Vorkommnisse sehe ich die Vergangenheit lebendig vor mir aufsteigen. Die Vergangenheit der Jahrhunderte empfinde ich als Gegenwart, und lebe damit nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit. Ich lebe unter Wahrheiten und Prinzipien, die scheinbar einer bestimmten Folge unterworfen sind. Erst dies macht einem die Bibel lebendig, und weil ich die Bibel kenne und in ihr gelebt habe, verurteile ich diese Dinge mit solcher Schärfe. Doch gilt es auch hierbei Vorsicht üben. Vielleicht bin ich selbst ein Pharisäer, wenn ich diese Fehler streng verdamme und andere, die meiner Natur näher liegen, milde beurteile. Der Pharisäismus beschränkt sich ja nicht auf die Sabbatfrage und die Selbstgerechtigkeit, das Pochen auf die Abstammung von Abraham, sondern äußert sich in jeder Art von Selbstgefälligkeit.

Der Jahresschluß von 1850 ist berühmt geworden durch ein irrtümliches Vorgehen der römischen Kirche in England. Papst Pius IX. machte den Versuch, England in kirchliche Diöcesen einzuteilen, diese römischen Bischöfen zu unterstellen, und Kardinal Wiseman an die Spitze der neuen Hierarchie zu berufen. Als Antwort darauf erscholl von einem Ende Englands zu dem andern einstimmig der Ruf: Wir wollen nichts von Rom wissen. Eins der größten Meetings, das Brighton je gesehen, wurde gegen die päpstliche Anmaßung berufen. Alle Sekten, alle Stände traten hier auf gemeinsamem Boden zusammen, um gegen das römische Joch zu protestieren. In Brighton herrschte

eine unbeschreibliche Aufregung. Von den Tribünen und Kanzeln wurde eine heftige Polemik laut. Der einzige Mann, der seine Fassung bewahrte, war Robertson. Seine Ansprache in der großen Versammlung zeichnete sich durch ihre Besonnenheit und ruhige Sachkenntnis aus. Sie war ein ruhig gehaltener Protest gegen das, was er mit feiner Ironie und genauer Kenntnis der Kirchengeschichte, als „ein Schisma der römischen Kirche" bezeichnete. Was er privatim von der ganzen Bewegung hielt, ist aus den folgenden Auszügen ersichtlich:

Das thörichte Verfahren des Papstes hat die Protestanten vor Schrecken fast außer sich gebracht. Sie glauben schon die Feuer von Smithfield*) lodern, die Daumschrauben in Thätigkeit und das „Mysterium" der Apokalypse seinen Thron in Canterbury aufschlagen zu sehen. Donnerstag wird hier ein großes Meeting abgehalten, von dem ich mir nur unendlich viel thörichtes Geschwätz verspreche und Anklagen, die der englischen Kirche wahrscheinlich entgegengeschleudert werden. Unsere Bischöfe haben seit fünfzehn Jahren halb und halb mit dem Papsttum geliebäugelt. Im Augenblick aber, wo es eine aggressive Stellung ihren geistlichen Privilegien gegenüber einnimmt, erheben sich die „hochehrwürdigen Väter in Gott", die edlen Kämpen des Glaubens wie ein Mann, und so wenig sie sonst Polemik vertragen, so sehr empfehlen sie jetzt ihrer ganzen Geistlichkeit gegen die „Mutter aller Greuel" Pamphlete zu verteilen, zu predigen u. s. w. Am Sonntag konnte ich mich am Schluß meiner Predigt nicht der Worte enthalten: „Ich bin absichtlich nicht auf die Fragen eingegangen, die die öffentliche Meinung fast bis zur Unzurechnungsfähigkeit erregen. Es wäre ein leichtes gewesen, euere Indignation und Leidenschaften zu entflammen; aber das ist nicht meine Sache. Wenn ihr wollt, nehmt in der Woche eine herausfordernde Stellung ein, aber am Sonntag wollen wir uns dessen enthalten und uns in Demut beugen. Gegenstand der Predigt waren die Worte: „O Herr, ich bin ein sündiger Mensch!"

Donnerstag.

Der heutige Tag verging bei einem in die Länge gezogenen Meeting im Rathause über die päpstliche Einteilung Englands in Diöcesen. Es war gestopft voll, bis hin zu den Fensterbänken. Ich ging mit der festen Absicht hin, nicht zu reden. Nachdem aber zwei Leute gesprochen, riefen verschiedene Stimmen meinen Namen, und zwar so wiederholentlich und endlich lärmend, daß ich mich

*) Wo früher die Ketzer verbrannt wurden.

schließlich in böser Stunde erhob. Ich wünsche jetzt von Herzen, ich hätte es unterlassen; denn ich war unvorbereitet und beunruhigt. Teils, weil ich einen Katholiken erblickte, mit dem ich früher befreundet war, und in dessen Seele sich mein Herz bei jedem starken Ausdruck zusammenzog, und teils, weil ich mit dem Wortlaut der Adresse nicht übereinstimmte.

Später hatte ich ein langes Gespräch mit M., — eher eine Diskussion, — die bis zwei, drei Uhr morgens währte. Schließlich sagte ich: Nun M., es kommt nicht oft vor, daß ein Mensch den andern bis auf den Grund seiner Seele blicken läßt. Ich beabsichtige das auch nicht, aber ich habe Ihnen viele meiner Ansichten mitgeteilt. Sie wissen, was ich glaube und nicht glaube. Sie werden mein Credo dürftig finden. Ich nenne es weit; denn manche Punkte bereiten mir noch Schwierigkeiten. Was ich aber glaube, glaube ich fest. Sie haben mich auch predigen gehört. Sie sahen die Menschenmengen. Sie wissen, was es mich kostet, zu ihnen zu reden. Sagen Sie mir nun als alter Freund, raten Sie mir, vorwärts zu gehen, oder mich zurückzuziehen? Darauf rief er ganz begeistert: Ich zögere keinen Augenblick: fahren Sie so fort. Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich in Ihrer Predigt nicht mit allem übereinstimmte. Ich wünschte, Sie möchten das „evangelische“ Element vertreten. Ich fühlte aber, wenn das vorhanden gewesen wäre, — — nein, ich kann es Ihnen nicht sagen, es würde wie die extravaganteste Schmeichelei klingen. Ich will nur soviel sagen, — ich fühlte, daß es dann etwas Großes wäre, so in Brighton dazustehen wie Sie. Vielleicht ist es aber so noch besser. Menschen hören Sie, die nicht kämen, wenn Sie meine Ansichten predigten.

Ich glaube wahrhaftig, hätte M. gesagt: Treten Sie zurück, — ich hätte sofort meinen Abschied genommen.

Aus all diesen Vorgängen ist ersichtlich, daß es das Zusammenwirken gar mancher Ursachen war, was Robertson sein Amt erschwerte und ihn namentlich das Predigen oft als eine unüberwindlich schwierige Aufgabe empfinden ließ.

In erster Linie scheute er den Rausch des Erfolgs. Es graute ihm davor, ein Modeprediger zu werden.

Seine vornehme Natur bebte zurück vor allem, was nach Schaustellung, nach Sich-Aufdrängen aussah. Außerdem fühlte er, daß er mehr war als ein begabter Redner, und doch hegte er unglücklicherweise die Vorstellung, daß seine Zuhörer ihn nur

seiner Rednergabe wegen anstaunten, aber nichts von ihm lernen wollten:

Wenn Sie wüßten, wie elend mir zu Mut ist bei diesem ganzen Getriebe, dem Gerede, Geschwätz, Gewäsch oder wie man es nennen will. Wie wenig ich vom Mundwerk halte; wie göttlich und groß damit verglichen mir das Reich des Schweigens erscheint. Wie gedemütigt und in den Staub erniedrigt ich mich gefühlt habe, als ich merkte, daß ich von Göttern und Menschen einfach für den populären Prediger eines in Mode stehenden Badeortes gehalten wurde. Wie gering mir, im Vergleich dazu die damit verliehene Macht, Seelen zu gewinnen erscheint, und wie ernstlich ich meine Zunge gehütet habe, nicht eine Silbe oder einen Satz zu äußern, auf der Kanzel wie von der Plattform, — weil er populär wäre!...

Ein ähnliches Gefühl spricht sich in dem Folgenden aus:

Ich beneide Sie um die Gesellschaft der Adler. Ich würde alles hingeben für eine Mußezeit ruhigen Nachdenkens, um dem Geschwirr menschlichen Lebens entronnen zu sein. Die Nötigung, beständig zu reden, zehrt einen Betrag an Energie auf, der sich im Thun zeigen sollte. Seien Sie glücklich, daß Ihr Lebensberuf im Thun und nicht im Schwatzen liegt. „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold", sagt das deutsche Sprichwort, und der Redner ist meiner Meinung nach der geringste unter den Menschen. Seine Seele muß mehr und mehr dahinschwinden, denn er bringt hochgespanntes Empfinden statt in Thaten in Worten zum Ausdruck, und überreizt damit sein Bedürfnis nach Lebensäußerung.

Heute Nachmittag erhielt ich ein Paket, das mich sehr bewegt hat. Ein Buch von einem Herrn, der einmal nach einer Predigt in Trinity Chapel, die ihn gepackt und ihm die unausbleiblichen Folgen des Lebens, das er führte, enthüllt hatte, zu mir gekommen war. Ich wußte nicht, daß er England verlassen habe. Es scheint, daß die Warnung vergeblich geblieben. Sein ganzes irdisches Glück muß auf immer zerschellt sein. Er hat das Land auf Nimmerwiederkehr verlassen. Auf das Titelblatt hat er in Latein die Inschrift gesetzt:

In Erinnerung an die Warnung,
Die mir so liebreich, so milde gegeben worden!
Die ich so schändlich vergessen,
So vergeblich betrauert habe,
Bis ich nun völlig ruiniert bin!

Gegeben von Infelix.

Und das ist alles, was ich über das Ende einer der traurigsten Herzensgeschichten eines zügellosen Lebens erfahre, die ich je gehört

und wohl auch hören werde! Ich will ihm schreiben, aber wozu? — Worte, eitel Worte. Das ganze Reich von Schnatterheim ist nicht so viel wert! Lärm, Dampf, nichts weiter. Vermag das Gezwitscher kleiner Vögel den Tod oder Untergang des Habichts aufzuhalten, dem er unentwegt und majestätisch aufwärts steigend entgegenstrebt? Ich glaube nicht. Beredsamkeit, Redekunst, eindrucksvolle Predigten ꝛc. ꝛc. ꝛc., — leiser Schwalbenflug und Lärm der Meisen, darauf reduziert sich der Wert des ersten Redners der Welt. Ich glaube, ich hätte ein Redner werden können, wenn ich mir Mühe gegeben hätte. Aber ich sehe, was Redekunst vermag, und verachte sie. Ich glaube, sie macht schlechter statt besser; versetzt die Gefühle beständig in Anspannung, wie das unausgesetzte Aufziehen einer Springfeder, bis sie ihre Elasticität verliert, schwach wird und bricht. Und doch thue ich ihr vielleicht Unrecht. Was vermöchte sie nicht, wenn eine edle, uneigennützige Liebe ihr Kraft verliehe, das hochgespannte Gefühlsleben zu verwirklichen!

In all diesen Vorstellungen lag etwas Krankhaftes. Er war so verletzt durch die ihm entgegengebrachte falsche Bewunderung, daß er die wahre Verehrung derer, die den Kern seiner Gemeinde bildeten, nicht herausfühlte.

Ein angeboren krankhaftes Element lag überhaupt der Entwickelung seiner Erregbarkeit zugrunde. Sie würde schwerlich unter irgend welchen Umständen nicht doch hervorgetreten sein. Vielleicht weniger stark, wenn er Soldat geworden wäre, und ein Leben äußerer Strapazen ihr die Spitze abgebrochen hätte. Diese Anlage wurde aber durch körperliche Krankheit so gesteigert, daß sie das Übergewicht zu erlangen drohte. Doch hier, wo seine größte Schwäche lag, war er am größten. Er wußte die Schlacken seiner Natur in Gold zu wandeln. Er war der unbeugsamste Mensch bei aller Reizbarkeit überzarter Empfindung. Sein Wille war eisern, unwandelbar, sobald Prinzipien in Frage kamen.

Er war sich der Gefahren, denen er durch seine Empfänglichkeit für Eindrücke aller Art ausgesetzt war, wohl bewußt. Aber er hatte sich in früher Jugend sein Lebensziel gesteckt. Er wollte mit Gottes Hilfe ein Mensch nach dem Vorbild Jesu Christi werden. Von früh an kämpfte er gegen die gefährlichen Tendenzen seiner Natur. Sie wurden durch die außerordentliche nervöse

Aufregung, die die Anstrengung seines Berufs zur Folge hatte, erhöht. Er suchte ihnen durch körperliche Bewegung entgegenzuwirken. Sobald ihm dies möglich war, that er es mit demselben Eifer, mit dem er alles erfaßte. Seine Gestalt war geschmeidig, sein Schritt rasch, seine Haltung soldatisch, und es war erfrischend, ihm draußen zu begegnen, — alles an ihm atmete Thatkraft.

Aber er konnte nicht immer an sich halten. Zuweilen, wo er des Verständnisses sicher war, entlud sich seine Leidenschaft in einem überschäumenden Schmerzensausbruch. Oder wenn körperliche Erschöpfung ihm die Herrschaft über düstere Gedanken entzog, machte er sich in beinah wilden Ausdrücken Luft. Diese Stellen seiner Briefe wollten seine Freunde dem Publikum nicht gern bekannt werden lassen. Aber ohne sie würde man ihn nie völlig verstehen können und nicht begreifen, daß er seine größte Kraft aus der Überwindung seiner Schwächen zog.

Außerdem wurden in diesen Erregungen des Augenblicks, die teils natürlich, teils unnatürlich, teils berechtigt und teils unberechtigt waren, — einige seiner schönsten Gedanken und feinsten Gefühlsäußerungen, viele seiner überraschendsten Folgerungen gezeitigt. Der Schmerz machte ihn schöpferisch. Erst wenn sein Herzblut rann, ergoß sich das Innerste seines Genius.

Wenn ich doch das Predigen weniger hassen könnte! Aber die Erniedrigung, Prediger in Brighton zu sein, ist schier unerträglich. „Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln.“ Aber es giebt keinen sauer arbeitenden Handwerker, der mir nicht würdiger und höher geartet vorkäme, als ich. Nicht, daß ich von geistlicher Arbeit gering dächte. Ich stelle sie höher, als weltliche Thätigkeit. Ich fühle und sage nur, daß die Kanzel durch die veränderten Zeitläufte ihre frühere Stellung verloren hat. Sie leistet nur noch einen Teil der Arbeit, der ihr früher allein oblag. Ehemals vertrat sie die Zeitung, den Schulmeister, den theologischen Aufsatz, war Stimulant zu guten Werken, brachte historische Vorträge, lehrte Metaphysik, kurz, war alles in allem. Nun ist das alles Spezialoffizianten zuerteilt. Die Kanzel hat so wenig mehr die Bedeutung, die sie vor dreihundert Jahren hatte, als ein Hausherr die Autorität Abrahams besitzt, der Soldat, Schlächter, Opferspender, Schafhirte

und Emir in einer Person war. Auch meine ich nicht den seelsorgerischen Teil des Amts, sondern das, was mir als „Prunken der Beredsamkeit“ so verächtlich erscheint.

Aber nicht immer empfindet er die Kehrseite seines Berufes:

Ich hielt gestern nur den Morgengottesdienst, weil ich zu ermüdet war. Als ich nachmittags unthätig in der Kirche saß, Mr. Langdon zuhörte und auf die dichte Menge vor mir blickte, fühlte ich mich überschwenglich gedemütigt bei dem Gedanken, daß ich jede Woche zweimal zu dieser Menge reden muß, und daß ihr geistliches Leben, menschlich gesprochen, während dieser Stunden in meine Hand gegeben ist. Wie wundervoll die Gelegenheit und wie schwer die Verantwortlichkeit! In der Hast, dem Drängen, der Eile der Arbeit und den damit verbundenen persönlichen Nöten kommen einem solche Gedanken nur selten. Aber außerhalb des Geschirrs, im Dämmerlicht des Abends, beim Ausblick in die beinah feierliche Dunkelheit, da drängt sich einem das Gefühl schmerzlich auf. Zu unserem Unglück verweht es in dem Staub des Tages.

Wieder ein Sonntag überstanden. Dicht gedrängte Versammlung, selbst die Kanzelstufen besetzt, beinah auch das ganze Vorzimmer. Am Morgen über die Sonntagsheiligung, nachmittags über den Schluß von Apostelgeschichte 18 gepredigt. Ich saß in der Kirche und dachte, wie solch dichtgedrängte Gemeinde gar manchem Vergnügen machen, ihrem Herzen und ihrer Eitelkeit schmeicheln oder sie mit ehrlicher Freude erfüllen würde. Wie seltsam, daß es einem zuteil wird, der sich nicht daran freuen kann, der sich keine Mühe giebt, sie sich zu erhalten, der gern alles aufgäbe und sich in aller Mitte als heimatloser und herzloser Fremdling fühlt.

Nachmittags kamen mir auf kurze Zeit freundlichere Gedanken, und in einigen Teilen meiner Predigt stieg ein wärmeres, vielleicht besseres Empfinden in mir auf. Als ich über Apollos Charakter sprach, seine glänzende Begabung, und wie er sich doch demütig niedersetzte, um von Priscilla belehrt zu werden. Auch als ich von Paulus Gelübde sprach, und der darin enthaltenen Andeutung, daß er in seinem Herzen den jüdischen Gebräuchen, die ihm seine frühesten Beziehungen geheiligt und selbst ihrem Aberglauben, eine bleibende Anhänglichkeit bewahrt hatte.

Die Predigt über „des Israeliten Grab im fremden Land“ wird vermutlich in dieser Woche veröffentlicht werden. Es wird eine Zeit lang dauern, ehe ich mich wieder auf den Druck einlasse. Und warum gerade diese Predigt, die weder besonders gut noch schlecht ist? Aber ich zweifle nicht, daß die Ketzerjäger genug Hinneigung zum Mohammedanismus, roten Republikanismus, Puseyis-

mus und Swedenborgianismus darin entdecken werden. Ich bin zur Veröffentlichung gequält worden und habe in einer schwachen, bösen Stunde nachgegeben. Jetzt empfinde ich Bisse der Reue dafür. Wie lange soll das Predigen noch dauern? Ich hoffe von ganzem Herzen, nicht bis zum Ende meiner Tage. Das Leben müßte dann bald vorüber sein. Ist es doch eine Art gemeinen Märtyrertums, ein langwieriger Tod und gleicht dem wohlwollenden System, durch das in alten Zeiten gute Christen Zeugnis ihres inneren Wachstums ablegen durften, indem sie sich lebendig an langsamem Feuer rösten ließen.

Robertson hat diese köstliche Predigt, als Gedächtnisrede auf die Königin-Witwe Adelaide gehalten, über die er ein andermal schreibt:

Herr A. machte mir interessante Mitteilungen über die absichtslose Einfachheit der Königin-Witwe und die tiefe Religiosität ihres Charakters. Es ist ganz herrlich, wie geschickt sie durch eine der verwickeltsten Perioden unserer Geschichte ihr Steuer zu lenken gewußt hat, ohne jemanden zu beleidigen; wie sie alle Pracht aufgab, ablehnte, eine Hofhaltung zu führen, und durch die einfache Macht fleckenloser Güte eine solche Begeisterung hervorrief, wie sie selten den glänzendsten Leistungen auf anderem Gebiet zuteil geworden ist. Ich habe seit Arnolds Tode nicht mehr den Ausdruck so echten, wahrhaften Empfindens erlebt, als sich in ihren Anordnungen zu ihrem Leichenbegängnis ausspricht.

Ich bin ganz unfähig zum Schreiben; sehr müde, entmutigt und einsam. Aus verschiedenen Ursachen. Der Tag war neblig, trübe, dunkel. Ich sprach wirklich sehr schlecht, obwohl fließend, und dies bringt ein niederdrückendes Gefühl von Unfähigkeit, das sich bis zu Melancholie steigert, mit sich. Ich weiß, daß es zum Teil körperlich ist. Ich bin nicht ich selbst, nicht Herr meiner Einbildungen. Deshalb will ich auch nicht Gefühle äußern, deren ich mich hernach schämen, und die ich morgen wahrscheinlich ableugnen würde. Ich bin überzeugt, daß es wenig Dinge giebt, die für den sittlichen Menschen so nachteilig sind, als jede Art der Nervenaufregung. Sie zerstört die Stille des Gemüts, läßt eine Abspannung zurück, die nach neuen Reizmitteln verlangt, und macht unfähig zu schlichter Pflichterfüllung. Hochgespanntes Gefühl muß ein böses Ende nehmen; ein Leben der Aufregungen ist fast untrennbar von einem bösen Wandel. Die Oper, die Bühne, der Ballsaal, französische Litteratur und ein unregelmäßiges Leben, — wie muß das enden? Und, wäre vielleicht noch hinzuzufügen, — — die Kanzel, die das Nervensystem notwendig über das gewöhnliche

Maß hinaus in Bewegung setzt? Ich kann sie nur auf Grund dessen, was ich für das große Gesetz unseres Daseins halte, verteidigen, aus dem Gesichtspunkt des Opfers, des Opfers für andere. Sie ahnen nicht, mit welch düsteren Gedanken ich an manchem Sonntag Abend zu kämpfen habe.

Ich fuhr mit einem intelligenten Menschen im Zuge, der nach eingehender Unterhaltung über Carlyle, Sir Robert Peel in die Worte ausbrach: „Ich hörte gestern einen ganz außerordentlichen Mann in Brighton" ꝛc. Worauf ich, nachdem er den Namen genannt, — sagte: Ich glaube, ich muß Sie bitten, aufzuhören. — Er sah mir ins Gesicht, wurde rot und sagte: Aber wo ist die vibrierende Stimme? Sie sind ja nicht mehr derselbe Mensch! — Dann fing er an zu erzählen, welche Vorstellung er sich von mir gemacht, wie er zu seiner Frau gesagt habe, wie glücklich gerade ich in diesem Beruf sein müsse, mit solchem Temperament, kühn, sensitiv — ꝛc.

Ach, wie wenig können wir Menschen einer in dem anderen lesen! „Das Herz allein ermißt sein bitteres Weh, und ein Fremder hat nichts damit zu schaffen." Und doch, warum „Ach"? Ist es nicht besser so, als wenn unser Innerstes jedem offenkundig daläge? In dieser Hinsicht scheint mir Sir Robert Peel besonders klug und glücklich gewesen zu sein. Die Menschen klagten darüber, daß er sie stets im Dunkel lasse, daß sie nicht die leiseste Ahnung hätten von seinen Absichten. Natürlich. Denn, wenn ein großer Geist sich jedem kleinen Geist mitteilen und verständlich machen wollte, müßten die klügsten Pläne mißlingen und die reifsten Überlegungen von Zeit und Flut verschlungen werden. Wer weiter sieht, als der Blick seiner Generation reicht, dessen Ansichten müssen das Entsetzen seiner Zeitgenossen erregen. Alles, was er vermag, ist sie festzuhalten, bis er Anhänger genug gewonnen, um sie zu verwirklichen. Ohne Frage ist dies das Verfahren des höchsten Geistes. Setzen wir den Fall, er würde uns vorher in seine Pläne einweihen? Ja, selbst ein Abraham, dem die Nachricht über Sodoms Ende einen Tag vorher mitgeteilt wird, bleibt das Geschehnis unverständlich, und er macht alle Anstrengungen, um es zu verhindern. Die Schwierigkeit liegt darin, verschwiegen zu sein ohne Doppelzüngigkeit. Eine anständige wahrhafte Natur hüllt sich aus Weisheit in Schweigen; eine krumme Seele aus Schlauheit. Nehmen Sie Christi Leben als Beispiel. Wer wußte von seinem Vorhaben? Nicht einmal Johannes, viel weniger die Welt.

Es ist thöricht, die öffentliche Meinung herauszufordern. Premierminister dürfen es sich nicht erlauben: nur wer keinen

Beruf und kein öffentliches Amt hat. Jeder muß einen Preis für seine Stellung zahlen, vom Thron herab bis zum Gemeindegendarmen; sich entweder fügen, Beschränkungen und Strafen auferlegen, die er mit allen teilt, so bitter sie sein mögen, — oder aber sein Amt aufgeben.

Ich mag Brighton nicht, aber es ist die Sphäre, in der ich gegenwärtig lebe, und ich muß suchen, ihr die beste Seite abzugewinnen. Das Predigtamt ist nirgendwo ein Rosenbett, und gäbe es solch eine verlockende Ruhestatt, so stünde sie mir nicht zum Tausch bereit. Es ist des Weisen Pflicht, zu versuchen innerhalb der ihm gesteckten Grenzen in der möglichst besten Weise zu wirken, und so wenig wie möglich zu murren. Oder aber sich sofort aus allen Verpflichtungen und Beschränkungen loszumachen und seine Arbeit aufzustecken. Was meine Stellung besonders schwierig macht, ist, daß ich ein gezeichneter Mann bin. Einerlei, ob berühmt oder berüchtigt. Niemand aber, auf den anderer Augen gerichtet sind in Liebe oder beargwöhnendem Belauern eines falschen Schritts, darf sich von der Notwendigkeit, vorsichtig zu wandeln, — frei machen. Er darf nicht seinen Willen zu seinem Gesetz erheben, wenn man unter Willen nur versteht, seinen Neigungen ungezügelt ihren Lauf zu lassen. Wenn es nötig ist, muß die Pflicht der öffentlichen Meinung kühn gegen den Strich fahren. Wer aber für seine Neigung dasselbe Recht in Anspruch nimmt und das thut, was er mag, der öffentlichen Meinung zum Trotz, muß sich erst vergewissern, daß man ihm seine unverhohlenen Exzentrizitäten ungestraft durchgehen läßt, oder aber, er muß ohne Murren seinen Preis dafür zahlen.

Ich bekenne, daß ich Verleumdungen gegenüber nicht unverwundbar bin, — ich kenne niemanden, der es wäre, — noch bin ich ein Mensch, den die Welt ungeschoren lassen wird. Selbst in der heutigen „Gazette" steht ein langer, gemeiner, langweiliger Schmähartikel über meine Ansichten, der, so jämmerliche Unwissenheit er auch verrät, mich doch reizt.

Unter äußeren Angriffen und ungeachtet der zunehmenden Isolierung seiner Stellung, nahm Robertson innerlich zu an Demut, Stille und Gelindigkeit:

Ich habe ein wahres Verlangen nach einer umfassenden Weitherzigkeit. Ich empfinde einen förmlichen Ekel an allem Haß, Mißtrauen, Verleumdung und gegenseitigem Verdammen; ich sehne mich danach, an das Gute und nicht an das Böse in den Menschen zu glauben: lieber an Gott, als an den Teufel. Ich glaube, ich hebe die „charakteristischen Merkmale meiner Religion" deutlich

genug hervor, für mancher Leute Geschmack zu deutlich. Ich kann und mag aber die nicht richten, die anders denken, als ich. Ja, ich gehe noch weiter. Ich will den Versuch nicht aufgeben, sie zu lieben und zu glauben, daß sie, nur in anderer Form, dieselben Wahrheiten ausdrücken, die mir die teuersten sind. Auf die Frage: wer ist mein Nächster? antworte ich mit meinem Meister durch das Beispiel, das er uns gegeben: der Fremdling und der Ketzer. Ich glaube nicht, daß er meine Liebe zu weitherzig und meine Einschließlichkeit zu groß finden würde. Ach! wenn ich höre, wie Katholiken die englische Kirche verfluchen, „Evangelische" das Haupt schütteln über das Christentum der Traktarianer, Traktarianer Dissidenten in den Bann thun, Dissidenten ihr Anathema über Unitarier verhängen, Unitarier der alten Schule die geistlichere Richtung der neuen verdammen, dann werde ich wohl zu der Hoffnung gedrängt, daß Gottes Liebe etwas Umfassenderes sei, als die verbitterte Orthodoxie all der verschiedenen Sekten und Kirchen.

Als er auf Erden wandelte, hat, so weit ich sehen kann, nur zweierlei seine göttliche Empörung hervorgerufen: die Auffassung der Schriftgelehrten, die alle Andersdenkenden in Bitterkeit aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, und die der Pharisäer, die eine religiöse Gemeinschaft und die volkstümliche fromme Partei jener Tage bildeten, und jede Schwachheit und jeden Irrtum so erbarmungslos verurteilten.

Ich bin überzeugt, daß ich die Wahrheit nicht „verwässere", wenigstens nicht das, was ich für Wahrheit halte; noch daß ich laxe Meinungen über den Wert von Ansichten hege. Ebenso überzeugt bin ich aber auch, daß die Menschen oft besser sind, als ihr Bekenntnis, und die Art unseres Herrn, den Baum nach seinen Früchten zu beurteilen, die einzig berechtigte ist.

Die Empfindung über die Vergeblichkeit des Bemühens, die Menschen bessern und belehren zu wollen, macht sich oft in seinen Briefen Luft. So schreibt er, als im Jahre 1849 der bekannte Hellseher Alexis nach Brighton gekommen, und er, seinem Grundsatz getreu, vor Abgabe seines Urteils der Sache aufmerksam gefolgt und persönlich näher getreten war (wobei er freilich keine Offenbarungen erlebte, weil sein mangelnder Glaube, — wie Herr Alexis behauptete, — die mesmerische Vision trübte) folgendes:

Ich werde morgen der mesmerischen séance nicht beiwohnen, da der alte Fuchs Alexis sich der Anwesenheit eines jeden ent-

gegensetzt, der „ganz wach ist". Die Passage in Virgils Aeneide ist herrlich, wo vor Trojas endlichem Untergang Hektors Geist dem Äneas erscheint und es in würdiger Weise ausspricht, daß alles verloren ist: „Wenn Troja durch den Arm eines Menschen hätte können gerettet werden, so würde diese meine Rechte es errettet haben". . . . Was der edle Trojaner von der göttlichen Troja sagte, möchte ich in geschlagener und melancholischer Ehrlichkeit von „den göttlichen Sinnen" des himmlischen Geschlechts sagen.

Ach, es ist nur ein Beispiel von dem, was in wichtigeren Dingen vor sich geht. Der Vater der Lügen hat in dieser Welt alles nach seinem Willen, — in kleinen wie in großen Dingen —, und es scheint ein Stück absurder Ritterschaft, gegen ihn Lanzen brechen zu wollen. Ich fühle mich manchmal versucht, zu zweifeln, ob jemand, der es unternimmt, den Leuten in Wissenschaft, Politik oder Religion die Augen zu öffnen, als ein göttlicher Märtyrer anzusehen ist, oder als ein ungewöhnlicher Narr, und ob ihm das Kreuz oder die Schellenkappe gebührt? Wäre der eine, Christus nicht, so würde ich sagen, er verdiene die Narrenkappe.

> Wahrheiten möchtest du lehren, möchtest retten sinkend Land? — —
> Es wird dich alles fürchten, dir helfen niemand und dich verstehen kaum einer!

Warum können verständige Menschen dem gewaltigen Taubenrupfen in der Welt nicht zusehen, ohne sich einzumischen? nicht ertragen, daß die Cagliostros Königinnen Diamanthalsbänder abnehmen und die Alexis das Volk düpieren? Was ist Wahrheit? der Weg an den Pranger der Lächerlichkeit. — Und der Verfechter kleiner oder großer Wahrheiten? Wem gleicht er? der armen kleinen Sylphe, die Belindas Locken retten will und für ihre Mühe von der Schere schnöde zerschnitten wird.

Können Sie es begreifen, daß ich mich heute hätte hinsetzen mögen und weinen? Nicht nur wegen der albernen Scene, die so ernsthaft und so lächerlich war, — sondern wegen ihrer Analogieen mit dem Leben. Es that mir im Herzen weh, wie vergeblich alles Bemühen ist, die Leute für die ganze religiöse Wahrheit aufzurufen, — daß sie wahr sein sollen, mutig und treu! Laßt sie ihre alten Wege weitergehen; rührt nicht an alberne alte Ansichten und abergläubische Vorstellungen! Sagt dagegen Gottes Wahrheit frei heraus, und was Danks habt ihr davon, den Menschen, die die Finsternis mehr lieben, das Licht zu bringen? . . . Der sicherste Weg, um richtige Ansichten zu erlangen, scheint mir das Bestreben, in Christi Geist einzugehen, in den Ton seines Empfindens und das Endziel seines großen, hohen Lebens. Dann fällt z. B. die Transsubstantion allmählich dahin, aus der Wahr-

nehmung, daß sie im Widerspruch gegen das Christentum steht, welches Geist und Leben ist. Es lokalisieren, es in irgend einer Weise an die Materie fesseln, es an „Tage und Monde, Zeiten und Jahre“ binden, es zu „Essen und Trinken“ machen, es hindern, über die Anfangsgründe hinauszuwachsen, das ist das Abc der Welt. Es zum Gegenstand von Satzungen, zu irgend etwas anderem als der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit machen, — ist Zurückgehen auf das Judentum.

Indes wundere ich mich nicht über den Glauben an die Transsubstantiation; denn er nimmt ein in sich ja mögliches Wunder an, wenngleich er dabei einem großartigen, religiösen Irrtum verfällt. Aber ich wundere mich über Erwachsene, die an Hellseherei glauben und es ablehnen, die Argumente für die Transsubstantiation anzuhören. Ich traf neulich eine selbständig denkende, aufrichtige, ganz ungekünstelte und vorurteilslose Dame, die sich doch zu einer Anhängerin dieses Aberglaubens von 1849 bekehrt hat. Seitdem kann ich begreifen, daß die Transsubstantiation tausend Jahre lang unangezweifelt bestanden hat, alsdann vernichtet und wieder auferweckt worden ist, mit der schönen Aussicht, noch — sagen wir — fernere tausend Jahre eine kräftige Existenz fortzuführen.

Es folge hier noch der Schluß eines Schreibens, welches er kurz vor seinem Tode, auf Veranlassung öffentlicher Angriffe seitens der hochkirchlichen Partei wegen seines Vortrags über Wordsworth, — wider seine sonstige Gewohnheit — veröffentlichte. Es ist das schmerzlichste Zeugnis für das, was er gelitten, und wie tief er gelitten hat für seine Ansichten und durch sein Alleinstehen:

Ich mußte bei mir lächeln über des Verfassers gänzliches Mißverstehen meiner Ziele, Ansichten und Stellung. Wenn er glaubt, daß, was er philosophisches Erhabensein über die streitenden Parteien nennt, eine Stellung sei, die irgend jemand aus Liebe zu behaglicher Zurückgezogenheit erwählen könne, so verrechnet er sich gründlich.

Wenn er voraussagt, daß der aufrichtige Wunsch: „den Geist des Guten aus dem Bösen herauszuziehen“, die auch dem Irrtum zugrunde liegende Wahrheit zu erkennen, und das Gute aus allen Parteien und von allen Menschen sich anzueignen, anstatt ihr Böses hervorzusuchen und zu vergrößern, daß ein solches Streben geeignet sei, die gute Meinung aller zu gewinnen und den eigenen Frieden zu sichern, sowie selbstverständlich eine große Popularität bei der Menge einzutragen, so kann ich ihn ernstlich versichern, daß, sobald er das Experiment machte, er seinen Irrtum erkennen würde. Es

wird ihm dann vielleicht ein neues Licht auf die Worte fallen: „wenn ich Friede sage, rüsten sie sich zum Streit". Er wird zu seiner schmerzlichen Verwunderung bemerken, daß man ihn auf der einen Seite um seines Ernstes willen der Ketzerei beschuldigt und auf der anderen um seiner christlichen Liebe willen der Ungebundenheit zeiht. Sein Wunsch, den Geist hervorzuheben, wird ihm als Unehrerbietung gegen den Buchstaben, seine Geringschätzung der Satzungen als Mangel an Eifer für Prinzipien, seine Unterscheidung zwischen Regeln und Geist als Verachtung des Gesetzes ausgelegt werden. Er wird sein Bestreben, die Menschen zu lieben, sein Sehnen nach Sympathie und tiefinnerlicher Verständigung durch Beargwöhnung seiner Motive und gehässige Verleumdungen belohnt sehen; sein heißes Verlangen, Ideen zu erfassen anstatt Worte und auf den Grund der menschlichen Anschauungen zu dringen, wird ihm selbst von denen, die sich für aufrichtig halten, als Befriedigung einer absonderlichen Geschmacksrichtung und als eine über den Kampf um die Existenz sich erhaben dünkende Philosophie ausgelegt werden.

Ich würde ihm nicht raten, es mit dieser „philosophischen Höhe" zu versuchen, welche er für solche Nachgiebigkeit an das eigene Ich hält, wenn er nicht die Unerschrockenheit besitzt, sich den schneidendsten Winden auszusetzen, die an allen einsamen Orten, Höhen wie Niederungen, blasen. Wenn er sein Herz stählen kann gegen Argwohn und Mißtrauen, wenn er es zu tragen vermag, daß die Unwissenden ihn gefährlich nennen, und daß seine Amtsgenossen öffentlich auf ihn anspielen und im geheimen vor ihm warnen; wenn er sich entschließen kann, auf jeder Seite angegriffen zu werden, und dies nicht zu erwidern, allen Verzeihung zu gewähren und keine zu verlangen; wenn er im Dunkel kämpfen kann wie Ajax mit dem Gebet auf den Lippen, schweigsam und allein, dann laß ihn die Richtung einschlagen, die ihm so leicht erscheint, und allen gerecht, großmütig und ritterlich begegnen. Wenn er aber davon als „ganz selbstverständlich innere Befriedigung sowohl als große Popularität bei der Menge" erwartet, so kann ich ihm versichern, daß derlei Belohnungen auf diesem Wege nicht erblühen. Lieber laß ihn Parteimann bleiben und sich mit irgend einem Sondernamen nennen; er wird dann immer noch Angriffe erfahren, aber seine Partei wird zu ihm stehen.

So teilte Robertson bald das Geschick aller, welche wagen, die Wahrheit in höherer und geistigerer Weise zu verkündigen, als der Standpunkt ihrer Zeitgenossen zulässig findet.

Es ist eine Thatsache, die immer wieder aufs neue befremdet,

daß jeder Prophet ein Mann der Schmerzen sein muß und umgeben von Qual, verachtet, und von den Menschen zurückgewiesen; daß der Tröster einer sein muß, der alles Menschliche tief empfindet, aber mit dem keiner fühlt.

Zur Toleranz zu erziehen, das erkannte Robertson sonderlich für eine Aufgabe seines Lebens; aber er wurde darin in Brighton durch die Opposition und den Parteigeist der Amtsbrüder, die weder die Bedeutung seines Lebens, noch die Zeichen der Zeit zu erkennen vermochten, sehr gehemmt. Erst nach seinem Tode lernte man ihn nach dieser Seite hin würdigen.

Die folgenden Briefe an ein und dasselbe Gemeindeglied sind aus dem Jahr 1851. Sie zeugen von seinem tiefen Ernst in der Seelsorge ebenso wie von seiner Gabe, auf andere einzugehen und für sie die Erfahrungen der eigenen, überwundenen Zweifel fruchtbringend zu verwerten. Sie fassen noch einmal die leitenden Gedanken seiner religiösen Anschauungsweise zusammen.

Brighton, den 9. Mai 1851.

Meine liebe —, vielen Dank für die Mitteilung des beifolgenden interessanten Briefes. Ich kannte Herrn N. nur flüchtig, bin aber sehr angethan von seinem Schwiegersohn. Er ist nun eingegangen zur Ruhe, — in die tiefe, hehre Ruhe, die das köstlichste, charakteristische Teil des zukünftigen Lebens ausmachen wird. Harmonische Einheit, die auf Ordnung ruht, nicht auf dem Chaos von leidenschaftlichem Streit und Uneinigkeit. Auf Einwilligung in Gottes Liebeswillen, ohne Konflikte des Eigenwillens. Eine wahrhaft erhebende Vorstellung. Und wenn ich höre, daß jemand zu dieser Ruhe durchgedrungen, steigt mir stets ein Gefühl der Beglückwünschung auf die Lippen. Sie unterzeichnen sich als „dankbar“. Sollte sich dies auf irgend ein Gut der Erkenntnis beziehen, das Sie durch meine Unterweisung erlangt zu haben glauben, denn anders wüßte ich es nicht zu deuten, so ist in dieser Empfindung mehr, was mich demütigt, als was mich erfreut. Gott segne Sie.

Ich bin tief dankbar für Ihren Brief, kann aber wiederum nur sagen, mehr erstaunt und gedemütigt, als erfreut. Dennoch kann ich mich, wenn auch nicht um meinet-, doch um Ihretwillen, darüber freuen. Daß ein Seelsorger, trotz eigener Unvollkommenheit und Dunkelheit, irgend etwas Gutes schaffen könne, ist mir immer eine Ursache

erneuten Staunens. Daß jemand, dessen Worte und Wahrheit, soweit diese gefunden ward, geistigen Schmerzen und inneren Kämpfen abgerungen worden, hin und wieder eine entsprechende Saite in anderen Gemütern berührt, mit denen er aus unüberwindlicher und fast unglaublicher Scheu selten in persönliche Berührung kommt, ist nicht so überraschend. Denn das große Lebensgesetz, daß wir nur im Blute Heilung finden, halte ich auch für universell, mag es nun seinem Ringen mit dem Tode selbst, oder den schwachen und geringeren Leiden gewöhnlicher Gemüter und Geister entquellen. Wenn sich nicht von Zeit zu Zeit unerwartet solche Belohnungen und Tröstungen einstellten, wäre das christliche Pfarramt, wenigstens für manche Naturen und heutzutage, unerträglich! Noch einmal: haben Sie Dank! Ich hoffe von ganzem Herzen, daß der Wert des Eindrucks, den das Gehörte auf Ihr Herz gemacht, Sie nicht trüge! Ich weiß wohl, daß gesprochene Worte Eindruck machen, und daß Eindrücke Gefahren sowohl wie ihr Gutes haben. Deshalb kann ich mich nicht ohne Bangigkeit freuen, weil mir der Unterricht von der Kanzel herab bestenfalls ebenso wohl wirksam wie verderblich zu sein scheint. Carlyles Ansicht über den abstumpfenden Einfluß der Beredsamkeit ist nur zu traurig wahr. Das Leben und alle Kraft des Herzens und der Nerven daran setzen, scheint mir fast wie das Säen auf Dünensand.

Und doch entsteht manches Gute daraus; wenn auch viel weniger, als die Leute denken, und dem Rückschlag, den Sie richtig erwähnen, muß man bei scheinbaren Erfolgen immer Rechnung tragen. Ich meine das Nichtvorhandensein einer Gelegenheit, um das erweckte Gefühl sofort in Thun umzusetzen, und das Abstumpfen eines Gefühls, das beständig erregt, doch zu keinem bestimmten Zweck hinleitet.

Alles, was ich bestenfalls erwarte, ist die Möglichkeit, daß in manchen Seelen hie und da ein Gedanke Wurzel fassen, wachsen, sich mit dem Leben verschmelzen und einen höheren Ton in die gewöhnliche Empfindungsweise bringen möge, der Erfolge bewirkt, dem, der sie angeregt, freilich unbewußt und völlig unnachweisbar; gerade wie es unmöglich ist zu sagen, woher die Stranddistel stammt, die sich jetzt als große Menge Unkraut auf unseren Dünen ausbreitet; — o weh! das Gleichnis ist kein verheißungsvolles!

Ich frage immer: was heißt Dogma? nicht, was hieß es in derer Mund, die es aufstellten, sondern, wie kann ich in meiner Sprache die ihm zugrunde liegende Wahrheit formulieren, und zwar womöglich in einer richtigeren, bestenfalls aber doch nur annähernd richtigen Form? Auf diese Weise sind mir Fegfeuer, das Sakra-

ment der Absolution, Mariendienst — Versteinerungen, nicht aber Lügen.

Natürlich wird in bitterer Weise über meine Art zu lehren gesprochen, und ich empfinde das schmerzlich. Aber ich kann es nicht ändern und den eingeschlagenen Weg nicht verlassen, um der Opposition und Abneigung zu entgehen, die zum Teil auf Mißverstehen, zum Teil aber auch auf Grundverschiedenheiten der Ansichten beruhen.

Aber den Geist über den Buchstaben und die Gesinnung über die äußerliche Regel zu erheben, war Zweck seines Lebens und ward Ursache der Abneigung, die ihm widerfuhr; deshalb gebe ich mich zufrieden. Dies enthält nebenbei eine Antwort auf Ihren Zweifel, ob es nicht gefährlich sei, eine so genaue Paralelle zwischen seiner und unserer Aufgabe zu ziehen? Ich antworte darauf: Nur in dem Gefühl der Gemeinschaft und Einheit mit diesem Leben, und dem zuweilen triumphierenden Bewußtsein derselben Empfindungen und derselben Kämpfe, die durch sein Leben gingen, ist das Leben überhaupt zu ertragen. In ihm ist die Menschheit beschlossen, und in ihm allein wird mir mein Menschsein verständlich. Zittern Sie nicht, wenn sich Ihnen Schwierigkeiten und uferlose Ausdehnungen der Wahrheit aufthun, wenn Sie fühlen, daß Sie dahin treiben! Gottes Wahrheit muß grenzenlos sein. Traktarianer und Evangelikale halten sie für einen Teich, den man umschreiten könne mit dem Bewußtsein: Ich besitze die Wahrheit. — Wie, die ganze? — Ja wohl, die ganze; hier ist sie, umgrenzt, auseinandergesetzt, bewiesen; und du bist ein Ungläubiger, wenn du nicht zugeben willst, daß dieser mein Teich,*) den der große Thomas Scott und Newton und Cecil gegraben, groß genug ist, um das unermeßliche Evangelium des Herrn des Weltalls einzuschließen.

Wagen Sie es, allein mit Gott zu sein! Vertrauen Sie ihm, und fürchten Sie nicht, er werde Sie lange im Dunkel allein lassen, obgleich sein Licht blenden mag. War er nicht allein in dieser Welt? unverstanden, unbegriffen, beargwöhnt; wurde ihm nicht unablässig widersprochen? Und vor ihm stand das Kreuz, vor uns nur die Beurteilung am Theetisch und in heiligem Schauder erhobene Hände. Und das nennen wir unser Kreuz tragen! Schämen wir uns. Und doch gebe ich zu, daß es schwerer für ein liebebedürftiges Herz ist, der Sympathie entbehren zu müssen, als Schmerzen zu ertragen. Fragen Sie mich nur über alles, was Ihnen in meinen Predigten dunkel erscheint. Ich würde gern jedem aus meiner Gemeinde deutlich machen, was ich gemeint, wenn ich

---

*) Vgl. S. 130.

mich unklar ausgedrückt, oder etwas gesagt habe, das ihren Vorstellungen zu widersprechen scheint. Ihnen bin ich aber jeder Zeit mit wahrer Freude bereit, Erklärungen zu geben; darum zweifeln Sie nie mehr, ob Sie mich fragen sollen.

Die von Ihnen gestellte Frage ist durchaus nicht leicht zu beantworten, ob es nämlich recht und ratsam für Sie wäre, über beide Seiten der Frage zu lesen — oder, ich sollte vielmehr sagen, der Fragen? denn über diesen Gegenstand giebt es zahllose, sie wachsen empor wie die Köpfe der Hydra.

Ich könnte nicht mit „nein" antworten; denn das ist die Maxime der römischen Kirche, die wir so hart tadeln. Und es ist inkonsequent, wenn wir ihr Verbot ketzerischer und protestantischer Bücher verurteilen, während bei uns selbst traktarianische und evangelikale Geistliche das Lesen von Büchern verbieten, die sie ketzerisch finden, wie dies beständig geschieht. Ich sehe nicht ein, warum Unitarier, Rationalisten, Freidenker uns nicht denselben Vorwurf machen sollten. Indes die Thatsache, daß die, welche die römische Kirche verdammen, sich genötigt sehen, sehr inkonsequenterweise ihr Verfahren nachzuahmen, scheint mir ein Beweis, daß selbst in diesem unprotestantischen Vorgehen ein Wahrheitsmoment enthalten ist, nach welchem jeder in seiner Weise unvermeidlich handelt, — wenn wir es nur herauslösen könnten!

Zu allererst nun: die Fragen über religiöse Wahrheit sind endlos, und ein ganzes Leben wäre kaum hinreichend, nur ihre Außenwerke zu umschreiten. Ferner haben sehr wenige Menschen die geistigen Mittel, oder die strenge Schulung, die sie befähigte, selbständig die Wahrheit zu suchen; wenn wir demnach nicht mit einer großen Anzahl von Wahrheiten beginnen können, die uns von vornherein als erste und Grundprinzipien feststehen, so muß das Leben sich in einen Zustand beständiger Zweifel und Ungewißheit auflösen. Auf der anderen Seite ist es geistlicher Selbstmord, wenn wir bei entstehenden Zweifeln das Forschen und Prüfen unterlassen wollen, und ich kann nicht einsehen, wie alsdann je ein Fortschreiten in der Wahrheit hätte stattfinden können. Weshalb wären die Pharisäer denn getadelt worden für die seit lange festgestellten Ansichten, und die Juden wegen ihres Beharrens im Judentum? —

Ein Trost drängt sich uns indessen gleich auf. Wahrheit findet man nicht sowohl durch strenges Forschen, als durch Reinheit des Lebens und Demut des Herzens. Wahrheit wird herausempfunden und nicht herausgeklügelt. Und wenn es Wahrheiten geben mag, die nur dem scharfen Verstande zugänglich sind, so können wir überzeugt sein, daß dieselben nicht das Leben der Seele ausmachen, so wenig wie ein darauf bezüglicher Irrtum der Seele den Tod

brächte. Z. B. vom metaphysischen Begriff des Daseins Gottes; vom „Heilsplan", wie man zu sagen pflegt; von der genauen Unterscheidung der menschlichen und göttlichen Natur in der Person Christi. Über all diese Dinge mag man lesen und lesen, bis einem der Kopf schwindelt, das Herz still steht und die Seele verwirrt werden muß. Aber über die Fragen von gut und böse, göttlich und teuflisch, edel und gemein, darüber, glaube ich, kann einen keine Sophisterei verwirren, so lange man ein rechtschaffenes Leben führt.

Mein Rat würde daher sein. Erstens: Halten Sie sich an das, was gewiß ist. Giebt es Zweifel über die Bergpredigt? Ob die Seligpreisungen z. B. thatsächlich wahr sind? Ob die, so reines Herzens sind, Gott schauen werden? Ob das Gesinnetsein wie Jesus Christus Heil und Frieden bedeutet? Ist dem so, alsdann mögen Sie ganz im Frieden vieles andere, wo Gott es so will, der langsamen Entfaltung überlassen. Wenn nicht hier, so können Sie dies getrost von der Ewigkeit erwarten.

Zweitens: Frei herausgesagt, ich, an Ihrer Stelle, würde nichts Polemisches lesen. In dieser verwirrenden Zeit, wo statt gesunden Trankes so viel trüber Hefensatz geboten wird, wo alle Welt wie einst die Masse der Anbeter der ephesinischen Diana durcheinander schreit, meist ohne zu wissen, weshalb oder um was es sich überhaupt handelt, da scheint es mir: je mehr wir uns einfachen Pflichten hingeben, um so besser. Seien Sie gewiß, wenig giebt es hienieden zu erkennen, viel zu ertragen, etwas zu thun. Was Sie sind und was Ihr Leben bedeutet, wissen Sie nicht; Gott hat das Geheimnis. Sie müssen sich mit dem Dämmerlicht begnügen, das nur im Gegensatz zur Finsternis einen vergleichsweise hellen Schein abgiebt.

Würde dies nicht ganz vornehmlich in Ihrem Fall die gewiesene Pflicht sein? Sie genießen regelmäßiger, bestimmter Unterweisung, die Sie nicht unbefriedigt läßt.

Ich wäre der letzte, der Sie drängte, sich damit gewissermaßen die Augen verbinden zu lassen, oder ein Licht abzuweisen, das, von anderer Seite hereinfallend, diesen Unterricht vielleicht falsch scheinen ließe. Aber so lange er Ihnen nicht Dunkelheit, sondern Licht zu bieten scheint, ist es das Weiseste, um Ihres Friedens und der Harmonie Ihres Lebens willen, nicht vom Wege abzutreten, um nach Ansichten zu forschen und zu suchen, die dieses kleine Licht in Frage stellen könnten. Versuchen Sie lieber, den Wahrheiten, die Ihnen fest stehen, nachzuleben, und ihrer immer gewisser zu werden. Wie können Sie erwarten, Fragen zu ergründen, die die Weisesten vergeblich erforscht haben? Steht dieser Entschluß und diese Überzeugung erst einmal fest, dann meine ich, werden wir zufrieden sein, zu warten (eine große Lektion!) und uns von Gott allmählich lehren zu lassen, statt uns einzubilden, daß wir

alles durch eigene Anstrengung herausfinden können! Wir setzen unser Vertrauen nicht auf Gott, sondern auf uns. Wir glauben nicht, daß er uns sucht, sondern meinen, wir müßten ihn suchen. Wir sind darauf erpicht, alles über Gott zu erfahren, und vergessen darüber, Gott zu erkennen. Des Glaubens an Gott bedürfen wir, anstatt des Glaubens an die Religion oder gar an die Theologie.

Ich würde an Ihrer Stelle alle Polemik, geschriebene oder mündliche, vermeiden. Streiten mit Bekannten verwirrt, setzt Sie Verdächtigungen aus, und verbittert Ihnen das Herz. Auch ist die polemische Tageslitteratur so ausschließlich Hefe, daß Sie nur verwirrt würden. Ich selbst befolge diese Regel so viel wie möglich. Ich verkehre wenig mit der Welt der Frommen, und vermeide dadurch Diskussionen. Ich lese wenig Theologie, viel mehr andere Litteratur, obwohl wegen geistiger Abspannung jetzt beinah so gut wie nichts. Und ich suche mich auf Gott zu verlassen, auf Gott und meine Seele. Es giebt sonst nichts Zuverlässiges. Ich glaube, ich würde Ihnen einen traurigen Rat geben, wenn ich sagen wollte: lesen Sie über beide Seiten der Frage. Nein, ich sage lieber, vertrauen Sie auf Gott, — leben Sie in ihm, thun Sie seinen Willen — und werden Sie still!

In dem nächsten Brief aus späterer Zeit an eine andere Persönlichkeit erörtert er ähnliche Fragen:

Herr — hat viel entschiedenere und abgeschlossenere Ansichten, als sein Bruder. Ein großer Vorzug, selbst bei unzulänglichen Ansichten, weil es ihm manche Unsicherheit beim Thun erspart, viel Fragen à quoi bon, und viel Zeitverlust, den ihn die Spekulation kosten würde. Thatsächlich bin ich mehr überzeugt, als früher, daß Spekulation, wenigstens für den Grübler selbst, vom Übel ist, abgesehen von den Resultaten für die Welt. Und überzeugt, — nicht mehr als je, denn das wäre unmöglich, — daß glauben stärker macht, eine größere Quelle der Kraft, und ein Ausdruck dafür ist, als zweifeln. Natürlich immer den Glauben an Mesmerismus und Homöopathie ausgenommen; nein, nicht ausgenommen, denn das ist eben nicht Glaube, sondern Zweifel, der das Vertrauen in eine Wissenschaft, die sich bewährt hat, erschüttert und nichts Ebenbürtiges an seine Stelle zu setzen hat.

Der folgende Brief ist aus seinem letzten Lebensjahre:

— — Ich bin sehr müde. Ich konnte heut kaum den Unterricht in meiner Klasse geben, ich war so hinfällig, daß es Sie nicht wundern darf, wenn meine Antworten die Spuren einer Erschöpfung tragen, die ihrem Gegenstand nicht gewachsen ist.

Nun zu Ihren Fragen: Nehmen wir ein Kind, das zehnmal eine Summe verkehrt zusammenzählt, und dessen Hände dabei heiß und dessen Kopf schwindlig wird. Was sagen wir ihm? Beruhige dich, mein Kind, lauf einmal durch den Garten, setze dich dann still hin, überlege, lösche alles aus und versuche es noch einmal. Ich will bei dir bleiben, bis du mit dem Exempel zustande kommst. So sage ich zu Ihnen: versuchen Sie es noch einmal. Was Ihren Traum betrifft, so lassen Sie ihn sich ein Sporn und Antrieb sein, um aufgerüttelt und stark, nicht aber bange zu werden. Sie sind nicht allein in der Welt. Sie sollen auch nicht von neuem das skrupulös geregelte Leben anfangen, das Sie schon einmal als Mißgriff empfunden haben. Es gilt auszuharren, zu warten! Alles allmählich werden zu lassen! Verschreiben Sie sich keine asketischen Regeln oder ein selbsterdachtes Ritual. Das wäre Gesetz, und das Gesetz erregt nur [zur Sünde].

Fangen Sie mit Glauben und Liebe an, und zwingen sich nicht zu glauben. Ihre Seele treibt auf dem Meere der Ungewißheit. Haben Sie Geduld, Sie können nicht immer auf der weiten weiten See umhertreiben. Wenn Sie in einer Richtung treiben, so müssen sie zuletzt in eine Windströmung gelangen, die Sie schließlich irgendwo ans Land führt. Seien Sie dessen gewiß, Sie sind in seiner Hand. Er haßt Sie nicht, er liebt Sie. Sprechen Sie nicht in Bitterkeit von ihm, verkennen Sie ihn nicht. Vielleicht urteilte ich zu hart über Shelley, es geschah aber zum Teil, weil ich nur wenig Nachsicht üben kann vorgefaßter, überlegter Feindschaft Gott gegenüber. Dagegen ist es etwas anderes, wenn man ihn nicht finden kann! Dann bildete ich mir auch ein, Shelley habe Ihnen in mancher Hinsicht geschadet.

Noch ein Wort. Fangen Sie nicht mit widerwärtigen Pflichten, langen Gebeten u. dgl. an. Fangen Sie an, deutliche moralische Pflichten zu erfüllen. „So jemand wird des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.“ Suchen Sie einfach Gott und die Wahrheit, und seien überzeugt, daß Sie ihn nie vergebens suchen werden. Dann beruhigen Sie sich über das Ende, über den Tod und so fort. Sie brauchen sich in diesen Dingen nicht zu übereilen, um den Ausdruck eines Propheten zu brauchen.

Unter äußeren Angriffen und bei der zunehmenden Isolierung seiner Stellung wußte Robertson sich seine Individualität überall zu wahren. Dem verdankt er die Freiheit des Handelns, sowie die Ursprünglichkeit und das freie Ausklingenlassen der Empfindungen, deren die Menschen in jedem, namentlich dem geistlichen Beruf

verlustig gehen, wenn sie ihr Inneres allgemeinen, konventionellen Anschauungen accomodieren.

Es wird von Irving erzählt, daß er einem jungen schottischen Geistlichen bei der Ordination gesagt habe: „Sei stets und überall der Geistliche, und nie weniger als der Geistliche.“ Robertson hätte eher gesagt: „Sei überall Mensch, ein Christenmensch, und nie weniger als ein Mensch.“ Priesterliches Selbstgefühl, wie es sich in Irvings Ratgebung ausspricht, lag ihm ganz fern. Schreibt er doch einmal: „Es liegt mir nichts daran, von Ihnen als Ihr Geistlicher angesehen zu werden. Nehmen Sie mich als Menschen, — so wie ich bin.“

Eins der klarst empfundenen Bedürfnisse unserer Tage geht dahin, die Menschen innerhalb gewiesener Schranken, ihre Persönlichkeit sich entwickeln und ausleben zu lassen. Robertson nimmt dies Recht für sich sowohl wie für alle Menschen voll in Anspruch. Er geht jedem nach auf dem Wege seiner Veranlagung und Entwickelung, sucht seine Eigentümlichkeit zu verstehen und zu erklären, urteilt vorsichtig und gerecht, erwägt nach allen Seiten hin, läßt das Unerklärliche auf sich beruhen, ohne zu verurteilen, stellt es sich zur Aufgabe, an den Menschen und das Gute in ihm zu glauben, und hofft fort, wo alle Hoffnung verloren scheint. So hat er nicht nur viel dazu beigetragen, den Geist echter Duldsamkeit unter den verschiedenen Parteien zu erwecken, sondern auch dem einzelnen den Weg gewiesen zur Schonung derer, die anders veranlagt, anders fühlen, denken und handeln als er.

Für seine Auffassung, daß die Seele religiöse Wahrheit intuitiv in sich hineinbilden müsse, um zu eigener Überzeugung zu gelangen, sind die folgenden Briefe aus dem Jahre 1850 an einen Freund, der zur römischen Kirche übertreten wollte, besonders wertvoll und charakteristisch:

Glauben Sie an Gott? Können Sie ihm nicht kindlich vertrauen? Welchen Wert hat Ihre Taufe, wenn Sie den Kernpunkt aller Wahrheit nicht daraus entnehmen, daß Gott Ihr Vater ist? Können Sie wagen, seine Stimme in Ihrer Seele zu ersticken, die sich in dem Ansturm ernster Gedanken kund giebt, und die

Meinung hegen, damit dem Gewissen zu gehorchen? Sind Sie ganz gewiß, daß Sie sich nicht einem himmlischen Lichtstrahl verschließen, den Sie für ein Gaukelspiel der Hölle halten und fürchten? . . . Ich lasse mich nicht auf Beweisführungen gegen Rom ein; denn ich sehe in dem römischen Katholocismus nur eine unendlich kleine und sinnliche Verkörperung der Wahrheit. Für mich ist er eine zur Mumie eingetrocknete menschliche Gestalt. Jeder seiner Züge scheint lebendig, aber verzerrt, besonders wenn Elektrizität oder Galvanismus ihn künstlich in Bewegung setzen . . . Gott hat die Seele zur Übereinstimmung mit der Wahrheit geschaffen. Die Wahrheit trägt ihren Beweis in sich, wie der Blitzstrahl, wie das wonnige Licht der Sonne . . . Leider, leider glauben Sie Ihrer Seele nicht, glauben Sie nicht an Gott, nicht, daß sein Geist Ihre Seele zu finden weiß. Sie glauben der Sonnenuhr, aber nicht der Sonne. Sie wagen nicht, mit Christus allein zu sein. Sie fühlen nicht, wie erhebend und wie demütigend es ist, in dem unendlichen All, einsam wie er, dem Vater allein gegenüberzustehen. Sie nehmen sein Leben nicht als Vorbild, und seine göttliche Menschheit deutet Ihnen nicht die Geheimnisse Ihres vereinsamten Daseins. Sie können nicht furchtlos das Todesschattenthal durchwandern und sprechen: „denn du bist bei mir!“ Sie brauchen eine Menge von — — und eine Schar anderer guter Menschen, die nach Hunderttausenden zählen muß, um Sie zu versichern, daß Sie nicht allein sind. Das ganze Universum ist ein von Gott geweihtes Sakrament, durchzogen von Kräften seines Geistes, die sich Ihrer Seele mitteilen. Zwei hat er zu Gleichnissen aller übrigen auserwählt. Wasser, das gewöhnlichste aller Elemente, und ein Abendmahl, die gewöhnlichste aller Mahlzeiten. Für Sie ist er aber nur in sieben Sakramenten zu finden. Das ist entweder zu viel oder zu wenig. Doch erkenne ich selbst aus diesem römischen Protest gegen die protestantische Begrenzung der Gnade auf zwei Kanäle — eine Wahrheit. Nur, wie gewöhnlich, verzerrt und versteinert.

Ach, seien Sie tapfer und lernen auszuharren! Es sind dunkle einsame Tage, und unser ungläubiger, ungeduldiger Sinn will nicht warten, sondern sich hastig, mit ungestümen Schritten in das ignis fatuum des Lichts hinabstürzen. Gebt mir Frieden, sofort! Licht, sofort! Ich kann meine Frist nicht abwarten, und ich will nicht!

Ich rede nicht wie einer, der völlig außerstande ist, „die Enttäuschung derer zu verstehen, die sich nicht bei den gesunden und ausgezeichneten Grundsätzen unserer unvergleichlichen Kirchenordnung beruhigen können“. Ich kenne nur zu gut die Qualen einer Seele, die heiß nach Licht verlangt und es nicht finden kann. Und was unsere „unvergleichliche“ Kirche betrifft, so gehört nicht einmal prophetischer Geist zu der Voraussicht, daß sie in zehn Jahren sich in

Fragmente auflösen wird, aus denen Gott etwas Neues auferbauen wird, das ich in Frieden abwarten kann, weil es mit seinem sonstigen Verfahren in Einklang steht, immer neue Lebensformen aus Verfall sich entwickeln zu lassen. Wenn nicht jetzt, — ich kann warten. Ich bin auch allein und werde allein stehen, bis ich sterbe, aber mir ist nicht bange in der Majestät des Dunkels, denn seine Gegenwart erfüllt und bevölkert es. Ich verlange nach keinem andern Mitfühlen, als dem seinen. Will er mir anderes und mehr gewähren, so nehme ich es dankbar hin. Ich lasse mir aber auch so genügen, wie so viele seiner Tapfersten und Besten es mußten.

Warum können Sie nicht mit ihm leben? — — Ich bin nicht von abergläubischem, evangelikalem Abscheu gegen den Romanismus erfüllt, aber — aber — es jammert mich, wenn ich sehen muß, daß man sich ein künstliches Gewissen zu konstruieren und einzusetzen versucht. Und doch hat Gott der Menschheit ein gesundes, unverdorbenes Gewissen eingepflanzt, dessen Ebben und Fluten sich in seiner hehren Melodie so wenig verkennen läßt, wie das Auf- und Abwogen des Weltmeers.

Erst heute habe ich von dem Verlust gehört, der Sie betroffen hat; und schon ist die Wunde nicht mehr frisch, — so schnell verrinnt die Zeit! Gott und die Zeit allein vermögen allen Gram zu lindern. Ich habe ein lebendiges Gefühl von dem: „Selig sind die Toten!" Das Leben bringt uns ununterbrochen Prüfungen . . . Ihr letzter Brief äußerte die Besorgnis, ob ich auch ferner Ihr Freund bleiben und Ihnen mein Vertrauen erhalten werde, da Sie übergetreten sind. Sie brauchen nicht daran zu zweifeln. Ich wünschte nur, Sie hätten einen beherzteren, tapferen, aufrichtigeren Lauf eingeschlagen. Ich wünschte, Sie hätten gewagt, einige Jahre mit Gott allein zu leben. Ich glaube nicht, daß Sie auf lange in Rom Frieden finden werden.*) Aber die Thatsache Ihres Dortseins ändert an meinem Gefühl Ihnen gegenüber nicht um ein Jota. Tief, tief unter allen Formen der Meinungen und des Empfindens erkenne ich mit Freuden die Einigkeit des Geistes, der alles wahre Leben erhält. Eigentlich meinen wir alle, die Ernstgesinnten, wesentlich dasselbe. Ich blicke mit immer vermehrter Sehnsucht dem Tage entgegen, wo wir dies erkennen und auch einräumen werden. Um Sie persönlich mache ich mir wenig Sorge. Denn wenn Sie länger leben, sterben Sie nicht als Glied der römischen Kirche.

Ich befinde mich noch auf demselben Punkt und gewinne frischen Zuwachs um den Kern der Wahrheit. Es wird mir jeden Tag

*) Eine Voraussicht, die sich bestätigt hat.

gewisser, daß Gott und meine Seele einander suchen, und mir bangt nicht vor der Folge. Ich bin nur „ein Säugling, der im Finstern schreit, und keine andere Sprache hat“. Dennoch fürchte ich mich nicht im Dunkeln. Ich lebe in einem großen schaudererregenden Geheimnis. Aber Gott ist darin: ein Licht in der dunkelsten Nacht.

Ich bin allein, einsamer als zuvor; — niemand sympathisiert mit mir, weil ich zuviel mit allen sympathisiere. Aber das All sympathisiert mit mir.

Ich bin beinah fertig mit dem Begriff der Göttlichkeit — dogmatischer Göttlichkeit —, mit Ausnahme des liebevollen Bestrebens, die Wahrheit aus diesem oder jenem ärmlichen Dogma hervorzuheben, die man so jammervoll übermalt hat, wie Marmor, der mit Kalk beworfen ist.

In einzelnen Fällen berührte ihn das aus seiner Gemeinde ihm entgegengebrachte Mißtrauen besonders schmerzlich.

Ich habe einen Brief von einer intelligenten Dame aus meiner Gemeinde erhalten, der mir, offen gesagt, weh gethan hat. Ich habe ihr erwidert, daß sie mir eines nicht rauben könne, die Überzeugung, ihr manches Gute erwiesen zu haben. Sie habe mich jahrelang mit Vertrauen und Zuversicht predigen gehört, und die Wahrheiten des Empfindens und Lebens, die ich gelehrt, wären mit ihrem Leben verschmolzen, untrennbar von ihrem Sein, müßten wachsen und eine Ernte zeitigen, die ich als mein Eigentum beanspruchen würde, und die mir keine Gewalt des Universums entreißen könne. Ich erklärte ihr in kurzem, daß sie mich mißverstanden habe; der Unterschied zwischen mir und ihrer Partei, liege nicht in der Frage vom Sühnopfer an sich, sondern in der Frage, welches Moment darin Gott befriedige? Sie sagen der Schmerz. Ich behaupte, weil es meiner Meinung nach mit der Schrift übereinstimmt: die Übergabe des eigenen Willens. Dies kommt in Joh. 10, 17 und ebenso Hebr. 10, 5f. zum Ausdruck. Hier wird der Unterschied deutlich gemacht zwischen einem blutigen Opfer bloß körperlicher Schmerzen, das lediglich Schlächterei wäre, und dem Opfer, dessen Bedeutung in seinem sittlichen Moment liegt: in der That des Willens. Die andere Auffassung dagegen, lediglich physischer Natur, ist wertlos und unmoralisch. Diese Auslegung ist thatsächlich der ganze köstliche Inhalt des Hebräerbriefs.

Ich empfahl ihr aber ernstlich, bei ihrem Entschluß zu bleiben und aus der Trinity-Gemeinde auszutreten, da nicht Ansichten unsern Charakter fördern, sondern der Geist, in dem wir sie auffassen. Unser geheimnisvolles Wesen kann nur durch höhere Triebfedern, durch Vertrauen, Zuversicht, Verehrung und Liebe in Schwung-

kraft versetzt werden. Ist es damit vorbei, dann kann weder Weisheit noch Wahrheit von den Lippen des Lehrers Wirkung schaffen.

Als Sympton hat mir die Sache weh gethan. Wie lange werden die Übrigen noch ausdauern? Sicherlich nur so lange, bis sie klar erkennen, was ich ihnen ja so deutlich wie möglich als meine Ansichten hinzustellen suche. Dann werde ich allein sein, worauf ich seit Jahren gefaßt bin.

Aber dies Verlassenwerden von einem nach dem andern thut weh!

Möchtest du Wahrheiten verkünden,
Oder ein dem Untergang zueilendes Land erretten? —
Ach, alle werden dich fürchten,
Niemand dir helfen, und wenige dich verstehen. —

Nun um so teurer sind die wenigen Getreuen, die ausharren. Auch ihm erging es so.

Die Freunde, deren Treue du erprobt,
Die klammre an dein Herz mit Eisenhaken!

Weiser, tiefer Shakespeare!

Auf den Konfirmandenunterricht hat Robertson stets eine ganz besondere Sorgfalt verwandt. Wie er dabei verfuhr, sagt er selbst in der, speziell an die Konfirmanden gerichteten Rede über „das Ringen Jakobs“:

Die Religion der Kinder muß weit sein, dehnbar, so wenig systematisch wie möglich; sie darf ihre Seele nicht belasten, nur wie leichtes, loses Erdreich auf ihr ruhen, das sich hebt, wenn das Herz zu vollerm Leben erwacht. Wird aber der Boden in Formen fest und hart getreten, so muß er gesprengt, ja gewaltsam abgeworfen werden, wenn die Seele zu vollerer Entwickelung und organischem Wachstum Raum verlangt.

So habe ich versucht, auf euch zu wirken. Nicht in Glaubensbekenntnissen, nicht einmal in der steifen Form eines Katechismus habt ihr die Wahrheit sich vor euch aufthun sehen. Sie ward vielmehr in die Regungen eurer Herzen gesenkt, auf die Gott tiefer einwirkt, als wir es vermögen. Wenige einfache Wahrheiten, denen Zeit gelassen wurde zu keimen, zu schwellen und in euch zu arbeiten . . .

Noch in der letzten Zeit seiner schweren Krankheit lagen die Konfirmanden ihm besonders am Herzen. Er schreibt darüber:

Ich bin kaum Manns genug, um die Feder zu halten. Es war mir gestern verboten, Gottesdienst zu halten, und ich verbrachte den Tag in Ruhelosigkeit und Halbschlummer. Die Konfirmanden müssen vorbereitet werden, das ist meine Pflicht. Es mögen leere, unbedeutende Mädchen sein, aber die meisten jungen Mädchen sind so, und unter Menschen dieses Schlages will die Hauptarbeit der Seelsorge gethan sein, aus dem einfachen Grunde, daß die andern nur die Ausnahme bilden; und wenn wir nur solche lehren und ihnen predigen sollten, die viel in sich tragen, so fürchte ich, daß man Schulen und Kirchen überhaupt schließen müßte.

Wenn ich sie jetzt vorbereite, kann ich im August mit größerm Anstand fortgehen. Wenn nicht, muß ich entweder noch später fortgehen, oder diesen überaus wichtigen Teil meiner Pflichten sechs oder sieben andern Geistlichen überlassen. Die Eltern hätten dann gerechte Veranlassung, sich zu beklagen, denn die Kinder müßten durch die ganze Stadt zu verschiedenen Predigern laufen, um sie zu bitten, ihre Vorbereitung zu übernehmen; jedenfalls sich der Frage auszusetzen: Warum thut Ihr Prediger das nicht selbst?

Immer hat er sich um seine Konfirmanden in ganz persönlicher Weise bekümmert, wie aus verschiedenen Briefen an junge Mädchen aus seiner Gemeinde ersichtlich ist. In einem dieser Briefe heißt es:

Gott segne Sie, wohin immer Sie gehen mögen. Der hochstrebende Geist, den er Ihnen verliehen, wird Sie mit seiner Hilfe befähigen, triumphierend über manches Felsenriff des Lebens dahin zu fahren, an welchem stumpfere und schwerfälligere Schiffe stranden.

Ein Brief an eine andere Konfirmandin lautet:

Meine liebe —. Ich möchte Ihnen eine Zeile senden, die Sie den Tag vor Ihrer Konfirmation*) erreichen wird. Ich möchte Ihnen gern sagen, daß ich am 27. zu der bestimmten Stunde geistig mit Ihnen allen vereint sein werde, im allgemeinen und mit jedem einzelnen. Ich rate Ihnen, den Abend vorher so viel wie möglich allein zuzubringen. Es ist eine wertvolle Gelegenheit, einmal in dem Lauf des Lebens innezuhalten, sich zu sammeln, Atem zu schöpfen, und, ehe Sie weiter gehen, rückwärts und vorwärts zu schauen. Vor wenig Jahren waren Sie noch nicht am Leben; einige Jahre weiter, und Sie werden nicht mehr an diesem Leben

*) In der englischen Kirche wird diese vom Bischof vollzogen, nachdem der Geistliche die Vorbereitungsstunden erteilt hat. Robertson war damals schon zu krank, um der Feier beiwohnen zu können.

teil haben. Vieles ist geschehen, noch mehr ist aber in der Zwischenzeit zu thun. Sie stehen jetzt am Eingang des Frauenlebens. Die Pflichten des Weibes, sein seltsam gemischtes Geschick von Leid, Gefühl und tief innerm Leben nehmen ihren Anfang. Ich bete zu Gott, daß sein Ausgang so gereift und schön sein möge, als, wie ich fest vertraue, sein Eingang rein, sanft und still ist. Gott verleihe Ihnen ganzen Ernst, wenn Sie nächsten Dienstag Ihr Gelübde ablegen! Möge er Sie stärken, es lebenslang mit unentwegter Treue zu halten. Er segne Sie, meine liebe junge Freundin, jetzt und immerdar!

Zwölftes Kapitel.

[Robertsons Interesse an den politischen Ereignissen von 1848 — Lectures über das erste Buch Samuelis — Er wird des Sozialismus beschuldigt — Verteidigt sich dagegen — Sein Brief an den Bischof — Dualismus seiner Natur — Brüderlichkeit ruht auf unserer gemeinsamen Menschheit — Robertsons Verhältnis zu dem Arbeiter-Institut — Seine Eröffnungsrede im Rathause — Ihr Eindruck — Seine Rede gegen Einführung atheistischer Bücher — Dankbarkeit der Arbeiter — Seine Reden über den Einfluß der Poesie auf die arbeitenden Klassen — Unterschied zwischen Robertson und Maurice und Kingsley — Briefe sozialpolitischen Inhalts — Beschäftigung ist nicht Produktion — Befürwortung des frühen Schließens der Läden — Sein Verhältnis zum Ladenpersonal — Einfluß auf junge Leute — Dankadresse derselben — Vortrag über den Fortschritt der arbeitenden Klassen — Über Verbesserung der Arbeiterwohnungen — Seelsorge unter den Armen — Briefe über Irland — Seine Stellung zu den Wahlen — Zur Politik von der Kanzel — Seine Vaterlandsliebe — Wellington — Untergang des „Birkenhead" — Über Kossuth — Wahrer Fortschritt liegt nicht in gesteigerter Zivilisation.]

Und doch, und doch, und doch —
Es kommt die Zeit ja doch,
Wo Mann den Mann hin durch die Welt
Dennoch für seinen Bruder hält,
Und doch!

Robert Burns.

Robertson war noch nicht lange in Brighton, als die französische Revolution von 1848 ausbrach und die ganze Entwickelung Europas in neue Bahnen riß.

So wenig Robertson sich auch zum republikanischen Bekenntnisse hingezogen fühlte, so mußte er doch, gewohnt die Dinge von den verschiedensten Seiten zu betrachten, kraft der ihm eigenen Anlage die wirklich neuen und ins Auge springenden Punkte der ungeheuren Umwälzung lebendig erfassen. Er erkannte deutlich die soziale Bedeutung des Ereignisses, und es wurde ihm klar, daß man sich mit dem Volke, mit den arbeitenden Ständen jetzt in neue, in geistige Beziehungen zu setzen habe, eine Aufgabe,

zu der vielleicht gerade der Träger des geistlichen Amts besonders berufen ist.

So sehen wir ihn denn bald inmitten einer Thätigkeit, welche durchaus verschieden von seinem bisherigen Wirken dennoch ihn uns völlig im Lichte seines eigenartigen Geistes zeigt. Er schreibt im Jahre 1848 an einen Freund:

Die Welt ist anders geworden, seit wir uns nicht gesehen. Für mich ist sie voll Hoffnung, zum Zerspringen! Was Sie wohl über diesen ganzen Tumult denken mögen? Die Umrisse von Christi Reich fangen an zu dämmern, erst schwach, erst wie in weiter Ferne, vielleicht noch für Jahrhunderte. Trotzdem sind die wenigen Striche einer von Meisterhand entworfenen, unfertigen Skizze des Anschauens wert, obgleich noch niemand weiß, wie die Skizze ausgeführt werden mag. Und die kühnen, freien, ins Auge fallenden Züge sind zu deutlich gezeichnet, um je wieder ausgelöscht zu werden. Mit Blut gezeichnet wie immer, und in etwas gewaltsamer Weise, aber die Meisterhand ist in den großen roten Flecken auf der Leinewand des Universums erkennbar. Ich bin manchmal geneigt, von ganzem Herzen zu sprechen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“

Ich möchte mich wohl mit Ihnen über die wunderbaren Ereignisse dieses Jahres aussprechen können! Über die Vorgänge in Europa bin ich ganz in Extase und kann wirklich nicht einsehen, daß die Greuel und Gräßlichkeiten, mit denen die gerechte Sache angefangen hat, zu glaubenslosen Zweifeln an ihre Durchführung und an der Überzeugung, daß sie Gottes Werk ist, berechtigen. Man müßte denn aus den Kerkern der Inquisition und den Raubschlössern des Adels voralters den Schluß ziehen wollen, das Christentum sei eine infernalische Einrichtung und Verschiedenheit der Rangstufen eine unausführbare, teuflische Erfindung. Ich befinde mich mit dieser Anschauung in der Minderheit und werde von frommen und ehrbaren Leuten exkommuniziert. Doch tröste ich mich in aller Demut mit dem Gedanken an den e i n e n, vor dem sich mein Inneres in Anbetung beugt, die sich um so mehr vertieft, je mehr ich ihn und die Unermeßlichkeit seiner Seele verstehe. Zu Lebzeiten wurde er von den Frommen seiner Tage als ein ungläubiger, freisinniger Weltling und Anarchist betrachtet, ja, ihn verteidigt zu haben, drohte sogar dem Ansehen von Cäsars Freunde verhängnisvoll zu werden. Ach, wer seine erhabene, tapfere, göttliche Wahrhaftigkeit besäße!

Was mich erschreckt, ist die Art und Weise, in der Personen, die früher liberal dachten, nun von ihren Prinzipien abfallen! In Angst gejagt durch die Vorgänge auf dem Kontinent, denken sie durch Unterstützung der Konservativen die Flut der Demokratie aufhalten zu können. Was hat denn jemals die Demokratie gefährlich gemacht, als der Konservatismus? Die Leute scheinen völlig zu vergessen, daß der Torpismus die ganze Bewegung gezeitigt und das Volk schließlich bis zum Wahnsinn getrieben hat. Was veranlaßt Flüsse und Kanäle auszutreten; ein tieferer Kanal, den man immer tiefer gräbt, oder ein Damm, den kluge Leute darüber queren, um die steigenden Fluten aufzuhalten?

Im Januar 1848 begann er einen Kursus Vorträge über das erste Buch Samuelis zu halten. Das veranlaßte ihn, über soziale Fragen, über das Emporkommen und die Fortentwickelung nationaler Ideen, so wie im Weitergang auch über die Rechte des Besitzes und der Arbeit zu sprechen. Er erschreckte und entsetzte dadurch beinah alle Parteien in Brighton. Die Tories waren gegen ihn aufgebracht, weil er sich in diesen Lectures, ohne monarchischen Aberglauben, über den Ursprung des Königtums geäußert hatte. Er konnte sich nicht mit der engherzigen konservativen Ansicht verständigen, die in den Stunden der Krise in die Unzurechnungsfähigkeit des Schreckens verfällt und nicht weiß, wie sie sich zu allen neuen Bestrebungen zu stellen hat, sie seien nun berechtigt oder unberechtigt.

Ein Schrei der Entrüstung erhob sich gegen ihn; er wurde als Revolutionär und Demokrat bezeichnet. In einem anonymen Briefe wurde dem Bischof eine Predigt denunziert, in der Robertson sich über politische Fragen in einer Weise ausgelassen haben sollte, welche bei der durch die Ereignisse auf dem Kontinent herbeigeführten Erregung der Gemüter geeignet wäre, die Gefühle der arbeitenden Klassen in Brighton noch mehr aufzustacheln. Er erwiderte auf derartige Vorwürfe, daß, wenn die Grundlinien der Geschichte Israels universelle Bedeutung hätten und auf die jetzigen Ereignisse paßten, dies nur den weltgeschichtlichen Charakter und die tiefe Inspiration der Bibel darthäte und der Tadel dafür nicht ihn treffe.

In dem darauf bezüglichen Brief an den Bischof heißt es zum Schluß:

Ich habe wiederholt die auf göttliche Prophezeiungen gegründete Ansicht von der Kanzel vernommen, daß alle irdischen Dynastieen vor der Wiederkunft des Messias aufhören sollen. Die Zertrümmerung des Bildes bei Daniel wird immer so verstanden. Die Wandelung der Sonne in Finsternis und des Mondes in Blut wird gewöhnlich als Gleichnis vom Zusammensturz aller irdischen Gewalten und der Adelsherrschaft ausgelegt, und es werden diese Ansichten beständig öffentlich gepredigt und ohne jedes Ärgernis vernommen. Die weisesten Ausleger prophezeien Anarchie und Gewalt als der Aufrichtung des Reiches Gottes vorangehend. Und ich glaube, hätte ich bei den Ereignissen der Gegenwart schwarz gesehen, statt hoffnungsvoll; hätte ich in hergebrachter Weise das nahe Kommen Christi verkündet, statt daß gut und böse im Kampfe liegen, und daß das Gute sich vom Bösen nicht ohne fürchterliche Geburtswehen und Todesnöte frei machen könne, — — meine Ansicht wäre ohne Opposition geblieben. Oder wenn ich mich darauf beschränkt hätte, nur die aufrührerischen unteren Stände abzukanzeln, würde man mir nicht zu große Heftigkeit vorgeworfen haben. Aber ich sprach über die Fehler der über mir Stehenden, und darüber beklagen sich diese und wollen sich nicht in Gegenwart ihrer Dienstboten und Untergebenen ermahnen lassen.

Ich kann mir nicht helfen, Hochwürden, — hinc illae lacrimae. Ein Diener Christi, der die Wahrheit Gottes verwaltet, ist über den Vorwurf der Anmaßung erhaben, wenn er deutlich aber liebreich das, was böse und lasterhaft ist, auch bei denen rügt, die gesellschaftlich über ihm stehen. Er macht sich persönliche Feinde damit, er setzt sein äußerliches Fortkommen aufs Spiel und, — was einem zartfühlenden Herzen noch härter ist, — er findet Kälte, wo ehemals Herzlichkeit bestand. Aber ich bin bereit, dies lebenslang auf mich zu nehmen, wenn es nötig ist. Ernste, eindringliche Seelsorge unter den Reichen ist eine sehr, sehr schmerzbringende Aufgabe. Der Rest meines Lebens gehört den Armen.

Während Robertson bei den höheren Ständen vielfach Mißbilligung erfuhr, erwiesen sich die Arbeiter, ja selbst ausgesprochene Revolutionäre und Leute, die imstande waren, nicht nur die zerstörenden Gewalten, sondern auch das berechtigte Element in dem politisch-sozialen Gährungsprozeß zu erkennen, ihm gerechter und würdigten seine Lectures nach ihrem Wert, als aufrichtige Versuche, eine christliche Lösung dieser schweren Fragen zu finden.

Mancher hat es ihnen zu verdanken, daß er der falschen Brüderlichkeit und Freiheit des Sozialismus entrann und seine Gedanken höher emporstrecken lernte zu der wahrhaftigen Brüderschaft und reineren Freiheit in Christo.

Sein Verhalten in diesen Fragen wurde ihm durch einen angeborenen Dualismus erschwert:

Meine Neigungen liegen auffseiten der Aristokratie, meine Prinzipien gehören der Plebs (mob). Ich weiß, wie sehr mein Zurückschaudern vor Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit, meine dünnhäutige übertriebene Empfindsamkeit mir hinderlich gewesen sind, das Gute zu thun, das ich gekonnt hätte. Meine Sympathieen und Prinzipien liegen auf diesem Gebiet in beständiger Fehde, und ehe sie nicht ausgeglichen sind, ist wahres Christentum unausführbar. Einem größeren als mir, — Milton, ist es ebenso ergangen. Nur daß er viel feuriger für seine Prinzipien eintrat, obwohl, je älter er wurde, er mehr und mehr den Leuten, mit denen er prinzipiell übereinstimmte, aus dem Wege ging. Zuletzt besuchte er sogar nicht mehr die Kirche, da er die Rohheit der Dissidenten und die Selbstsucht der Republikaner verabscheute.

Diese Dissonanz in meinem Wesen, die meine Brauchbarkeit lähmt, ist mir erst seit kurzer Zeit klar geworden . . .

Ich fürchte, daß, wenn die Krone je zu tyrannischer Herrschaft ausartete und das Volk sich dagegen erhöbe, so würde ich gegen den Pöbel kämpfen, wenigstens wenn unglücklicherweise eine Königin an der Spitze des Regiments stände. Um einen weniger erhabenen Vorgänger anzuführen: Der arme Bileam befand sich in einem ähnlichen Dilemma. Seine Geschmacksrichtung, Neigung zur Poesie &c. lagen auffseiten Balaks. Seine Prinzipien auffseiten Israels. Nur das Gold neigte die Wagschale auf die falsche Seite, und das kann mir zum Glück nicht zur Versuchung werden.

Robertson unterschätzt sich hier wie gewöhnlich. Er war zu vorurteilsfrei, um nicht auch die andere Seite der Sache zu sehen. So sagt er später, als er wegen seines Vortrags über Wordsworth interpelliert wurde:

Ich habe nicht gesagt, meine Hochachtung vor einer langen Ahnenreihe sei besonders groß. Ich sagte nur, ihr prestige sei wertvoll und geistigerer Natur, als das Ansehen des Reichtums. Wenn man einen bestimmten Charakter aufrechterhalten muß, so kommt das dem Charakter zugute, und gewisse Tugenden sind wesentlich aristokratischer Natur. Wenn man aber sieht, daß der

physische und moralische Verfall dort am größten ist, wo das „Blut“ sich am reinsten und unvermischtesten erhalten hat; wenn man weiß, daß die Wiedergeburt eines Volkes noch nie von der Aristokratie ausgegangen ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn auch unsere Sympathieen an der Vergangenheit hängen, und wir fühlen, daß der Geburtsadel früher viel geleistet hat, wir die Abnahme seiner Bedeutung doch nicht für etwas unbedingt Beklagenswertes halten können. Blaues Blut in würdiger Vertretung ist wegen seines prestige etwas sehr Erwünschtes. Ist dies aber dahin, so ist aristokratische Abkunft an sich, mit all ihren Schwächen und Gebrechen für mich kein Gegenstand der Hochachtung; wenigstens nicht in ihren individuellen Vertretern als solchen.

Kann etwas Tölpel, Narren, Feige adeln? — —
Nein, nicht das Blut der edelsten Geschlechter!

Die Zeit des Adels ist vorüber und kehrt nicht wieder. Sein Werk ist vollbracht, und andere Aufgaben harren seiner nicht mehr. Mir steht das alte Griechenland und die griechische Kultur überaus hoch. Aber ich habe nicht den geringsten Respekt vor einem modernen Peloponnesier oder Athener, mag in seinen Adern in tadelloser Abstammung selbst das Blut des Aristides, Solon oder Lykurgos fließen.

Bis zu welchem Grade es Robertson gelang, sich zu überwinden und der mangelnden politischen Bildung und fehlenden äußern wie innern Erziehung des Volkes Rechnung zu tragen, werden wir aus seiner Thätigkeit unter der Arbeiterbevölkerung erkennen. Durch energisches Beiseitsetzen seiner Empfindsamkeit war er bald imstande, auch unter ungeschliffener Außenseite den edleren Gehalt bei den Arbeitern wahrzunehmen. War ja sein ganzes Leben steter Kampf zwischen Neigung und Überzeugung. Er empfand mit beiden Teilen der Gesellschaft und konnte deshalb die Vorgänge nicht nur gerecht beurteilen, sondern vielfach auch Friedensstifter werden.

Die Störungen in Europa schreckten ihn weder aus seinen Überzeugungen heraus, noch ließ er sich von dem verlockenden Strom der sozialistischen Bewegnng fortreißen. Da er die Wahrheit in beiden extremen Ansichten erkannte, aber von ihm verlangt wurde, nur die Halbwahrheit jeder Partei zu sehen, konnte er es keiner recht machen. Aus dem Christentum schöpfte er jene echte Weitherzigkeit, die die Weisheit eines konservativen Geistes mit

dem Vorwärtsstreben des edlen Liberalismus verbindet. Er sah das Heil weder in Unterdrückung der Freiheit noch in ungebundener Herrschaft der letzteren, sondern in der Herrschaft des Geistes echter Nächstenliebe, männlicher Pflichterfüllung und gewissenhafter Anerkennung der gegenseitigen Rechte.

Über die deswegen erfahrenen Anfeindungen schreibt er 1849:

Mein lieber Moncrieff! Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief. Es ist eine Erfrischung, einmal gleichen Empfindungen in diesen Fragen zu begegnen. Die einzige Befriedigung, die mir aus einer „hervorragenden Position" erwächst, ist die, eine gute Zielscheibe darzubieten für faule Eier und Kohlstrünke. Es ist betrübend, wenn man Frieden und Sympathie liebt, beständig „das Schwert" herauszufordern . . .

Ich glaubte, es müsse jedermann deutlich und erkennbar sein, daß meine Überzeugungen auf der Bibel ruhen, und daß sie die alleinige Quelle ist, aus der ich beim Vorausblick in die Zukunft geschöpft habe. Und ganz ohne alle Frage sind meine Ansichten über Brüderschaft u. dgl. einzig aus ihr, d. h. aus Christi Leben und dem Geist, der sich darin ausspricht, hergeleitet. Natürlich nennt man mich einen Radikalen, aber mein Radikalismus ist nicht politischer, sondern religiöser Natur, — ein Prinzip und kein Plan, ein Überzeugtsein von den Rechten anderer und nimmermehr der Wunsch, mein eigenes Recht zu betonen. Als mir vor einiger Zeit zuerst der Vorwurf des Radikalismus gemacht wurde, war ich starr vor Erstaunen, denn ich hatte mich seit lange nicht im Spiegel beschaut, und wußte nicht, was für eine Art Mensch ich sei. Ich hatte gesucht, den Sinn der Worte Christi zu *fühlen*, mein Herz mit seinem in eins schlagen zu lassen, und so wurde ich, was man einen Radikalen nennt. Trotzdem verweigern die Radikalen und Chartisten, mich als Bruder anzuerkennen, und sehen in mir einen wütenden Tory. Eins ist mir indessen ganz klar geworden, der Wahlspruch meines Lebens, der Ausdruck meines ganzen Inneren lautet: „Christus allein!", nicht in der sogenannten evangelikalen Bedeutung, die ich für die erbärmlichste Heuchelei halte seit den Tagen, da die Pharisäer selber seine holdseligen Worte bezeugten, und dennoch es versuchten, ihn vom Hügel bei Nazareth herabzustürzen; nein, in einer tieferen, wahrhaftigen Bedeutung, in dem Geist Christi: Fühlen wie er fühlte, die Welt und ihre Grundsätze beurteilen wie er: das ist das Einzige, wegen dessen es sich lohnt, zu leben. Dies thun, heißt: nichts fühlen als Christum allein. Aber in dem Maß, als der Mensch dies verwirklicht, streift er ein Gewand nach dem andern von sich ab, bis seine Seele von allem entblößt ist, was

früher ein Teil seiner selbst schien. Nicht nur ein Vorurteil nach dem andern giebt er auf, sondern er lernt auch verzichten auf eine Sympathie seiner Freunde nach der andern, — seiner Freunde, deren Lächeln und Zustimmung einst sein Leben waren, — bis er zu ahnen beginnt, daß er sehr bald mit Christus allein sein wird. Das ist feierlicher, als ich ausdrücken kann. Dies zu glauben und dennoch vorwärts zu dringen, das verstehe ich unter dem Wort: „Christus allein!" Ich bin unvermögend, in verständliche Worte zu fassen, was ich damit meine, aber manchmal bedeutet es mir ein kaum zu ertragendes Gefühl von Schweigen und Stille und Verlassenheit.

Ich glaube, daß in unseren Ansichten über Brüderlichkeit ein Unterschied besteht, aber mehr den Worten als dem Wesen nach. Ich könnte nicht sagen, ein Mensch sei nur insoweit des andern Bruder, als beide den Vater erkennen, und als beide seines Geistes teilhaftig sind. Ich glaube vielmehr, daß Brüderlichkeit und Nächstenliebe etwas Wirkliches sind, etwas der Erkenntnis Vorausgehendes, obschon noch nicht verwirklicht und erst durch Pflichterfüllung ins Leben tretend. Ihre Verwirklichung führt zu der höheren, wahreren Vereinigung in Christo. Der Samariter war des Juden Nächster aus Barmherzigkeit, ob der Jude es anerkannte oder nicht, ob der Samariter es sich deutlich bewußt war, daß sie denselben Vater anbeteten oder nicht. Der Mensch als solcher ist Gottes Kind; ein Kind des andern Bruder, ob sie sich ihrer Verwandtschaft als Kinder Gottes bewußt sind oder nicht. Die Fabrikarbeiter, zu denen ich redete, waren als Menschen meine Brüder, obwohl sehr wahrscheinlich nicht als Christen. Denn es waren viele Ungläubige darunter und viele Chartisten. Brüderliche Liebe bleibt brüderliche Liebe, ob Christi Gebot angenommen und verstanden wird oder nicht. Ich kann einem Menschen sagen: liebe deinen Bruder, ohne hinzuzufügen, daß Christus es ihm gebietet, wenn ich befürchten muß, daß er Christi Autorität zurückweisen würde. Ich freilich bin meiner Sache nur gewiß, weil ich sie in Übereinstimmung weiß mit Christi Willen, er aber erkennt dies noch nicht. Christus gab das Gebot als eines, das nicht willkürlicher Autorität entsproß, sondern urewigen Prinzipien, wie sie jedem Menschenherzen erkennbar sind und seine Anerkennung fordern müssen, so daß ihr Nichterkennen stets mehr oder weniger eine moralische Schuld in sich schließt.

Ich glaube, wir stimmen überein, wenigstens bin ich gewiß, unsere Herzen sind eins in Gott und Christo. Meine Ausdrucksweise ist vielleicht recht unzutreffend, aber in dem Maße, wie ich Christum anbete (und meine ganze Seele erbebt bei dem Gedanken an ihn, wo ich ihn irgend verstehe oder zu verstehen glaube und fühle, daß mein eigenes Herz in sein Leben willigt und sich seinen

Ansichten von Leben und Gott als Offenbarungen mit ganzer Überzeugung beugt), in demselben Maße verabscheue ich das System der sogenannten Evangelischen. Ich fühle mich einem verkehrten, irrenden, wahnwitzigen, sündigen Chartisten verwandter, als einer Religiosität, die das Papsttum in hunderttausend Teile zerbrochen, und aus jedem Teil einen ganzen, neuen, unfehlbaren Papst gemacht hat; die ruhig und kaltblütig die Flammen der nächsten Welt an alle, ihr Diktum bestreitenden Ketzer verteilt zur Entschädigung für den Verlust der Macht, die ihre Geistesvorfahren wohlgefällig ausübten durch die Flammenspende dieser Welt. Glücklicherweise bleibt einem die Hoffnung, daß sie nicht die Bevollmächtigten der Stätte sind, mit der sie so vertraut scheinen.

Mehr und mehr, Tag für Tag, fühlt sich die Seele allein mit Gott, und immer entschlossener, einzig auf seine Stimme in den Tiefen des Geistes zu lauschen.

Ungesucht bot sich Robertson Gelegenheit, an geeigneter Stelle diese Frage praktisch noch eingehender zu erörtern.

Zu Anfang 1848 hatte er häufig ein Glied seiner Gemeinde, den damals schwerkranken Herrn Holtham besucht. Der eine Gedanke, sagt Robertson von ihm, beherrschte seine Seele: auf welche Weise kann ich den arbeitenden Klassen Gutes thun? Nach mehrwöchentlichen Beratungen zwischen ihnen kam der Versuch zustande, einen Arbeiterverein in Brighton zu gründen.

Robertson ging mit Mut und Begeisterung auf die Sache ein, und Mut war nötig in dieser Zeit.

Wir folgen den Mitteilungen seiner Briefe über das Unternehmen. Er schreibt darüber an Lady Henley, die zu den tonangebenden Kreisen in Brighton gehörte:

Es liegt mir am Herzen, Ihre Sympathie zu gewinnen für eine Sache, der ich zu dienen versuche. Ungefähr tausend Arbeiter unserer Stadt sind zu einer Genossenschaft zusammengetreten, welche es ihnen ermöglicht, durch kleine wöchentliche Beiträge (von 10 Pf.) eine Bibliothek und Lesezimmer zu errichten. Ihr Vorgehen hat sich bis jetzt ausgezeichnet durch eine seltene Umsicht und Behutsamkeit, mit der Ausnahme, daß sie unerwartet mich aufgefordert haben, ihnen eine Eröffnungsrede zu halten.

Ein großer Teil der Mitglieder besteht aus intelligenten Chartisten, und man hat Bedenken über die Folgen dieser Bewegung und hegt den Verdacht, daß sie nur ein politischer Kunstgriff sei.

Das Wichtigste bei der ganzen Sache ist mir aber das Gelingen dieser Versuche! Die Arbeiter haben dasselbe Anrecht an Bibliothek und Lesezimmer wie der Adel an sein Kasino und die Kaufherren an ihr Athenäum. Die Frage ist nur, ob wir ihnen dabei warm entgegenkommen, oder mit jener Kälte, die den Verdacht schärft, der in den unteren Klassen schon um sich frißt, daß ihre Vorgesetzten ihnen nur so lange fortzuschreiten gestatten, als sie selbst dabei die Zügel in der Hand behalten.

Die Auswahl der Bücher für die Bibliothek ist von sehr großer Wichtigkeit. Seit ich in dieser Angelegenheit einige Einsicht gewonnen, habe ich eine Ansammlung von Bitterkeit und Eifersucht und Haß gegen die bestehenden Verhältnisse bemerkt, wie ich sie vorher in dieser Ausdehnung nicht ahnte. Und dabei fahren die Leute fort: „Friede, Friede“ zu rufen, „und ist doch kein Friede“.

Die Errichtung von Bibliothek und Lesezimmer kam zustande. Die Arbeiter putzten das Haus selber ab, tapezierten und möblierten es eigenhändig und schafften auch die Bibliothek größtenteils allein an. Auf diese Weise blieb ihre Unabhängigkeit gesichert, ohne daß sie zu hochmütig gewesen wären, Beistand und Beiträge an Büchern von den Wohlhabenden anzunehmen. So erfüllte sich einer von Robertsons heißesten Wünschen, daß die Besitzenden und Besitzlosen durch ein gemeinsames geistiges Interesse verbunden werden möchten.

Es muß seine Natur nicht wenig Überwindung gekostet haben, thätigen Anteil an den Volksversammlungen zu nehmen. Nur die sich stetig vertiefende Überzeugung, daß die religiösen Wahrheiten, die er lehrte, ins Leben treten und sich mit der Lage und in den Verhältnissen der Armen, der unteren Klassen verknüpfen und bethätigen müßten, konnte ihn dazu veranlassen. Er empfand deutlich, daß die Geistlichkeit seiner Zeit eine Art klösterlich abgeschiedenes Dasein führte, und von den Zeitströmungen völlig abgesondert blieb, und er suchte dieser verhängnisvollen Tendenz in seiner Person und durch die Art seiner Wirksamkeit entgegenzutreten.

Die Rede bei Eröffnung des Instituts, im Oktober 1848, ist vielen in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Sie atmete eine wahrhaft tapfere, hochgemute Gesinnung, deren Wert und Be-

deutung wir heute, wo die Verhältnisse sehr veränderte sind, kaum noch ermessen können. Damals bedeutete „Hebung der arbeitenden Klassen“ den meisten soviel wie Zerstörung des Adels und der Monarchie. Durch Sympathie mit Chartisten bekundete man sich gar als einen gefährlichen Menschen.

Es ist wunderbar, wie auch hier, in den einzelnen Ausführungen, Robertsons ganze Persönlichkeit zum Ausdruck kommt. Die Dissonanz in seinem Wesen, über die er klagt, erscheint völlig überwunden. Nichts ist zu gewahren von dem Selbstbewußtsein einer geistigen Aristokratie, die in esoterischer Weise ihr feinstes Empfinden, ihre höchsten geistigen Güter für sich behalten möchte. Er scheint keinerlei Befürchtung zu hegen, durch ihre Mitteilung etwas preiszugeben, sie der Entwertung oder gar dem Mißbrauch auszusetzen. Was für ihn das Höchste ist, möchte er auch denen zugänglich machen, die ein unklares Gefühl treibt, auf geistigem Gebiet etwas zu fordern, sie wissen selbst nicht recht, was und zu welchem Zweck. Ihnen setzt er auseinander, was sie erstreben, wie sie es erreichen können, und weist ihnen zugleich ein Ziel, so hoch und so tief, wie es bisher noch nie in ihre Vorstellung getreten war.

Vielen erschien es wie Gottlosigkeit in dem Munde eines Geistlichen, von der Wahrheit zu sprechen, die dem Begehren nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zugrunde liege.

Robertson eröffnete seinen Vortrag gleich mit der Begründung dieser Thatsache: In der Gleichheit der Menschennatur erblickt er das feste Einigungsband der verschiedenen Stände. Der Zweck des Vereins, den Arbeitern in Brighton Mittel zu geistiger Fortbildung und zu sittlichem Fortschreiten zu gewähren, beruht auf dieser Voraussetzung. Die Arbeiter haben dasselbe Anrecht an geistige Güter, wie die Gebildeten. Es kommt deshalb zunächst darauf an, ihren Verstand zu bilden und ihren Geschmack zu heben. Verständnis für Politik, in der Bedeutung von Staatswissenschaft; Einsicht in die Stellung und Verpflichtung des Menschen als Glied eines großen Volksganzen — ist die denkbar wertvollste Verstandes-

bildung, die man erlangen kann. Kenntnisse auf diesem Gebiet sind den Arbeitern fast noch unentbehrlicher als den Gebildeten.

Es bedarf nur wenig nationalökonomisches Wissen, um die Einsicht zu gewinnen, daß alle Löhne der Welt ein Land, dessen Hilfsquellen zerstört sind, nicht reich machen können; daß Gold weiter nichts ist als ein Symbol, das praktische Ausdrucksmittel des eigentlichen Nationalwohlstandes; daß Vermehrung der Einnahme noch nicht Zunahme des Behagens bedeutet; daß alles Geld eines Landes, dessen Existenzmittel erschöpft sind, den Wohlstand der Arbeiter nicht heben kann. Was sonst, als Unwissenheit auf nationalökonomischem Gebiet hat die Arbeiter kürzlich zum Lohnstreik veranlaßt? Wenige, darauf bezügliche Kenntnisse hätten ihnen beweisen können, daß der Arbeitgeber nur in geringem Umfang die Löhne, die er zahlt, regulieren kann, weil sie von Dingen abhängen, die nicht in seiner Hand liegen, z. B. von der Zufuhr, der Nachfrage u. dgl.

Der Arbeiter ist ebenso berechtigt zur Hebung seines Geschmacks wie zur Ausbildung seines Verstandes.

Was ist das größte Hindernis des Verständnisses, der Annäherung eines Standes an den andern? Meist nicht die Verschiedenheit der Ansichten, sondern des Geschmacks. Die Verschiedenheit des Empfindens ist es, die sich wie ein Abgrund zwischen Gebildeten und Ungebildeten aufthut. Wir fühlen uns angezogen und zurückgestoßen, beinah mehr noch durch instinktive Sympathieen als durch geistige Anschauungen . . .

Die Geschmacksausbildung des Arbeiters ist für ihn vor allem wichtig zur Hebung des Handwerks, der Industrie (wie Holzschnitzereien, Uhrenfabrikation, Porzellanmanufakturen); zur Annehmlichkeit seines Lebens, durch Verfeinerung seiner Sitten, Nettigkeit in der Kleidung und häuslichen Anordnungen.

In eurem Institut ist euch die Möglichkeit gegeben, auf zweierlei Art euren Geschmack zu bilden. Durch Werke der Poesie und der schönen Litteratur. Unter Poesie verstehen wir nicht nur Verse oder Reime, etwas Phantastisches und Unwirkliches. Unter Poesie verstehen wir den Ausdruck unsichtbarer Wahrheit im Unterschied zu greifbaren Thatsachen . . . Aus diesem Grunde ist Poesie eine innere Notwendigkeit für den Arbeiter. Sein ganzes Leben — wenn er es nur wüßte! — ist durchzogen von wahrer, tiefer Poesie. Der Dichter lehrt ihn durch Inspiration seiner Einbildungskraft den verborgenen Sinn der gewöhnlichen Dinge erkennen. Er verwandelt sein ganzes Leben, indem er sozusagen einen Glanz der Herr-

lichkeit darüber breitet. Wenn ihr den Armen zwingen wollt, nichts zu sehen als die elende Wirklichkeit, die ihn umgiebt; ihn nicht aufklären und lehren wollt, unsichtbare Wahrheit, die in die Erscheinung tritt, zu erkennen; wenn ihr ihm die Möglichkeit vorenthaltet, von den großen Meistern der Vergangenheit zu lernen, wie in seiner Arbeit, seiner räucherigen Hütte, seinen häuslichen Verhältnissen eine tiefe Bedeutung verborgen liegt, die ihn, wenn er es erst einmal realisiert hat, mit den höchsten Wahrheiten der unsichtbaren Welt in Verbindung bringt, — dann erst verdammt ihr den Arbeiter zu einem erbarmungswürdigen Los.

Dann fährt er fort, die Vorteile der Zugänglichkeit belletristischer Werke für die Arbeiter hervorzuheben. Er erläutert an Beispielen aus dem Leben, welche Tragweite Dickens' Werke für die soziale Frage gewonnen haben. Wie er zuerst den oberen Klassen das Verständnis dafür erschlossen, daß Freuden und Nöte des Lebens, Tugenden und Laster unter Menschen aller Stände dieselben seien, wenn sie sich auch verschieden äußerten.

Schließlich warnt er davor, zu große Hoffnungen an die Errichtung des Instituts zu knüpfen:

Bibliothek und Lesezimmer besitzen keine Zauberkraft. Sie belehren niemanden ohne sein eigenes Zuthun.

Er warnt vor den Gefahren, die jeder Fortschritt auf allen Lebensgebieten unabweislich in sich schließe. Trotzdem dürfe man aber ihn und das Gute, das er mit sich bringe, nicht ablehnen. Sonst sei jeder Fortschritt von vornherein ausgeschlossen. Die verschiedenen politischen Parteien redet er noch einzeln an und hebt das hervor, was ihm tüchtig und an ihren Forderungen berechtigt erscheint. Zuletzt wendet er sich auch an die Chartisten:

... Ich mag nun mit ihren politischen Ansichten übereinstimmen oder nicht, — nie, in keiner Gesellschaft, werde ich Scheu tragen zu sagen, daß ich persönliche Bekannte unter den Chartisten habe, deren Absichten so lauter, deren Charaktere so selbstlos, deren prinzipielle Festigkeit derart ist, daß, wenn wir alle ihnen ähnlich wären, und alle Menschen, deren Gesinnung gemein, — einerlei ob sie sozial eine hohe oder niedere Stellung einnehmen, — aus dem Lande gethan werden könnten, der leuchtendste Tag, den England je geschaut, der sein würde, an dem das allgemeine Stimmrecht *)

*) Die Chartisten forderten allgemeines Stimmrecht und geheime Abstimmung.

in Kraft träte. Denn es hieße alsdann nichts anderes, als das gemeinsame Stimmrecht aller Guten im Lande.

Diese dürftige Skizze giebt einen völlig ungenügenden Eindruck von dem Inhalt, der Glut und der Kraft dieser Rede. Wenn man sie jetzt, nach sechsundvierzig Jahren liest, meint man noch ihre die Hörer packende Gewalt zu spüren*).

Er selbst war wie gewöhnlich nicht mit sich zufrieden:

Mein Vortrag war hastig ausgearbeitet und bietet strenger Kritik vielerlei Angriffspunkte dar, durch ihre Ungenauigkeiten und Unausgefeiltheiten. . . . Ich habe keine Entschuldigung dafür, als Überhäufung mit Arbeit. Die Ansprache hat mehr Aufmerksamkeit erregt, als sie verdient und ich erwartete. Sie ist mißbilligt und gepriesen worden. Von Ihrer Majestät gelesen; von Edelleuten und Quäkern verurteilt; von Konservativen bespöttelt; von Tories belobt, in ihre Sprache verdreht von Radikalen, und mit schiefen Gesichtern verschluckt worden von den Chartisten. Aber ich will alle Angriffe ignorieren. Ungeachtet ihrer vielen Mängel hat sie doch Gutes gewirkt. Ich wünschte nur, ich hätte sie weniger hastig ausarbeiten können.

Wenn du die alte Dame, den „Christlichen Beobachter", zu vernichten wünschest, kann ich nur sagen: Sanguine placasti Frederick et virgine caesa. Denn es ist mir unzweifelhaft sicher, daß er eine alte Jungfer ist, männlichen oder weiblichen Geschlechts. Ist es nicht traurig, daß die heut koursierende Religiosität nur das weibische Element unseres Nationalgeistes zum Ausdruck bringt, und sie daher zugleich frömmelnd, andächtig, klatschsüchtig, feige, verleumderisch, engherzig, kreischig und prüde ist? Wenn du den „Christlichen Beobachter" zum Freudenfeuer benutzt, willst du mir dann die Nummer nennen, mit dem du den Scheiterhaufen entzündet hast?

Allmählich empfanden die Arbeiter in Brighton es mit Freuden, daß ein Geistlicher der Kirche zu ihnen stand und erkannte, was sie erstrebten und worin ihre ungerechte Behandlung lag. Sie fühlten sich als Menschen verstanden, und weil ihnen nicht ge-

---

*) Diese Rede ist teilweise in der „Christlichen Welt" erschienen. Die Übersetzung der andern Reden und Vorträge ist ihr dort teils vorangegangen, teils wird sie folgen. Wenn die Übersetzung aller Vorträge vollendet, wird H. v. D. sie in Buchform erscheinen lassen. (Lectures, Addresses and other Literary Remains by F. W. Robertson — London — Kegan Paul and Co.)

schmeichelt, sie weder patronisiert, gefürchtet noch verachtet wurden, ließen sie Argwohn und Vorurteile fahren und hörten auf das, was dieser Mann aus einer so anderen Lebensstellung ihnen über die Dinge, die ihr Sinnen und Streben erfüllten, zu sagen hatte. Das Arbeiterinstitut zählte bald fünfzehnhundert Mitglieder, mit denen Robertson durch sein eingehendes Interesse enge verknüpft war.

Ein Brief aus dieser Zeit zeigt, was er selbst von den Bestrebungen erwartet:

Gestern Abend wohnte ich einer Versammlung des Arbeitervereins bei und war sehr erstaunt über die natürliche, männliche, moralische Haltung der Redner. Ich kam in gehobener Stimmung nachhause, voller Hoffnung für unser Land, namentlich wenn ich das Gehörte mit dem Ton der französischen Klubs vergleiche. Natürlich werden solche, die ein vollkommenes Utopien davon erwarten, enttäuscht sein, und andere vielleicht mit Befriedigung unseren geringen Erfolg hervorheben. Aber die entsprechenden Einrichtungen der höheren Stände sind wie alle menschlichen Dinge ebenfalls durchsetzt mit Gutem und Bösem und bieten die Möglichkeit, sowohl die Macht der Guten für das Gute, als die der Bösen für das Böse zu steigern. Mehr kann man nicht erwarten, denn dies ist die unvermeidliche Folge aller Macht und Privilegien, welche die Menschheit erlangt. Und sie müssen ihr zuteil werden, komme daraus, was da wolle. Es giebt kein verständiges Prinzip, aus dem nicht in letzter Konsequenz die Folgerung gezogen werden könnte, Barbarei sei der wünschenswerteste gesellschaftliche Zustand.

Zwei Jahre später begann der Verein zu kränkeln unter dem Konflikt innerer Meinungsverschiedenheiten. Ein Teil der Mitglieder wollte atheistische Bücher einführen, aber der größte Teil der Genossenschaft widersetzte sich diesem Vorhaben. Nach Robertsons Überzeugung war bei der Gründung des Vereins ein großer Fehler begangen worden:

Es war natürlich vorauszusehen, daß der Fels, an dem das Unternehmen möglicherweise scheitern konnte, der erfolgreiche Versuch sein würde, die Kapitalien und den Betrieb des Instituts von seiner ursprünglichen Bestimmung abzulenken und zu politischen Parteizwecken zu benutzen. In solchem Moment aber würde ein Zurücktreten aller wohlgesinnten Leute die Auflösung der Gesellschaft bedeuten. Der gegnerische Plan war klug angelegt, denn wenn der

ursprüngliche Zweck aufgehoben und alle Gutgesinnten ausgetreten wären, — war der Verfall unvermeidlich.

Ein verhängnisvolles Versehen bei Gründung des Vereins verwirklichte die vorauszusehende Gefahr. Es wurde wie billig als recht erkannt, daß die Arbeiter die Leitung ihrer Gesellschaft selbst in Händen haben sollten, damit nicht der leiseste Verdacht entstünde, als ob ihre Wohlthäter sie leiten oder bevormunden wollten. Jeder Versuch einer Einmischung wurde gewissenhaft vermieden, wie dies nur verständig und richtig war. Aber nicht nur die Herrschaft der oberen Klassen war unmöglich gemacht, sondern selbst ihr Beistand und ihr Rat ausgeschlossen, weil die Ehrenmitglieder inkompetent waren, im Komitee eine Stimme abzugeben oder handelnd einzutreten. Und dieser Paragraph, welcher der übergroßen und irrtümlichen Gewissenhaftigkeit eines begüterten Vorstandsmitgliedes seine Entstehung verdankte, mußte, weil von Hause aus falsch, verhängnisvoll wirken.

Die uneingeschränkte Oberaufsicht oder Leitung Personen der besitzenden Stände zu übertragen, wäre seitens der Arbeiter von vornherein ein Aufgeben des Prinzips gewesen, auf welches sie ihren ganzen Plan gründeten. Aber jede Mitwirkung und praktische Beteiligung der Besitzenden ausschlagen, ihre Beiträge annehmen nnd ihren Rat ablehnen, hieß einen Geist nicht männlicher, sondern eifersüchtiger Unabhängigkeit wecken und großziehen, und in neuer Form den verderblichen Abstand zwischen Klasse und Klasse befestigen, der heutzutage das schlimmste Übel unseres sozialen Lebens ist, — das Sich-gegenseitig-abstoßen der Stände auf allen Punkten, mit Ausnahme des pekuniären Interesses. Denn damit wird der Geist der Selbstsucht zum Bindemittel erklärt, der eine Geist, der seinem innersten Wesen nach zerstörender Natur ist. Fürwahr, ein verhängnisvoller Irrtum!

Robertson beabsichtigte der Versammlung des Arbeitervereins beizuwohnen, in der der Vorschlag, gottesleugnerische Bücher und Schriften zuzulassen, diskutiert werden sollte. Aber er unterließ es:

Ich wohnte der Versammlung nicht bei, wie ich erst vorgehabt, und es thut mir dies jetzt beinahe leid; aber einige Komiteemitglieder waren besorgt für mich wegen der Heftigkeit und Roheit der Sozialisten; auch glaubten sie, daß selbst, wenn ich den Ausschlag gäbe bei der Abstimmung, man dies Resultat dem Einfluß des Pfaffentrugs zuschreiben und nicht respektieren würde. Diese Erwägung bestimmte mich, sie den Kampf allein ausfechten zu lassen, und ich hoffe aufrichtig, daß sie einen endgültigen Sieg er-

rungen haben. Doch soll der Sozialismus entsetzliche Fortschritte in England gemacht haben. Louis Blancs Ansichten breiten sich mit Schnelligkeit aus. Sie sagen, wir müßten erst die „abergläubische Ansicht“ von dem unsichtbaren Gott loswerden; bis dahin sei nichts zu erreichen. Darauf folgt natürlich der Kommunismus und der Kampf ums Eigentum.

Die Kehrseite der Frage konnte Robertson nicht entgehen, obwohl er stark betont hatte, daß ohne mitfolgende Übelstände kein Fortschritt auf irgend einem Gebiete möglich sei. Die sich jetzt im Arbeiterinstitut abspielenden Vorgänge führen ihn wieder auf einen seiner Lieblingsgedanken:

Channings Behauptung, daß Verstandesausbildung nicht den sittlichen Charakter der Armen beeinträchtige, ist wahr und auch nicht wahr. Wahr, sofern sich schließlich die Dinge von selbst ausgleichen; nicht wahr, wenn er damit sagen will, daß einseitige Verstandesausbildung genüge, um den Charakter zu erheben. Ich behaupte, ein schlechter Charakter wird durch vermehrtes Wissen nur schlechter. Selbstverständlich ist es recht, körperliche Gesundheit zu fördern, und wer es unterließe, aus der Besorgnis, daß schlechte Menschen dadurch die Oberhand gewinnen könnten, machte sich lächerlich. Er hätte aber recht mit der Behauptung, daß eine einseitige Ausbildung der Körperkraft, — an sich eine Gottesgabe, die man nicht, ohne dem Schöpfer zu nahe zu treten, verachten darf, — nur die Fähigkeit eines schlechten Menschen zum Bösen steigert.

Nach langen Zeitläuften, vielleicht nach jahrhundertelanger Tyrannenherrschaft blutiger Anarchieen, wäre es denkbar, daß eine bloß geistige Kultur auch sittlich gute Früchte zeitigte. Im Augenblick würde die Ernte aber nur in bitteren Früchten üppiger Niederträchtigkeit bestehen. „Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert.“ Verstandeskultur steht nicht notwendigerweise in Verbindung mit einem festen und noch weniger mit einem reinen Willen, dem Organ sittlicher Vortrefflichkeit. Bacon ist dafür ein Beispiel als:

Weisester, größter, — gemeinster der Menschen.

Für mich bedarf es keines weiteren Beweises als die Vorgänge, die sich augenblicklich in dem Arbeiterinstitut abspielen.

Geübt im Disputieren, und scharfsinnig von Verstand, haben die Arbeiter es gelernt, Gott zu verspotten und die ersten Grundlagen von Recht und Unrecht mit Füßen zu treten. Nein, nein; klare Begriffe fördern die Seele nicht einen Schritt weiter zu der Fähigkeit, das Rechte zu thun. Es ist ein Großes, wenn wir begreifen, daß Verstehen, Schätzen und selbst Empfinden der Wahrheit noch

kein Atom von Kraft giebt, ohne die Entschlossenheit, selbst wahr zu sein. Das aber wird nur erreicht durch Zucht der Gewohnheit und des Handelns, wie der alte weise Aristoteles längst erkannt hat: wir werden gut durch Gutes-Thun: nicht durch moralische Abhandlungen, denn Gutsein ist weder Begriff noch Verlangen, sondern Gewöhnung des Willens.

Es scheint mir, als dürfte nicht die Weisheit des Schöpfers dafür in Anspruch genommen werden, daß einseitige Verstandesbildung die Armen zu schlechten Gliedern der Gesellschaft machen muß. Jede einseitig ausgebildete Eigenschaft muß die vom Schöpfer beabsichtigte Harmonie zerstören und ein Ungeheuer hervorbringen, das, zum Teil Riese, zum Teil Zwerg, ein unnatürliches, widerwärtiges Ganzes bildet. Betrachten Sie einen Nisi prius-Advokaten, der die klarsten Begriffe über Zeugnisse, Prinzipien des Rechts ꝛc. hat. Wie oft geht persönliche Gemeinheit, Haß, Rabulisterei und professionelles' Lügen Hand in Hand damit!

Robertson entschloß sich bald darauf, im Rathause eine öffentliche Ansprache zu halten, nicht nur, weil er mit den Interessen des Vereins enge verknüpft war und durch das Vorgehen der Arbeiter persönlich kompromittiert wurde, sondern vornehmlich, weil er fühlte, daß alles, was sie erstrebten, auf dem Spiel stand. Seine Ansprache war in mehr als einer Hinsicht von tiefgreifender Bedeutung und blieb den Hörern noch lange in Erinnerung. Schon durch das ungemeine Taktgefühl, von dem sie getragen war.

Das Rathaus, in dem derartige Versammlungen stattfinden, liegt mitten in der Stadt. Ein großer, viereckiger Bau, dessen Fassade durch hohe Säulen, die den vorspringenden Giebel tragen, seinen einzigen Schmuck erhält. Der Saal ist ein einfacher, länglich viereckiger, großer, luftiger Raum. Er war bei dieser Gelegenheit überfüllt. Alle Stände, alle Parteien in der Versammlung vertreten, alle Arbeiter des Vereins anwesend. Die sich in der Minderheit befindenden atheistischen Sozialisten waren mit dem Entschluß gekommen, eine Störung herbeizuführen und Robertson hinauszutrommeln. Sie hatten sich dazu an verschiedenen Stellen im Saal verteilt. Robertson begann sehr ruhig, in langsamem, deutlichem, gehaltenem Ton. Er erklärte zunächst den Zweck der Versammlung. Als er von sich sprach als demjenigen, der sie

hierher entboten und der sich der geplanten Einführung gottesleugnerischer Bücher widersetze, erhoben sich ganze Menschenknäuel, um ihn zu unterbrechen. Pfeifen und Zischen wurde laut, aber die unerschrockene Haltung des Mannes, die ruhige Stimme und der melodische Fluß der ununterbrochenen Rede, die in gemessener Ruhe der maßlosen Erregung Meister bleibend, ihren Verlauf nahm, ließ den Gegnern nichts übrig, als sich wieder niederzusetzen. Murren und leidenschaftliches Fußscharren wiederholte sich freilich noch mehrmals. Endlich aber, als er sagte: „Ihr hörtet alle schon von einem Ort, den man ‚Feiglingsburg‘ nennt. Die Feiglingsburg ist die Kanzel oder Rednertribüne, von wo herab ein Mann, von Freunden umringt, in Abwesenheit seiner Gegner, des Beifalls gewiß und gegen Widerspruch gesichert, diejenigen angreift, die von ihm abweichen“ — — da entstand eine Totenstille. Und von diesem Augenblick an verlautete nicht mehr ein Wort, kaum ein Beifallsruf, bis der Schlußsatz verhallte. Es schien, so sagt ein Ohrenzeuge, als ob jedermann im Saale von denselben Gefühlen durchzuckt gewesen; als ob eine von dem Redner magnetisch ausströmende Gewalt sie alle mit ihm, ja untereinander, in eins verschmolzen hätte. Die Rede ist unter all seinen Ansprachen vielleicht das gewaltigste Zeugnis seiner Beredsamkeit, sofern man darunter die Macht versteht, durch kühne und überzeugende Worte die Herzen der Hörer zu zwingen. Sie war aber auch noch sonst bemerkenswert.

Vor allem als Offenbarung seines eigenen inneren Lebens. Die Verhältnisse hatten ihn gedrängt, von sich zu sprechen, und alle fühlten, daß er ihnen das Grundprinzip seines ganzen Lebens enthüllte, als er sagte: „Ich lehne es heute Abend ab, die Liebe, die ein Christ zu seinem Erlöser hat, in Diskussion zu ziehen, eine Liebe, viel zarter noch als die Liebe, die je ein Mann für seine Schwester empfand, oder die Anbetung, die er dem Schöpfer entgegenbringt; eine Ehrfurcht geweihter noch, als einer sie für seine Mutter hegt.“

Die Rede war auch deshalb bemerkenswert, weil er seinen

Gegnern damit kühn den Handschuh hinwarf. Nicht nur an die Arbeiter, nein, an ganz Brighton war sie gerichtet, — vielleicht unabsichtlich. Wer aber wußte, wie man über ihn dachte, der fühlte heraus, daß er sich verteidigte, nicht durch Widerrufen seiner Ansichten, sondern wie Socrates vor den Athenern. Er war hier nicht auf der Kanzel und konnte sich deshalb freier äußern; er trat nicht als Geistlicher auf, sondern als Mensch. Es war sogar mehreren aufgefallen, daß er eine schwarze Halsbinde trug. Wenn er nun ausführt, daß der Ausdruck „Unglaube“ oft nur das Feldgeschrei der Engherzigkeit ist gegen eine alte, unter neuer und vergeistigter Form auftretende Wahrheit, und ein aus zweiter Hand aufgegriffener Vorwurf und Aufruf, Meinungen zu verfolgen, über die doch völligste Unkenntnis herrscht; wenn er die kirchlichen Blätter schwer trifft mit den Worten: „Ich habe gelernt, die bloße Beschuldigung des Unglaubens sehr leicht zu nehmen“; — wenn er, statt zu verdammen, voll Mitleid von Shelley spricht, weil „Gott ihm als ein Teufel und das Christentum als ein verbitterndes System der Exklusivität dargestellt worden sei“; — wenn er erklärt, „das Dasein Gottes lasse sich dem Verstande nicht beweisen“, und sich verteidigt, weil er in Dickens Werken „eine moralische Bedeutung“ gefunden und die Bedenken dagegen für „geistlichen Klatsch“ (cant) erklärt; wenn er von den „gegen seine Freunde, die Arbeiter“, erhobenen Beschuldigungen und von seinen Beziehungen zu ihnen spricht und es ablehnt, in die Rufe derer einzustimmen, die schreckensstarr durch die Ereignisse auf dem Festlande, in der Belehrung der Arbeiter und dem zu ihnen Stehen ein Stärken des Unglaubens und des Sozialismus sahen; da wandte er sich thatsächlich an die Allgemeinheit, dem Einzelgeschrei gegenüber, das sich gegen sein Auftreten erhob, und versicherte kühnlich, daß er unentwegt an seinen Meinungen festhalte und nicht einen Zoll breit weichen, sondern geradeaus steuern werde. Und dahin wurde er auch verstanden. Viele, die blindlings in das allgemeine Verdammungsurteil gegen ihn eingestimmt, hörten ihn, gingen fort und sagten: Das ist in Wahrheit ein

ganzer Mann; anders als wir ihn uns gedacht; ein Mann, mit dem wir nicht übereinstimmen können, den wir aber auch nicht mehr angreifen werden. Seine Verteidigung war kühn, entschieden aber im Geiste der Versöhnlichkeit. Über die ihm gewordene Beargwöhnung, Mißdeutung und persönliche Abneigung äußerte er sich: „Ich halte es für Pflicht, liberal und großmütig auch den Illiberalen und Engherzigen gegenüber zu sein. Es scheint mir erbärmlich, wenn ein Mann, der danach strebt, wahr zu sein und die Wahrheit zu verkündigen, erstaunte Klage darüber führt, daß die Wahrheit nicht Kronen zu vergeben hat, sondern Dornen. Ich sage dies nur, damit wir uns verständigen."

Die Rede hatte größeren Erfolg bei den Arbeitern, als er erwartet hatte. Einige aus der skeptischen Minderheit überzeugten sich, daß sie unrecht gehabt. Die übrigen bildeten eine Körperschaft für sich, nahmen einen großen Teil der Bibliothek und des Eigentums mit sich und gründeten eine neue Genossenschaft, die aber nicht lange Bestand hatte. Die Majorität vereinigte sich dahin, Robertsons Vorschläge auszuführen. Zunächst schafften sie die alte Regel ab, wonach kein Mann der höheren Stände in dem Komitee mitstimmen und handeln durfte, und rekonstruierten die Gesellschaft auf diesem gesunderen Boden. Dann wählten sie Robertson zu ihrem Präsidenten. Seine Stellungnahme zu diesen Veränderungen erfahren wir aus folgenden Briefen:

Ich verpflichte mich, wenn Ihre Gesellschaft sich konstituiert hat und lebensfähige Elemente in sich trägt, sie entweder durch eine Rede zu eröffnen oder noch vor Jahresschluß einen Vortrag zu halten. Es scheint mir aber von großer Wichtigkeit, die öffentliche Aufmerksamkeit nicht schon in auffallender Weise auf Ihre Wiederherstellungsversuche zu lenken, so lange es Versuche sind. Ist das Institut notwendig, wird es von den Arbeitern ersehnt und ernstlich erstrebt — so wird sich auch eine gehörige Anzahl zusammenfinden und seinen Bestand sichern, ohne die Lockspeise einer öffentlichen Ansprache. Wenn nicht, so bin ich überzeugt, daß der Versuch, durch solche Mittel ein Zustandekommen herbeizuführen, sehr gefährlich wäre. — Bei einer früheren Gelegenheit traten in einem

Moment der Begeisterung siebenhundert Arbeiter zusammen und gingen gleich darauf wieder auseinander. Wenn es künstlicher Mittel bedarf, um ihre Existenz zu sichern, wird die Gesellschaft bald eines natürlichen Todes sterben, und wir würden aufs neue die Beschämung eines fehlschlagenden Unternehmens auf uns laden. Dem aber darf sich die Sache der Arbeiter nicht aussetzen. Lieber schweigend fallen, als ein neues öffentliches Bekenntnis der Unfähigkeit ablegen. Eine Eröffnungsrede würde im Augenblick die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich lenken. Sie würde wie eine jede öffentliche Bewegung die Schwankenden für den Augenblick herüberziehen und — vielleicht das nötige Geld beibringen. Aber das will nichts bedeuten im Vergleich zu dem Zurücktreten vieler, gleich hernach. Ich schlage deshalb vor: Lassen Sie die Genossenschaft so bald und so still wie möglich ins Leben treten; d. h. so still, wie es mit dem Maß von Öffentlichkeit vereinbar scheint, das notwendig ist, um die Arbeiter damit bekannt zu machen, daß eine neue Genossenschaft im Begriff ist, sich zu bilden. Finden sich nicht Mitglieder genug, dann geht das Ding ruhig zu Ende bis zu einer günstigeren Zeit. Und seien Sie überzeugt, daß keine künstliche Aufregung ihm Dauer verleihen, sondern nur eine vorzeitige, nicht lebensfähige Geburt herbeiführen könnte.

Nach einigen Monaten, wenn die Genossenschaft sich aus innerer Kraft behauptet, dürfen wir äußere Hilfsmittel versuchen. Ich für meine Person verpflichte mich dazu. Aber die große Aufgabe für uns alle besteht in diesen Tagen aufgebauschter Reklame darin, zu lernen, in der Stille und Wahrhaftigkeit zu arbeiten; dagegen aber Selbstankündigungen und Selbstprahlereien solchen zu überlassen, die sich am Rande des Bankerotts befinden.

Zweiter Brief:

Zur Beantwortung Ihres heutigen Briefes kann ich kurz sagen, daß der Gedanke, ich könne den Vorsitz des Vereins übernehmen, gänzlich ausgeschlossen ist. Weder halte ich mich geeignet für solch ein Amt, noch bin ich überzeugt, daß es der Genossenschaft zum Vorteil gereichen würde. . . .

Ich glaube, ich kann den Mitgliedern in einer untergeordneten Stellung besser und jedenfalls unbehinderter von Nutzen sein. Hervortreten und Macht sind Dinge, an denen ich keinen Geschmack finde.

Es liegt mir sehr am Herzen, daß ein abermaliges Mißlingen ausgeschlossen bleibe; aber größte Weisheit und Erfahrung sind vonnöten, um dies zu verhindern. . . .

Die Arbeiter haben bewiesen, daß selbst eine wohlgesinnte Mehrheit nicht imstande ist, sich gegen eine stürmische Minderheit zu

behaupten, ohne den Beistand anderer gesellschaftlicher Elemente, die sie unterstützen müssen, ohne ihnen befehlen zu dürfen. Es wäre mir sehr leid, wenn Herren (gentlemen) die Mehrzahl des Komitees bilden sollten. Aber die Arbeiter bedürfen einiger Männer von Ansehen und Erfahrung, an denen sie einen Rückhalt haben. Und dies ist meiner Auffassung nach das allein wahre demokratische Prinzip: nicht eine Oligarchie der Besitzlosen, sondern eine Verschmelzung der Stände, in welcher, innerhalb gewisser Schranken, den Männern von umfassenderer Bildung und überlegener Urteilskraft das ihnen zukommende Gewicht erteilt wird.

Was mir am wehesten thut, ist das Mißtrauen der Arbeiter gegen die Wohlhabenderen, und nichts ist unheilvoller und unchristlicher, als Popularität bei ihnen zu erhaschen durch Ausbeutung dieser Gefühle, und etwaige Andeutungen, als ob die Geistlichkeit, die Frommen und die Reichen ihre Feinde seien, oder ihre Sache nur als Mittel zu einem selbstischen Zweck betrieben. — Ich darf unter ihnen keine hervorragende Stellung einnehmen: ich bin ihr Freund, aber ich begehre nichts dafür, nicht einmal Einfluß und Anerkennung. Kann ich ihnen ein wenig Gutes erweisen, nun wohl! aber um ihretwillen darf ich nichts annehmen, was bei einem von ihnen nur den Schatten eines Schattens von Verdächtigung meiner Absichten erwecken könnte.

Nachdem die Gesellschaft mehrere Jahre lang in ausgezeichneter Weise günstig gewirkt hatte, hat sie vor kurzem, aus Mangel an Unterstützung, zu vieler Bedauern geschlossen werden müssen. Mit einer Ausnahme, scheint sich nach Robertsons Tode außerhalb der Arbeitersphäre niemand mehr der Sache angenommen zu haben. Er erhielt in dieser Zeit zwei Briefe von Arbeitern, die ihn tief ergriffen und die am besten seinen Einfluß kennzeichnen:

Hochwürdiger Herr, ein geringer Jemand bittet Sie, die Einlage als Osteropfer anzunehmen und gewissermaßen als dankbare Anerkennung für die vielen einsichtsvollen Belehrungen über Wahrheit, Ehre, Barmherzigkeit und Liebe; und für die Hoffnung der Unsterblichkeit, die ihn jetzt beseelt und mit einer inneren Freudigkeit erfüllt, die ihm seit Jahren fremd geworden war. Möge Gott, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, Sie uns noch lange in

Gesundheit und Wohlsein erhalten und Sie segnen! Das ist der aufrichtige Wunsch des Ihnen treu ergebenen — Schreiber dieses.

Ein anderer anonymer Brief begleitete ein paar selbstgearbeitete Leuchter mit folgenden Zeilen:

Mein Herr! ein geringer Jemand, der gern seinen Dank für die vor nichts zurückschreckende Güte ausdrücken möchte, die Sie den arbeitenden Klassen dieser Stadt stets erwiesen haben, bittet Sie, das Beifolgende anzunehmen. Und indem Sie dies thun, werden Sie zugleich, wie er hofft, verzeihen, was Ihnen vielleicht unenglisch erscheint, daß der Brief ohne Unterschrift an Sie abgeht. Möge mich dies entschuldigen, daß Sie mich nicht kennen und folglich auch meiner Handlungsweise kein falsches Motiv beilegen können. Nur die tiefste Verehrung hat mich bewogen, mir diese Freiheit zu nehmen. Da Sie nicht bloß als Gentleman, sondern als Mensch geachtet werden, der zu dem Niveau der Arbeiter herniedersteigen kann, und sie versteht, — (eine seltene Eigenschaft heutzutage bei der Klasse, zu der Sie gehören!) so schätzen die Arbeiter alle Ihren Rat und Beistand nur um so höher. Möge derselbe ihnen lange erhalten bleiben! Ich führe nicht die Klage, daß die höheren Stände keine Teilnahme für uns hätten, — ich glaube, daran fehlt es nicht. Aber von Fünfzigen kann sich nicht einer wahrhaft in unsere Lage und in unsere gewöhnlichen Naturen versetzen, und es erkennen, wie die Mechaniker und Handwerker unseres Volkes, obgleich oft tiefe Denker, doch des Rates und Beistandes bedürfen, den allein höhere Bildung verleiht. Wir haben ihre guten Wünsche und pekuniäre Unterstützung und sind dankbar dafür, aber ein kleiner freundlicher Ratschlag im rechten Moment würde oft mehr ausrichten. Eben dies giebt uns das Gefühl, daß wir Ihre Hand ergreifen können wie die eines Bruders in allem, was auf den Fortschritt der Nation zielt. Wollte Gott, daß es solcher wie Sie mehr gäbe! Wie ganz anders würden wahre Religiosität, Moral und gesunder Sinn gedeihen! Dann brauchten wir weder den Papst noch den Teufel zu fürchten. In wahrer Hochachtung verbleibe ich der Ihrige.

Der Arbeiterverein hatte um seine Existenz zu kämpfen; denn die Spaltung in seiner Mitte hatte ihn erheblich geschwächt. Robertson war unermüdlich in seinen Bemühungen, sie zu befestigen. Er schreibt im November 1851:

Ich war jeden Abend in den Versammlungen und bei den Vorträgen der Arbeiter zugegen.

Auf ihren Wunsch hielt er zum Besten ihres Fonds zwei öffentliche Vorträge über „den Einfluß der Poesie auf die arbeitenden Klassen“, die zunächst den Erfolg hatten, das erforderliche Geld einzubringen. Die Vorträge sind meisterhaft in dem Vermögen, ohne trivial zu werden, ästhetische Fragen dem Verständnis der Arbeiter nahe zu bringen. Freilich waren unter den damaligen Chartisten wohl Leute, die diesen Auseinandersetzungen einen aufgeschlosseneren Sinn entgegenbrachten, als manche der sogenannten Gebildeten.

Aus der Lehrweise Christi hatte Robertson das große Erziehungsprinzip gewonnen, daß die Menschen am besten zur Verwertung ihrer geistigen Anlagen geführt werden, wenn man bei ihnen Vertrauen in ihre Fähigkeiten weckt. Die Arbeiter fingen an, ihre Dichter zu lesen, und erörterten und verglichen in lebhafter Weise die Verdienste von Pope, Walter Scott und Tennyson. Ein Teil des Zieles, das Robertson sich gesteckt hatte, wurde somit erreicht.

Wir heben einiges, das so bezeichnend für die Schwungkraft seiner Seele ist, heraus. Zunächst die Motivierung der Vorträge:

Man wird uns sagen: Haltet den Arbeitern Vorträge über Wissenschaft, Chemie, Mechanik, über jeden Gegenstand, der sich auf das praktische Leben bezieht. In unserer Epoche der Arbeit ist Reime-schmieden nicht angebracht. Wir haben nicht Zeit für Poesie und hübsche Dinge. Fände der Mensch wirklich sein volles Genüge, wenn er satt zu essen und zu trinken hat; bestünde das höchste Leben in dem, was der Amerikaner mit going a head [obenauf kommen] bezeichnet, und das höchste Ziel des Ehrgeizes für den Arbeiter in einem politischen Parteitriumph, — dann hieße das Besprechen unseres Gegenstandes allerdings nur Zeit und Atem verschwenden.

Mir scheint es aber, daß wir unter der Herrschaft der Nationalökonomie und der mechanischen Arbeit, wo jedes Herz so trocken ist

wie Sommerstaub, nicht halb so sehr Licht bedürfen zur Erleuchtung unseres Verstandes, als Tau auf unser Herz. . . .

Nachdem er nun von dem Ursprung der Poesie als Volkspoesie gesprochen, fährt er fort:

Man wird hierauf vielleicht zugeben, daß sich Liebe zur Poesie mit Mangel an Bildung vereinen läßt; schwerlich aber mit fehlender Muße oder harter Arbeit. Hierauf zunächst eine Thatsache. Das Institut besitzt, seitdem es seine große Bibliothek eingebüßt, nur noch wenig poetische Werke mehr, aber sie werden viel gelesen. Shakespeare und Walter Scott werden immer vom Bibliothekar verlangt.

Ferner erwidere ich, daß ich auch weiß, was harte Arbeit ist. Ich weiß, was arbeiten heißt, wenn die Pulse des Gehirns fliegen, der Geist unfähig ist, einen Gedanken zu fassen, der Leib erschöpft und abgetrieben vor Anstrengung; ich weiß, was es in solcher Stunde bedeutet, statt zu groben Reizmitteln zu greifen, wozu sich alle erschöpften Menschen jeden Standes versucht fühlen — meinen Sophokles, Plato (denn Plato war ein Dichter), Goethe oder Dante, Shakespeare, Shelley, Wordsworth oder Tennyson herunterzuholen; ich weiß, wie sich dann die Spannung der Nerven allmählich löst, das drückende Dunkel, in das das ganze Leben versunken schien, sich lichtet, die innere Verstimmung harmonisch ausgeglichen wird, und selbst körperliche Erschöpfung sich allmählich in ein Gefühl von Kraft verwandelt. Ich kann und will nicht glauben, daß dies ein Luxus oder vielmehr ein Privilegium meines Standes oder meiner Kaste sei. . . . Ich bin dann zu dem Schluß berechtigt, daß, weil was menschlich ist, der ganzen Menschheit zuerteilt ist, auch unserem heutigen Bestreben die Möglichkeit werden kann, den Mann der Arbeit zuweilen über seine eintönige, trockene, harte Arbeit, aus dem öden Gang seines täglichen Lebens herauszuheben, ihn seine Lage vergessen zu machen, ihn eine höhere, befreiende, reine Luft atmen zu lassen. Ich will glauben, daß auch bei ihm die Einbildungskraft wachgerufen werden kann, der die Fähigkeit innewohnt, wundes Wehgefühl zu linder Wehmut zu verklären. Vor einigen Jahren war in Suffolk, wo ich mich damals aufhielt, ein Irländer bäuerlicher Herkunft, unter einem Ingenieur-Offizier bei der Artillerieinspektion angestellt. Ich entsinne mich deutlich seiner Schilderung irischer bäuerlicher Verhältnisse und der Bilder des Elends, die er heraufbeschwor und die ich damals noch nicht aus eigener Anschauung kannte: „Ihre Hütten, euer Gnaden, sind oft in einem Zustand, daß die armen Geschöpfe die Sterne zählen können, wenn sie nachts auf dem Rücken liegen.“

Ich will hier nicht erörtern, ob es nicht besser gewesen für den

irischen Bauern, er wäre, statt auf seinem Bett liegen zu bleiben, die Sterne zu zählen und auf den Sachsen zu fluchen, aufgestanden und hätte sein Dach ausgebessert; noch ob siebenhundert Jahre englischer Mißregierung genügen, alle Hoffnung in der Brust eines Volkes zu ersticken, daß ihm nicht so viel Lebenskraft bleibt, sein hoffnungsloses Los auszuflicken und zu übertünchen. Aber einem an harte Arbeit gewöhnten Menschen, dessen Einbildungskraft sich unwillkürlich beim Anblick einer dachlosen Hütte nicht zunächst die Vorstellung hereinfallender Regentropfen aufdrängt, sondern die der armen Geschöpfe, die auf ihren Betten liegen und die Sterne zählen, die also aus ihrem Unbehagen herauskönnen und am Himmel umherschweifen, — dem verleiht seine poetische Einbildungskraft doch wahrhafte Unabhängigkeit von äußeren Umständen. . . .

Man hat gefragt, welchen „Nutzen" die Poesie für die Arbeiter haben könne. . . .

Als der arme Hood „das Lied vom Hemd" schrieb, das so rührend ausdrucksvoll die Leiden und das Entbehren eines von den Wohlhabenden damals unbeachteten Standes besang: die Leiden der überarbeiteten Näherin, — ganz England fühlte sich durchzuckt von dem Aufruf:

O Menschen, die ihr Schwestern habt,
O Menschen, die ihr Liebe zu euren Müttern und Weibern habt,
Es ist ja nicht Leinwand, die ihr verbraucht,
Es ist menschliche Lebenskraft und Mark!

Als infolge davon ein Plan nach dem andern ins Werk gesetzt, Untersuchungen angestellt wurden und thätiges Interesse der Teilnahme erwachte, um ihre Lage zu verbessern, — hatte da die Poesie nichts für die arbeitenden Klassen gethan?

Einige der schönsten Stellen aus diesen Vorträgen behalten wir uns für ein anderes Kapitel vor, und heben hier nur das speziell auf die Arbeiter Bezügliche heraus:

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Zweck unseres Vortrags, dem Einfluß der Poesie auf die arbeitenden Klassen. Zunächst widerspreche ich der Auffassung, als wollte ich den Gegenstand von dem Gesichtspunkt aus betrachten, als übe die Poesie auf sie einen andern Einfluß aus, als auf die andern Stände. Es ist eine durchaus falsche Annahme, die Seelen derer, die nicht zu harter Arbeit gezwungen, seien aus Porzellanerde, und die der andern aus Thonerde gemacht. Sie fühlen, weinen, lachen alle gleich. Sie kennen ebenso gut hoffnungsvoll auffliegende wie gedrückte Stimmungen. Was eine Menschenseele ergreift, ergreift auch die andere. Vieles von dem, was gesagt werden wird, wendet sich deshalb an die

Männer der Arbeit, nicht weil sie anders, sondern sofern sie Menschen sind. Wenn die Poesie Einfluß übt auf Menschen als solche, muß sie auch Einfluß auf Arbeiter besitzen.

Das Folgende klingt fast wie eine Weissagung auf die realistische Poesie von heute, obwohl Robertson sie sich anders gedacht haben mag:

... Hat das Bedürfnis nach Lebensäußerungen etwa sein Ende erreicht? oder findet man jetzt eher ein Genügen daran, in endlichen Worten unendliche Gefühle auszudrücken? ... Laßt die alten Formen und ehrwürdigen Worte mit gebührenden Ehren zu Grabe tragen und gebt uns neue Symbole und neue Ausdrucksweisen, nicht für das, was unsere Väter empfanden, sondern was wir fühlen. Goethe sagt:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf! bade Schüler, unverdrossen
Die irdsche Brust im Morgenrot!

Dies allein genügt, um uns zu überzeugen, daß wir die Poesie der Zukunft von den arbeitenden Klassen zu erwarten haben. Die Poesie, die das Leben der obern Stände schildert, ist schon lange abgedroschen, krankhaft, sentimental. Ihre Männer ermangeln der Männlichkeit. Feudale Aristokratie mit ihrem Zubehör an Schlössern und Turnieren gehört zu den überwundenen Dingen. Die letzten gesunden Töne, die seine Herrlichkeit besangen, entströmten Walter Scotts Harfe. Byron läutete ihre Totenklage. Aber zartes Empfinden, Heldenmut und Ausdauer in den Verhältnissen der Gegenwart, harren noch der Verkündigung, und sie wird uns aus den Ständen kommen, die sie aus erster Hand beobachten, erleben, die dem Herzen der Natur am nächsten stehen und ihren Pulsschlag spüren. Was hat Poesie mit den arbeitenden Ständen zu schaffen? Männer der Arbeit! wir verlangen unsere Poesie aus euren Reihen, von den Männern, die gewillt sind, ein wahres, tapferes Leben zu führen. Nicht wie der arme Burns, den die Schmeichelei umgarnte und die gemeine Pracht der Großen blendete, so männlich er ursprünglich war und so sehr er das verachtete, was er zugleich begehrte. Eher wie Ebenezer Eliot, der Verfasser der Verse von den Korngesetzen. Unsere kriegerischen Vorfahren kündeten euch die Bedeutung der edlen Hingabe und Treue, die der Rauch der Schlachtfelder umwölkte. Nun ist es an euch, sich zu erheben und uns die Bedeutung zu offenbaren, die in dem Rauch der Fabrikschornsteine, dem Heldenmut der Ausdauer, der Poesie der Erfindungen und der Geduld klagloser Resignation

enthalten ist. Gedenkt an die anfeuernden Worte eines eurer Dichter:

Das Licht bricht an,
Der Tag steigt auf,
Männer der That
Und Männer des Denkens
Macht freie Bahn!

Man hat Robertson in seinen Bestrebungen für die Hebung des Arbeiterstandes vielfach mit Kingsley und Maurice, den ihm in mehr als einer Hinsicht verwandten Männern, zusammengestellt; doch waltete bei aller Verwandtschaft der Sinnesart ein tiefgreifender Unterschied nicht nur zwischen ihren theologischen, sondern auch in ihren sozialen Ansichten, deren sie sich wohl bewußt waren.

Das Jahr 1851*) war bekanntlich das Jahr der ersten Weltausstellung in London. Der Pfarrer der St. Johanneskirche, Mr. Drew, hatte die Einrichtung getroffen, daß jeden Sonntag Abend während der Weltausstellung den zu ihrem Besuch nach London gekommenen Arbeitern eine Predigt gehalten wurde. Robertson hatte am 15. Juni dort seine großartige Predigt über „die Botschaft der Kirche an die besitzende Klasse“ gehalten. Den folgenden Sonntag predigte Kingsley über „die Botschaft der Kirche an die Arbeiter“, in der er ausführte, daß Gott den christlichen Prediger zu einem christlichen Volk sende, um ihm Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in der vollsten, tiefsten, weitesten Bedeutung zu predigen. Er ließ sich darin auf Erörterung sozialer Probleme ein und bezeichnete namentlich die Kapitalsanhäufungen und großen Grundbesitze als Zustände, die gegen Gottes Ordnung und Willen verstießen. Sobald der Segen gesprochen war, erhob sich der Pfarrer der Kirche und erklärte, daß nach seiner Ansicht ein großer Teil der soeben vernommenen Rede falsch sei. Eine stürmische Aufregung be-

*) Siehe Lujo Brentano, „Die christlich-soziale Bewegung in England“. Leipzig, Duncker und Humblot.

mächtigte sich der Versammlung, und fand in der Presse ihre Fortsetzung.

Robertsons Name wurde mit in den Streit verflochten, und einige Zeitungen erhoben den Vorwurf gegen ihn, demokratische Prinzipien zu predigen. Er erwiderte darauf, daß dieser Vorwurf zu unbestimmter Natur sei, als daß er darauf eingehen könne. Die einzige Stelle in seiner Predigt, die sich auf Demokratie beziehe, sei die Unterscheidung, die er zwischen der schuldigen Ehrerbietung vor wahrer Autorität, die die Schrift als Pflicht hinstelle, — hervorgehoben habe, und der sklavischen Anbetung von Reichtum und Rang, die man häufig damit verwechsele. Wenn man unter demokratischen Prinzipien Sozialismus verstehe, so habe er diesen nicht nur nicht in seiner Predigt befürwortet, sondern sei ihm entgegengetreten.

In dieser Predigt hat er beinah programmmäßig seine sozialpolitischen Ansichten niedergelegt. Mit wunderbarer Kraft weiß er die Geschichte von Nabal und David auf die Verhältnisse der Gegenwart: die Pflichten der Besitzenden den Besitzlosen gegenüber anzuwenden. Sie ist wohl unter all seinen Predigten in Deutschland am meisten bekannt geworden. Sie folgt im Anhang, ist aber auch mehrfach, mit seiner andern sozialen Predigt über „die Teilung des Erbes" übersetzt, als Einzelbroschüre erschienen. In dieser zweiten sozialen Predigt, die Robertson bald nachher in Brighton hielt, tritt er der Anschauung entgegen, als ob das Christentum darauf abziele, die Güter dieser Welt gleichmäßig zu verteilen. Es wolle vielmehr eine innerliche Lösung anbahnen und ein habsüchtiges Verlangen auf der einen, ein geiziges Versagen auf der andern Seite durch die veränderte Herzensstellung zu diesen Dingen aufheben.

Maurice äußert sich nach Robertsons Tode zu seinem Vater über die eben erwähnten Vorgänge:

Robertson identifizierte sich nicht einen Augenblick mit den Christlich-Sozialen, noch ging er auf ihre Pläne ein. Vor dem Frühjahr 1851 habe ich nie die Freude gehabt, ihn zu sehen; ich

suchte ihn damals auf, veranlaßt durch Drews Aufforderung, der übrigens in keiner Weise zu unserm Vorgehen in Beziehung stand. Kingsley und ich waren mit Robertson von Pastor Drew aufgefordert worden, in einem fortlaufenden Cyklus in seiner Kirche zu predigen, und Kingsley kam nur widerstrebend der Aufforderung nach. Es wurden indes auch andere aufgefordert, die seine und meine Ansichten ganz verworfen haben würden. Und der Charakter der Kirche, in der wir nacheinander predigen sollten, zeigte deutlich, daß das einzige Band zwischen uns das gemeinsame Gefühl war, daß die Kirche unter allen Ständen, vornehmlich aber unter der arbeitenden Klasse wirken müsse. Als ich bemerkte, daß die mit Kingsleys Predigt verknüpften Umstände die Zeitungen verleitet hatten, die verschiedenen Prediger dieses Cyklus als Verbündete anzusehen, schlug ich vor, Robertson, den einzigen der bis jetzt außer Kingsley und mir dort gepredigt hatte, von dieser Voraussetzung zu reinigen. Aber er lehnte mein Anerbieteu großmütig ab; meiner Überzeugung nach indes nur, weil er bei der ihm innewohnenden Ritterlichkeit sich nicht von uns lossagen wollte, während wir in Ungnade standen; nicht aber, weil er sich im geringsten zu unserer Partei gerechnet, oder geneigt gewesen wäre, sich an unseren Bestrebungen zu beteiligen. Seit unserem Zusammentreffen in London, während des Sommers 1851 bis zu seinem Tode, habe ich ihn nicht mehr gesehen noch brieflich mit ihm verkehrt. Ich habe ihm eines meiner Bücher geschickt und einmal, während seiner Abwesenheit ohne sein Wissen, in seiner Kirche gepredigt. Ich habe nie die geringste Veranlassung gehabt, mir einzubilden, er sympathisiere mit irgend einer meiner theologischen oder nationalökonomischen Ansichten. Ich hatte stets den Eindruck, daß er ein großes, edles Werk vollbringe, unter viel Mißverständnis und Verleumdung, und ich war besorgt, ihm nicht noch mehr aufzubürden, als sein Los naturgemäß und notwendig mit sich brachte. Die große Freude, die es mir gewesen wäre, von ihm zu lernen und Winke und Korrektive meiner Ansichten von ihm zu erhalten, wäre zu

teuer erkauft worden, wenn ich Feinde oder Freunde hätte glauben machen, er sei verantwortlich für Worte oder Handlungen, die sie an mir zu verdammen geneigt waren.

Es ist interessant, Robertsons Äußerungen über denselben Besuch dagegen zu halten:

Mai 1851.

Ich sende Ihnen einen Brief von Pastor Drew, der mich zu einer Predigt drängen will. Heute morgen hatte ich einen langen Besuch von Maurice, der mich abhielt, Ihnen endlich zu schreiben. Der Ausdruck seiner Züge ist milde, gedankenvoll. Der Schmerz hat sie gezeichnet, aber ein innerlich überwundener Schmerz. Wahrscheinlich weil ich schon wußte, wie es um sein Inneres bestellt ist, las ich die Kraft tiefer Menschenliebe aus seinem Antlitz. Er sprach mir in einfacher, aber sehr nachdrücklicher Weise seine Freude über meine veröffentlichten Arbeitervorträge aus. Ich hätte seinen Besuch nicht als lang bezeichnen dürfen. Er blieb nicht einmal eine Stunde, da er mit dem 11 Uhr-Zuge fort mußte. Ich lehnte es wieder ab, mich an den laufenden Vorträgen zu beteiligen *). Diesmal hauptsächlich aus Gesundheitsrücksichten, weil ich mich wirklich zerschlagen und geistig unfähig zu solcher Anstrengung fühle. Auch habe ich gar nicht mehr den Wunsch, irgendwie hervorzutreten. Das Thal des Lebens ziemt sich besser für mich. Ich bin an Jahren jung genug, aber innerlich zu alt, um gegen die Stürme anzukämpfen, die auf den Höhen blasen. Maurice, distinguiert und ruhig in seinem Wesen, etwa funfzig Jahre alt, sprach weniger als ich. Ich schämte mich hernach, daß ich nur geredet und nichts profitiert habe, als diese demütigende Erfahrung. Er ist der Meinung, daß die Geistlichkeit der anglikanischen Kirche jetzt die Leitung der Nation in die Hände nehmen könne, sobald sie sich entschließe, das Phantom der Macht für wirklichen Einfluß einzutauschen und den arbeitenden Klassen herzlich und aufrichtig ihre Sympathie zuzuwenden.

Thatsächlich bestand manche Ähnlichkeit zwischen Robertsons Anschauungen und denen der Christlich-Sozialen. Er wie sie predigten, daß das Christentum von innen nach außen wirke, und daß kein äußerlich vollkommenes gesellschaftliches System vollkommene Zustände und vollkommene Menschen hervorbringen könne. Er wie sie hoben das Unrecht der Reichen gegen die Armen her-

*) Wahrscheinlich in dem von Maurice begründeten Working Mens College.

vor und klagten die Geistlichen an, dies Grundprinzip der Bibel außeracht gesetzt zu haben. Er wie sie erkannten die tiefere Berechtigung, die der Forderung der Chartisten nach Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit zugrunde lag. Aber die Christlich-Sozialen waren systematischer in ihren Anschauungen und sozialistischer in ihren Forderungen zur Abhilfe der bestehenden Übelstände. Robertson konnte ihre nationalökonomischen Schlußfolgerungen nicht immer zugeben, da er manche der Mißstände auch auf Schuld der unteren Stände schrieb, wie gewöhnlich die Wahrheit in zwei entgegengesetzten Behauptungen erkannte, und namentlich von dem Associationsprinzip eine weniger ideale Vorstellung hegte, als Maurice und Kingsley. Er spricht sich selbst mehrfach über den Unterschied seiner und ihrer Ansichten aus, aber stets mit größter Anerkennung, Verständnis, Wärme und begeisterter Bewunderung für die Persönlichkeit beider Männer.

Bei dieser vorwiegend übereinstimmenden Gesinnung und bei einer Ritterlichkeit gegenseitiger Anerkennung, der gegenüber ein Unterschied der Ansichten kaum in Betracht gekommen wäre, läßt sich das Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken, daß Robertsons Begegnung mit diesen Männern eine so zufällige und vorübergehende geblieben ist.

Es ist gar nicht zu berechnen, welch günstig wirkende Einflüsse ihm aus näheren persönlichen Berührungen mit ihnen erwachsen wäre. Wie Kingsleys Hoffnungsfreudigkeit ihn gestärkt und Maurices vertieftes Wissen ihm die Wohlthat, sich mit einem ebenbürtigen männlichen Geist auszutauschen, zugeführt haben würde. So glich ihre Begegnung nur dem zweier Schiffe auf hoher See, die sich anrufen, ein Wort miteinander austauschen und dann ein jedes ihren Lauf allein fortsetzen.

Robertson schreibt:

Ich beendige soeben Maurices kürzlich veröffentlichte drei Predigten über die Öffnung des Krystallpalastes an Sonntagen. Wie alles, was er schreibt, sind sie das Erzeugnis eines umfassenden Geistes und weiten Herzens. In den Hauptpunkten sind wir einer Meinung, obwohl er die Sache etwas anders darstellt und unsere

Idiosynkrasieen von einander abweichen. Er wendet viel größeres Wissen und historisches Studium auf, als ich. Sie berühren, wie alles, was er schreibt, eine Menge von Gedankenreihen und eignen sich vielleicht besser zu eigentlichem Studium als zum Anhören von der Kanzel. Aber sie sind vor der Gemeinde in Lincolns Inn gehalten, die wohl zu einer, die Schlußfolgerungen selbst ziehenden Aufmerksamkeit erzogen ist. Sie enthalten Stoff zu stundenlangem Nachdenken. Aber die meisten Menschen, die Satz für Satz ohne anzuhalten herunterlesen, werden, wenn sie die letzte Seite umgeschlagen und finis gefunden, — sich zu dem Ausruf gedrängt fühlen: Was meint er denn eigentlich, und was wird damit bewiesen?

Den 25. November 1851.

Mein lieber Mr. Hutton! Ich muß in der Pause zwischen vielerlei kleinen Verpflichtungen eine Minute Zeit finden, um Ihren Brief zu beantworten: Ich kann nur wenig Hoffnung auf das kooperative System setzen. Ewige Gesetze scheinen mir dagegen zu sein, und wenn es Erfolg hätte, so würde es sich doch nur um Konkurrenz zwischen Gesellschaft und Gesellschaft handeln, und nicht zwischen Individuen. Könnten Gesetze dies verhindern, dann wären die daraus entstehenden Übel schlimmer, als die aus der Konkurrenz entstehenden. Ich mache Louis Blancs Vorschlägen den Vorwurf, daß sie angeborenen Trieben unserer Natur, — wie denen zur Wahrung unserer Individualität und unseres Eigentums, — keine Rechnung tragen. Mehr noch, daß das Prinzip des Wettbewerbs als einziges gelten soll, und mit pedantischer Kaltblütigkeit Maximen in Kraft treten wie: Zermalmt, wen ihr wollt. Das könnte ich niemals für Gottes Willen halten. Es handelt sich hierbei um den Kampf zweier entgegengesetzten Auffassungen. Es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß sich die beiden gleich wahren und christlichen Sätze miteinander versöhnen lassen:

„Kann ich nicht thun, was ich will, mit dem meinen?“ und
„Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären.“

Wären wir thatsächlich Christen, wie wir es rechtlich sind, so wären alle Schwierigkeiten gehoben. Um die Frage zu lösen, müßte aber der einzelne zunächst an sich selbst die Forderungen stellen, die er von der Gesellschaft verlangt. Dies ist die Lösung im christlichen Sinne, die einstmals in Erfüllung gehen wird.

Unterdessen freue ich mich aller Anstrengungen, die in dieser Frage auch von weltlicher Seite gemacht werden. Selbst ihr Mißlingen kann uns belehren. Und etwas Gutes wird wohl das Zusammenwirken aller Parteien zustande bringen.

Folglich wünsche ich Mr. Maurices Vorhaben Gottes Heil.

Ich hege die tiefsten Sympathieen für ihn, obwohl ich in theologischen und nationalökonomischen Dingen nicht ganz seiner Ansicht bin. Ganz eins mit ihm weiß ich mich aber in dem Bestreben, den Wahrheitsgrund bloßzulegen, auf dem jeder Irrtum ruht, und statt zu verdammen, zu erklären, was in Unverstand damit gemeint ist. Er trachtet, wie Shakespeare sagt, den Geist des Guten in dem Bösen aufzufinden. Ich erstrebe dasselbe. Deswegen liebe ich ihn und stimme soweit mit ihm überein. Ich verpflichte mich aber zu keiner seiner Ansichten und stehe zu vielen in Widerspruch. Aber jeder Zoll an ihm ist ein Mann, und ein echter, edler.

Über die vorerwähnte Predigt von Kingsley über „die Botschaft der Kirche an die Arbeiter" spricht er sich in eingehendster Weise aus:

Ich gebe die nationalökonomischen Irrtümer in Kingsleys Predigt zu. Es ist verkehrt, das Elend des Proletariats ausschließlich der Selbstsucht der begüterten Klassen zuzuschieben; denn teilweise ist es auf Rechnung des nur zu sehr ermutigten Instinkts zu setzen, — sich zu vermehren wie Kaninchen in ihrem Bau, — und dem entwürdigenden Zugeständnis der Philanthropen, es sei unmöglich, diesen Instinkt einzuschränken. Es scheint mir ein großer Irrtum, die arbeitenden Klassen glauben zu machen, daß es Mittel gäbe, die auch unabhängig von ihrer eigenen Energie, moralischen Erhebung und ernsten Selbstzucht ihre Lage auf die Dauer verbessern könnten.

Und was er über die Anhäufung des Kapitals sagt, ist unbestimmt und deklamatorisch. All dies habe ich ihm selbst gesagt. Es will mir auch nicht scheinen, — ich rede in Unwissenheit —, daß ein Zusammenwirken der Klassen auf die Dauer jede Konkurrenz ausschließen könne, ohne zwischen den Genossenschaften, statt der Individuen, selbst wieder Konkurrenz zu werden; oder daß das daraus entspringende Gute in etwas anderem bestehen könne, als etwa der Bildung, die der arbeitenden Klasse in transitu, in Beziehung auf Urteil, Selbstzucht und Sparsamkeit erwachsen kann. Wenn ich aber mit Kingsleys Ansichten auch nicht übereinstimme, halte ich es nur für Pflicht der Billigkeit, zu erklären, daß seine Predigt sie mißverständlich darstellt. In einer andern veröffentlichten Rede hat er eben so stark die entgegengesetzten und korrektiven Wahrheiten betont und selbst die Leute verstimmt durch die Energie, mit der er die Notwendigkeit ungleicher und selbst großer Kapitalanhäufungen dargelegt hat. Dringend möchte ich dies einzige wünschen, daß man Mitgefühl fände oder vielmehr Lauterkeit üben lernte gegenüber den zuweilen extremen Äußerungen solch großmütiger und selbstloser Männer wie Kingsley, deren Wärme, selbst wo sie irren, weit höher

zu schätzen ist, als die Korrektheit kalter Herzen. Man findet so selten einen Geistlichen, der den hergebrachten, amtlichen Ton und Drill vergessen, und mit warmem Herzen für die unterdrückten Klassen eintreten kann. Nicht wie ein Polizeibeamter, der angestellt ist, sie über das, was sich ziemt, zu unterweisen, sondern als Bein von ihrem Bein und Fleisch von ihrem Fleisch, und einer gemeinsamen Menschheit mit ihnen teilhaftig. Deshalb erscheinen mir Pastor Drews Protest und das Verdammungsurteil des Bischofs von London sowie der ebenso kalte Widerruf desselben als traurige Zeichen des englischen Kirchentums. Ist es außerdem, der Natur der Dinge nach, nicht beinahe wünschenswert und gewiß unvermeidlich, daß feurige Behauptungen auf der einen Seite durch doppelt warmes Hervorheben der entgegengesetzten Wahrheit ins Gleichgewicht gesetzt werden? Wir haben beinahe dreihundert Jahre lang die Armen zu Loyalität und Unterwerfung einexerziert. Kann man da etwas anderes erwarten, als daß die Menschen, wenn sie endlich mit eigenen Augen „das herrliche Gesetz der Freiheit" schauen, sich in empörter Weise äußern über das, was sie wie eine neue Entdeckung überrascht: „Ihr habt die eine große Hälfte des Evangeliums verschwiegen, nämlich was es über des Menschen bürgerliche Freiheit lehrt, und wie es beständig Partei nimmt für den Unterdrückten." Das abstrakte Recht der Kapitalanhäufung muß durch ein tieferes Recht in Schach gehalten werden. Summum jus summa injuria. Das Christentum muß hier das Gleichgewicht herstellen und die Nationalökonomie auf diesem Punkte berichtigen.

In einem anderen Briefe fährt er fort:

Wir kannten Kingsleys Herz, seinen Eifer und den Ernst seines Wollens; und wenn ja einige seiner Aussprüche zu Mißdeutung Veranlassung gaben, hätten wir ruhig warten sollen, bis die Zeit und unsere Erläuterungen das Mangelnde ergänzt gehabt ... Der Sohn Gottes hat vieles gesagt, was zu falschen Auslegungen veranlaßte, und nüchterne Leute hielten dies für sehr gefährlich und protestierten dagegen: „auf daß nicht die Römer kommen und nehmen uns Land und Leute". Ich gebe zu, daß Kingsley oft unbedachte Äußerungen thut, doch Raschheit sollte man lieben und nicht unterdrücken. Aber nein, die englische Kirche duldet keine Heldenhaftigkeit, kein feuriges Draufgehen, keine überströmende Begeisterung. Sie hat nicht wie Rom, Verwendung für Loyolas und Xaviers. Wir ertragen nichts als prosaische, nüchterne Verständigkeit. Und sobald jemand auftritt, der Nerv hat und ein Herz, das ihn befähigt, Führer einer verlorenen Hoffnung zu sein, finden wir ihn „gefährlich", und bringen ihn durch kalte, verständnislose Vor-

würfe zur Verzweiflung, bis er Dissenter oder Demokrat wird ... Ich glaube, Gott straft uns, wenn nicht anders, so doch dadurch, daß alle edlen Geister sich von uns thun, wie Newman und Manning nach der einen, und Männer wie Kingsley nach der anderen Seite hin, und es uns überlassen bleibt, in dem Sumpf der Alltäglichkeit herumzuzappeln, weder fähig, uns über die tote Fläche zu erheben, noch darin unterzusinken. Tag für Tag stimmen sich meine Hoffnungen tiefer herab. Wir dürfen das, was wir fühlen, nicht mehr äußern. Wer darf es noch? wenn alle kirchlichen Blätter, wenn geistliche Brüder wie Laienhörer bei jeder Wendung über Ketzerei schreien? Uns binden ärgere Ketten, als die von Rom. Und wenn ein Mensch sich hart macht wie ein Kieselstein und verzweifelt durchgeht mit geschlossenen Augen, ohne sich daran zu kehren, wen er stößt, — der schädigt die eigene Seele und empört sich wie der edle Carlyle, verliert den Strom lebendigen Wassers im dürren Wüstensand, fruchtet nichts mehr, sondern verkommt schließlich in seichter Sumpfniederung. — Unvorsichtigkeiten, Halbwahrheiten, unbesonnenes Aufschreien des gefolterten Mitleids nennt man solchen Mannes Aussprüche . . . jawohl! Aber dem allen zum Trotz, hielte ich fest an einem Menschen, von dem ich überzeugt bin, sein Herz sei gesund, und er meine es anders, als es den Anschein hat . . . Ich halte mich an das Herz, an Mannhaftigkeit, an edle Gesinnung, und nicht an korrekte Ausdrucksweise ... Ich suche Worte und Handlungen nach dem Menschen zu beurteilen, und nicht den Menschen nach seinen Worten und Handlungen ... Was ich in Beziehung auf Kingsley gesagt, habe ich auch in Hinsicht der Traktarianer ebenso stark von meiner Kanzel herab ausgesprochen. Zu einem Menschen stehen, heißt nicht, sich seine Ansichten aneignen, wo dies nicht die unsrigen sind, wohl aber ihre Duldung fordern, und zwar in einem fast unbegrenzten Maße; unbegrenzt wenigstens im Vergleich zu den Grenzen, welche die liberalsten Leute, die ich kenne, vorschlagen. Und wenn ich überzeugt wäre, daß er das Rechte will, dann würde ich zu ihm stehen, bis zum Verteidigen und Erörtern seiner Ansichten. Kingsley nimmt an, vielleicht mehr als ich, daß menschliche Selbstsucht all unseren sozialen Übeln zugrunde liegt. Ich glaube, daß die Übertretung gewisser Gesetze, die sich stets rächt, wie z. B. Mangel an Sparsamkeit und thörichtes Heiraten, an ihrem Teil dazu beigetragen haben, die gegenwärtige Notlage zu schaffen; und daß es ein anderes ist, wehe! zu rufen über die, welche den Arbeitern, die ihre Felder mähten, den Lohn vorenthalten, und ein anderes, dies auf solche anzuwenden, deren Schuld teils Unwissenheit, teils eigene Nachlässigkeit war. Aber Kingsley giebt dies nur als seine spezielle Ansicht, und ihm steht das Recht zu, eine Ansicht zu

haben. Überdies hat er vielleicht mehr Recht, als ich glaube. Unsere thörichte Vorliebe, Heiraten zu fördern und Unterwerfung unter einen tierischen Instinkt als christliche Pflicht hinzustellen; unser Parteigezänk, das die Erziehung des Volkes untergräbt; weiter, daß eine ungezählte Menge ohne christliche Pflege aufwächst und Ausbreitung der Kirche für uns nichts anderes bedeutet, als mehr Kirchen und höhere Gehälter . . . alle diese Dinge lassen mich im Zweifel darüber, ob nicht der Theorie Kingsleys eine tiefe, tiefe, furchtbare Wahrheit zugrunde liegt. Es ist wahr, daß Kingsley keine Notiz nimmt von den Segnungen verfassungsmäßiger Ordnung. Aber diese bargen eben keinen besonderen Segen für jene Elenden, die zu Tausenden vor seiner gequälten Einbildungskraft aufstiegen, Segen vielleicht für dich und mich, für den Adel und wohlhabende Kaufherren und das ganze vornehme Viertel von London. Kingsley fühlte noch eine andere Obliegenheit als die, unsere unvergleichliche Konstitution zu loben: nämlich die Wahrheit zu verkündigen, daß eine Emanzipation noch unvollendet ist, die dem Westend und allen Sekt trinkenden Kaufherren und uns, den Geistlichen der Kirche, wenn wir sie nicht vollbringen helfen, — Schlimmes bedeutet . . . Ich habe Ihnen nun mein Herz ausgeschüttet . . . Ich bin ebenso überzeugt von Ihnen, wie von mir selbst, daß Sie nicht aufseiten der Pharisäer und der Respektabilität stehen in dem Sinne, in welchem ich vorher davon sprach. Philisterhaftigkeit, in der bekannten Carlyleschen Bedeutung bezeichnet für mich wenigstens Leute wie Bileam, die anständig sind und weiter nichts; konservativ aus Bequemlichkeit und Selbstsucht. Nicht Konservative als solche, denn deren verehre ich viele, sondern Leute, die alle reformatorische Bewegung hassen, weil sie auf Thatsachen zurückgeht und Spinnweben zerstört.

Die folgenden Briefe geben weitere Einblicke in seine nationalökonomischen Ansichten:

Ich hatte gestern eine einstündige Beize von Mrs. — auszuhalten. Wahrscheinlich infolge von Zeitungsberichten und den Gerüchten über meine letzten Predigten. Sie erhitzte sich sehr über die Praxis, alle Fehler der Aristokratie in die Schuhe zu schieben, während die Schuld aufseiten der reichen Kaufleute läge, auf die sie ihren aristokratischen Zorn ausschüttete, weil sie wie der Adel leben wollten.

Brächte der Adel nicht außerdem sein Geld unter die Leute, und geschähe das nicht zum besten der ärmeren Klassen? Ich verschwendete meine Zeit, indem ich ihr zu erklären suchte, daß Kostenaufwand nicht dasselbe sei, wie Produktion. Daß 50000 £ an

jährlichen Ausgaben nicht den Wert von 50000 £ produzierter Waren repräsentiere, und gar nichts zu dem eigentlichen Wohlstand des Landes beitrage. Ich versuchte ihr klar zu machen, daß zwanzig Dienstboten nicht von ihrem Herrn erhalten werden, sondern von den Arbeitern, die ihr Korn bauen und ihre Kleidung herstellen; daß zwanzig Geschöpfe, die den produzierenden Klassen entzogen werden, diesen entsprechend mehr Arbeit aufbürden. Selbstverständlich sind dies notwendige Verhältnisse. Aber bloße Beschäftigung produziert nicht irgend etwas. Menschen, die Schüsseln servieren und überflüssige Wege anlegen, sind selbstredend beschäftigt. Aber ihre Arbeit bringt dem Lande keinen Nutzen. Der Lohn ihrer Arbeit, oder auch das Austeilen von Wohlthaten, mag eine gerechtere Vermögensverteilung bewerkstelligen, trägt aber nicht einen Deut dazu bei, die eigentliche Last des Landes zu heben oder vermehrte Wohlhabenheit zu erzeugen. Übertriebener Kostenaufwand läßt ein Land verarmen. Diese einfache Thatsache konnte ich ihr nicht klar machen. Dann kam sie auf politisches Predigen und verdammte es herzhaft. Sie gab zwar zu, daß die Religion etwas mit dem politischen Leben zu thun habe, hielt es aber für Pflicht des Geistlichen, Gehorsam unter die bestehenden Gewalten zu predigen. Sie war etwas erschrocken, als ich sie frug, ob es berechtigt sei, über Jak. 5, 1 zu predigen: „Wohlan nun ihr Reichen, weinet und heulet" 2c. Sie frug dagegen, ob alte Weiber und Waisenkinder diese Dinge verstehen könnten, worauf ich erwiderte: Nein, und wenn ein Prediger es ablehnt, diese Fragen des wirklichen praktischen Lebens zu berühren, werden Männer seine Kirche meiden, und er nur vor alten Weibern und Waisenkindern, die von ihren Wohlthätigkeitsanstalten zum Kirchenbesuch gezwungen werden, zu predigen haben.

Dank für Ihren Bericht über die „Associations ouvrières". Die Zeit wird kommen, wo man das Prinzip in einer oder der andern Form praktisch versuchen wird. Ich halte es aber nicht für die endgültige Form des Korporationssystems. Es ist zu künstlich, und gegenwärtig nur eine andere Form des Schutzsystems. Deshalb kann ich mich nicht sehr für die „Selbstaufopferung" begeistern, die Sie darin erblicken. Doch sehe ich es auch als einen Schritt vorwärts, besseren Zuständen entgegen, an. Das Kapital, das Ihre Freunde zum unveräußerlichen Eigentum der Gesellschaft zusammenbringen, wird nach einiger Zeit das Vermögen einer wohlhabenden Körperschaft bilden. Das Vorhandensein vieler solcher Korporationen wird die kommende Generation zum Kampf wider sich entflammen und sie ihre Ritterschaft in einem Kreuzzug gegen „diese aufgeblasene Aristokratie des Jahres 2000" erblicken lassen.

Auf Wahlrecht beruhende Verwandtschaften können nicht einen Monat lang fünf Männer zusammenhalten. Mich soll wundern, ob wir ein Kohäsionsprinzip finden können, das die Menschen wirklich miteinander verbindet, — abgesehen vom eigenen Interesse, — auf dem der Chartismus und Sozialismus allein beruhen.

Ich beobachtete neulich im Zoologischen Garten eine zärtliche Familie von fünf Leoparden, die miteinander spielten und sich leckten. Da erschien der Wärter mit einigen Hammelkeulen. Die Brüder fingen an zu knurren, sich zu beißen; jeder ergriff einen Knochen, schob in einen Winkel, wo er brummte und vor Angst unfähig war, sein Teil zu verzehren.

Sagen Sie X mit freundlichem Gruß, daß Louis Blancs Theorieen, um richtig beurteilt zu werden, noch etwas mehr verlangen, als ein warmes Herz und rasche Auffassung. Es giebt gewisse soziale Gesetze, so unverrückbar, wie die Gesetze der materiellen Welt, die nicht intuitiv oder mit dem Gefühl erfaßt werden können, sondern Studium verlangen, saures Studium. Es ist ein Unglück, daß seine Theorieen sich an die wenden, die das Unrecht der bestehenden Zustände akut und verschärft empfinden, und denen sie darum so verlockend erscheinen. Ob sie aber auf Wahrheit beruhen, verlangt ein weit sachgemäßeres Eindringen in die Gesetze des Universums, als man seiner oberflächlichen Theorie gewöhnlich zuteil werden läßt. Das Gefühl sagt: Hilf dem Bettler; das kann nicht unrecht sein. Die Erfahrung dagegen lehrt, daß man durch Unterstützung der Bettelei großes Unrecht an der Gesellschaft begehen kann. Sozialismus und Fourierismus werden manche edle Natur an sich locken, schließlich aber zehnfach größere Übel im Gefolge haben, als die sind, die sie beseitigen möchten. Ich habe nie etwas so kläglich Selbstzerstörendes gelesen, als den Entwurf zu einem von Louis Blanc verfaßten Katechismus. Erfolg kann seine Doktrin nicht haben, wird aber vermutlich eines Tages, vielleicht sogar auf breiter Basis, experimentiert werden. Wenn dies geschähe, wird die soziale Auflösung, die darauf folgen muß, die Ängste und Erschütterungen, in denen die Gesellschaft dann hin und wider taumelt, und die Reaktion danach, — vielleicht die furchtbarste Lektion sein, die der Welt je geworden ist.

Das Schutzsystem trägt sein Gesetz unabänderlich in sich: die zwangsweise Unterdrückung und Hinderung der Naturgesetze hat zur Folge, daß sie bersten. Louis Blanc hält Gottes Gesetze für sehr schlecht und möchte bessere machen. Ebenso dachte Plato, einer, der weiser war, als Louis Blanc oder fünfzig seinesgleichen. Er hielt die Parteilichkeit mütterlicher Liebe für etwas sehr Gefährliches und wollte verhindern, daß die Mutter ihr eigenes Kind kenne,

indem er sie zur Mutter sämtlicher Kinder seines Staates ernannte. Mütterliche Parteilichkeit ist immer vom Übel. Das Verhältnis von Mutter und Kind beruht aber auf Gottes Ordnung, und wird daher immer eine bessere Wirkung erzielen, als Platos Universalismus und staatliche Erziehung, so erhaben die Vorstellung auch scheinen mag. Die ganze Schwierigkeit liegt eben darin, das Gefühl, — den instinktiven Antrieb zu erzeugen! Weiter nichts!

Herr W. suchte neulich einigen Damen in sehr gelehrter Weise die moderne Erfindung zu erklären, die es ermöglicht, mit feurigen Kugeln und rotglühenden Bomben zu schießen. Von glühenden Kugeln hatte ich aus Gibraltar gehört. Ich wagte aber bescheiden die Frage, wie es sich mit den glühenden Bomben verhalte, — wie man sie mit Pulver fülle? Dieselbe Schwierigkeit wie in L. Blancs System. Dennoch wird das Experiment gemacht werden, und das Resultat wird wie bei den glühenden Bomben in einer Explosion enden.

Neben dem Arbeiterverein waren es noch Bestrebungen einer anderen Gesellschaft, für die Robertson im Jahre 1849 öffentlich auftrat. Es handelte sich darum, dem in den Läden beschäftigten Personal Freistunden zu erwirken, und zu dem Zweck ein zeitiges Schließen der Läden am Abend herbeizuführen. Er hielt bei Konstituierung der Gesellschaft die Eröffnungsrede und hob darin hervor, daß die Schwierigkeiten, das Ladenpersonal früher zu entlassen, vornehmlich in dem späten Hereinkommen der Käufer ihren Grund hätten. Die Lösung der Frage liege demnach vornehmlich in Händen der Kaufenden, mit einem Wort, der besitzenden Klasse. Man solle indes ernstlich darauf denken, den jungen Leuten Zeit zu ihrer Fortbildung zu verschaffen, müsse aber von ihnen auch nützliche Anwendung der freien Stunden erwarten.

Die Rede war voll praktischer nationalökonomischer Einsicht, und nüchtern und schlicht in ihren Ausführungen. Es ist merkwürdig, wie der stets so schwungvolle Mann sich durchaus in den Grenzen sachlich praktischer Ausführbarkeit zu halten wußte. Aber keiner Partei machte er es recht. Erst nachdem die anfängliche Erregung sich gelegt, fanden seine Vorschläge Eingang.

Neben den Armen der Gemeinde widmete er sich in ähnlich

spezieller Weise den Dienstboten, den jungen Handlungsgehilfen und Ladendienern aus der Stadt. Unter ihnen waren gerade viele, welche er sich durch die Nüchternheit seiner Rede zuerst abgeneigt gemacht hatte, und auf die er später den größten Einfluß gewann. Er setzte viel Zeit und Kraft daran, die jungen Leute zu fördern. Seine Art, mit der Jugend zu verkehren, wird als ganz besonders herzgewinnend geschildert. Nicht, daß er auf ihr Niveau, z. B. das junger Handlungsgehilfen, herabgestiegen wäre, sondern er verstand, durch Vertrauen auf die idealen Seiten und höheren Bedürfnisse in ihrer Natur, sie zu sich heranzubilden. Sie lernten an ihn glauben, und durch seine Person wurde ihnen das Christentum lieb und unabweislich klar, wie männlich und edel ein Christenleben sein kann. Mit dem ihm eigentümlichen, tiefen Ernst — sagte später einer dieser Jünglinge — ermahnte er uns in unserer Jugend anzufangen mit David zu sprechen: „O Gott, du bist mein Gott! Frühe wache ich zu dir!“ — Manche seiner Predigten waren besonders an sie gerichtet. Es war leicht, die jungen Leute anzuregen und zu fesseln, aber damit gab er sich nicht zufrieden. Er brachte sie soweit, Gefühlen zu mißtrauen, die sich nicht in Thaten umsetzen ließen. Das Neue seiner Anschauungen und die Schwungkraft seines Geistes machten ihn höchst geeignet zum Leiter der Jugend. Aber er wollte sie nicht von sich abhängig wissen; er ermahnte sie vielmehr, daß sie, um geistig zu erstarken, lernen müßten, mit Gott und ihrer eigenen Seele allein zu stehen. Er lehnte es ab, Meister ihres Glaubens zu sein: „Einer ist euer Meister“, sagte er, „Christus.“ So war er bemüht, sie zu christlicher Mannhaftigkeit hinzuleiten, und Gott segnete seine Anstrengungen. Es ward ihm die seltene Freude, die Bäume, die er gepflanzt hatte, gute und reife Frucht tragen zu sehen.

Ein Jahr vor seinem Tode widmeten die jungen Männer ihm eine Dankadresse mit über achtzig Unterschriften, und überreichten ihm dieselbe in einer feierlichen, in ihrer Art einzigen Versammlung im Rathause zu Brighton. Es war ein großartiger Moment:

die verschiedenen Interessen des Standesunterschiedes, der mancherlei Meinungsverschiedenheiten u. s. w. waren vergessen, waren wie weggeschmolzen in dem Feuer einer allen gemeinsamen Liebe.

Robertson beantwortete die Adresse mit wenigen Worten. Als er sprach, erhoben sich alle in innerlicher Bewegung, und Robertson selbst war tief ergriffen. Er sagte:

Wir sind nicht hier, um Komplimente miteinander auszutauschen; ihr seid nicht gekommen, um mir zu schmeicheln, und ich kam nicht, um mit affektierter Scheu eure Schmeicheleien zurückzuweisen, nur, damit sie wiederholt werden möchten. Ihr habt mir als freie, ehrliche Engländer mitgeteilt, daß meine Seelsorge euch Gutes gebracht hat, und als freier, ehrlicher Engländer sage ich euch, daß ich es von ganzem Herzen glaube. Ich weiß, daß Männer unter euch sind, die vormals in Dunkel und Zweifel standen und kein Licht sahen, die nun aber Anker, Fels und Ruheplatz fanden. Ich weiß, daß Männer unter euch sind, die sich einst verbitterten und erbosten über die nach ihrer Meinung unbillige Verschiedenheit der Stände, und die sie nun in milderem, demütigerem und gelinderem Geist ansehen. Ich weiß, daß Reiche unter euch sind, die gelernt haben, einer edleren Gesinnung gegen die Armen Raum zu geben. Ich glaube, — denn wissen kann dies nur Gott allein, — ich glaube, Männer unter euch zu kennen, die sich bewegen ließen, einem höheren Panier als bisher zu folgen, und ich darf vielleicht hinzufügen, die ihr Leben in Wahrheit mehr damit in Einklang setzten. Ich wage es nicht, diese meine Zuversicht zu verbergen, und bin im tiefsten Herzen dankbar dafür, sagen zu können, daß, wenn mein Amt morgen zu Ende ginge, es wenigstens in dieser Stadt nicht durchaus vergeblich gewesen wäre . . .

Am Schluß der Ansprache heißt es:

Wir sind heute hier versammelt, ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, ein Prediger des Evangeliums Jesu Christi, auf die Einladung von jungen Männern, die in einem Alter stehen, von dem man gewöhnlich voraussetzt, daß das heiße Blut der Jugend sie unfähig oder abgeneigt mache, sich religiösen Dingen zuzuwenden. Wir sind hier versammelt, viele unter uns den wohlhabenden Ständen angehörig, aufgefordert von solchen, die in einfacheren, ärmlicheren Verhältnissen leben. Ist es möglich für mich, in einem solchen Vorgang mich als die Hauptperson anzusehen?

Ist es möglich, daß ich als Christ etwas anderes daraus entnehmen könnte, — irgend etwas anderes, — als den Vorgeschmack besserer und glücklicherer Zeiten? Als ein Pfand kommender Zeiten,

wo das, was wir jetzt im Gleichnis sehen, verwirklicht sein wird. Wie die alten Agapen, die Liebesmahle der Kirche von Korinth und vieler anderer Kirchen, vor der Welt die selige Thatsache einer schon hier auf Erden im Leben verwirklichten Gemeinschaft und Brüderschaft bezeugten.

Ein Zeichen, bis zu welchem Grade er schon damals körperlich erschöpft war, ist sein eigener Bericht über diesen Vorgang:

21. April 1852.

Das Meeting gestern Abend verlief für mich so peinlich wie möglich. Einer der jungen Leute stand auf und überreichte die Adresse mit einer warmen und herzlichen Ansprache, auf die ich erwiderte. Das Beste war die ganz kurze Rede — drei Sätze — eines jungen Mannes, der sagte, er sei auf der großen Ausstellung gewesen und hätte dort einen Kommentar erhalten zu dem Prinzip, das Pastor Robertsons Lehrweise zugrunde liege, — nichts für gemein oder unrein zu erachten.

Es bewies mir eine schönere und vollkommenere Würdigung dessen, was ich erstrebe, als ich erwartet hatte. Ich dankte; aber gewisse Dinge, die geäußert worden, hatten so alle Fähigkeit, mich zu freuen, in mir erkältet, daß ich alles, was ich hatte sagen wollen, ungesagt ließ, und mich auf bloßes Danken beschränkte. Ich hatte beabsichtigt, die Prinzipien meiner Lehrweise*) darzulegen . . .

Ich möchte meine traurigen Gefühle von gestern Abend erklären können. Achtzig junge Leute waren gekommen, um mir Ehre zu erweisen und ihr freundliches Empfinden mir gegenüber auszusprechen. Ihr Beifall war enthusiastisch, und doch schien mir alles lästig, stumpf, flach, nutzlos. Inmitten der Huldigung einer Menschenmenge fühlte ich mich allein und freundlos.

Das erste Blatt dieses Briefes war in einer sehr düstern Stimmung geschrieben. Teils wohl infolge der Aufregung des vorhergehenden Abends und des Redens und Predigens der beiden letzten Tage. Es dauert noch an. Ich halte es nur für gerecht, mir selbst gegenüber, wenn ich Sie bitte, diese Seite zuerst zu lesen, da ich nicht ermessen kann, ob ich billig urteile, oder alles durch ein verzerrtes Medium erblicke. Ob ich mein eigenes Selbst bin, oder in einer unnatürlichen Stimmung. Lesen Sie deshalb das Vorhergehende nicht, ohne dies in Anschlag zu bringen. Mr. S— Y— und Mr. B., die ich in Heidelberg kennen lernte, kommen heut Abend zum Thee zu mir. Da werde ich wohl meine Nieder-

---

*) Siehe S. 104 u. 105.

geschlagenheit und mich selbst vergessen und die Dinge vielleicht gerechter ansehen. Sobald ich jetzt etwas stark empfinde, mache ich es mir zur Regel, die Möglichkeit anzunehmen, daß physische Ursachen dabei mitspielen.

Auf Veranlassung seines Freundes Mr. Tower, der Prediger in Hurstpierpoint, einem in der Nähe von Brighton gelegenen Dorfe war, hielt er hier im Jahre 1851 vor einer Arbeiterversammlung, die er selbst als rustikal bezeichnet, einen Vortrag über den „Fortschritt der arbeitenden Klassen". Konnte er auch nicht auf tiefes Verständnis rechnen, so glaubte er schon etwas erreicht zu haben, wenn er die Gemüter aus ihrer Stumpfheit aufgerüttelt hatte. Auch war der Vortrag von praktischem Erfolg, der Errichtung eines Lesezimmers begleitet.

Der Vortrag ist uns nur in kurzen Notizen aufbewahrt. Wir entnehmen eine Stelle daraus, worin er den Vorstellungen von der Notwendigkeit der Gleichmachung der äußeren Lebensverhältnisse entgegentritt.

Unter den vielen Irrtümern derer, die die Sache der Arbeiter vertreten, sind wenige bedauerlicher, als die übertriebene Wichtigkeit, die der Ungleichheit der äußeren Lebenslage beigemessen wird.

Sofern Ungleichheit der Lebenslage die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten hemmt, oder ihre Fortbildung ausschließt, ist ihre Aufhebung dringend zu wünschen. An sich sind diese Dinge aber von keiner Bedeutung. Dies ganze, thörichte Übertreiben wendet die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die äußere Lage, als ob die Gleichheit, zu der wir gelangen sollen, so äußerlicher, oberflächlicher Natur wäre!

Thatsächlich liegt die Ungleichheit aber nicht in diesen Dingen. Die Annahme, wer sich kein Pferd halten, oder nicht in einer Equipage spazieren fahren könne, besäße keine Rechte, — entspringt einer falschen, gemeinen Gesinnung.

Fortschritt heißt vermehrte Gelegenheit, das Gemüt, das Gewissen und den Verstand zu entwickeln. Es ist nicht das angeborene Recht eines jeden, ebenso reich zu sein wie sein Nachbar, oder eigenen Grundbesitz zu haben. Wohl aber ist es sein unveräußerliches Recht, daß man ihm gestatte, alle ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten zu entwickeln.

Wenn der Arbeiter in Verhältnissen lebt, die ihm den Tod eines Kindes willkommen machen, weil er nun einen Mund weniger zu sättigen braucht, — können sich seine Gemütsseiten nicht entwickeln.

Wenn er in einer Hütte lebt, wo Brüder und Schwestern in demselben Raum schlafen müssen, kann sich sein sittliches Bewußtsein nicht entwickeln. Kommt er gänzlich ermattet nachhause, so daß er außerstande ist, noch etwas zu lesen, so kann er seinen Verstand nicht ausbilden.

Es ist daher klar, daß wir den Arbeiter in eine soziale Lage bringen müssen, die ihm genug Spielraum gewährt, in jeder Bedeutung des Wortes ein Mensch zu werden. Ein Mensch, dessen Respekt nicht kriechend, dessen Religion nicht Aberglaube, und dessen Gehorsam nicht der Plackerei des stummen abgetriebenen Viehs gleicht.

Bis die Zeit angebrochen ist, sind die arbeitenden Klassen nicht frei.

In einer Versammlung, veranstaltet von einer Gesellschaft zur Verbesserung von Arbeiterwohnungen, hielt er im November 1852 auch eine Ansprache. Wir heben nur zwei Stellen daraus hervor, die durch ihren Takt und die Fähigkeit, durch Andeutungen eindringlicher zu wirken als durch realistische Erörterungen, besonders bemerkenswert erscheinen:

Die große Mehrzahl der Armen unseres Landes haben kein Heim. Wir können und dürfen nicht behaupten, daß zwei kleine Zimmer, in denen eine ganze Familie zusammengepfercht ist, — wir dürfen das nicht, höchstens im Hohn, — in einem Christenlande als H e i m bezeichnen.

Die heilige Schrift, die vorzugsweise unser geistliches Leben im Auge hat, beschäftigt sich auch mit unserer leiblichen Natur. Der Erlöser der Seele wird auch als Erlöser des Leibes bezeichnet. Es scheint mir, daß die große Vollendung, auf die wir alle harren, die Aufrichtung von Christi Reich auf Erden, nicht verwirklicht werden kann, ehe wir diese Überzeugung erlangt haben. Das ganze innere und äußere Leben muß zusammenwirken, bis wir alles gethan haben, was in unseren Kräften liegt, die Wahrheit nicht nur zu predigen und zu lehren, sondern auch die Hindernisse hinwegzuräumen, die ihr im Wege liegen.

Ich kann mich vor einer gemischten Zuhörerschaft nicht in genaue Einzelheiten einlassen. Ich habe eine aus neun Personen bestehende Familie — Vater, Mutter, erwachsene Söhne und Töchter — gefunden, die zusammen nur ein Schlafzimmer, und darin nur zwei Betten hatten. Ich will auf die notwendigen Folgen nicht ein-

gehen. Sie taugen nicht zur Erörterung vor einer christlichen Versammlung. Aber was kann es verschlagen, einer solchen Familie Herzensreinheit, Wohlanständigkeit, ja — das Evangelium zu predigen!

An allen gemeinnützigen Bestrebungen nahm Robertson bis zuletzt lebhaften Anteil. Nach der Choleraepidemie von 1853 schreibt er:

Den heutigen Tag brachte ich im Rathause zu, inmitten einer tumultuarischen Versammlung. Wir suchen das städtische Gesundheitsgesetz in Brighton einzuführen. Aufwiegler, die sich dadurch in ihren Interessen geschädigt glauben, suchen die arbeitenden Klassen dagegen aufzuhetzen. Ein sonderbarer Anblick, den die Plebs immer darbietet:

Du hundertköpfges Ungeheuer,
Wer möchte wohl dein König sein?

An der Wurzel des ganzen Treibens lag wie gewöhnlich Selbstlosigkeit und Unwissenheit. Ein ehrenwerter Mann antwortete mir auf meine Bemerkung, daß die moderne Wissenschaft die Ursachen der Epidemieen entdeckt habe, daß sie häufig aus ungenügender Reinlichkeit in den Häusern und mangelnder Kanalisation so an Ausbreitung gewönnen u. s. w.: Warum sollen denn diese Zustände jetzt, im Jahre 1853, verhängnisvoll sein, wenn sie im Jahre 1800 nichts geschadet haben? — Wahrscheinlich entsprang die Epidemie damals denselben Ursachen. In früheren Zeiten aber schrieb das Volk in seiner Weisheit die Seuche dem Vergiften der Brunnen durch die Ärzte zu. —

Thatsächlich ist das Wissen dieser unserer aufgeklärten Zeit nur das Eigentum weniger. Die Massen sind so unwissend, wie sie es vor Jahrhunderten waren.

Um die Armen seiner Gemeinde bekümmerte sich Robertson mit großer Treue und in ganz spezieller Weise. Einmal wöchentlich hielt er ihnen besondere Bibelstunden in seiner Sakristei. Der beschränkteste Kopf erschien ihm nicht zu gering, und die Kinder leitete er in der Sonntagsschule dazu an, möglichst selbst den Gedanken zu finden, auf den es ihm ankam. Es ist merkwürdig, wie diese feurige Natur so mild und ausdauernd blieb in dem Bemühen, aus schier hoffnungslosem Stein Funken zu schlagen.

Oft hat er, innerlich tief verwundet, die sauerste Anstrengung auf sich genommen. Anfechtung und Zweifel suchte er meist durch Arbeit unter den Armen zu bekämpfen. Er empfahl nicht nur, sich der Höflichkeit zu befleißigen, sondern sein Betragen gegen Untergebene und Dienstboten war stets durch die zarteste Rücksicht bestimmt. Er sprach nicht nur über Aufopferung, sondern trat willig das eigene Vergnügen und Vornehmen beinahe jedem ab. Er gönnte sich nicht die kleinste Ausgabe für persönliche Annehmlichkeit und sparte sich sogar das Notwendige ab, um es für anderer Bedürfnisse zu verwenden. Er sprach nicht nur über die Pflichten der Männer gegenüber dem wehrlosen Geschlecht, sondern er handelte auch danach; z. B. während seines letzten Lebensjahrs ging er spät abends vielfach in der Stadt umher und suchte die Gefallenen auf andere Wege zu bringen. Mit gleicher beharrlicher Hingabe nahm er die geringen, kleinen Pflichten alle, gerade wie die großen Aufgaben seines Lebens auf sich. Wie tief er mit Armen und Kranken empfand, zeigt der folgende Brief:

Unter meinen heutigen Armenbesuchen waren zwei sehr traurige Fälle. Eine arme Familie, wo der Vater eben gestorben war, und die Mutter, eine fleißige, anständige Frau, vom Kummer überwältigt und fast vernichtet durch die Unmöglichkeit, die Begräbniskosten zu zahlen. Und zu denken, daß eine Summe, von vielen Reichen wie Pfennige verschleudert, genügen würde, eine Familie von acht oder neun menschlichen Wesen sorgenfrei zu machen, während der Mangel sie fast an den Hungertod bringt! Ich war imstande, versprechen zu können, die Rechnung zu erledigen, nicht ganz aus meiner Tasche; die Dankbarkeit und Erleichterung der Leute war wirklich rührend.

Der andere Fall betraf ein armes Geschöpf, das ich verließ mit einem Abceß im Backenknochen, der nun für Krebs erklärt worden ist. Der Schmerz steigert sich unaufhörlich und unerträglich bis zu wahren Todesqualen. Morphium betäubt für kurze Zeit, und Chlorkalk reinigt ein wenig die Fäulnis des Mundes; aber in diesem Zustand muß sie nun Monate aushalten, und keine irdische Macht kann sie retten, kaum nur die Qualen mindern, von denen sie gefoltert wird. Seitdem habe ich — nicht gelacht, nein, mein Lachen wäre jetzt gespensterhaft, eine hohle, falsche Lüge, aber ich habe zu Mittag gespeist, vergessen, gesprochen, gelesen, geschrieben,

und hatte keine körperlichen Schmerzen zu erdulden. — Wie unerhört geheimnisvoll ist alles Elend und Leiden, und wie fragwürdig das Recht, das zwei Drittel der Welt beanspruchen, sich die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen, damit das Stöhnen nicht bis an ihr seidenes Polster dringe, und der Schrei, der bis zur Erschöpfung Arbeitenden im Windesrauschen ungehört verwehe! Aber nehmt einmal an, der Schrei dringe hinauf zu den Ohren Gottes, und er frage: Wem hast du geholfen? Wen hast du bekleidet? Wen hast du gespeist mit deinen zehn, hundert oder tausend, ja vielleicht vieltausend Mark? Mag jedermann gegen Kingsley protestieren, er fußte dennoch auf einer hehren, tiefen Wahrheit mit der Behauptung: Gott wird Rechenschaft verlangen von der Selbstsucht der Besitzenden, und der Kampf muß erst ausgefochten werden. Ich habe in letzter Zeit viel und schmerzlich darüber nachgedacht und mich selbst mannigfach anklagen müssen.

Wo Robertson auf selbstverursachtes Elend bei den Armen traf, hielt er aber auch nicht zurück, und machte sie auf ihre Schuld aufmerksam. So erzählt ein Freund, der ihn einmal auf seinen Armenbesuchen begleitete, daß sein Zorn sich heftig gegen einen armen Schuster entladen habe, der in den letzten Stadien der Schwindsucht noch Vater eines Kindes geworden sei. Mit eindringlichen Worten hielt er ihm das Unrecht vor, in seinem Zustand ein voraussichtlich krankes, elendes Geschöpf in die Welt gesetzt zu haben.

Robertsons Mitgefühl wurde durch die verschiedensten Eindrücke wachgerufen:

Sie hatten kein Glück bei Ihrem Besuch des Covent Garden Marktes. Aber es ist nicht immer so. Oft ist London gerade in diesen Morgenstunden glänzend beleuchtet. Ihre Schilderungen von Nebel, Schmutz, Rauch, Lärm machten mir fühlbar, wie wenig, wie sehr wenig wir das, was unsere Mitmenschen zu erdulden haben, wissen und bedenken.

Wie viel Arbeit, wie manche Entbehrung mag es die Leute kosten, eine Schüssel grüner Erbsen und neuer Kartoffeln zu beschaffen, die auf einer Tafel im Westen verzehrt werden!

Ich halte es für ersprießlich und heilsam, diese überfüllten Plätze zu besuchen und zu sehen, worin das Leben, das Leben der Massen, nicht das der Minderzahl, eigentlich besteht. Wir müssen es dann mit unserm ästhetischen Genußleben vergleichen, das, wie Kingsley sagt, nur ein unausgesetztes Streben nach Vergnügen

ist, und als Enttäuschung empfunden wird, sobald uns ein Genuß versagt bleibt. Wenn wir das Leben bei großer Hitze z. B. nur erdulden, was muß es erst für die sein, denen nur die Schattenseite eines glühenden Hauses Schutz gegen den Sonnenbrand gewährt, und zwar nur für ein paar Minuten. Denn wenn sie verweilen würden, hätten sie den Abend nichts zu essen.

Der Egoismus der Menschen, und gar eine schlechte Handlungsweise konnten Robertson in einem Grade aufbringen, daß er vergeblich danach rang, sich in Worten Luft zu machen; Falschheit und Heuchelei empörten ihn bis ins Mark. Sein Christentum war nicht von der lauen Art, die nur Christi Sanftmut gelten läßt, nicht aber auch seinen Zorn, und die auf das Wort verzichtet: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten, ihr Heuchler!“ u. s. w. Den Schwachen, Gefallenen, von Reue Gebeugten bewies er eine wunderbare Zartheit; seine Freude, wenn er von einer edlen That hörte, war so groß, daß sie fast an Wehgefühl streifte. Sein tiefes Mitempfinden mit den Armen und Elenden findet in folgendem Brief einen ganz eigentümlichen Ausdruck:

Ich las Alfieris Leben nicht. Das Unglück des Genies, seine falsche Richtung, sein Elend entspringen zum Teil daher, daß sein Leben vor andern der Welt offen daliegt. Manch ein Soldat starb ebenso tapfer und unter denselben Leiden, wie Sir John Moore bei Corunna, aber nicht jeder findet den Sänger, der ein Klagelied um ihn anstimmt. Manch unschuldiges Opfer, ja Hunderte und Tausende sind auf den Schafotten in Frankreich und in den Verließen der Raubritter umgekommen, aber stumm gingen sie unter. Ein paar Edelleute vielleicht, deren Klageruf laut genug erscholl, haben die Welt mit Mitleid für ihr Unglück erfüllt. So manchen mittelmäßig begabten Knaben mußte ich verkommen sehen auf der Schule, und so manche gewöhnliche Existenz sah ich schon zugrunde gerichtet. Nur sind das keine Dinge für den Geschichtsschreiber. Arbeitsleute treibt das häusliche Elend zur sittlichen Verwilderung, und Waschfrauen siechen dahin unter roher Behandlung: aber die einen werden eingesperrt, wenn sie ihr Elend im Trunk ersäufen wollen, und die andern sterben an gebrochenen Herzen, und wie viel Poesie geht in der Seifenlauge unter! Mir scheint, daß solche unausgesprochene Schmerzen viel bemitleidenswerter sind, als die eines Alfieri, dem eine Zunge verliehen ward, zu sagen, was er leidet.

Carlyle scheint mir auf diesem Punkt eine von dem Evangelium ganz verschiedene Tonart anzustimmen. „Heldenverehrung“, — das ist seine Religion. Herablassung zu den Niedrigen und Unbekannten, — das war seine!

Der nächste Brief erinnert in seiner kräftigen Ausdrucksweise an Carlyle:

Die Sprache einiger Leute über Irland ist geradezu unchristlich und erinnert an den Ton, mit dem der französische Adel von der canaille sprach, unmittelbar vor Eintritt der fürchterlichen Vergeltung der Revolution. Unseren Frauen wird auf durchaus nutzlose und unpraktische Weise Geschichte gelehrt, sonst müßte das früher an Irland begangene Unrecht sie beständig verfolgen, und die dortige gegenwärtige Verkommenheit, die Bettelei und Demoralisation ein schauriges Bild der Vergangenheit heraufbeschwören, welches das Gesetz der Wiedervergeltung in ihr Gedächtnis rufen und ihnen die Zunge binden würde, wenn ihr Ausdrücke der Verachtung entschlüpfen wollen. Was ging dem gegenwärtigen Stand der Dinge voraus? Vor wessen Thür liegt die Schuld, wenn nicht bei den Vorfahren derer, die jetzt den Boden geerbt haben? Aber französische Revolutionen belehren niemanden! Und ich glaube in der That, die Geschichte der Bienen und Ameisen erweist sich dem Menschengeschlecht ungefähr ebenso nutzbringend, wie das Studium der Weltgeschichte. So war es bei den Juden voralters: sie waren wetterkundig, aber „die Zeichen der Zeit“ konnten sie nicht erkennen. Die jüdischen Damen waren nicht wenig erstaunt, sich als Sklaven römischer Wüstlinge wiederzufinden, und die Pariser Damen waren ebenso verwundert, nachdem sie gewohnt gewesen, enorme Summen bloß auf ihre coiffures und Bänder zu verwenden, eines Tages ihre Haarfrisur auf Staatskosten arrangiert zu sehen à la guillotine. Die jüdischen Propheten erinnerten das Volk deutlich genug an das, was geschehen war, und Jesaias zerlegte haarklein den Kostenaufwand der jüdischen Damen für ihre hübsche Person, während die Sache der Witwen und Waisen unbeachtet blieb; aber sie lachten ihn aus, bis er dringender ward, und das fanden sie un peu trop fort. Der arme Jesaias wurde entzwei gesägt und quälte sie fürder nicht mit ihren „Kettlein und Armspangen, ihren Hauben, Feierkleidern, Spiegeln und Kollern, ihren Mänteln und Schleiern“. Ich möchte wissen, was sie dachten, als nachher Nebuchadnezar in das Land einfiel und ihre eigene canaille sie dem Eroberer verriet!

Verlieren Sie nicht die Geduld mit dem armen Irland! Es ist ganz begreiflich, daß Herrn C.s Anstrengungen fehlgeschlagen sind. Ging es dem Sohn Gottes doch nicht anders, und wenn

er nach seinen Mißerfolgen mit Ihnen und mir, uns als unverbesserlich aufgäbe, möchte ich wissen, was morgen aus uns würde! Trotzdem meinen wir, ein paar Anstrengungen christlicher Liebe müßten sofort Erfolg haben und langjährig aufgehäufte Laster beseitigen können.

Ich kenne eine junge Dame, deren Ansichten über diesen Punkt die naivsten sind, die ich je gehört habe. Sie ging eines Tages hinab nach H. und machte den armen Lumpen Vorwürfe über ihren Schmutz und die unbehaglichen, trostlosen Zustände ihrer Häuser. — Und, — o Erde und Himmel vernehmt es! die armen Schelme bereuten nicht ihre üblen Gewohnheiten und wurden nicht gebessert durch diese engelgleiche Heimsuchung. Es ist möglich, daß, weil sie Reinlichkeit und Behagen nie gesehen, sie gar nicht wußten, was eigentlich von ihnen verlangt wurde, wonach sie überhaupt streben, oder wie sie beginnen sollten. Elisabeth Fry würde ihnen etwas Seife gekauft und des Beispiels wegen eigenhändig die Hände eines Kindes gewaschen haben, ihnen eine Anzahl Regeln begreiflich gemacht und der Familie einmal wöchentlich die Parade abgenommen haben, gutmütig und halb im Scherz, — um zu sehen, ob sie Ordre pariert hätten. Sie würde das ein Jahr lang durchgeführt haben, und wäre am Ende desselben auch nur das Aufdämmern einer Besserung wahrzunehmen gewesen, so würde sie Gott gedankt und Mut gefaßt haben. Aber elegante junge Damen glauben, daß ein beredter Peitschenknall in die Luft, nach neuester Londoner Mode, ein keltisches Dorf elektrisieren und ein Volk von Wilden zu zivilisierten Neigungen und englischen Sitten bekehren müßte. Das geduldige Mühwalten der Liebe, die Gottes Werk treibt, wird aber nicht in der Londoner großen Welt gelernt. Zu der Aristokratie der jenseitigen Welt werden die Frys und die Chisholms gehören und die Leute, denen nichts daran liegt, gestriegelt einherzugehen, und die sich nicht scheuen, gleich ihrem Meister, den armen Lumpen die sie retten möchten „die Hände aufzulegen". Ich wüßte nicht, daß mich irgend etwas in „Onkel Toms Hütte" so ergriffen hätte wie diese Bemerkung! Sie gehört zu denen, die Welten von Gedanken eröffnen und einen ganzen Strom von Licht über einen Gegenstand ergießen.

Sie sagen, daß Herr C. sein Leben auf seinen Gütern zugebracht, versucht hat sie zu heben 2c. — und damit gescheitert sei. „Wohlan", sagt Lord Carlisle, „der Himmel ist für solche, deren Pläne auf Erden gescheitert sind", — so gescheitert! Ist Herr C. angeekelt von der Undankbarkeit und im Begriff, alles aufzugeben und sich ein Genußleben zu bereiten? Dann sagen Sie ihm: „Sehet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen." [2 Joh. 8.] Sagen Sie ihm: „Wo ihr in ein

Haus kommt, so grüßet dasselbige. Und so daselbst wird ein Kind des Friedens sein, so wird euer Friede auf ihm beruhen: wo aber nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden."

In den Augenblicken, wo das Leben sich mir in seiner wahren, feierlichen Bedeutung darstellt, möchte ich lieber der Urheber solchen Mißlingens sein, als all des Erfolgs und des Ruhms von Wellington; und ich glaube, daß noch einige außer mir am Tage des Gerichts ebenso empfinden werden.

Robertson behauptet gerade heraus, daß die Emanzipationsbill einem furchtbaren Regiment in Irland ein Ziel gesetzt habe, und will daraus alle Konsequenzen entwickelt wissen; denn nur auf Grund religiöser Freiheit und Gleichheit werde man Irland wieder an England binden und seinen heftigen Ultramontanismus mit Erfolg bekämpfen können:

Können die armen römischen Katholiken ihre Pflicht erkennen lernen, wenn man sie ausschließlich ihren Priestern überläßt, oder aber wenn man unter ihnen lebt und sich ihnen als ihre wahren Freunde erweist? Es ist uns Irland gegenüber eine furchtbare, jahrhundertalte Schuld erwachsen. Die Grundbesitzer sind immer abwesend gewesen und haben ihre Interessen nach England statt nach Irland verlegt. Nach dem unwandelbaren Gesetz der Widervergeltung ist alles über das heutige Geschlecht gekommen, und wenn man fortfährt, alles der nächsten Generation zu überlassen, verfolgt man das alte lasterhafte System, das Irland zu dem gemacht hat, was es heute ist. Meine Ansicht über die römisch-katholische Emanzipationsbill hat sich nicht geändert. Das frühere System war ungeheuerlich, und seine Aufhebung nur ein Akt der Gerechtigkeit. Die römischen Katholiken in Frankreich hängen mehr an ihrem Lande, als an dem Papsttum, ebenso in Deutschland*). Aber das verrückte System der Orangisten macht den verfolgten, unfreien Katholiken von der Neigung zu seinem Lande abwendig und lenkt sie nach Rom. Aus Maynooth verbannt, um in St. Omer oder andern ausländischen Seminaren erzogen zu werden, muß er notgedrungen ein Ultramontaner werden. Ich hoffe zuversichtlich, daß England nie auf dem Wege der Gerechtigkeit und Billigkeit inne halten, noch von den jetzt eingeschlagenen Maßregeln zurückweichen wird. Manche unmittelbar ungünstigen Folgen werden sich zwar daraus ergeben. Es gilt aber, dem Prinzip und der Zeit vertrauen. Woraus entstehen Aufruhr und Bildersturm, als durch kirchliche

*) Geschrieben 1852.

Erlasse und Proklamationen gegen den römischen Gottesdienst? Nein, das alte, mit Stumpf und Stiel-Ausrottungssystem muß entweder gründlich betrieben werden, oder aber, man darf keinen Feind erbittern, den man nicht zuvor lahm gelegt hat. Ausrottung ist möglich. Sie war nach dem Edikt von Nantes von Erfolg begleitet. Sie muß dann aber auch gründlich betrieben werden, mit Feuer, Schwert und Verbannung. Sonst bleibt nur die volle Bewilligung gleicher politischer Rechte übrig. Sie müssen Briten werden, ehe man sie zu Protestanten machen kann. Sind sie erst Briten, dann ist das Gift ihres Romanismus zur Hälfte verflogen. Weltliche Bildung als zuverlässiger Bundesgenosse vollbringt dann das Übrige, weil sie ihre Religion nicht unmittelbar angreift, aber das Volk gegen die Priester auf unsere Seite lenkt.

Im Juli 1852 begannen die Wahlen in Brighton, und beschäftigten und interessierten Robertson so sehr, als wäre er selber ein politischer Parteimann. Es war aber nur das stärkere Pulsieren des öffentlichen Lebens und die allgemeine Erregtheit der Stadt, was ihn mit fortriß und eine Zeit lang seiner eingezogenen Lebenssphäre entrückte. Das Turnier der Leidenschaften, das Kampfesgefühl, wobei er sein Auge nur auf das mannhafte Ringen heftete und nicht auf die oft damit verbundene Nichtsnutzigkeit, erweckten den ganzen kriegerischen Enthusiasmus seiner Soldatennatur. Überall war er zu sehen, die blauen Augen entflammt, das braune Haar aus der Stirn geworfen, sein Gang eilig, seine Worte rasch und zündend. Er hielt eine Predigt über die Pflicht der Wähler, aus welcher die folgende Stelle am besten zeigt, in welchem Geist er diese Dinge ansah:

So zarter und schwieriger Natur das Besprechen solchen Gegenstandes von der Kanzel herab stets ist, so scheint es mir doch die gebieterisch geforderte Pflicht eines Dieners Christi, — vor der er nur aus Feigheit zurückbeben könnte, — den Versuch zu machen, die großen christlichen Landmarken klar zu stellen, die zu solchem Vorgang gehören. Aber versteht mich recht. Es ist nicht seine Pflicht, Politik im gewöhnlichen Sinne zu besprechen, sofern man damit die Ansichten einer besonderen Partei meint. Nimmermehr darf die Kanzel zu einem Parteimittel erniedrigt werden. Hoch, hoch über solchen Fragen, soll sie die Würde einer Stimme wahren,

die von der Ewigkeit zeugt und nicht von der Zeitlichkeit. Wo möglich, sollte nicht ein Wort fallen, aus dem des Geistlichen persönliche politische Meinung zu erkennen wäre. Dennoch müssen die großen Prinzipien über Recht und Unrecht bei solcher Besprechung zu ihrer Geltung kommen; und in Ausübung meiner Pflicht möchte ich euch dieselben vor Augen führen.

Standhaft ließ er in dieser Predigt seine eigenen politischen Anschauungen ganz aus dem Spiel und legte nur die großen Gesichtspunkte klar, aus welchen ein Votum abgegeben werden müsse.

Unter der Kanzel war sein politischer Einfluß nicht unbedeutend. Auch scheute er sich nicht, damals noch im Gegensatz zu allen andern Geistlichen der englischen Kirche, seiner politisch liberalen Überzeugung gemäß zu wählen und zugunsten dieser Wahl zu wirken. Er schreibt darüber den 10. Juli 1852:

Ich vergaß, Ihnen von dem allgemeinen Erstaunen an der Wahlurne über meine Stimmabgabe zu erzählen *). Es war ganz amüsant. Ich sah an den Gesichtern der Umstehenden, daß es sie lebhaft interessierte, für welche Seite ich stimmen werde. Eine atemlose Stille herrschte, als ich meinen Namen und meine Adresse nannte; und als ich meine Stimme für Pechell und Trelawney [die liberalen Kandidaten] abgab, ertönten Stimmen von allen Seiten, die durcheinander riefen: Danke Ihnen Sir, danke Ihnen! — Bravo! — das war recht! — er ist ein Mann! Und der allgemeine Respekt äußerte sich in ganz übertriebener Weise. Ich konnte aus dem Ton ihrer Bemerkungen entnehmen, daß sie die Schwierigkeiten für einen Geistlichen, liberal zu wählen, zu schätzen wußten. Am meisten fiel mir auf, daß kein lärmendes Hochrufen stattfand, sondern mein Thun einer augenscheinlich achtungsvollen und dankbaren Aufnahme begegnete.

Vaterlandsliebe war stets ein mächtiger Impuls seines Lebens. Er hegte leidenschaftlich den Wunsch, an den damals von England am Kap geführten Kriegen persönlich teilnehmen zu können:

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber sie haben für mich etwas Anregenderes als alle Ereignisse aus unserm Kulturleben. . . . Die Wagnisse und Erregungen dort fußen auf realerem Boden, als das Gebrandmarkt-werden von alten Jungfern in Brighton.

---

*) England hat kein geheimes Stimmrecht.

Viele seiner Briefe behandeln ausschließlich Mitteilungen aus dem Kaffernkriege. Aber in demselben Grade, wie er sich für die Tapferkeit und den Heldenmut der englischen Armee begeistert, ist er empört, sowohl über die von einzelnen Offizieren und Mannschaften an den Eingeborenen verübten Grausamkeiten, als über die Entdeckung, daß der Krämergeist seines Volkes sich so weit erniedrigen konnte, dem Feinde Waffen zu liefern.

In folgendem Brief findet sein Patriotismus charakteristischen Ausdruck:

Morgen wird der große Wellington begraben. . . . Alt-England ist für einmal seiner Gewohnheit bescheidener Beerdigungen untreu geworden, und ich gehöre nicht zu denen, die seine Handlungsweise in diesem Fall nicht billigten. Den Herzog wie gewöhnliche Größen begraben, wäre unstatthaft. Ein Jahrhundert ist nötig, um solche Männer hervorzubringen, und wir werden in unserm Geschlecht nicht seinesgleichen erleben. Wäre auch ein dem seinen ähnliches Genie zu finden, so könnte es sich doch erst nach achtzig Jahren als solches ausweisen. Dies alte schwerfällige Land, über dessen unhaltbare und voreingenommene Meinungen die Filigrannationen oft lachen, — wie kerngesund ist es in der Art seiner Heldenverehrung! und was hat es für einzige Helden! — Pflicht — die Parole Nelsons und Wellingtons — war der letzte erhabene Schlachtruf des einen, und der lebenslang gewahrte Grundsatz des anderen, — ohne jegliches Aufsehen und Gepränge und theatralisches Wesen. Tennyson faßt es alles in eine inhaltschwere Zeile zusammen:

Das lange Opfer seines Lebens ist vollbracht!

Nelson, die Königin Adelaide, Wellington, — das sind die großen Verluste, die England in diesem Jahrhundert zu verzeichnen hat; und Sir Robert Peel, weil man der Meinung ist, daß auch in ihm, in einem gewissen Grade, der Opfergeist gelebt habe. Ja, Vortrefflichkeit, Pflicht, Opfer, — das sind Eigenschaften, die England zu ehren weiß.

Es begafft und bewundert hin und wieder einmal, wie ein thörichter Bauer allerlei anderes, — Eisenbahnkönige, Mesmerismus und anderes Blendwerk; aber nichts bewegt sein großes altes Herz bis auf den tiefsten Grund und nachhaltig, ringsum im Lande, als allein das Rechte. England legt sich seinen Shawl sehr ungeschickt um und benimmt sich täppisch genug in einem Konzertsaal, kann die schwedische Nachtigall kaum von einer Dohle unterscheiden;

aber — Segen über das Land! — es lehrt seine Söhne, wie Männer untergehen, in Wellen und Wogen, ohne Parade, ohne Schaustellung, als ob Pflichterfüllung das Selbstverständlichste von der Welt wäre; und es wird nie sehr lange einen Schauspieler für einen Helden halten und umgekehrt. Männer wie Arnold und Wordsworth erkennt es schließlich in ihrem Wert, — Männer wie Wellington, die leichter zu begreifen sind, sofort, — und hält mit unentwegter Treue an ihnen fest. Ich liebe mein altes, gutes, täppisches Vaterland und entschuldige im voraus die Ungeschicklichkeiten, die bei der Paradeaufbahrung des Herzogs, aus Mangel an Erfahrung in dergleichen Schaustellungen, vorkommen werden.

Über das heldenhafte Benehmen der Matrosen bei dem Untergange des „Birkenhead" hatte er sich in einer Predigt eingehend geäußert und wiederholt das dort Gesagte noch einmal brieflich:

Nachdem ich erläutert, daß der Ruhm des Kreuzes (der Text war Gal. 6, 14 „Es sei ferne von mir rühmen . . .") im Gehorsam bis zum Tode bestehe, und daraus schloß, daß die wahre Größe des Menschen in seiner Pflichterfüllung zum Ausdruck komme, sagte ich:

Dies hat sich uns heute mit erneuter Gewalt eingeprägt durch die Kunde, die das Gestade unseres Landes erreicht hat, daß vierhundertundfünfzig Briten, angesichts des Ufers von Afrika, ihren Untergang gefunden haben. Aber kein Engländer hat diese Berichte lesen können, dem nicht das Herz gewallt in stolzem und dankbarem Frohlocken über das Land, dem er das Leben verdankt! Denn zwei außerordentliche Umstände haben die Schreckensscenen des grausigen Unglücks hoch über einen gewöhnlichen, gemeinen Tod erhoben. Der Geist der Pflicht und der Geist des Opfers. Männer, plötzlich aus ihren Hängematten aufgeschreckt, traten ruhig zur Musterung an, und gehorchten den Kommandoworten so still und lautlos und einfach auf dem Deck des untergehenden Schiffes, wie am festlichen Paradetag. Männer, die auf die Erlaubnis gewartet, sich über Bord zu stürzen, um ihr Leben zu retten, hielten inne, standen wie ein Mann, als ihnen zugerufen wurde, daß sie sich nur retten könnten, wenn sie die Frauen und Kinder Preis geben wollten.

Es sei ferne, daß wir uns des Wohlstandes unseres Landes rühmen, seiner Ehren, seiner militärischen Erfolge als solcher. Es sei ferne von mir rühmen, denn allein den englischen Geist der Pflichttreue und des Opfers, der so unverkennbare Züge von des Erlösers Kreuzesgesinnung an sich trägt. Dies war auch die eigent-

liche Kraft des erhabenen Feldgeschreis, das einer der fürchterlichsten Lektionen voraufging, die je der Welt aus dem Munde englischer Artillerie erteilt wurden, und ihr kund that, worauf die Macht und Majestät eines Landes beruht, das von seinen auserwählten Söhnen in der Stunde der Gefahr und des Todes erwartet, nicht daß jeder sein eigenes Leben errette, noch seinen eigenen Ruhm suche, sondern daß jedermann seine Pflicht erfülle.

So ungefähr habe ich gesprochen, und nie kam mir etwas mehr von Herzen. Ich liebe und verehre mein liebes, altes Vaterland von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Seine Kinder können weder singen, malen noch meißeln. Aber sie können schweigend auf ihrem Posten untergehen, ohne daran zu denken, „daß vierzig Jahrhunderte von den Pyramiden auf sie herabschauen". Den Frauen auf dem „Birkenhead" ließ man nicht die Wahl, sich für die Männer zu opfern. Sie wußten nicht um den Preis ihrer Rettung. Hätten die Männer darauf gezählt, dann wären sie der Rettung nicht wert gewesen. Erst ihre Selbsthingabe läßt uns ihren vollen Wert ermessen. Es war wie bei dem alten Gottesgericht: Sanken sie unter, dann hätten sie Rettung verdient, und entkamen sie dem Tode, — hätten sie ertrinken müssen.

Aus den nächsten Briefen geht sein lebhaftes Interesse an allen politischen Fragen hervor. Kossuth und Ungarns Erhebung beschäftigte England damals ganz besonders.

Er antwortet einem jungen Mädchen:

Meine liebe —, vielen Dank für Ihren Brief. Schreiben Sie Ihrem Onkel keine weiteren Rhapsodien mehr über Kossuth. Begeisterung, die nicht tief wurzelt, hält nicht lange vor. Ein paar Sarkasmen, und — es ist aus mit ihr! Ist sie nur von dem Enthusiasmus anderer ins Leben gerufen, so fällt sie mit diesem dahin.

Über Kossuth wissen wir ja sehr wenig, und es ist schwer, Thatsachen festzustellen. Unzweifelhaft ist er ein Mann von Genie und meint es in vieler Beziehung aufrichtig. Inwiefern er aber selbstsüchtig, ehrgeizig, tollkühn und nicht klug gehandelt hat, können weder Sie noch ich entscheiden, da der authentische Bericht über die ungarischen Kämpfe uns nicht vorliegt. Viele seiner Landsleute, denen es ebenso sehr um Ungarns Freiheit zu thun ist, verdammen sein Vorgehen durchaus, und unser Gefühl allein kann hier unmöglich entscheiden wollen. Ich gestehe, daß mich sein „Allen alles" nicht befriedigt, womit er schlauerweise den verschiedensten Richtungen geantwortet hat. Sowohl Amerikanern, französischen roten Republikanern, wie Anhängern der englischen

Verfassung. Ich verschiebe mein Urteil, bis ich genauer unterrichtet bin.

Dagegen freue ich mich über die Begeisternng der Arbeiter für ihn. Bei ihnen handelt es sich nicht um eine Leidenschaft von drei oder vier Wochen Dauer, sondern es ist das Resultat eines lange genährten Interesses an dem ungarischen Kriege, dessen eingehende Berichte sie gierig verschlangen, und auf die sie mit ihrem Gelde subskribiert hatten. Ob sie ihn nun mit Recht oder Unrecht zu ihrem Helden erwählt, — die Begeisterung, die sie über sich hinaushebt, und die sie sich etwas haben kosten lassen, muß ihnen geistig gut thun.

Ich habe die Berichte ebenfalls mit Aufmerksamkeit gelesen, sowie Kossuths Lebensbeschreibung. Im ganzen bin ich geneigt, ihn zu verteidigen und zu bewundern, obwohl er keineswegs fehllos ist. So wenig ich aber gewillt bin, dem Ruf der „Times“ und ihrem Geschrei und Aufgebot gegen ihn Gehör zu geben, so viel weniger noch folge ich dem Alarmruf des Pöbels, der seinetwegen einen neuntägigen Fieberzustand aufwärmt.

Für Sir Charles Napier hege ich die höchste Bewunderung. Ich habe seine Feldzüge gründlich studiert, kenne die Beweggründe, die ihn geleitet haben, weiß, was er alles seinen Grundsätzen geopfert, welche Pensionsgelder er ausgeschlagen hat 2c. Seine Fehler sind mir ebenso klar, und wenn ich alles gerecht gegeneinander abwäge, komme ich zu dem Schluß: er war ein ganzer Mann, ein edler Mensch! Diese Überzeugung könnte mir auch der Hohn der ganzen Welt nicht erschüttern, nicht das Verdammungsurteil der Ostindischen Gesellschaft, nicht seine Vernachlässigung durch die Regierung, noch seine eigenen Exzentrizitäten und Ausbrüche der Heftigkeit.

Auf Ihre Frage, ob Kossuth England zur Unterstützung Ungarns aufstacheln wird, antworte ich: Von ganzem Herzen hoffe ich nein! Wenn das falsche Prinzip in Europa einrisse, daß eine Nation sich in die Kämpfe der andern mischte, warum sollte Frankreich nicht unsere Sozialisten unterstützen, oder Amerika die elenden Iren gegen ihre Grundbesitzer? Jedes Land muß sich selbst befreien; denn Freiheit durch fremde Intervention kann deshalb nie wirkliche Freiheit bringen, weil es die Völker nicht auch zugleich zum Gebrauch der Freiheit befähigt. Eine Nation mag die andere unterstützen, die von einer dritten bedrückt wird. Die ungarische Frage betrifft aber die innere Verfassung und die inneren Beziehungen des Landes zur Regierung. England könnte eine vermittelnde, beratende Stellung einnehmen, wenn Österreich das wollte. Würde es aber eingreifen, so machte es sich meines Erachtens eines schweren Verbrechens schuldig; desselben, das Frankreich beging, als es durch

Propaganda-machen versuchte, andere Völker zur Revolution aufzustacheln, was England damals mit Recht ahndete. Das hat auch die französische Revolution neutralisiert, ihren Ruhm in Schande verkehrt und ihr schließliches Mißlingen herbeigeführt.

1852.

Im Zuge während der Fahrt kaufte ich eine nordamerikanische Zeitschrift und las Prescotts Artikel. Sie sind gut, stehen aber nicht so hoch über dem Gewöhnlichen, als ich erwartet hatte: nicht über pari. Aber alles, was aus Amerika kommt, charakterisiert ein frischer Zug; denn Amerika ist jung und nicht blasiert, wie Europa und die europäische Litteratur; und dies macht alles aus der neuen Welt so interessant. Wie inbrünstig muß man hoffen, daß in einem möglichen Völkerkonflikt Amerika und England Schulter an Schulter und nicht gegeneinander stehen werden! Wo nicht, wird es mit der Freiheit wenigstens auf einige Jahrhunderte vorbei sein, weil eine Militärmacht alsdann den Sieg behaupten wird und notgedrungen die Völker unter ihre Tyrannei zwingen muß. Ein Weltkrieg scheint unvermeidlich. Die allgemeine Gemütsstimmung weist darauf hin. Ein merkwürdiges Symptom der Zukunft, daß sich das Gefühl schon so mächtig geltend macht, lange ehe ein einziger casus belli sich zeigt. Eins der geheimnisvollen Phänomene, das uns die tiefe Frage nach dem Wesen der Prophetie aufdrängt; — was es doch eigentlich sei, wie und warum es in unserem Menschendasein wirke? Augenblicklich gleicht dies Vorgefühl einer unerklärlichen Furcht, wie die Ahnung einer nahenden Gefahr, die das stumme, unvernünftige Vieh bei dem Heranziehen eines Gewitters ruhelos macht.

Dem materialistischen Gedanken der Zeit, der den Fortschritt der Entwickelung des Menschengeschlechts hauptsächlich in einer Vervollkommnung äußerer Lebensbedingungen sieht, trat er in vielen Predigten auf das Energischste entgegen.

Auch der nächste Brief erörtert diese Frage:

Ich mache mir sehr wenig aus einem Fortschritt der Gesellschaft, welcher nur bedeutet, daß in einigen hundert Jahren die Menschen reichlicher essen und trinken und reinlicher gebettet sein werden, als der große Hause heutzutage, wenn diese Menschen sterblich und vergänglich und einem ewigen Tode verfallen sein sollen. Diese Anschauung raubt einem alles, was die Menschheit groß macht, und verlangt dennoch Interesse für ihren Fortschritt. Ich erwarte denselben von der Religion; ich hoffe auf eine Kirche,

d. h. eine mehr mit Gott vereinigte und darum auch mehr untereinander verbundene Gesellschaft. Aber hiervon und von der darin gegebenen Möglichkeit der Veredelung losgelöst, erscheinen mir die Schicksale des Geschlechts wenig interessanter, als die Betrachtung über die Aussichten einer Platte voll Seidenwürmer, — ekelhaften, kriechenden Gezüchts; mögen immerhin Motten daraus werden, welche sterben, wenn sie kaum Eier gelegt haben. Das ganze Universum erscheint mir aus diesem Gesichtspunkt als ein entsetzliches Phantasma, — das grausame Laboratorium eines experimentierenden Hexenmeisters. . . . Nein, nein, nein! Es giebt etwas Besseres, und der französische Atheismus muß erst ein menschliches, demütiges, liebevolles Herz erlangen, ehe er auch nur ahnen kann, was das ist.

Dreizehntes Kapitel.

[Charakter ruht auf der Persönlichkeit — Robertsons Temperament — Pressensés Charakteristik Robertsons — Äußere Erscheinung — Sein Wesen — Über Freundschaft und Ehe — Seine Ehe — Seine Freundschaft und Korrespondenz — Briefe über das Geheimnis des Lebens — Stimmungsbriefe — Freunde in Brighton — Crabbe Robinson — Julian Young — Briefe an denselben — Mitteilungen über sein persönliches Auftreten — Bowdidge — Sein Küster — Persönlicher Einfluß auf Handwerker — Dr. Acworth — Lady Byron.]

Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren . . . [Es genügt auf] sie hinzudeuten.
Goethe.

Wahrer Freundschaft wohnt die Kraft bei, das Leben zu adeln; dafür wirkt ein edles Leben auf die Intensität der Freundschaft zurück.
Robertson (Analysis of „In Memoriam").

Goethe thut einmal den zunächst befremdlichen Ausspruch: „Nicht die Talente machen eigentlich den Mann der That. Die Persönlichkeit ists, von der alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten." Auf den ersten Blick möchte es eher scheinen, als beruhe die Persönlichkeit auf dem Charakter. Aber der Charakter kann sich doch nur aus dem Material, das ihm in der Persönlichkeit gegeben ist, entwickeln, ausbauen, befestigen. In ihr liegt der Kernpunkt des individuellen Wesens beschlossen, um den sich alles Übrige erst krystallisiert. Eins der wesentlichsten Elemente der Persönlichkeit ist aber ihr Temperament. Es bestimmt nicht nur Temperatur, Tempo und Tiefe des Empfindungslebens, sondern auch seine Spannkraft. Dies gilt es vor allem Robertsons Natur gegenüber im Auge zu behalten, die so organisiert war, daß sie die feinsten

atmosphärischen Schwingungen vorausfühlte, wie etwa ein fein konstruierter Barometer häufig mit befremdlicher Geschwindigkeit steigt und fällt, ohne daß eine äußere Ursache wahrnehmbar wäre.

Nicht oft findet sich eine solche Fülle der Gaben, ein solches Feuer des Geistes und solche Glut des Temperaments mit dieser Herzensreinheit und Lauterkeit des Wesens, dieser auf das Gute gerichteten Energie und diesem Streben nach dem Höchsten geeint. Aber zum Ebenmaß aller Kräfte, zur sogenannten harmonischen Entwickelung, kann der Charakter, der auf einer Persönlichkeit ruht, wie sie uns aus allem Bisherigen entgegengetreten ist, nicht in kurzer Frist ausreifen.

Robertson ist gestorben, ehe seine Entwickelung vollendet war. Die ihn regelmäßig predigen hörten, bemerkten ein zunehmendes, beinah organisches Wachstum seiner geistigen und intellektuellen Kräfte. Es ist nicht zu bemessen, welche Steigerung dies erfahren haben würde, wenn ihm ein längeres Leben verliehen gewesen wäre! Und wäre durch die unaufhörliche Erregung nicht der in ihm liegende Krankheitskeim so früh zum Tode ausgereift, so hätte er es wohl erreicht, die hohen Ideale, nach denen er zeitlebens heiß gerungen, dauernd auch in seinem Gefühlsleben zu verwirklichen.

Nur wenn wir Robertson aus seinem Temperament heraus begreifen, können wir ihm gerecht werden. Niemand hat ihn hierin tiefer verstanden und feiner charakterisiert, als Pressensé:

Ich sehe in ihm einen christlichen Byron. Er gehört zur Familie jener Geister, denen eine Intuition der Dinge eignet, durchdringend und intensiv bis zum Schmerzgefühl. Die poetische Begabung dieser Elitenaturen ist ein gesteigertes Hellsehen. Sie ist, wie der Glaube, eine lebendige Vorstellung der ewig unsichtbaren Dinge; sie erfaßt das, was unter der Oberfläche der gemeinen Wirklichkeit verborgen ist, und sie erblickt ohne Schleier das Erhabene und Schreckliche, das dem Leben zugrunde liegt und das der gewöhnliche Geist nur in den großen Erschütterungen gewahrt, die das unterirdische Feuer als Flammen aus dem Erdboden hervortreibt. Eine derartige Feinfühligkeit ist eine grausame

Qual für die, denen sie als Mitgabe geworden. Sie gewährt ihnen die auserlesensten Freuden, aber auch die brennendsten Schmerzen. Menschen, deren Einbildungskraft ihr moralisches Bewußtsein übersteigt, finden einen selbstsüchtigen Trost in der bloßen Aussprache ihrer Eindrücke, wenn sie beredt und poetisch veranlagt sind, wie es gewöhnlich unter dem Einfluß solchen Temperaments der Fall ist. Der litterarische Ruhm und der Wonnetaumel ihrer Kunst sind ihnen reichlicher Lohn. Das ist aber anders bei solchen, denen das moralische Leben alles ist und die für Gott leben. Für sie wird das heilige Leid des Mitgefühls kompliziert und verstärkt durch diese Gabe des durchdringenden Hineinschauens, das die Ideen und Gefühle mit so gewaltigem Hochdruck erfaßt. Dies erklärt auch die tiefe Traurigkeit von Pascal und die außerordentliche Erhabenheit seines Stils, welcher der lebendige und glühende Ausdruck der Wirklichkeit ist, vor allem der traurigen Wirklichkeit. Robertson gehört ganz zu dieser edeln Rasse. Die männliche Energie, der düstere Glanz seiner schönen Sprache gleicht der kaum verhärteten Lava, die einem verzehrten Herzen entströmt. Er war so veranlagt, daß er sich selbst aufzehrte durch die ungewöhnliche Intensität seines Empfindens. Sein Temperament und seine moralische Veranlagung erklären uns einesteils die Beredsamkeit, aber auch das Übermaß der Schwermut, von der er zeitlebens gepeinigt wurde. Seine Beredsamkeit und seine Thränen entspringen derselben Quelle. Ist es doch diese auserlesene Feinfühligkeit, die ihn die Leiden der Menschheit in ihrer ganzen Bitterkeit hat schmecken lassen und ihm die Prozesse des Denkens zu so brennenden Kämpfen machte und die Mißverständnisse und ungerechten Urteile, deren Gegenstand er war, in wahre Qualen verwandelte. Er hat sicherlich mehr gelitten, als recht und billig war; er ist an diesem inneren Kampf gestorben; jede seiner Predigten kostete ihn ein Stück Leben. Man muß sich aber sein Hinneigen zu diesen grausamen Leiden nicht zu sehr zu Herzen nehmen; denn sie hatten viel heilige, herrliche Geistesfreuden im Gefolge, Freuden eines zunehmenden Glaubens

und einer wachsenden Liebe. Und war denn das, was Achill sich erwählte, vom Altertum monopolisiert? Wer würde nicht ein ganzes, volles Leben im höhern Sinne einem langen Leben vorziehen? . . .

Von Haus aus natürlich und unmittelbar, lebendig und aufgeschlossen allem gegenüber, was das Herz der Menschheit bewegt, lag die größte Anziehungskraft im persönlichen Verkehr mit ihm auf dem, was der Engländer als „suggestiveness of mind“ und Friedrich Vischer als „ein Ohr, das bei jedem Grundton die Obertöne mitklingen hört“ bezeichnet: ein geistiges Vermögen, das durch eine empfangene Anregung, eine ganze Reihe von Vorstellungen, von Gedanken in sich erwachen fühlt und untereinander zu verbinden weiß. Wie auf dieser, recht eigentlich poetischen Veranlagung seine religiöse Lehrweise sich aufbaut, von der er selbst das Gefühl hat, daß sie in ihm Leben ist, in ein System gebracht aber auch versteinern könnte, so ruht auch auf dieser Eigentümlichkeit sein eindringendes Verständnis für alle Lebensformen persönlicher und unpersönlicher Natur. Und aus diesem Verständnis, dem, was er so oft als seine „Sympathie“ bezeichnet, erwächst der Wunsch, der Wille, die Energie, mit der er seine ganze Kraft daran setzt, die Menschen zu bessern und zu belehren.

Jedes Bildnis giebt nur einen ungenügenden Eindruck seiner äußeren Erscheinung. Die hohe und bedeutende Stirn war stark ausgeprägt und ließ auf schöpferische Naturanlage schließen; die dunkelblauen, tiefliegenden Augen hatten etwas Strahlendes im Blick und konnten im Feuer der Erregung oft aufflammen und Kunde geben von den seltsam komplexen Eigenschaften, die auf dem Grunde seines Wesens ruhten. Im Vergleich zu der obern Partie des Antlitzes schien nur das Kinn nicht stark genug entwickelt. Die instinktive Heiterkeit und Eindrucksfähigkeit seines Temperaments kam in den feinen, schön geschwungenen Linien des Mundes zum Ausdruck, die jede vorübergleitende Empfindung ver-

rieten. War ja überhaupt das Anziehendste in seiner Erscheinung das Lebensprühen, der Wechsel in seinen Zügen, die augenblicklich jede innere Erregung wiederspiegelten. Dieselbe Beweglichkeit, Heiterkeit und Anmut drückten sich in seiner schlanken, elastischen Gestalt aus, die großer Thatkraft und Ausdauer fähig war, und immer wie durchleuchtet erschien von dem Feuer des Gedankens, der ihn im Augenblick erfüllte.

Vielleicht ist die unter ihren großen Männern in der alten herrlichen Bodleian-Bibliothek in Oxford von der Universität errichtete Marmorbüste Robertsons das charakteristischste Bildnis, das wir von ihm besitzen. Die Züge sind von einer klassischen Schönheit und durchgeistigt von innerm Leben. Die Augen liegen tief unter der hervorspringenden, mächtig gewölbten Stirn, und um den Mund zittert ein schwermütiges Lächeln . . . Man glaubt in seine Seele zu blicken.

Wie war er so empfänglich für Eindrücke aller Art und für den Austausch der Empfindungen! Ein Gespräch, sogar mit geistig untergeordneten Personen, war für ihn immer fruchtbringend. Ihre Ideen, die sie selbst kaum als solche erkannten, nahm er als der Entdecker in Beschlag und wandte sie in neuer Weise, — rezeptiv in schöpferischer Weise — an. Er bedurfte der Impulse des Austausches, ihm war wohl inmitten des Aufeinanderplatzens der Meinungen. Er sprach, schrieb und handelte stets am besten, wenn er zu Bewunderung oder Kampfeslust entflammt war. Er sprach alsdann mit hinreißender Beredsamkeit. Seine Redeweise besaß alle Eigentümlichkeiten eines großen Stroms: schnell, überstürzend, leidenschaftlich, wenn sein Zorn gegen das Böse geweckt war; ruhig dahinfließend im Gespräch über Kunst, Poesie und Wissenschaft oder die kleinen Tagesereignisse. Immer mit der Macht, innezuhalten und sich in stillerem Gewässer zu sammeln, aber daherbrausend, ohne nur eine verkehrte Wendung einzuschlagen, wenn er zwischen die Klippen einer Streitfrage geriet. Tausend Bilder stiegen beständig aus der Tiefe empor und tanzten auf der Oberfläche, nach allen Seiten ihre Schlaglichter werfend. Am

liebsten unterhielt er sich in frischer Luft, während des Reitens oder Gehens; denn in der freien Natur diente ihm alles, was er sah und hörte, zu Belegen und Bildern seiner Ideen. Wenn er früher in der schönen Umgegend von Cheltenham zu Pferde dahin stürmte und über breite Gräben setzte, glich er freilich eher einem jugendlichen Ritter des Mittelalters, als dem Prediger des neunzehnten Jahrhunderts. Es wird schon früh von ihm gerühmt, wie frei er gewesen von allem verlegenen und linkischen Wesen, und wie er in Betragen und Erscheinung stets den Eindruck des vollendeten Gentleman gemacht habe.

Seine Art, sich zu kleiden, war daran nicht unbeteiligt. Auf dem Lande trug er tagsüber einen dunkelgrauen Jagdanzug, eine lose geknüpfte schwarze Cravatte und einen schwarzen, breitkrempigen weichen Filzhut, wie ihn die anglikanischen Geistlichen meistens tragen. Seine Kleidung erschien wie der Ausdruck seines Wesens. Sie gehörte zu ihm in ihrer Feinheit und Vornehmheit, ohne jede Spur einer gesuchten, gewöhnlichen Eleganz. Sonntags trug er den üblichen schwarzen Anzug der anglikanischen Geistlichen.

Sein Einfluß im geselligen Verkehr war groß, ja, weil unbeabsichtigt, vielleicht noch größer, als die Wirkung seiner öffentlichen Beredsamkeit. Für gewöhnliche Konversation, das oberflächliche Hin und Her gesellschaftlicher Unterhaltung, besaß er zwar weder Talent noch Neigung. Sein Witz war aber außerordentlich geistreich und treffend, und rief überall Bewunderung und Entzücken hervor. Doch bedurfte es genauerer Bekanntschaft und des Berührens tieferer Fragen, ehe sein Interesse erwachte und er aus sich herausging. Bis er den Punkt erreicht hatte, schweifte seine Aufmerksamkeit oft ab. Ja, er konnte so präoccupiert sein, daß er bei geschäftlichen Besuchen z. B. ganz in Gedanken versunken dastand und den Zweck seines Kommens vollständig vergessen hatte.

Wo er sich aber zuhause fühlte, war sein liebenswürdiges Wesen nicht nur der Ausdruck natürlicher Herzensgüte, sondern

auch eines zarten Pflichtgefühls. In geselligen Kreisen widmete er sich mit Vorliebe den Verlassenen, Zurückgesetzten, mit denen vielleicht niemand sprach, und suchte auf diese Weise in ein dunkles Leben Freude zu bringen.

Wie er diese Dinge empfand, ist aus dem folgenden Brief ersichtlich:

Ich wurde eben von einer Dame aus meiner Gemeinde unterbrochen, die Abschied nehmen wollte. Sie hat sich warm an die in Trinity Chapel gebotene Lehrweise angeschlossen. Sie erzählte mir, daß sie neulich Thränen der Dankbarkeit in den Augen eines armen Mädchen gesehen, dem ich Sonntag beim Herausgehen aus der Kirche einen freundlichen Blick zugeworfen hätte. Welche Lektion! Wie wenig kostet es uns, jemanden glücklich zu machen! Wie manche Gelegenheiten lassen wir uns entgehen, solch Engelswerk zu treiben! Die Sache ist mir erinnerlich. Ich war traurig gestimmt, ging vorüber, ohne mir etwas dabei zu denken. Und es hat in ein Menschenleben eine Stunde Sonnenschein gebracht, und einem Menschenleben auf kurze Zeit die Last des Lebens erleichtert!

Manche seiner besten und tiefsten Gedanken haben sich im Verkehr mit seinen Freunden entzündet. Bei seiner großen Rezeptivität war ihre Einwirkung von der entscheidendsten Bedeutung. Obwohl er nie ein bloß passives Instrument in den Händen anderer war, weckten sie doch manche Saiten seines Innern erst zu deutlichem Bewußtsein auf und steigerten durch sympathische Berührung, die sein Bestes herauslockte, sein ganzes Empfinden und Denken zu einer fast übernatürlichen funkensprühenden Lebendigkeit. Im Sonnenschein der Freundschaft und liebenden Verständnisses trat sein ganzes Wesen in Blüte. Da konnte er auch in späteren Jahren noch heiter sein wie ein Kind, fröhlich an den Spielen der Jugend teilnehmen und ganz die Bürde des Lebens von sich werfen. Fühlte er sich aber beargwöhnt und unrichtig beurteilt, so versank er in Schweigen und eine beinahe eisige Unnahbarkeit.

Das Bedürfnis nach Freundschaft war schon sehr früh in ihm lebendig. Er schildert seine Knabenfreundschaften als

aus plötzlichen Impulsen geborene, ungestüme, leidenschaftliche Zuneigungen, voll Beteurungen, Beständigkeitsgelübden und Überfülle an Versprechungen.

Die Freundschaft eines Schulknaben kann so reich sein an Zärtlichkeit, Eifersucht und Leidenschaftlichkeit, wie die Liebe selbst. Ich brauche nur an meine eigene Zuneigung zu G. R. M. zu denken. Wie mein Herz bei seinem Anblick klopfte! wie das Bewußtsein, er höre zu, wenn ich vorlas oder übersetzte, die Gegenwart des Lehrers für mich aufhob. Wie ich für ihn kämpfte, wie sich mir, um ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, der Ausgang des bloßen Spiels zu wilder Entschlossenheit steigerte, als sei er wirklich in Gefangenschaft; wie mein Blut vor Entzücken still stand, wenn er sich nahte, um mich zu befreien, oder wenn er mich lobte!

Den Freundschaftsgehalt seiner männlichen Jahre charakterisiert er nicht nur als Vertrauensaustausch, sondern als besondere, persönliche Achtung, als Gefühl der Gegenseitigkeit, das auf der Gemeinschaft von gleich und gleich, oder der Anziehungskraft von ungleich und ungleich beruhe. In einer ungedruckten Predigt heißt es:

Gott schließt die Herzen zusammen. Der Freund, auf dessen Treue du trauen darfst, bei dessen Erfolg im Leben deine Wange in aufrichtiger Mitfreude erglüht, bei dessen Siegeslaufbahn, die du im Geist verfolgtest und von der du lasest, dein Herz schlug wie ein selbständig lebendes Wesen, für dessen Ehre du eintreten würdest wie für die eigene: solch ein Freund, ohne dein Zuthun dir geworden, ist eine Gabe Gottes.

War er eines solchen Empfindens in der Freundschaft fähig, wie gewaltig mußte erst seine Kraft der Liebe sein!

Er sagt in seiner Predigt über „Salomos Umkehr" (siehe den Anhang), gelegentlich der Charakteristik des israelitischen Königs:

Gedankenfülle, Feinfühligkeit, Großmut und edles Empfinden zeichnet dem Menschen, dem sie eignet, ein bestimmtes Leben vor. All sein Erleben wird intensiv. Schuldbeladen wird er verzweifelter Reue anheimfallen; liebeerfüllt höchster gesteigerter Seligkeit voll werden. Aber ein kühles, nüchtern alltägliches Leben kann er nicht führen.

Er hat Salomo hier bedeutsame Züge seiner eigenen Individualität geliehen.

Einer solchen Natur konnte auch die Ehe nur zu einer Gemeinschaft höchstgesteigerter Seligkeit oder aber herbster Enttäuschung werden. Er hat seine Auffassung darüber in den Lectures über die Korintherbriefe niedergelegt:

Zwei Felsen sind uns gesetzt, an denen die Seele entweder Anker werfen oder scheitern muß. Der eine ist Gott, der andere — für den Mann das Weib, — für das Weib der Mann . . . Selig der Mann, selig das Weib, denen ihre Lebenserfahrung Glauben und Vertrauen an die Hoheit des andern Geschlechts gelehrt haben, — eine Seligkeit, die nur der Seligkeit der Erlösung untergeordnet ist. Der Ruin steht im entgegengesetzten Fall nur dem Ruin ewigen Verlorengehens nach.

In der Ehe stehen dir zwei Möglichkeiten offen. Du magst in voller seliger Übereinstimmung gegenseitiger Zuneigung und Ergänzung die Stufen fest gründen, auf denen du zu deiner Vollendung emporsteigst. Oder du wirst herabgezogen in den Staub, deine Sympathie wird erstickt, dein Empfinden frivol und trivial, jedes ernste Streben und Wollen geht dir verloren, und dein Gemütsleben wird erniedrigt durch beständig perennierende Quellen der Nichtübereinstimmung.

Der nur diese beiden Alternativen kannte, war dazu verurteilt, durch jedes kleine Mißverstehen, das sich bei gröberen Naturen im täglichen Leben verschleißt oder durch Humor ausgleicht, bleibend als Schmerz zu empfinden. Und bei Robertson war Leiden kein dumpfes Gefühl, sondern ein aktiver Zustand, der sich in leidenschaftlichem Denken und Grübeln äußerte, und auf jedes Verletztsein reagierte. Um so mehr hätte sein schweres Berufsleben Ausgleich in einer beglückenden Häuslichkeit verlangt. Aber wenn er auch Illusionen aufgeben mußte, eine nach der andern, seine ideale Vorstellung von der Ehe herabzustimmen, war ihm unmöglich. Vielleicht waren an der Geringschätzung seiner eigenen besonderen Gaben auch seine intimsten Erfahrungen nicht ohne Veranlassung. In seinen nächsten Beziehungen hatte er erlebt, wie die Bewunderung seiner Gaben und Talente unfähig war, den Charakter zu erheben und die Gesinnung zu adeln; wie alle Versuche, eine untergeordnete Natur zu sich heranzubilden, für seine Ideenkreise, seine Interessen zu gewinnen, erfolglos blieben. Ein solcher Mißerfolg im engsten Zusammenleben konnte nur läh-

mend auf den Glauben an die Menschheit überhaupt wirken und mußte ein ohnedies zur Hoffnungslosigkeit neigendes Gemüt dauernd darniederdrücken. Ja, bei einer Natur, die nichts vereinzelt erfaßte, der alles zu Manifestationen ewiger Gesetze wurde, konnte diese Entwickelung seiner Ehe auch nur herabstimmend auf seine ungünstige Auffassung von dem Erfolg seiner öffentlichen Thätigkeit wirken. War ihm aber auf diesem Gebiet nicht nur viel versagt, sondern hatte er auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die das Auseinandergehen der Lebensgesinnung und -interessen zwischen Mann und Frau gerade in seiner Stellung besonders verschärften, so gewährte ihm das Leben doch einen Ausgleich in einem Freundschaftsband, das sich im Jahre 1849 durch persönliche Bekanntschaft geknüpft, und bei räumlicher Trennung durch eine anhaltende Korrespondenz befestigt hatte.

Die Familie, zu der er in diese beglückenden Beziehungen trat, gehörte einer hohen Lebensstellung an, und weilte entweder im Auslande oder auf ihren Besitzungen in Irland, wo Robertson von nun an meist seine Erholungszeit zubrachte.

Immer, sagt Hermann Grimm, wo wir das Leben bedeutender Männer betrachten, ist das der schönste Teil ihres Daseins, wenn sie mit einer ebenbürtigen Kraft zusammentreffend, außer sich selbst einen würdigen Maßstab für die Tiefe ihres Geistes finden ... Es genügt ihnen, einen Menschen gefunden zu haben, von dem sie im ganzen Umfang ihres Willens verstanden werden. Zu dem sie reden dürfen, ohne ihre Worte hinterher erklären zu müssen, der, auch wo sie nur den abgerissenen Teil eines Gedankens aussprechen, mühelos aus seinem eigenen Geiste das Fehlende ergänzt. Es giebt keine größere Sehnsucht, als die, einem solchen Geiste zu begegnen, kein größeres Glück, als ihn gefunden zu haben, keine größere Trauer, als auf dies Glück verzichten zu müssen ...*).

Der Freund, in dem Robertson dies alles gefunden hatte, war keine schöpferische, aber eine in hohem Grade rezeptive Natur.

---

*) Siehe Leben Michel-Angelos. Kap. XIV.

Wer dieser Persönlichkeit nahe trat, hatte die Empfindung, sein eigenes Bild in ihr wiedergespiegelt zu sehen. Was bedurfte er, dem niemand je tieferes Verständnis entgegengebracht hatte, weiter?... Leichtigkeit der Auffassung ging mit Tiefe des Erfassens und Wärme des Interesses für Robertsons Natur, sein Temperament und das Zentrum seines Wesens Hand in Hand. Was diese Freundschaft aber für uns so bedeutungsvoll macht, ist, daß sie für Robertson die Veranlassung wurde, sich auszulassen über alles, was ihn erfüllte und bewegte, was er erlebte und was ihn drückte. Ihr verdanken wir die Anregung zu den meisten der bisher mitgeteilten Briefe auch über religiöse Fragen, und zu fast allen der noch folgenden Mitteilungen. Jede wechselnde Meinung und flüchtige Stimmung, die Arbeit, die Gedanken, die jede neue Woche mit sich brachten, steigen vor uns auf mit derselben Unmittelbarkeit wie vor ihm. Die Litteratur ist reich an derartigen Briefen; aber wenige gewähren uns wie diese gleichsam Einlaß in das Laboratorium des Denkens, so daß wir jede Anstrengung, jeden vorüberziehenden Zweifel, jede Schwierigkeit, jede Schwachheit und jedes Erstarken sozusagen im Werdeprozeß beobachten können.

Und doch hat der Herausgeber der Biographie nur den dritten Teil dieser damals in seine Hände gelegten Korrespondenz veröffentlicht, in der Robertson sich auch über das geheime, sonst stets und überall verschwiegene Weh seines Lebens geäußert hat. Es ist nur zu hoffen, daß der intimste Bestandteil dieser Briefe, nach dem Ableben aller dabei Beteiligten, uns erhalten bleiben möge!

Robertson war das Talent zum Briefschreiben angeboren, und das Bedürfnis nach schriftlicher Aussprache hatte sich früh bei ihm entwickelt. Bei Menschen von einiger Feinfühligkeit wirkt aber der Empfänger der Briefe immer auf den Ton und die Ausdrucksweise ihrer Briefe ein. Dies war bei Robertson in höchstem Maß der Fall. Hier, wo er „seine Worte nicht hinterher zu erklären" brauchte, schlägt er vollere Accorde an wie in seinen anderen Briefen. Darin liegt die große Schwierigkeit, sie zu übersetzen. Er wählt mit Vorliebe Ausdrücke, bei denen Ober- und Unter-

töne aus allen Tonreihen mitklingen. Sie sind in hohem Grade suggestive und enthalten oft nur den zusammengedrängten Extrakt von Gedanken, die Stoff genug zu ganzen Abhandlungen darbieten.

So blicken wir hinein in seine Kämpfe und sehen, daß er, wie Stopford Brooke sagt, am stärksten und größten ist, wo er die Schwachheit seiner Natur überwindet und zum Siege führt.

Aber noch mehr verdanken wir dieser Freundschaft. Robertson, den es drängte, den fernen Freund an allem geistigen Erleben teilnehmen zu lassen, und der in jeder Predigt ein Stück eigenes Leben gab, hat den größten Teil derselben, wenn er Sonntag abends noch in der Erregung, die ihn das Predigen kostete, stand, — für diesen Freund aufgeschrieben. Die in konzentriertester Form, in schönster, vollendetster Ausgestaltung uns aufbehaltenen Predigten, verdanken wir dieser Übermannung seiner körperlichen Erschöpfung. Ja, die meisten seiner Predigten sind uns überhaupt nur auf diese Weise oder aber in ganz dürftigen Notizen einiger Gemeindeglieder, die sie in der Kirche nachschrieben, bewahrt worden.

Es ist nicht unmöglich, daß die folgende Aufzeichnung in Brookes Biographie mit: „Ein Charakter" überschrieben, die Charakteristik dieses Robertson so nahe stehenden Korrespondenten ist. Denn es sind Züge darin enthalten, die seine Natur besonders anziehen mußten:

Oft thut man am besten, die Augen zu schließen gegenüber so manchen Charakterseiten des Freundes, um ihn zu nehmen, wie er eben ist. Und dankbar erkenne ich dagegen, daß die völlige Durchsichtigkeit in —s Charakter nur um so zarter die Fasern hervortreten läßt, die keine Verunstaltungen, sondern Schönheiten in der Zeichnung des Bergkrystalls sind. Ich war auf viele Fehler gefaßt, aber darauf nicht, daß bei ihm selbst die Fehler und das, was sonst enttäuscht, das Vergrößerungsglas vertragen, und nur vermehrte Einsicht gewähren in einen Charakter, der vollständig überrascht durch seine auserlesene Zartheit. Ich glaube in der That, seine Unvollkommenheiten sind gleich den Perlen der Meermuschel: Abirrungen von der normalen Natur, aber zarter, und in noch himmlischere Regenbogenfarben getaucht, als die Muschel selbst.

Manche Fehler sind so köstlich, daß sie Achtung abnötigen und tief rühren, wie man die schöne blaue Pilzbildung, welche sich zu-

weilen auf Eingemachtem findet, sorgsam entfernt, und erst bei genauerer Prüfung entdeckt, wie wunderbar und schön sie ist. Ich kann diesem Charakter trauen.

Auch bei den schönsten und edelsten Naturen fand ich bisher noch nie annähernd, was mir sonst nur wie ein Traum vorschwebte: ein Wesen, — nicht korrekt nach konventionellen Grundsätzen handelnd, nicht steif eingeschnürt in einen kleinen Vorrat von Schicklichkeitsregeln, sondern kühn in ganz neuen Welten sich bewegend, in Regionen und Sphären, die andere verwirren und ohne Karte und Kompaß lassen würden. Seine Natur aber steuert unentwegt, durch eine Art höheren Instinkts geleitet, wie der Zugvogel auf seinem ersten hohen Fluge, durch Lufträume, in denen noch nie ein Flügelschlag vernommen wurde. Je mehr Einblicke ich thue in dies wundervolle Gemüt, desto mehr wächst meine Verehrung, und ich fühle, es überragt jede Erwartung und ist im Unendlichen daheim in einem Maße, ohne welches alles Irdische, auch das Beste, der Wandlung unterworfen bleibt. Es quillt in ihm ein unerschöpfliches Leben, voll echter Ursprünglichkeit, das sich so wenig nach dem gewöhnlichen Maßstab bemessen läßt, wie man den Lauf und die Abweichungen eines Kometen nach einer von einem unserer Planeten beschriebenen gewöhnlichen Ellipse berechnen kann.

Niemand kann voraus sagen, was er unter gegebenen Umständen sagen oder thun wird Aber hernach steht alles mit dem Übrigen in schönstem Einklang, und die Entdeckung solch unerwarteter Züge in seinem Wesen ist für den Freund eine Quelle fortwährender Überraschungen und immer neuer Freuden. An solchen Menschen muß man glauben, auch wo man ihn nicht versteht, weil man gewiß sein darf, daß ihn nicht Laune, sondern Gesetze höherer Art bei seinem Thun bestimmen. Nur auf Glauben kann sich Freundschaft mit ihm gründen. Nichts hat mich mehr ergriffen, als seine feinen Bemerkungen über eine nicht mehr bestehende Freundschaft. Es ist sehr selten und sehr schön, wenn man Empfindungen, die einst wahr gewesen, noch richtig gewürdigt sieht, nachdem sie in Wahrheit nicht mehr bestehen. Es zeugt von ebenso viel Kraft wie Zartgefühl, wenn man auch einer gebrochenen Freundschaft noch Achtung bewahrt und in der Erinnerung an sie gerecht bleibt.

Wie Robertson an der zweiten Alternative, die er in seiner Betrachtung über die Ehe aufstellt, nicht scheitert, aus der Ergebung Kraft schöpft, aus dem Entbehren inneren Gewinn zieht, und seine Seele sich vertieft, das läßt sich aus dieser Korrespondenz häufig zwischen den Zeilen lesen.

Im August 1849 schreibt er:

... Die Ihnen übersandte Übersetzung von Fichte ist nicht die beste ... Man dringt nur schrittweise und mit einiger Anstrengung bis zu seinem tiefern Verständnis vor. Ich habe heut ein Werk von ihm angefangen, das ich vorher nie gelesen, und bin voller Verwunderung und Entzücken; teils, weil es etwas so Erhebendes hat, und teils, weil es, nur in wissenschaftlicher Weise,. die Ansichten darlegt, zu denen ich mich allmählich und ohne wissenschaftliche Methode durchgearbeitet habe, und die ich von jetzt ab wohl weiter ausbilden, aber nie mehr lassen kann. Das erste Kapitel erinnert seltsam, selbst in der Ausdrucksweise an meine letzte Predigt, worin ich darlegte, daß Gott mit dem Gedanken von uns ergriffen wird, und uns auf keine andere Art erreichbar ist*). Und doch ist es kaum wunderbar. Denn Plato, oder das Wenige, was ich von Plato kenne, hat mir Impulse gegeben, die nie, die Ewigkeit hindurch nicht nachlassen werden, und Fichtes Ansichten sind wissenschaftlicher Platonismus.

Mein ganzes Wesen, Lieben und Denken muß sich im Anschluß hieran im Geist der Übersinnlichkeit weiterentwickeln, oder aber zu sein aufhören.

Ach, daß ich die erhabenen Wahrheiten ergreifen könnte, die seit Jahren vor meiner Seele auf und nieder fluten, als Lösung des Lebensgeheimnisses! — der Menge nur eine Schattenwelt, — mir die einzigen Realitäten! .... Es drängt mich hinein in eine unsichtbare Region, und dort, in dem Ewigen und Unwandelbaren, in dem, das nicht dem Unbestand des Vergänglichen, nicht den flüchtigen Erregungen und verdrießlichen Verhältnissen unterworfen ist, — scheint mir irgendwo meine Heimat zu liegen. ... Aber dieser Zustand ist unbefriedigend, und was noch schlimmer: unproduktiv. Es mag erhaben sein, in einer Welt des Fühlens und der Einsamkeit zu atmen, in welche menschliche Stimmen nicht hineindringen; aber wir haben auf Erden eine Aufgabe zu lösen. Fast ist es mir gewiß, daß dies Werk am besten von solchen vollbracht wird, die mit Entschiedenheit nach klaren Regeln handeln und weder von dem traumhaften Streben nach einem Ideal von unerreichbarer Schöne verfolgt werden, noch durchdrungen sind von der Überzeugung, daß nichts Realität hat, als allein der Gedanke und das Unsichtbare.

Aus dem Innern müssen wir unsere Kraft holen; denn Abhängigkeit unserer Seele von irgend etwas Äußerlichem läßt uns hilflos, sobald dies wegfällt oder ausbleibt ...

Unser höchstes Gut kann nur durch uns selbst in seiner Tiefe gehoben werden.

---

*) Die im zehnten Kapitel mitgeteilten Briefe, daß Gott nicht mit dem Verstande erfaßt werde, sind späteren Datums.

Wir machen unser Leben zu dem, was es ist. Es giebt zartorganisierte Naturen, in denen ein innerliches Versehen, ein falscher Ton im Denken mehr Jammer heraufbeschwört, als ein Verbrechen bei roheren Gemütern.

Im Jahre 1850 schreibt er:

Fast ein Jahr ist vergangen, seit ich beschloß, über dieser Welt zu leben. O Gott! wie wenig ward gethan! Und wie blühte und trieb und knospete es damals in meinem Geist von hohen, strahlenden, enthusiastischen Hoffnungen! Aber wie sehr überragt das Ideal stets die Wirklichkeit! Und nun haben die Erfahrungen und mannigfachen Kämpfe des Lebens, das von uns abfällt und dahin schwindet, aufs neue in mir den nüchternen, wehmütigen, aber unüberwindlichen Entschluß gezeitigt, ganzen Ernst zu machen mit dem Leben.

Fahrt hin, ihr Phantasiegebilde, ihr Wünsche nach etwas Besonderem, fahrt hin auf immer! — Aber nicht nehme ich Abschied von dem Verlangen nach etwas Heiligerem und Besserem, etwas viel Heiligerem, wie es sich für Wesen ziemt, deren göttlicher Funke mit Thon versetzt ist. In mir vernehme ich die „stille, schwermütige Musik der Menschheit", und Selbstsucht scheint mir noch verächtlicher als früher, nun mir der Zweck des Lebens klarer geworden ist. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen, und doch blicke ich nicht verbittert, nicht enttäuscht, sondern versöhnt, ja dankbar darauf zurück. Ich bin am Lesen des letzten Verses von Wordsworths „Ahnungen der Unsterblichkeit aus Kindheitserinnerungen", die in etwa das gestillte und gereinigte Gefühl, das ich zu verwirklichen anfange, ausdrücken:

Und kommt sie nie zurück,
Die Zeit, wo dem Gemüte
Der Grashalm bracht' Entzücken
Und Wonne jede Blüte . . .

Ich traure doch nicht darüber, das leidenschaftliche Pulsieren romantischer, jugendlicher Erwartung der Zukunft nie mehr empfinden zu können. Ich kenne jetzt die Realitäten einer Welt der Irrungen, deren Schöpfer aber, — ich bin fest davon durchdrungen, — die Liebe heißt. Ich fühle ihre gewaltigen, schmerzlichen Gesetze, unterwerfe mich ihnen in Demut und wünsche sie nicht anders, als sie sind.

In Robertsons Lebensführung lag viel, das ihm (nach dem Goetheschen Wort) zurief: „daß er entsagen solle. So manches, was ihm innerlich eigenst angehörte, sollte er nicht nach außen

hervorbilden: was er von außen zur Ergänzung seines Wesens bedurfte, wurde ihm entzogen, dagegen ihm so vieles aufgedrungen, das ihm so fremd als lästig war."

Seine Briefe gewähren uns manchen Einblick in das bald leidenschaftliche, bald beschwichtigte Auf- und Abwogen dieser Stimmungen.

Unter seinen Aufzeichnungen lesen wir ein Blatt mit der Überschrift: „A stray thought", im Deutschen etwa: Ein verirrter Gedanke.

Es war klug von dem Vater, das Seil mit fester Hand zu durchschneiden, mit dem der eine Sohn auf immer in den Abgrund stürzte, um sich den andern, die Hälfte seines Glücks zu erhalten. Und wenn sich die eine Seite von eines Menschen Beanlagung und Daseinsbedingung in diesem Leben nie voll entwickeln kann, so ist es nur weise, ihr fest und bestimmt auf immer Lebewohl zu sagen, wenn sich die unerwartete Möglichkeit für die andere, sein schließlich edleres Teil aufthut, aus dunkler Höhle zum Tageslicht aufzusteigen. Dennoch thut es verzweifelt weh, das Messer zu nehmen und das Seil zu durchschneiden mit dem vollen Bewußtsein: für immer! Und erschütternd ist es, wenn man dann, was man früher so gehegt, mit schrecklichem Getöse hinabstürzen hört in die dunkeln Wasser der Tiefe, die ihre Toten nie wiedergiebt . . .

Der andern Hälfte ist es bestimmt aufzusteigen, wie dem Bruder, der durch das Opfer des andern Sohnes gerettet wurde.

Fichte scheint nach seiner „Anweisung zum seligen Leben", Anhänglichkeit an Personen und Sichtbares zu mißbilligen. Eine Fesselung durch Zuneigungsbande, bei deren Durchschneiden das Herz brechen will, würde ihm das Kennzeichen eines noch nicht auf das Unsichtbare gerichteten Geistes sein. Und doch, wie steht es eigentlich damit? Dann wären solche, die am wenigsten fühlen und sich am wenigsten hingeben, die Frommen der Erde. Die am anhänglichsten und zartesten empfinden, die sich selbst vergessen in einem anderen, würden mit der Versicherung getröstet, daß sie weder „Teil noch Erbe" haben am ewigen Leben. Und er, dessen Thränen am Grabe des Freundes und über der Hauptstadt seines Landes reichlich flossen, der den Johannes zum Gegenstand einer besonderen Liebe erkor, — was sollten wir wohl von ihm sagen? Nein, so kann die Sache nicht liegen! Es kann nicht sein, daß Gott uns hier Wesen gab zum lieben, und sie unsäglich zu lieben Götzendienst wäre? Ich kann völlige Selbstentäußerung für jemand,

der uns lieber ist als unser Ich, verstehen; aber nicht die Vernichtung dieser geliebten Neigungen, noch das Opfer eines blutenden Herzens auf dem Altar dessen, der die Liebe ist. Ich verstehe jedoch nichts hiervon, es scheint mir alles dunkel. Ich begreife nicht, warum ein Herz desto mehr zerrissen und verwundet und gequält zu werden droht, je zarter es besaitet ist. — Trennungen, Verluste, Todesfälle, gebrochene Herzen, — es liegt eine unerbittliche Härte in dem Anblick der Welt für den, der hinter ihr oberflächliches Lächeln schaut, ja fast etwas Grausames; und jeder Tag macht das Leben schwerwiegender und lenkt auf ernstere Gedanken. Im nächsten Augenblick kommt vielleicht wieder der Leichtsinn zum Durchbruch, der eines denkenden und fühlenden Menschen unwürdig ist. Dennoch läßt uns gerade diese Empfänglichkeit für Glück und Heiterkeit, trotz trüber Gedanken, von der Wahrheit etwas ahnen, daß die Liebe das Steuer des dunklen Weltlaufes lenkt. Sonst könnte der entsetzlich hohnvolle Ausspruch Talleyrands fast Glauben finden: glücklich sind, die harte Herzen haben und — wie soll ich es umschreiben? — gute Verdauungskräfte.

Warum war Johannes der Lieblingsjünger des Herrn? Ich meine, wir erkennen daraus die Berechtigung persönlicher Zuneigungen; denn einige Geister sind einander verwandter, als andere. Aber auch, daß diese Verwandtschaft bei den Besten auf Geistesgemeinschaft beruht und nicht durch zufällig anziehende Eigenschaften, Talente, oder artiges Entgegenkommen und angenehme Formen bestimmt wird. Ferner glaube ich, daß diese Art der Übereinstimmung [wie zwischen Christus und Johannes] nichts mit geistiger Überlegenheit zu thun hatte; diese hätte Bewunderung erzeugt, Johannes aber war liebeerfüllt. Nicht eine Begabung, wie sie Paulus besaß, nicht Beredsamkeit, noch Liebenswürdigkeit (im gewöhnlichen Sinn) war es, was Christi Geist zu ihm hinzog, sondern das große Herz, das den Johannes zum Glauben befähigte, weil er es tief empfand und es daher auch offenbaren konnte: „Gott ist die Liebe!“ — Es ist übrigens sehr merkwürdig, daß er zu dieser Liebe erzogen wurde. Anfangs war er eher fanatisch, als liebreich. Aber beginnend mit der Liebe zu Jesu als liebstem menschlichen Freunde, dessen Mutter er wie ein Sohn pflegte, und der Anhänglichkeit an seinen Bruder Jakobus, wurde er durch diese persönlichen Zuneigungen dazu erzogen und bereit gemacht, nun auch die große Gottesliebe zu erfassen und aufzunehmen. Ich möchte sagen, er war der liebenswerteste, weil er in den verschiedenartigen Verhältnissen die „Menschen liebte, die er sah“ und dadurch fähig wurde: „Gott zu lieben, den er nicht sah.“ Der am meisten liebt, ist Christus am teuersten, denn er trägt am meisten von dem Wesen Gottes an sich; und diese

Liebe wird unser Teil, wenn wir keine der vorbereitenden Stufen überschlagen, die unsere Hauptlektion hienieden ausmachen.

In mir wächst die Überzeugung und vertieft sich zu einem zeitweilig sehr feierlichen und sehr schmerzlichen Gefühl, daß mein Weg in einer andern Richtung liegt. Auf dem Gebiet demütiger Arbeit, demütiger vollbracht als bisher, tiefer im Thal des Lebens, in noch herberer Einsamkeit. Ich muß ausleben, was mir vom Leben bleibt. Ich sage mit Hamlet: „Wenn nur meine Träume nicht wären!" und bin deshalb wie er unfähig, „mich für einen König von unermeßlichem Gebiet zu halten".

N... meinte, eine Ursache für den Fortbestand der Anbetung der Jungfrau Maria liege darin, daß sie den Menschen die weiche, liebevolle Seite der Wahrheit veranschauliche. Er empfand es als einen bedauernswerten Mangel im Protestantismus, daß jeder unabweisbare Aufruf an das Liebebedürfnis im Menschen fehle. Er sagte, wir beteten Christus wohl an, aber niemand unter uns liebte ihn. Ich schwieg, aber das Ergebnis meiner Selbstprüfung war, daß ich mit einer einzigen Ausnahme, kaum jemanden oder etwas liebe, als ihn. Nicht wegen seiner Liebe zu mir, daran kommt mir der Gedanke eigentlich nie, sondern weil er so ist, wie er ist, weil sein Geist und sein Gemüt mich zu sich zwingen.

Diese Wahrnehmung ist mir keineswegs erfreulich. Sie ist mir kein Zeichen von Kraft, sondern von Unvermögen. Ein Mangel an menschlichem Mitgefühl, das Anwachsen abstoßender Pole in meiner geistigen Konstruktion kommt darin zum Ausdruck, die mich von meinesgleichen aussondern und meine Antipathieen stärker hervortreten lassen, als meine Sympathieen. Nach Johannes erwächst die wahre Liebe zu Gott nur allmählich und wird durch verschiedene Lebensbeziehungen zu Menschen vorbereitet, in denen dasselbe Leben wie in ihm pulsiert, wenn auch in schwachem Abglanz. „So ein Mensch nicht seinen Bruder liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?" In der Schule des Sichtbaren werden wir reif zur Erkenntnis des Unsichtbaren. Meine Natur zwingt mich zu umgekehrter Reihenfolge; vielmehr die ersten Stufen zu überspringen. Ich habe Sympathie, — traumhaft vielleicht und nutzlos, — mit dem Unsichtbaren, einer unsichtbaren Persönlichkeit, Gerechtigkeit und Recht. Aber damit hats ein Ende, ohne daß ich den weiteren Schritt vorwärts oder rückwärts thäte zu dem Sichtbaren, wie es sich im Menschlichen personifiziert.

Die von Ihnen oft citierten Zeilen von Burns:

„Ich sah den Blick der Liebe ohne Grenzen,
Mit dem dein Auge aller Wohl umfaßte" —

drücken ein Gefühl aus, das ich mir vorstellen, aber nur durch traumhafte Analogieen verwirklichen kann.

Es will den Menschen oft unmöglich scheinen, in das Zerbröckeln und Zerreißen ihrer Neigungen und in all die Widersprüche eines Geschicks zu willigen, unter welchem die Liebe welkt und erkaltet. Und gewiß! es ist hart, auf das verzichten zu sollen, worauf wir unser Herz gesetzt haben. Aber auch ein Kind möchte so sprechen, das bei schönem, hellem Wetter in die Schule muß, und unser eigenes Herz, wenn es zur Sünde versucht wird; denn sündigen heißt das thun, was uns im Augenblick höchst lockend erscheint. Was aber das Abbrechen und Zerreißen der Neigungen betrifft, so haben wir das, glaube ich, immer uns selbst zu danken; unserer eigenen Unvorsichtigkeit, wenn nicht Schuld! Außerdem glaube ich aber noch an eine sehr triftige Ursache für das, was uns wie Verstümmelung unserer Herzenstriebe erscheint. Unsere Zuneigungen sind von Natur hinfällig und stehen auf Abbruch, wie ein Gerüst am Hause weggenommen wird, um dem eigentlichen Bau Raum zu geben. Die Liebe ruft das Tiefste im Menschen wach, und jede niedere Stufe der Zuneigung bereitet eine höhere vor. Die Liebe zu Gott ist die höchste, und ich glaube, alles andere muß abfallen, Blatt für Blatt, bis diese Frucht gezeitigt wird. Das Verwelken ist ohne Frage oft unaussprechlich schmerzlich; aber wir sehen dennoch, daß das Herz allein auf sich selbst gestellt, nicht gedeihen kann und bis zuletzt sein starkes Liebebedürfnis behält. Nach der gewöhnlichen Ordnung entwickelt sich dies Herzensleben allmählich in den verschiedenen Phasen kindlicher Zärtlichkeit, brüderlicher Zuneigung, leidenschaftlicher Liebe, reiner, vertrauensvoller, ehelicher Hingabe, sowie endlich der Freundschaft und des Patriotismus. In andern Fällen schreitet die Liebe mehr stoßweise voran, wie es Blumen giebt, die plötzlich erblühen, indem sie mit fast hörbarer Gewalt ihre zarte Knospenhülle durchbrechen. Dann entsteht die große Aufgabe, wenn eine Stufe ausfällt, demütig die nächste zu ersteigen und nicht wieder auf die verlassene zurückzusinken. Wer z. B. während langer, banger Jahre innerer Vereinsamung, den Versuchungen zur Bitterkeit mannhaft widerstehend, ungetrübten Sinnes, geduldig und liebevoll ausharrt, bis sich über der dunklen Tiefe der Regenbogen wieder wölbt, zwar nicht mehr farbenprächtig wie am Lebensmorgen, aber in der Klarheit abendlichen Friedens, wer so sein herbes Geschick aufnimmt und überwindet, der schreitet vorwärts, auch wenn alle seine Liebesbande zerreißen, und gewinnt unsere volle Sympathie.

Ich entsinne mich, daß Tennyson in seiner „Prinzessin" die Nordländer als „düster, wahr und zartfühlend" bezeichnet; und

düster, wahr und innig ist das Kind des Nordens in der That; der Südländer dagegen ist leidenschaftlich, impulsiv und wankelmütig. Ich glaube, ersterer macht den edleren Charakter aus, wenigstens ist es dem Nordländer wiederholt gegeben worden, den entnervten Süden zu regenerieren durch Einflößung edleren Blutes und kraftvolleren, geistigen Lebens. Und wo die Würdigung der Frau die wahrere und tiefere ist, kann wohl nicht zweifelhaft sein, — da, wo sie nur als Spielzeug gilt, oder da, wo sie die Weihe ehrerbietiger Huldigung und verschwiegener Anbetung umgiebt....

Und doch glaube ich, daß jene Gemütsanlage, wie sie nur im Norden gefunden werden kann, noch die Fähigkeit zum Leiden verstärkt, — zum veredelnden Leiden, wenn Sie wollen, aber doch immerhin zum Leiden. Hie und da begegnet man solchen, deren Herz die heiligen Gestalten einer jungen Einbildungskraft rein bewahrt hat. Im allgemeinen aber glaube ich, liegt gerade in der Idealität dieses Strebens eine Gefahr. Es grenzt oft nahe ans Unrecht und wird sehr leicht zum Versucher, ein Lucifer, der vom Himmel gefallen ist. Zartheit wandelt sich in etwas zwar Verwandtes, aber doch anderes, und — Enttäuschung wird Ruin. Erinnern Sie sich aus „Tausend und eine Nacht" der Erzählung von einer Prinzessin, welcher übernatürliche Kräfte eigneten, die sie stets in edler Weise anwandte, — wie sie das Genie entflammte, und, — in dem Kampf durch ihr eigenes Feuer entzündet, — im Moment des Sieges selbst zu einem Häufchen Asche verbrannte? Es ist dies alles sehr geheimnisvoll. Die Kinder des Staubes kriechen in Sicherheit mühselig ihren Weg zu Ende; und die danach streben, feurige Sonnenrosse zu lenken oder den Himmel auf Schwingen wächserner Reinheit durchmessen, werden in ihr Verderben hinabgestürzt, oder versinken in den feuchten, kalten Wassern der Enttäuschung.

Ich stimme eigentlich der Ansicht bei, als habe der Apostel Paulus persönlich keine hohe Auffassung der Frauen gehabt, und es scheint mir dies eng mit seinem Temperament zusammenzuhängen. Ich hatte einen Freund, so warmherzig und feurig wie Paulus, nur ohne dessen Zartheit, der mit derselben Gabe gesegnet oder ungesegnet war und sich in gleicher Weise äußerte; nicht verächtlich, denn er mochte sich gern von Frauen besänftigen und schmeicheln lassen; aber so, als ob sie nur dazu geboren wären, hauptsächlich Gehilfinnen des Mannes zu sein. Die feine Ritterlichkeit des Fühlens, die manche Männer charakterisiert, ist nur vorhanden, wo sich das findet, was Paulus mangelte, und was doch zugleich in mancher Hinsicht eine Gabe war. Doch kann kein Mensch eines dieser menschlichen Gefühle missen, so vielem Jammer er auch da-

durch entgehen mag, ohne in anderer Weise etwas einzubüßen. Mit einer gewissen Ehrfurcht machte ich die interessante Beobachtung, daß edlere Gefühle in ganzer Intensität nur bei denen vorkommen, deren ganze Natur, auch die niedere, — gewaltig veranlagt ist; und daß bei ihnen auch das an sich Niedrige und Gemeine zu etwas Himmlischem erhöht wird. Deshalb glaube ich, daß das Gutsein in den edelsten Naturen Folge gewaltiger Kämpfe sein muß. Gerade wie die Hochflut, die der Themse nichts bedeutet, im Ganges die mächtigste Umwälznng hervorruft, wenn die tausend Meilen weit herströmenden Wasser, selbst wie ein Meer, der hereinbrechenden Flut des Ozeans entgegenwogen.

Ich konnte mir jedoch diese Kälte in Paulus Natur nie mit dem eigenartigen Feuer und der Leidenschaftlichkeit seines Charakters reimen, noch mit seiner merkwürdigen, überströmenden Zärtlichkeit der persönlichen Liebe. Es teilen sich die Männer in drei Klassen, in die des cholerischen oder leidenschaftlichen, in die des sinnlichen und die des melancholischen Temperaments. Paulus gehörte der ersten, der ohne Zweifel edelsten und im ganzen auch glücklichsten an.

Sie fragen nach der Bedeutung von Kebles Worten:

> Wer schmückt sich mit dem Leichentuch,
> Weil Flittern daran hängen?

Kurz vorher sagt er, der Besitz der ganzen Erde sei ohne Wert für uns, wenn wir nichts anderes, Höheres unser eigen nennten, — „selbst wenn der Liebe Kuß ihr Dunkel oft erhelle“. Diesen Kuß vergleicht er dann dem Flitterschmuck einer Leichenbahre. Wer möchte im Sarge liegen, um des Vergnügens willen mit einer flitterbesetzten Sammetdecke behängt zu werden? Welchen Wert kann das für den Toten haben?

Übrigens keine sehr schmeichelhafte Anspielung auf „warme Zuneigungen!“

Er meint: Kann jemand an diesem freudlosen Dasein hängen, um der wenigen beglückenden Momente wahrer Liebe willen, die es uns zumißt? vielmehr der vielen, denn er sagt „oft“. Ich antworte: ich sicherlich!

Jedes Gefühl der Hingebung verlangt nach Ausdruck im Opfer. Es giebt ein Opfer der Lippen, aber auch ein Opfer, das in Verlust und Leiden besteht. Das erste ist leicht und kommt daher am öftesten zum Ausdruck, verhindert damit aber leider das andere. Mit Worten, die uns wenig kosten, wird verschwenderisch umgegangen. Thaten dagegen bedürfen jahrelanger Arbeit, ehe sie den Raum ausfüllen, über den sich ein einziges feierliches Versprechen

hinüberschwingt. Kein Wunder, wenn langsames Thun überflüssig erscheint durch die viel nützlichere Hingabe der Worte, die gewichtige Goldbarre durch das gebräuchlichere Papiergeld. Sobald sich mein ganzes Gefühl in Worten erschöpft hat, bin ich versucht mir einzubilden, das Gefühl habe sein Ziel erreicht und sich verwirklicht. Fahr wohl denn, Arbeit „täglicher Aufopferung", die Hingebung hat ihren Ausweg gefunden.

Diese verschiedene Opferweise hat auch recht verschiedene Folgen. Die Worte wirken erleichternd, sind notwendig, segensreich; denn ohne Aussprache würde ein überwältigendes Gefühl manche Naturen zum Wahnsinn treiben. Weil Aussprechen aber nur Erleichterung gewährt, stärkt es das Gefühl nicht, bewahrt es nur vor krankhafter Steigerung. Eher noch schwächt es, weil es die Schmerzhaftigkeit des Empfindens löst. Es ist ein Sicherheitsventil, das die Gefahr mit sich bringt, so viel Kraft durch einen ungestümen Ruck entweichen zu lassen, daß wenig zurückbleibt, um höhere Energie in That umzusetzen. Aus diesem Grunde freue ich mich, obwohl es meine Qual nicht lindert, wenn meine Worte nicht zu meiner Gemütserregung im Verhältnis stehen. Die andere Ausdrucksweise, das Opfer in Thaten, verleiht dagegen nicht nur eine Erleichterung, sondern Stärkung des Gefühls. Vage flutende Wünsche, die sich in dünner Luft verflüchtigen würden, verdichten sich zu etwas Faßbarem. Sie sind sichtbar vorhanden, eine Thatsache des Lebens, ein Teil deiner Geschichte, in Gold umgesetzter Kredit, ein Pfand für die Zukunft. Denn sollte dein Gefühl sich später ändern, so wäre das ganze Thun, an das du so viel gesetzt hast, weggeworfen. Die ganze Zeit, alles Leiden, das es dich gekostet, wären auf immer verloren. Nun aber mußt du dein Gefühl hüten, um nicht alles zu verlieren. So wird unser Thun uns zur Heimat, die das Gefühl und die Liebe, die sie erbaut hat, an sich fesselt und festhält. Dein Herz baut seine Hütten aus seinen Thaten auf, und lebt von ihren Zinsen. Es hat seine Heimat fortgegeben und besitzt keine andere mehr, als die Nähe derer, denen es alles hingegeben hat. Fortan wohnen zwei Geister miteinander. Ich glaube die himmlische Auffassung dieser Philosophie ist in den Worten enthalten: „Verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen . . . denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." Wir können uns nicht den Aufwand erlauben, so leichtsinnig einen Menschen oder eine Sache fortzuwerfen, an die wir so viel gesetzt haben.

Freundschaft, die nicht das höchste Gute leistet und uns dazu verhilft, den mannigfachen Arten der Selbstsucht zu entgehen und mit frischem Mut unsere Pflicht zu erfüllen, verdient ihren Namen gar nicht.

Es ist mir eine wahrhafte Freude, daß Sie Humboldts Briefe*) so gern haben. Wie notwendig ist es, sich zum voraus gewissermaßen der Stimmung anzupassen, um ein Buch, ein Bild, eine Gesellschaft recht würdigen zu können. Erinnern Sie sich noch, wie wenig Sie sich erst aus dem Buch machten, als Sie es im Auszuge lasen? Erfahrung erst, klarere Einsicht und Anschauungen, die kein Vorsatz und keine Gewalt hätten zuwege bringen können, weil sie auf Erlebnissen beruhen, haben ihm neue Bedeutung verliehen und es Ihnen zu einem neuen Buch gemacht.

Der Unterschied, den Sie in dem moralischen Einfluß Ihrer beiden Aufenthaltsorte finden, ist merkwürdig. Der beschauliche genius loci des einen ist mir verständlich, obwohl er mich immer zum Handeln, zur Bewegung und zu Ausflügen getrieben hat; aber daß der andere Ort einen Thätigkeitsdrang hervorrufen soll, kann ich weniger begreifen. Es liegt ein gewisses Düster über ihm, das eher Trauer hervorruft, wenn Sie sich nicht aus Selbstverteidigung ins Thun stürzen. Vielleicht ist es auch die Atmosphäre der Kultur, die Sie daran gemahnt, daß Sie in einer Welt der Gesetze leben. Nehmen Sie gründlich irgend eine Beschäftigung vor; denn in der Einöde, und überall, wo der Gang der Zivilisation und das Getriebe einer Bevölkerung, die zur Arbeit gezwungen ist, nicht hindringt, verflüchtigt sich das Leben nur zu leicht zu einem Traum, — einem schwermütigen, aber zarten und weichen Traum.

Hier in Cheltenham finde ich vieles verändert. Die meisten meiner Bekannten sind fort, verheiratet, begraben oder mir fremd geworden.

Die nächsten Briefe sind Ausdruck verschiedener Stimmungen:

Nichts ist in mir, um Gutes zu entfachen. Nichts, absolut und buchstäblich nichts Wahres und Gutes! Vielleicht etwas, das ein höheres Wesen schmerzlich und milde als Keim einer einst möglichen, — vielleicht in den Ewigkeiten erreichbaren Güte erkennen würde. Aber seit Jahren steckt sie noch in den ersten Anfängen, — mehr oder weniger verwelkt und vertrocknet. Ein gewöhnlicher Gärtner würde eines sehr scharfen Mikroskops bedürfen, um das kleinste Symptom vorhandenen Lebens zu entdecken, und der oberste Gärtner es vielleicht nur bemerken in der Fähigkeit eines intensiven Hasses gegen gewisse Ausgestaltungen des Bösen: aber versauert und verbittert! Im Haß gegen Unrecht offenbart sich noch ein Lebensfunke; aber die zuversichtliche Liebe und Hoffnung auf das Gute liegt unter der Asche begraben. Ich bin wahrhaft erfreut, daß Sie

*) Wahrscheinlich sind hier Wilhelm von Humboldts „Briefe an eine Freundin" gemeint.

anfangen, die Schönheit und Gewalt solcher Schriftsteller wie Newman und Channing zu empfinden. Ich glaube, Sie werden mir den genialen Geist des letzteren bald zugestehen. Er hat, wie jeder Mann von Genie, eine schlichte Ausdrucksweise. Er besitzt nicht die Kraft Macauleyscher Diktion, greift aber viel tiefer, wenn es wahr ist, que les grandes pensées viennent du coeur!

Ich habe meinen Entschluß nicht aufgegeben und hoffe, ihn nicht außeracht zu setzen. Ich suche meinen Willen mit Gottes Willen in Einklang zu bringen, ihm meinen unterzuordnen und mit seinem zu verschmelzen. Miltons Worte über seine Blindheit fuhren mir durch den Sinn, „man darf nicht einen Zollbreit Hoffnung fahren lassen, und nicht mit dem Willen des Himmels rechten, sondern einfach vorwärts steuern“. Ich konnte beten, daß ich und die mir Teuersten in allen Dingen, unbeirrt durch Sophismen, nur das Rechte erkennen und thun möchten. Ich entsinne mich seit lange nicht eines so beschwichtigten und gedemütigten Gefühls wie heute morgen bei der Andacht. Mehr Lindigkeit schien auf meine Seele herabzuträufeln, als ich seit lange empfunden habe. Ich hätte weinen können; nicht Thränen des Glückes oder sanguinischen Hoffens, sondern besänftigter, gestillter Wehmut. Ich weiß eigentlich, nicht warum. Es würde wenigstens lange dauern, ehe ich meinen Gedankengang klar legen könnte. . . . Es handelte sich dabei sehr wenig um mich oder meine eigenen Kümmernisse. Wordsworth spricht einmal darüber, wie sich jugendliche Enttäuschung in Resignation, ja zuletzt fast zu Heiterkeit verkläre; zu einer Art süßer Schwermut und einer Ruhe, die den beschwichtigenden Gedanken entspringe, die überwundenes Leid zeitigt.

Nebel und Dunkelheit halten die Sonne heute versteckt, aber es ist warm, ja schwül. Ich habe mir heut eine Zeiteinteilung gemacht. Von 10—11 will ich meinem kleinen Charly Geographiestunde geben; die Stunden vorher sind eigenen Studien gewidmet, die sich eine Zeit lang hauptsächlich auf Werke über die Genesis beziehen werden. Ich will Bücher wie Pritchards „Physische Geschichte des Menschen“, Wilkinsons „Die Ägypter“ 2c. gründlich studieren. Augenblicklich bin ich in Palfrey, einen Amerikaner, vertieft, und in zwei der besten Deutschen, die auf allen Gebieten wissenschaftlicher Forschung den Engländern unermeßlich weit voraus sind und ihren Gegenstand wirklich erschöpfen.

Von 11—1 Uhr Fortsetzung dieser Studien. Dann empfange ich Besuche oder schreibe Briefe. Um ¾3 Uhr stürze ich zur Post. Drei- oder viermal wöchentlich unterrichte ich in der Fortbildungsschule in Kirchengeschichte; ich bin jetzt bei Daniel und Johannes.

Dann Krankenbesuche, Verabredungen, Spaziergang ꝛc., Mittagessen um 6 Uhr; lausche Charlys Geplapper bis 8 und studiere dann wieder bis 10 Uhr. Diese Reihenfolge kann aber nur annähernd festgehalten werden; denn Rechnungen, Unterbrechungen, stören in trauriger Weise den bestüberlegten Plan. Aber nur wenn ich bis an den Kragen in harter Arbeit stecke, kann ich Gedanken entgehen, die mich sonst zerrütten würden.

In früheren Jahren hat sich mir der Plan, jeden Abend alle Verabredungen und Verpflichtungen für den folgenden Tag aufzuschreiben, und eine gute Stundeneinteilung zu treffen, als sehr nützlich erwiesen. Man bringt mehr vor sich, als wenn viel Zeit mit entwerfen und überlegen: Was nun? vertan wird. Ein gesunder Zug geht durch den Tag, an dessen Schluß man ein Gefühl von Befriedigung verspürt, wenn man das meiste, was geplant war, ausgeführt hat. Hierin liegt das Geheimnis, wie man Geringfügigkeiten erheben kann. Vereinzelt ohne Bedeutung wachsen sie, als Teile eines planmäßigen Ganzen. Außerdem, und dies ist das wichtigste, erlangt man dadurch Willensbewußtsein, das Gegenteil von dem Gefühl der eigenen Ohnmacht. Der Begriff der Zeit ist für mich wenigstens überwältigend, und will oft meine Energie lähmen. Die Zeit, die ununterbrochen, unwiederbringlich verrauscht, Welten und Jahrhunderte ins Leben ruft und „unsere geräuschvollen Jahre zu Augenblicken macht in der Allgegenwart der ewigen Stille“. Das Gefühl unserer Machtlosigkeit dem gegenüber hat für mich etwas Peinigendes. Aber ein kleiner, fester Plan schwächt diesen Eindruck ab. Du fühlst, daß du deinen Lauf in der Gewalt behältst, du wirst fortgetragen, aber nicht fortgerissen. Die Stromschnellen treibst du freilich hinab, aber du steuerst und stemmst dein Floß selbst, der Zeitenstrom wird dein Vasall und nicht dein Besieger.

Über Robertsons häusliches Leben, seine persönlichen Beziehungen und seine Freunde erfahren wir aus Stopford Brookes Lebensbild beinah nichts. Frederick Arnold hat in seinem 1886 erschienenen „Robertson of Brighton“ (London, Ward & Downey) den Versuch gemacht, diesem Mangel abzuhelfen. Aber er bleibt mit seinen Mitteilungen mit wenigen Ausnahmen so auf die äußerste Peripherie beschränkt, daß Robertson nur um so mehr wie ein einsamer Wandelstern erscheint, von den Mitbewohnern seiner Stadt in weitem Abstand umkreist. Auch verhalten sich

die Notizen über ihn und seine Umgebung aus zweiter, dritter Hand zu seinen Briefen, wie der Niederschlag seines Wesens auf kleinere Geister zu seiner Persönlichkeit selbst.

Doch sind manche der Mitteilungen nicht ohne allgemeines Interesse.

Arnold rühmt, wie verständig und liebevoll er auf die Natur seiner Kinder eingegangen sei. So verkündete Charly eines Tages, er sei brav wie ein Löwe. Da hob ihn sein Vater in die Höhe und erklärte ihm, von welcher Art die Tapferkeit des Löwen sei, und wie ein kleiner Knabe nicht nach Weise des Löwen, sondern in höherem Sinne brav sein könne und solle. Als er ein anderes Mal bemerkte, daß der Knabe bei einer Gelegenheit, wo ihn Tadel traf, recht hatte, brachte er dies, — geleitet von der richtigen Empfindung, daß ein Kind durch nichts so leicht geschädigt werde, wie durch eine Verletzung seines Gerechtigkeitsgefühls, sogleich zum Austrag und ließ dem Kinde seinen vollen Schutz angedeihen.

So still es in seinem Hause zuging, so bunt und geräuschvoll flutete draußen das Leben. Doch kam er wenig mit der Badegesellschaft in Berührung. Er lernte wohl einige der geistig hervorragendsten und auch etliche der vornehmen Leute darunter kennen, nahm aber keine Stellung in dem ihm antipathischen Leben und Treiben der Menge der Fremden ein.

Nur mit wenigen der besten Menschen verkehrte er, mit diesen wenigen aber pflegte er vertrauten, nahen Umgang. Größere Gesellschaften besuchte er nicht, oder ganz ausnahmsweise, und höchst selten nur lud er selbst Gäste ein. Doch sehr liebte er es, wenn die ihn besuchenden Freunde in zwangloser Weise an den häuslichen Mahlzeiten teilnahmen.

So lesen wir in einem seiner Briefe:

Ich komme eben zurück von —s, wo ich den Abend zugebracht habe. Ich machte heut mit — einen langen Spaziergang. Sie ist unter Chalmers Einfluß aufgewachsen, hat aber einen weiten, umfassenden Horizont, ist frisch, lebendig, überströmend von dem sie beglückenden Verlangen und Bestreben, Gutes zu thun. Sie hat auf ihren Besitzungen und überall, wo sie hinkommt, allerlei ins

Werk gesetzt. Auf solcher Thätigkeit beruht das Geheimnis des Glücks. Ich brachte den Abend mit ihnen allein zu und fühlte mich dadurch erfrischt. Wir hatten lange Unterhaltungen über Beichte, Absolution, Wiedergeburt durch die Taufe, und wie Frieden und Heiligung nach dem Rückfall in Sünde wiederzugewinnen sei.

Ihre Kritik über „der Wille muß dem Gesetz vorangegangen sein“ ist ganz richtig. Unser Verständnisvermögen muß seiner ganzen Beschaffenheit nach das Gesetz als das erste erfassen, nicht zeitlich, sondern begrifflich. Das gilt dem ewigen Willen gegenüber besonders in allen Fragen der Moral. Die Beschaffenheit des Universums ist die Verwirklichung der göttlichen Idee; folglich muß die Idee der Verwirklichung voraufgegangen sein. Alles, was Sie darüber sagen, ist vollkommen wahr und klar gedacht.

Mit der Geistlichkeit in Brighton stand Robertson, wie es scheint, wenig oder gar nicht in persönlichem Verkehr, doch hatte er zu einigen Predigern der Umgegend, wie u. a. zu Pastor Tower, freundschaftliche Beziehungen.

Gleich im ersten Jahre in Brighton erneute er die in Heidelberg geknüpfte Bekanntschaft mit Crabbe Robinson, einem Schriftsteller, der zu Goethe und Wordsworth in Beziehung gestanden hatte und seiner Zeit (er ist erst kürzlich gestorben) litterarisches Ansehen in England genoß. Robinson, obwohl Unitarier, spricht in seinen Schriften mit großer Wärme und Bewunderung von Robertson und seinen Predigten: Mein Erstaunen wächst, so oft ich diesen Mann sehe . . . Er sagte mir (am 15. Februar 1851): Ich fühle mich jetzt behaglicher in der anglikanischen Kirche, als früher. Ich kenne jetzt meine Mission, und wenn ich noch ein paar Jahre am Leben bleibe, wird mein Wirken nicht vergeblich gewesen sein. Es ist meine Aufgabe, Leuten von einem gewissen geistigen Niveau klar zu machen, daß die englische Kirche eine Fülle von Wahrheitssubstanz in sich birgt, die den wahrscheinlich bald eintretenden Zusammenbruch der gewöhnlichen (vulgar) orthodoxen Kirche überdauern wird.

Robertson hatte Freude an diesem Verkehr. Er schreibt darüber:

Crabbe Robinson trank gestern Abend Thee mit mir. Er war sprudelnd, erzählte Anekdoten und war dabei mehr als je erpicht auf religiöse Information. Meine Predigt vom vorigen Sonntag scheint ihn als originell gepackt zu haben. In einer Gesellschaft, in der ich der Gegenstand übelwollender Bemerkungen und Verketzerungen gewesen bin, hat er gesagt: „Ich habe ihn nie gehört, ohne daß sich mir ein Stein des Anstoßes gehoben, und er Lehren, die mir sonst in dem orthodoxen System absurd erschienen, in Übereinstimmung zu setzen gewußt hätte mit den ewigen Gesetzen der Vernunft und Wahrheit."

Arnold berichtet ferner, Robertson habe mit Thackeray und andern litterarischen Größen ganz interessante, wenn auch nur flüchtige Berührungen gehabt.

Wertvoller als all diese Notizen sind aber Arnolds Mitteilungen über Robertsons Verkehr mit Julian Young. Mr. Young war ein, wie es scheint, wohlhabender jüngerer Mann, der in den Dünen von Sussex, in der Nähe von Hastings, ein Landhaus besaß. Aus den, in seinen „Last Leaves" veröffentlichten Briefen Robertsons ist ersichtlich, daß Youngs Persönlichkeit in ganz bestimmter Weise wohlthuend auf ihn gewirkt haben muß. Sie rief einen Humor in ihm wach, den wir sonst in keinem seiner brieflichen Mitteilungen gewahren. Einen freilich sarkastischen, aber doch befreienden Humor, der namentlich in den Briefen aus seiner letzten Krankheit hervortritt.

Robertson war ein ausgezeichneter Fußgänger, und sein Freund ebenfalls. Wenn Mr. Young von Hastings nach Brighton kam, konnte er immer auf einen Spaziergang mit Robertson rechnen. Sie suchten dann möglichst schnell durch Seitenstraßen bergan zu gelangen, um den zahllosen, unvermeidlichen Begrüßungen auf den Dünen auszuweichen. In den belebten Straßen wurde Robertson unausgesetzt gegrüßt, und verhielt sich demgegenüber zurückhaltend und gezwungen. Sobald sie aber auf dem Rasen der Hügel angelangt waren, und der Seewind ihnen entgegenwehte, breitete er seine Arme aus, atmete tief auf und war beglückt durch das Lebensgefühl und die Freiheit, die ihn hier umfingen. Young

war meist der Hörende, und Robertson ergoß das Feuer seiner Seele mit der ihm eigenen Unerschöpflichkeit. Alle oberflächliche Unterhaltung war alsdann ausgeschlossen, und nur den Geist erhebenden Gedanken Zutritt verstattet.

Der folgende Brief Robertsons ist aus dem Beginn ihrer Bekanntschaft:

Mein lieber Young! Vielen Dank für Ihren Brief, der so ermutigend wirkte, wie jeder Beweis der Sympathie und des Beifalls, auf einen Menschen, der wie ich, an allen Ecken geplagt und angefallen wird. Ihre Annahme meines zunehmenden Einflusses in Brighton ist jedoch die Ausgeburt einer lebhaften und freundschaftlichen Einbildungskraft. Denn mir kommt nichts zu Ohren, als ein undeutliches Gesumme aller erdenklichen und unerdenklichen Verleumdungen. Was eigentlich in mir die Ursache zu dieser giftigen Antipathie und Opposition ist, kann ich nicht erraten, und es erstaunt mich oft, da ich mir nicht bewußt bin, in Gesellschaft das Gespräch an mich zu reißen, oder andern eine allein seligmachende Denkweise vorzuschreiben *), was gegen mich erbittern könnte. Es muß aber etwas persönlich Beleidigendes in mir oder meiner Art oder in irgend etwas sonst liegen; denn bloße Nichtübereinstimmung mit meinen Ansichten wäre keine genügende Erklärung für die Heftigkeit der Verlästerungen, die ich hervorrufe; denn manche der wider mich ausgestreuten Lügen sind nicht mehr unschuldiger Art. . . .

Die kleinlichen Verfolgungen, denen man in diesen entmannten Tagen von entmannten Frömmlern ausgesetzt ist, gemahnen einen an die Zeiten, wo die Wahrheit nur durch wirkliche Verluste erkauft werden konnte, zu dem das Gebrumm von ganz Brighton sich nur wie das Summen eines Mückenschwarms verhält. Aber selbst unaufhörliche Mückenstiche können einen halb verrückt machen auf der heißen staubigen Mittagshöhe der Arbeit, wenn die Frische und Hoffnungsfreudigkeit des Morgens dahin, und die beruhigende Abendkühle noch nicht angebrochen ist. Manchmal (etwa in der Art, wie eine Fliege das Gebahren des Elefanten versteht) denke ich an Elias unter seinem Wachholderbaum und teile seinen Wunsch! Aber

Die Guten ruft der Tod am ehsten,
Und deren Herzen trocken sind wie Sonnenstaub,
Brennen herab bis auf den Sockel.

---

*) Im Englischen lautet der sprichwörtliche Ausdruck, den er hier anwendet: „to lay down the law“.

Young berichtet ferner:

Robertson kam mit zwei andern Freunden zu mir aufs Land und wir beschlossen, den Tag im Freien zuzubringen. Er war sonderbar einsiedlerisch gestimmt, aber dabei voll innerer Heiterkeit. Er hielt mich bei den Blumen zurück, scheinbar um mich etwas darüber zu fragen, — sah schelmisch den andern nach, die uns voraufgingen, und frug: „Können wir sie allein wandern lassen? giebt es noch einen Seitenweg auf die Dünen?“ Ich sagte ihm, daß er alsdann über eine Mauer springen müßte. „O, das thut nichts.“ Er sprang behend über die Mauer, jagte über den Rasen, und nach einem schnellen Gang, während dessen er die Luft zu trinken schien, erreichten wir einen Buchenwald und warteten hier auf unsere Freunde. Beim gemeinsamen Frühstück war er dann, — das einzige Mal, daß ich ihn so sah, — fast ausgelassen lustig und sein Gespräch übersprudelnd von Paradoxien. Spät abends verließ er uns mit einigen Blumen, die er seinem Sohn auftrug, sorgfältig inacht zu nehmen: „Du weißt, Charly, daß Mama Blumen so liebt!“

Sehen wir ihn hier unter dem Einfluß der Natur frei und fröhlich aufatmen, so zeigt uns der Brief eines andern Freundes, wie tief die Schatten seines Lebens bis in sein innerstes Gemüt sich einzudrängen und es zu verbittern drohten:

Er besaß mehr blitzenden und sprühenden Witz, als eigentlich erwärmenden Humor; und hier und da, wenn das Gespräch ernster wurde, brach bei ihm ein Gefühl von Bitterkeit hervor, das all seinen Anschauungen über Menschen und Ereignissen beigemischt zu sein schien. Ich glaube, daß bei ihm Erfahrung und Streben vielfach in grellem Widerspruch standen und ihn in heißen Kampf verwickelten. Und dieses innerliche Kämpfen war es, was ihn so schmerzlich anziehend machte. Ich hatte, namentlich als ich ihn zuerst kennen lernte, den Eindruck, daß er in gewöhnlicher Gesellschaft die Unterhaltung in zu hoher Tonart führte, und daß es ihm an der allgemeinen gesellschaftlichen Fühlung fehle, die alles

ausgleicht durch Anschlagen der oberen Terz, statt immer den Grundton zu greifen.

Er hatte ein so lebhaftes Bewußtsein von der zerstörenden und tötenden Gewalt der Sünde, daß es in gewissen Fällen die Hoffnung auf die wiederherstellenden Mächte, die das Christentum offenbart, ganz in ihm erstickte. . . . Wenn ich mir unsere Gespräche zurückrufe, mit Robertsons Äußerungen einer tiefwurzelnden Verzweiflung hinsichtlich des Schicksals vieler Menschen, so finde ich meinen alten Eindruck bestätigt, daß diese Verzweiflung eng mit der Schwermut in Zusammenhang stand, die wie ein unterirdischer Strom all seine Predigten durchzieht. . . .

Die Höhe seiner Ideale war es vornehmlich, die ihm viel Kummer und Enttäuschung eintrug. Und er glaubte wirklich zeitweise, alle tieferen Naturen müßten unglücklich sein. Eines Tages, als wir über die reichen Anlagen eines Jünglings sprachen, für den wir uns beide interessierten, sagte er mit besonderem Nachdruck: „Wie unglücklich wird er werden!"

Nahe befreundet war ihm sein Kirchmeister Bowdidge, der die äußeren, schwierigen finanziellen Verhältnisse in der Gemeinde mit großer Mühe und Treue geregelt hatte. In seinen Armen ist Robertson gestorben.

Er wohnte ganz in der Nähe von Trinity Chapel, und Robertson fühlte sich bei ihm wie zuhause. Er blieb Sonntags zwischen den Gottesdiensten öfter ganz dort und nahm ein einfaches Mittagsmahl mit ihm ein. Bowdidge war eine populäre Persönlichkeit in Brighton; ein zuverlässiger, ehrenhafter Charakter. Keine größere Freude kannte er bis zuletzt, als von Robertson zu sprechen: „Ich wäre für ihn durch Feuer und Wasser gegangen", pflegte er zu sagen, „aber die meisten Leute hier haben erst nach seinem Tode erkannt, was für ein Mensch er war. Sie kamen nur, um ihn anzustaunen." Er erzählt ein Beispiel, wie wenig eitel Robertson gewesen sei. Bowdidge war mit ihm beim Photographen, der eine Aufnahme von Robertson gemacht; aber als die

Rede auf Vervielfältigung seiner Bilder kam, zertrat Robertson die Platte.

Nach einer kurzen Erholungszeit bei den Freunden in Irland schreibt Robertson 1852:

Ihren willkommenen Brief erhielt ich gestern Nachmittag, als ich tief in der Arbeit steckte. Das ruhige Wetter, das Sie erwähnen, erstreckte sich nicht auf den irischen Kanal, denn der Wind blies scharf aus der Richtung des Hafens; außerdem waren die Folgen der vorhergehenden Stürme noch auf der Oberfläche der See zu bemerken, die wie ein überkochender Kessel aufschäumte. Ich war noch nie so seekrank. Ich sandte ein Telegramm an B. [Bowdidge?], daß ich wahrscheinlich Sonntag nicht zuhause sein würde. Später entschloß ich mich aber, der Schwäche Herr zu werden, und kam gerade noch zur Zeit nach London.

Ich merke jetzt schon den Mangel an anstrengender körperlicher Bewegung, dem einzigen Mittel gegen reizbare Nerven.

Er war noch rechtzeitig eingetroffen und konnte Sonntag Vormittag predigen. Bowdidge, bei dem er abgestiegen, da seine Familie verreist war, erzählt, er habe den Entwurf zu der Predigt unterwegs auf den unbedruckten Rand der „Times" geschrieben; er erinnere sich aber nie, eine so bedeutende, gewaltige Predigt von Robertson gehört zu haben. Doch habe er sie nicht unter den im Druck veröffentlichten finden können.

Ich selbst hatte die Freude, in Brighton noch die Bekanntschaft von Robertsons altem Küster Mr. Phelips, einem nun gewiß achtzigjährigen Manne, zu machen. Man trifft ja häufig Bedienstete, die mit größerer oder geringerer Wärme von ihren Herren sprechen. In allem aber, was Mr. Phelips über Robertson sagte, lag eine Glut der Innigkeit und Verehrung, die nicht aus dem Temperament des Küsters zu erklären war, sondern in schwachem Abglanz den mächtigen Eindruck wiedergab, den Robertson auch auf Leute anderer Bildungsstufen gemacht haben muß. Hier war einmal ein Held, dessen Größe auch der Kammerdiener in gewisser Weise erkennen konnte. „Alle Predigten, die er in Brighton gehalten hat, habe ich gehört, eine ausgenommen; jeden Sonntag habe ich ihn zweimal zum Gottesdienst angekleidet: es vergehen

nicht vierundzwanzig Stunden, daß ich nicht an ihn denke.“ In den Lectures über die Korintherbriefe hätte Robertson „his most domestic views“ niedergelegt. Er meinte damit wohl seine Gedanken über das praktische Leben: Ehe, Familie, Almosen-geben u. dgl. — Er habe danach Lectures über das Buch Hiob halten wollen; darüber sei er gestorben.

Das Wichtigste aus dieser Unterredung war mir aber Phelips Urteil über Stopford Brookes Biographie. Er war der Meinung, sie gäbe eine zu düstere, melancholische Vorstellung von Robertsons Wesen. Er sei eigentlich immer heiter gewesen, habe stets ein freundliches Wort und oft einen Scherz bereit gehabt. Seine Frau habe er mit größter Rücksicht, seine Kinder mit Zärtlichkeit umgeben. Nie sei er ungeduldig oder heftig geworden.

Daraus ist ersichtlich, einmal, welche Selbstbeherrschung er trotz seiner nervösen Reizbarkeit übte, und ferner, wie er nach Art der „Stimmungsmenschen“ sich durch briefliches Aussprechen von den Gedanken und Empfindungen, die ihn drückten, entlastete, und nun befreit ins Leben trat.

Ich sprach in Brighton noch mehr Menschen, die selbst oder durch ihre Väter mit Robertson in Berührung gestanden hatten, namentlich durch den Arbeiterverein. Die Engländer sind nichts weniger, als demonstrativ in ihrem Wesen; von Robertson sprachen sie aber mit einem Ton und Blick, wie von einem Wesen höherer Art.

Arnold bestätigt dies in vollem Umfange. Er erzählt, daß alte Leute, die noch mit Robertson in Berührung gestanden hatten, häufig weinten, wenn sie nur von ihm sprachen. Er habe nie und nirgend so allgemeine und tiefgehende Spuren eines persönlichen Einflusses erlebt, wie sie Robertson hinterlassen habe.

So wenig Robertson es selbst glaubte, war er doch ein Mann für alle, für vornehm wie gering. Leuten jeden Standes und Bekenntnisses, die ihm unbefangen entgegentraten, bis in die ärmsten Schichten der Gesellschaft, gewann er das Herz ab. Ein kleiner Buchhändler, der, obwohl Baptist, nie in Trinity Chapel

fehlte, Ladenbesitzer u. a. m., so namentlich auch ein alter, freisinniger Schuster, mit dem Robertson in seiner Werkstatt zu philosophieren pflegte, betonten mit Vorliebe, daß sie in ihm einmal einen „wahren, ganzen Menschen“ gefunden hätten!

Ein kleiner Ladenbesitzer vertraute Arnold an, daß, sobald er sich versucht fühle, jemanden im Geschäft zu übervorteilen, er schnell in das Nebenzimmer gehe, und ein Blick auf Robertsons Bild genüge alsdann, ihn nichts thun zu lassen, was dieser nicht sehen dürfte.

Einer von Robertsons besten Freunden, der ihn genau gekannt hat, war der ihm von Cheltenham her zugethane Dr. Acworth. Ihm haben wir viele Beiträge, namentlich zu dem ersten Teil von „Robertsons Leben und Briefen“ zu danken.

Im späteren Leben wurde Dr. Acworth Homöopath, und gab aus Überzeugung seine große Praxis mit bedeutendem Einkommen in Cheltenham auf. Robertson spricht nie ohne Ironie über Homöopathie, aber für die Selbstaufopferung und Überzeugungstreue, die sich in dieser Handlungsweise des Freundes ausdrückte, besaß er volle Würdigung. Nach Arnold hätten beide Männer manche Eigentümlichkeiten gemein gehabt. Was Acworth über Robertsons Charakter mitteilt, hätte in vieler Hinsicht auf ihn selbst gepaßt. Später hat er in Brighton auch als Homöopath eine große Praxis ausgeübt.

Unter den Freunden in Brighton stand Robertson wohl Lady Byron, die Gemahlin des Dichters, am nächsten. Er sagt von ihr, sie sei eine der edelsten, reinsten Frauen, die er kenne: „Ihr ruhiges, in echter Selbstzucht stehendes Wesen, ihre warme, persönliche Teilnahme und der Einblick in ihre mannigfachen Erfahrungen, sind mit das Beste, was mir hier zuteil geworden ist.“

Frederick Arnold widmet Lady Byron ein ausführliches Kapitel. Er teilt Urteile berühmter Zeitgenossen über sie mit, spricht von ihrem versöhnten Gefühl Byron gegenüber und berichtet über die Lebensschicksale ihrer Tochter und Enkel. Wir heben hier nur das auf Robertson Bezügliche heraus.

Zwischen der Witwe des größten Dichters seiner Zeit und dem warmherzigen, jungen Geistlichen entwickelte sich allmählich eine tiefe, warme Freundschaft. Eine lebhafte Sympathie verband sie in allen Fragen des höheren Lebens und allen Angelegenheiten praktischer Wohlthätigkeit. Sie kamen in nahen persönlichen Verkehr. Robertson war ihr Ratgeber und Freund bei all ihrem privaten und öffentlichen Wohlthun. Er stand am Sterbebett ihrer Tochter, deren Seelsorger er während ihrer letzten Krankheit war, in der alle religiösen Zweifel, die sie bis dahin gequält hatten, schwanden. Er beriet mit Lady Byron die Erziehung ihrer Enkel.

Er berichtet von einem Besuch auf ihrem Landsitz aus dem Jahr 1853:

Heute Morgen bin ich hier zum Besuch bei Lady Byron eingetroffen und den ganzen Tag zuhause geblieben, da ich noch nicht Zeit fand, mir die Gegend anzusehen, die interessant sein soll, reich an Wald und schönen Gemeindewiesen. Lady Byron zeigte mir ein Bildnis [ihrer Tochter] Lady Lovelaces aus ihrem siebzehnten Lebensjahre. Wie anders, als ich sie gekannt habe! Sie muß hübsch gewesen sein, und ein Zug nachdenklicher Schwermut sie damals charakterisiert haben. „Unser kurzes Leben umsäumt ein Schlaf!“ Entsetzlich; denn es gemahnt uns, daß nur eins Bestand hat, — der Charakter. Ich sah heut auch das Originalmanuskript von „Beppo“, nach dem das Gedicht gedruckt worden ist. Das alles sind seltsame Eindrücke, die in gewissen Stimmungen mancherlei Reflexionen und Empfindungen erwecken: Wie die Zeit verrauscht, wie nah das Fernste dem Nächsten liegt, wie nichtig unsere eigene Existenz in diesem Zeitenfluten. In diesen Gedanken liegt nichts Neues, aber sie sind uns jedesmal wieder neu, sobald sie uns innerlich packen. Die Stille hier wirkt erfrischend nach dem unvermeidlichen Leben en évidance in Brighton, seiner Hast und dem Blenden des Meeres. Erst einige Stunden abwesend, habe ich schon das Gefühl, dem öffentlichen Leben entronnen und dem wahren Leben und mir selbst wiedergegeben zu sein. Kein Gewicht ermüdender Pflichten hängt über meinem Haupt, keine Notwendigkeit, zu einer aus Kritikern bestehenden Versammlung zu reden, die anscheinend von mir belehrt werden will. Und doch muß ich in drei Tagen schon wieder an meinem alten Platz, bei meiner alten Arbeit sein.

Er sollte Lady Byrons litterarischer Testamentsvollstrecker werden; die Briefe und Papiere, die Licht geworfen hätten auf

das tiefe und noch nicht gelöste Geheimnis ihres Lebens, waren ihm anvertraut; aber die bejahrte Frau sollte den so viel jüngeren Freund noch um sieben Jahre überleben.

Lady Byron war eine in ihrer Art hervorragende Frau. Ihr Leben war ganz der praktischen Wohlthätigkeit geweiht. Ihr verdankt England z. B. seine erste Gewerbeschule. Manches Unrecht, das Byron verschuldet, hat sie zu sühnen getrachtet.

Ein Porträt, das sie als schöne alte Frau darstellt, macht vorzugsweise den Eindruck von Charakter und Willensstärke. Alle Angelegenheiten ihres Lebens und Wohlthuns waren stets vollkommen geregelt, und dankbar rühmt sie Robertsons scharfen Blick in verwickelten, geschäftlichen Fragen. Eine edle, aber willkürliche Natur, war sie nicht frei von Exzentrizitäten. So wollte sie bei Robertsons Begräbnis nicht im Wagen folgen, weil sie nicht würdig sei, selbst zu Fuß der Leiche eines so frommen, heiligen Mannes das Geleit zu geben.

In religiöser Beziehung hatte sie freie Ansichten. Sie legte kirchlichen Bekenntnisformen keinen Wert bei. Dagegen war sie eine Anhängerin des Spiritismus, in dessen Enthüllungen sie Beweise der Auferstehung Christi zu erblicken glaubte.

Da Robertson, der stets über Vermögen von seinem geringen Einkommen Notleidenden mitgeteilt, den Seinigen fast nichts hinterlassen hatte, so war es diese edle Frau vornehmlich, die im Verein mit andern Freunden es sich zur Freude machte, nach seinem Tode für die hinterbliebenen Kinder zu sorgen, bis ihnen durch die Veröffentlichung seiner Predigten ein erhebliches Vermögen zufiel.

Wie unverstanden Robertson — mit einer Ausnahme, — aber auch seinen nächsten Freunden geblieben ist, spricht ein Gedicht aus, das Lady Byron, damals von Brighton abwesend, bei der Nachricht von seinem Tode verfaßt hat:

Nicht Blumen von der irdschen Flur
Kann streun ich auf dein Grab,
Doch Blüten giebts, von Lieb gehegt,
Die niemals fallen ab.

Verpflanzt aus Edens Paradies
Herüber in die Zeit,
Blühn sie, wo still ein Menschenherz
Sich streckt zur Ewigkeit.

Indes dein Hügel wird geschmückt
Von unbekannter Hand,
Die still die Nadel hat geführt,
Behaun den Stein am Strand, —
Möcht winden ich von jedem Halm
Um deine Stirn den Kranz,
Der deiner Brust entsproß, — verhüllt,
Doch unverwelklich ganz.

Doch was könnt schildern uns dich selbst,
Du unverstandner Mann,
Du Rätsel, des verschwiegnen Sinn
Nur Gott entsiegeln kann?
Ließ je ein Wolkenriß uns schaun *)
Dein Seelenfirmament —
Weit jenseit lag sein tiefes Blau
Der Welt, die Stürme kennt.

(Übersetzt von J. v. L.)

---

*) If parted clouds a moment show'd
The blue depths of thy soul,
T'was but to prove them far beyond
The skies where thunders roll.

Vierzehntes Kapitel.

[Robertsons Briefe — Seine Klagen — Kontrast zwischen seinen Predigten und Briefen — Über die Frage von der höchsten Vorsehung — Die wahre Bedeutung von Schmerz und Leid — Das Gesetz des Opfers — Trost bei Todesfällen — Gedanken über Unsterblichkeit — Über Wiedersehen nach dem Tode — Über Ewigkeit — Über Tennysons „In Memoriam" — Reliquien Verstorbener — Robertsons Menschenkenntnis — Sein Eingehen auf andere — Allerlei Psychologisches — Über zurückhaltende Menschen — Über Romantik in der Liebe — Über hochfliegende Naturen — Über Charakterentfaltung — Jesu individuelle Behandlungsweise der Menschen — Über Mißtrauen — Über die Einwirkung von Schreckensscenen — Über unbewußten Einfluß — Robertsons Idiosynkrasieen — Abneigung gegen Schaugepränge — Sind materielle Dinge Offenbarungen göttlicher Wahrheit? — Über Andenken — Schönheit ist nur vereinbar mit Gesundheit.]

Unter Leiden prägt der Meister
In die Herzen, in die Geister
Sein allgeltend Bildnis ein . . .
Karl Friedrich Hartmann.

Du kannst die Geheimnisse eines andern Herzens nicht enthüllt sehen, ohne in dir selbst etwas damit Verwandtes zu finden, was dir vielleicht die Rätsel des eigenen Herzens erst löst.
Robertson („Salomos Umkehr").

Man hat die Frage aufgeworfen, ob Robertsons eigentliche, wahre Persönlichkeit richtiger aus seinen Briefen oder aus seinen Predigten erkannt werde. In den Predigten sehen wir ihn unzweifelhaft auf seiner ganzen Höhe. Sie zeigen uns, was er zu sein strebte, und was er in seinen besten und höchsten Momenten auch wirklich erreichte. Was seine Briefe angeht, so kann man, um gerecht zu sein, keinen Menschen allein nach der eigenen Schilderung seines inneren Lebens beurteilen. Gerade Menschen wie Robertson sind streng und unnachsichtig gegen sich selbst. Sie schreiben oft in dem Gefühl tiefen Wehes, unter dem Eindruck

des Augenblicks, und, nachdem sie ihre schmerzliche Stimmung hierdurch überwanden, geschieht es wohl, daß sie heraustreten aus ihrem Studierzimmer und eine Thatkraft entfalten, von der niemand glauben würde, daß ihr Besitzer vor einer Stunde noch unter dem Eindruck stand, als ob er nutzlos wäre unter seinem Geschlecht und sich in bitteren Worten darüber Luft machte.

Manche werden beim Lesen derartiger Stimmungsergüsse gegen Robertson den Vorwurf erheben, zu sehr einen Hang zur Einsamkeit und ein unauslöschliches Verlangen nach Sympathie betont zu haben. Sie werden sich versucht fühlen, sein Klagen unmännlich, seine öfter auftauchenden Zweifel unchristlich zu finden. Aber nur, wer sich in Robertsons Natur hineinzudenken, und wie er die Qual und Sünde der Welt in lebendigstem Mitgefühl zu erfassen vermag, nur der, welcher den tiefsten Schmerz und die höchste Wonne empfindet, wie er sie empfand, wird imstande sein, ihn richtig zu beurteilen.

Sein leidenschaftliches Klagen und Wünschen war echt menschlich und wäre erst zum Unrecht geworden, hätte er ihm die Herrschaft eingeräumt. Nicht auf Vernichtung der natürlichen Wünsche und des berechtigten menschlichen Sehnens zielte sein lebenslanges Bemühen, sondern darauf, dasselbe höheren Zwecken dienstbar zu machen.

Ein stets im Gleichgewicht bleibendes Gemüt ist nicht das tiefste, ein starkmütiges nicht immer das edelste, und wer alle Schmerzensäußerungen unterdrücken kann, wird nicht das zarteste Mitgefühl erzeigen noch durch die Erfahrung eigener Leiden anderen helfen oder sie trösten können. Hätte Robertson nicht heiß gelitten, und oft in solchem Grade, daß er, der Mann, einen Klagelaut nicht unterdrücken konnte, so würden seine Predigten nie die tiefe Quelle des Trostes und der Erleuchtung für Tausende geworden sein. Die Erfahrung, daß einer, der den Kampf des Lebens so ehrlich und tapfer auf sich nahm, dabei doch so leiden mußte und sein Leiden nicht stolz verbarg, hat viele gestärkt, die ähnlich litten

und duldeten, wenn sie auch vielleicht noch nicht zu gleichem Siege durchgedrungen sind.

Die Notwendigkeit solcher Schmerzensäußerung ist beinah immer mit poetischer Veranlagung verbunden, und tritt kaum irgendwo so deutlich hervor, als in den Psalmen, die wiederhallen von den Klagen der Sänger über ihr Geschick. Sie zeugen von langen, einsamen Kämpfen, von bitteren Leiden unter Menschenhänden, von thränenvollen Nächten und bangen Zweifeln an der ewigen Gerechtigkeit. Doch indem der also Angefochtene sich durch die natürlichen Äußerungen seines leidenschaftlichen Empfindens sein überschweres Herz erleichtert, erlangt er die nötige Ruhe zur Erkenntnis der Wege des Herrn, und seine Klagen schließen mit dem Ausdruck triumphierenden Vertrauens. Ähnlich Robertson. Es bleibt wunderbar, wie es ihm gelang, hochgespanntes Empfinden, leidenschaftliches Hoffen auf die Verwirklichung fast unerreichbarer Ziele und eine Feinfühligkeit, für die andere kaum den Maßstab besitzen, — sich zu erhalten und zugleich so zu beherrschen, daß er sich dem Willen seines himmlischen Vaters im Kleinsten und im Größten beugte.

Es hat gewiß nur wenig Menschen gegeben, die so wie er das Leid der ganzen Menschheit mitempfanden. Er kam in die mannigfachste Berührung mit Kummer, Schmerz und Schuld aller Art, und alles weckte ein Echo in seinem Herzen. Bei der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft stieg vor ihm fast überwältigend das Leiden der Schlachtfelder auf; er glaubte den Schmerzensschrei der Tausende zu vernehmen, die heimatlos und elend als Opfer der Selbstsucht und der Unverträglichkeit der Menschen in der Fremde verbluten, oder als Krüppel heimkommen. Erschreckt durch Sünde und Verbrechen, die er überall gewahrte, ward er oft innerlich schier zu Boden gedrückt durch den Gedanken an die Schuld und den Jammer der Menschheit. Er fühlte dies alles so persönlich, so einschneidend, als wäre es sein eigenes Weh. Es war dies kein eingebildeter Schmerz, es ließ ihn nicht los. Und anderseits lastete mit einer nach Lösung rin-

genden Gewalt das Problem auf ihm, daß allem Leide, Schmerz und Fluch der Welt gegenüber ihr Schöpfer und Lenker dennoch die Liebe sei. Abrahams Frage (1 Mos. 18, 25 nach dem Grundtext): „Sollte der Richter der ganzen Welt nicht recht thun?" klang wieder und wieder in seinen Ohren. Er fühlte, daß das Leben so lange seinen Zweck verfehle, bis er die Antwort auf diese Frage gefunden habe. Die Langsamkeit, mit der er die Lösung fand, steht im Verhältnis zu der Tiefe seines Mitleidens und Empfindens dieses großen Weltgeheimnisses. Endlich fand er sie, fand sie — in dem Kreuze Christi! und mit voller Klarheit ließ er den gefundenen Schatz hinfort Grundlage seines Lebens und Lehrens werden. Alles Fragen verließ ihn, je näher er seinem Ende kam. Er vermochte hinauszublicken über die Gegenwart, in der die Menschheit leidet, dorthin, wo alles Leid in der Vollkommenheit, die es gewirkt, seine Lösung findet.

Vielfach beschäftigte Robertson innerlich das Problem der Weltregierung.

Der Beweis der Güte und Weisheit des Schöpfers in der äußeren Welt ist ein sehr fraglicher, wenigstens in manchen Stimmungen. So fand ich neulich eine Raupe, die sich vor Qualen wand, durchbohrt von einem Dutzend Maden, die aus den Eiern der Ichneumonfliege gekrochen waren. Diese senkt ihren Stachel in die Haut des lebenden Tieres, legt ihre Eier hinein, und die sich daraus entwickelnden Maden verzehren nach und nach das Geschöpf bei lebendigem Leibe. Ein wunderlicher Vorgang! Kann das Güte Gottes sein? Ich würde nicht das Verständnis dessen anklagen, der hierbei vorzöge, an das Fatum der Stoiker zu glauben, statt an einen allmächtigen Willen. Ich weiß, daß infolge der Lehre vom Kreuz und des durch sie uns geöffneten Blicks in das große universelle Gesetz der Aufopferung, der bewußten oder unbewußten, für das Leben anderer, dergleichen uns nicht betroffen macht. Aber ich bekenne, daß ich noch nie ein Verstandesargument oder auch nur annähernd eine Andeutung fand, die es wohlthuend erscheinen ließe, an einen Gott zu glauben, der solche Einrichtungen getroffen hat.

Auch glaube ich nicht, daß wir durch Einsicht zur Empfindung gelangen. Ein Sklave ist von seinem tyrannischen Herrn abhängig; ein Kind Tag für Tag von seinen Eltern. Aber man mag all seine Logik erschöpfen, um ihnen zu beweisen, daß sie abhängig sein

müssen und sollen, und am Ende hat man auch noch nicht einen einzigen Schritt gethan zur Hervorbringung der bewußten Abhängigkeit des Glaubens.

Ein andermal schreibt er:

Christi Leben und Tod giebt zuletzt die einzig wahre Lösung zu dem Geheimnis des Menschenlebens; und zu dieser höchsten Harmonie müssen sich am Ende all die Mißtöne der wildbewegten Musik dieser Welt in Einklang setzen.

Ein bitterer, wenn auch überwundener Schmerz zieht sich durch den Brief, den Sie mir mitgeteilt haben; aber wie deutlich spürt man zugleich, daß der Ton christlicher Denkweise darin fehlt. Ich meine nicht die christliche Phraseologie, sondern jenen echten, christlichen Ton, welcher bei vielen lauteren Menschen Wahrheit des Herzens ist. Ihr Ton mag hierzu mit der Zeit ausreifen, wie ich dies auch für mich erhoffe; aber noch sind wir beide nicht so weit, obwohl ich gewann, was Ihr Korrespondent noch nicht gefunden hat: die Worte des Liedes, — mir fehlt nur noch seine Melodie. Und was sind die Worte ohne diese? Dennoch ist es schon etwas, auch nur die tiefe, tiefe Überzeugung zu haben, die mich selbst in den trübsten Stimmungen noch nicht verließ —, daß Christus den Schlüssel hat zu den Geheimnissen des Lebens, und daß sie nicht unlösbar sind; sowie weiter, daß die Kreuzesgesinnung die Bedingung ist, an welche der Besitz dieses Schlüssels geknüpft ist: „Nehmt auf euch mein Joch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Es ist schon etwas, ja es ist viel, dies zu wissen; denn dadurch lerne ich einsehen, wie unphilosophisch und thöricht es sein würde, mit meinem Lose zu hadern, und wie ich mir die Weisheit aneignen muß, durch Demut mein Los in Gold zu verwandeln. Mit Gott kann ich dann nicht länger hadern, weil ich die Schönheit und Gerechtigkeit seiner Bedingungen erkenne. Es ist ein großer Trost, zu fühlen, daß Gott recht behält, wer und was sonst im Unrecht sein mag. Ich *empfinde* des Apostel Paulus Worte: „Es bleibe also, daß Gott wahrhaftig sei und alle Menschen falsch.“

Ich hatte heut eine lange, merkwürdige Unterredung mit einer Dame, die seit kurzem ein Glied meiner Gemeinde ist. Sie frug mich, ob mir jemals so herbe Prüfungen vorgekommen wären, wie die ihrigen. — Ja, sagte ich, unzählige; das ist Menschenlos. Leiden und Enttäuschungen sind etwas sehr Gewöhnliches. — „Sollen denn all unsere Neigungen welken?“ — Ich glaube, sehr oft. — „Weshalb sind sie uns dann gegeben?“ — Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen; aber ich vermute, es wäre Ihnen nicht sehr gut gewesen, wenn es immer nach Ihrem Willen gegangen wäre. —

Glauben Sie denn, daß ich durch diese Schmerzen, die in vernichtender Weise aufeinander folgten, besser geworden bin?" — Das weiß ich nicht, wohl aber, daß Sie es sein sollten!

Traurigkeit ist der Welt tiefer Grundton: in abgemessenen Intervallen klingt sie als feierlicher Baß aus allen Tönen heraus. Alle Weisen der Welt klingen zuletzt in diesen einen Ton aus. Wo dies voll empfunden wird, kann nur das Kreuz das schmerzliche Geheimnis des Lebens deuten; das Leiden des Höchsten, des Herrn des Lebens, herbeigeführt durch Irrtum und Sünde, aber sich vollendend zum Heilmittel, uns zur Reinigung und Erhebung.

In einem anderen Briefe heißt es:

Ich bin überwältigt von dem erhabenen Geheimnis des Lebens, und der Dunkelheit, welche die Frage umschleiert, was es doch damit auf sich hat und wohin es eigentlich zielt. Trotzdem bin ich so überzeugt, wie ich nur immer in dieser Welt von etwas gewiß sein kann, daß es Gutes und nicht Böses für das Individuum wie für das Ganze bedeutet. Es ruht eine wunderbare geheime Kunst in der Zeit und in der Macht Gottes, unsere Fehler, Irrtümer, Sorgen, ja selbst Sünden, in goldene Segnungen zu verwandeln; eine Wahrheit, die mir immer aus der Geschichte des Sündenfalls entgegentritt. Der Fluch über Mann und Weib, über Arbeit und was dahin gehört, alles ist im Lauf der Zeit zum Segen geworden; selbst des Weibes Los, — Unterwerfung und Schmerzen, — es ist der Weg geworden zur Entwickelung gerade ihrer besten Charakterkräfte: Aufopferung und Sanftmut. Nur in dem Fluch über die teuflische Versucherin, die Schlange, ist kein Element aussichtsvoller Änderung gegeben. Scheinbar ist ihr Geschick ein leichteres — Erniedrigung, nicht Schmerz! der aber wäre heilsam gewesen, denn Qual hätte allmählich eine Umwandlung bewirken können; aber auf dem Bauch kriechen und den Staub des niederen Seins fressen auf immer! — Eine Wahrheit, um derentwillen mein ganzes Herz den Ewig-Gerechten segnet und anbetet: „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden." Thränen, welche die äußere Schönheit des Menschen zerstören, seine Wangen furchen, sich in seine Züge mit dem scharfen Stichel der Qualen eingraben, können ein herrliches Werk an seinem inwendigen Menschen vollbringen und ihn zu jugendlichem, lebendigen Empfinden erneuen.

Ein anderer Brief erörtert die Frage weiter nach ihrer tiefsten Seite hin:

„Le mystère de l'existence, c'est le rapport de nos erreurs avec nos peines." Sie verstehen das nicht? Das Geheimnis liegt

in der Art der Verbindung beider. Verbrechen wird weniger streng geahndet, als Irrtum. Eine Schwäche des Herzens schafft uns und anderen größeres Elend und wird härter gestraft, als überlegte Bosheit. Ich mußte oft hierüber sinnen. Nehmen Sie den schwachen Eli, er war nur etwas zu nachsichtig; und die Folge? eines ganzen Landes Entehrung und Niederlage, das Emporwachsen zweier Bösewichter, das verzweifelte Sterbebett einer Witwe und Mutter, und der Tod des jämmerlichen Greises, für den es Barmherzigkeit gewesen wäre, hätte sein Hals eher brechen dürfen, als sein Herz.

Und bei Pilatus — nur Unentschlossenheit, und die Folge? — Untergang des Heiligsten. Die einzige Lösung des Geheimnisses, die ich gefunden, ist die: der Einfluß der Sünde wirkt verhärtend, macht unempfindlich und stumpf gegen Schmerz, ist aber eben darum ein schwereres Gericht, als das furchtbarste Leiden. Seelenangst, — mehr und mehr bin ich davon durchdrungen, — wirkt heilend; Verstocktheit aber trägt keine Hoffnung in sich. Was würden Sie wählen, wenn Sie zu einem Entschluß genötigt wären? Die Qualen eines gebrochenen Gliedes, das nur durch Schmerzen noch Lebenszeichen von sich giebt, oder die Schmerzlosigkeit des Erstorbenseins? den bösesten Schnitt des Operationsmessers, oder Verknöcherung des Herzens? In der inneren Welt: die Schmerzen einer wahrhaft zartbesaiteten, durch die Empfindung von Schuld und fast hoffnungslosem Weh bis zum Tode verwundeten Seele, aber mit noch wachem Gewissen, das geknickte Streben dennoch unzerknickt, — oder den Tod auch der letzten guten Regung, die Verknöcherung des Inneren, das schmerzlose Verlöschen des sittlichen Menschen, seines eigentlichen Selbst? Das ganze Mysterium des Leids hat sich mir allmählich gelichtet, und nun ich den Schlüssel dafür habe, erscheint mir dies zuvor unentwirrbare Labyrinth als ein schönes, harmonisches Gefüge, so daß ich jetzt glauben kann, auch die noch unerforschten Gänge seien Teile desselben Planes. Angst und Qual, ja diese mehr als Sonnenschein, lassen mich eine göttliche Absicht erkennen und an die unendliche Liebe glauben. Gutsein ist besser als Glücklichsein, und wenn der Schmerz Gutsein bewirkt, sehe ich einen Beweis der Liebe in dem Versagen des Glücks. Auch machen mich Ausnahmefälle dieser Überzeugung nicht abwendig, wenn die Folgen entgegengesetzter Art zu sein scheinen, oder wenn in der seelenlosen Kreatur nur Willkür zu regieren scheint, die kein anderes Resultat als Leiden im Gefolge hat.

Ich bin so überzeugt, daß alles in Richtigkeit ist, daß nichts derart in der seelischen oder physischen Welt mich noch stört. Ich weiß, daß das Herz wie eine Wunde bluten muß, bis die Wunde sich durch ihr eigenes Blut gereinigt hat.

Die Fragen über die endliche Aufhebung des Bösen und seine scheinbar unvermeidliche Notwendigkeit, die wegzuschaffen selbst die Allmacht nicht vermag, lastet viel schwerer auf meinem Herzen und ist mir ein viel dunklerer Schatten; aber ich habe auch darauf eine Antwort.

Kebles Worte über „welke Blätter“ erwecken mir ein unwiderstehliches Herbstgefühl. Ich weiß wohl, wie die Haufen morschen Laubes, das Rauschen der herniederfallenden Blätter mir förmlich am Herzen weh gethan hat. Wissen Sie, manchmal habe ich dabei an die grauen Haare meiner Mutter denken müssen, in wehmütiger Erinnerung an das, was sie einst war! Die Weise, in der die Pflanzenwelt ohne Murren auf ihr Leben verzichtet, hat etwas Ergreifendes, wenn man es mit dem großen Gesetz allen Daseins in Verbindung setzt. Denn nur durch das Opfer des Lebens, — freiwillig oder unfreiwillig — und dadurch allein, kann ein anderes und höheres Leben ins Dasein treten. Der mineralhaltige Boden giebt dem Gras seine Kraft hin, das Gras dem Vieh, und das Vieh opfert sie dem Menschen. Dies alles geschieht unfreiwillig und schließt daher natürlich nichts Großes oder Gutes in sich. Aber ein freiwilliges Einwilligen, bewußtes Zusammenwirken mit diesem Gesetz oder Willen Gottes ist das wesentlichste Moment sittlicher Größe. Ist es nicht nur ein anderer Ausdruck für Liebe?

Der arme — hat seine Frau im Wochenbett verloren. Ich brachte heute drei Stunden bei ihm zu. Mit die nützlichsten, in jeder Bedeutung, die ich seit lange erlebt habe. Er war tief erschüttert, und hatte nicht im geringsten ein solches Ende vorausgesehen. Es war ihr anfangs gut gegangen, und erst den Tag, an dem sie starb, waren ungünstige Symptome eingetreten. Wie kläglich ist immer solches Ereignis, und wie geheimnisvoll, daß das Weib in ihrem Beruf unfreiwilliger Opferung stumm dem Gesetz gehorcht, daß Leben nur aus Schmerz und Tod keimt und geboren wird. Für mich bringt das Ereignis einen großen Verlust mit sich. Ich hatte gehofft, einen gleichgestimmten Bekannten oder Freund, einen M e n s c h e n an ihm gefunden zu haben; — denn wir waren verschiedene Male zusammen spazieren gegangen und paßten zueinander. Er wird nun von Brighton fortziehen und bei seinem Bruder, einem Prediger, leben, um schmerzlichen Erinnerungen zu entgehen.

„Selig sind, die da Leid tragen.“ N. fragte, was das heiße. Offenbart es nicht die Vorzüge des Unglücks? — und besteht nicht die ganze Lehre des Kreuzes, in Übereinstimmung hiermit, in der Behauptung, daß Schmerz und Leid allein uns die Realität der

Dinge erschließen; daß Prüfungen den Charakter wahrhaftiger läutern, als Genuß des Lebens? Unser erster Eindruck ist freilich anders. Wir bedürfen einer Offenbarung, die es uns versichert, oder uns unsere Erfahrung auslegt. Denn wie groß ist z. B. das Erstaunen eines Kindes über diesen Ausspruch! Wie sollte auch ein glückliches, sorgloses Kind ein solches Geheimnis enträtseln können?

Nicht dich grämen;
Unter Thränen
Finden Kraft in dem das bleibt:
In dem tröstlichen Gedanken,
Daß auch Leiden, die nicht wanken,
Fördern deiner Seele Heil.

Ich kann N. nicht die Bedeutung dieser Worte Christi klar machen. Es muß dem Leben überlassen bleiben, ihr zu zeigen, wie wahr sie sind. Denn sie sind subjektiver Natur, und ihre Verwirklichung ist nicht von Leid und Schmerz an sich abhängig, sondern von dem Temperament, dem sie zufallen. Sie sind nicht überall zutreffend. Bei manchen Naturen in keiner Weise. Und doch, von welcher Tragweite ist diese Überzeugung, und wie macht sie allein das Leben verständlich und erträglich!

Ein beseligender Glaube, der da fühlt, daß Wolken und Dunkel nicht ewig währen können; der immer in der Überzeugung ruht von dem, was Gott ist, der hofft und weiß, daß „am Morgen kommet die Freude". Dies heitere, nie verzweifelnde Temperament charakterisiert Shakespeares Denkweise. Lassen Sie sie in Verbindung mit dem Wort: „Selig sind, die da Leid tragen" auch die Ihre sein!

Ich erinnere mich nicht genau an das, was ich an E— V.'s Geburtstag über Gottes Absichten gesagt habe. Ein Gespräch wächst heraus aus gegenseitiger, warmer, geistiger Berührung und ist beinah unmöglich, wiederzugeben. Es ist mir augenblicklich so völlig entschwunden, als hätte es nie statt gehabt. Ich vermute nur, daß ich etwa gesagt, Gottes Absichten könnten nicht durch unsere Übertretungen durchkreuzt werden, weil gleich ein neuer Plan zur Stelle sei. Wenn bei einer Belagerung der Plan des Angreifenden durch ihm entgegenarbeitende Minen hinfällig wird, so legt er Contreminen an, um den Verteidiger unschädlich zu machen.

Gottes Idee von der Menschheit ist in Jesus Christus verwirklicht. So weit die Menschheit hinter dieser Erscheinung zurückbleibt, bleibt Gottes Idee von der Menschheit unerfüllt. Wir müssen bei der Anwendung dieser Redeweise, die nur in roher Form unsere Vorstellung einer Wahrheit ausdrückt, zunächst vor-

sichtig sein, und uns dann hüten, nicht weitere Schlüsse zu ziehen, als sei sie eine Realität, und nicht nur ein menschlicher Gedankenmodus. Die abstrakte Vorstellung eines Baumes, einer Pflanze, z. B. des Weinstocks, begreift den Baum in seiner Vollkommenheit. Im englischen Klima hat der Weinstock falliert, hat nicht den Wuchs entfaltet, der der Pflanze von Rechts wegen zukommt; er ist nur ein verkrüppeltes, mißgestaltetes Gewächs. Damit sagen wir aber nicht, daß der Schöpfer diesen besonderen Weinstock zu voller Entfaltung bestimmt hatte, und nun in seinem vergeblichen Versuch, sie zu erreichen, enttäuscht worden ist.

Gefallen ist der Mensch im Vergleich zu dem, was er nach der göttlichen Absicht (Idee) sein sollte: aber er hat nicht falliert.

Es ist jedoch unmöglich, mit kaltem Blut, ohne vorhergegangenen natürlichen Stimulus, über solch Thema zu schreiben. Es kommt nichts dabei heraus, als ein trockener Aufsatz.

Januar 1852.

... Was soll ich zu Ihrem schweren Verluste sagen? Es läßt sich nichts sagen. Gott ist die Liebe. Alles ist gut, und alles ist in Richtigkeit. Das sind die alten, einfachen Wahrheiten. Aber die Zeit allein kann Sie und mich ihre Tiefe ergründen lehren. Kennen Sie Tennysons In Memoriam? Das köstlichste Werk unseres Jahrhunderts, dem Andenken seines Freundes Arthur Hallam gewidmet. Es veranschaulicht die mannigfachen Phasen, die unser Geist durchlaufen muß: Empörung, Dunkelheit, Zweifel, die angstvollen Fragen über persönliche Fortdauer, Wiedervereinigung und die Ungewißheit, ob Liebe wirklich das Gesetz des Weltalls ist. Weiter führt es zu gelassenem Vertrauen, ja Heiterkeit, und der tiefen Überzeugung, — alles ist gut. Sagen Sie mir, ob Sie es besitzen oder kennen? Mir ist es zum köstlichsten Schatz geworden. Denn mit Ausnahme dieser Überzeugung, der ersten und einfachsten, auf die wir aus allen künstlicheren und komplizierteren Theorieen heraus immer wieder zurückkommen müssen, kann ich in diesem Leben nichts sehen, als eine schauerliche unendliche Wüste, wo häulende Sciroccos und Sandwirbel alles vor sich niederwerfen und ausdörren. Hier geht alles wie gewöhnlich seinen Gang. Ich habe alles, was ich konnte, für die arbeitenden Klassen gethan, für die ich mich lebhaft interessiere.

Ich lese auch Guizots „Méditations et Etudes Morales“, und habe einige wertvolle Gedanken darin gefunden, namentlich über Unsterblichkeit. Er stimmt merkwürdig mit den Ansichten überein, die ich vorigen Sonntag gepredigt, obwohl ich sie erst hernach in seinem Buch gefunden habe. Er thut dar, daß der Glaube an ein zukünftiges Leben nicht auf induktiven Schlußfolgerungen beruht,

wie z. B. der einer unvollkommenen Gerechtigkeit hienieden, oder der Unbefriedigung, die in allem irdischen Gute liegt; vielmehr, daß alle diese Voraussetzungen einem instinktiven Glauben an die Unsterblichkeit entstammen. Wilde und Kinder zweifeln nie daran, und je näher dem instinktiven Zustand, um so zweifelloser ist der Glaube. Er verblaßt nur unter dem Einfluß der Verfeinerung, der Zivilisation und Wissenschaft. Der unvermeidliche Versuch, unsere Eingebungen auf wissenschaftlicher Basis zu begründen, bringt indessen Zweifel mit sich, und du gewinnst den Glauben nur zurück, wenn du Logik und Wissenschaft fahren läßt, und deiner Seele gestattest, mit sich allein zurate zu gehen, oder nach der Schrift: wenn du wieder wirst „wie die Kinder".

Auf die Überzeugung, daß die tiefste Verwandtschaft auf Geistesgemeinschaft beruhe, gründet sich Robertsons Ansicht von dem dereinstigen gegenseitigen Erkennen und der Wiedervereinigung nach dem Tode:

Ich kenne weder Schrift- noch Vernunftgründe für den Glauben an ein Gesetz universellen Wiedererkennens.

Geistige Ähnlichkeiten werden einander anziehen, und nur Seelen- und Geistesverwandtschaften die Beziehungen in jener Welt bestimmen. Ich werde dort Menschen kennen und mich mit ihnen unterreden, die ich nie zuvor gesehen habe, aber vor welchen mein Geist die tiefste Ehrfurcht empfindet, und viele, mit denen ich auf Erden in beständiger Verbindung stand, werde ich in jener Welt nie wieder erblicken.

Ihre Fragen über Ewigkeit und einen zukünftigen Zustand setzen mich in Erstaunen. Die Zeit besteht für uns nur in der Aufeinanderfolge von Ideen, ist lang oder kurz, je nach ihrer Zahl und ihrem Gehalt. Ewigkeit bedeutet hiernach nur die Endlosigkeit dieser Aufeinanderfolge. Der Unterschied, den fromme Leute zwischen Zeit und Ewigkeit machen, ist ganz gedankenleer. Ewigkeit scheint mir ein Wort zu sein, das in erster Linie eine Verneinung ausdrückt. Es verneint ein Aufhören des innern Zustandes, den wir Zeit nennen. Denn Zeit ist etwas durchaus Subjektives. Sie existiert sozusagen in uns, nicht aber äußerlich für uns; ist ein Modus unseres Seins. Erinnern Sie sich an das kleine Buch: „Die Sterne und die Erde"? Es veranschaulicht, wie die Zeit nur von unserer eigenen Begrenzung abhängig ist, und wie es für ein unbegrenztes Wesen keine Zeit geben kann, wie, kurz gesagt, die Aufhebung des Raumbegriffs die Vernichtung der Zeitvorstellung bedingt. Wie sich unser Dasein in einem künftigen Zustand gestalten

mag, worin seine Freuden bestehen, ob unsere Zuneigungen dieselben sein werden, und so wankelmütig und steigerungsfähig wie hienieden, — dafür besitze ich keinen Schlüssel. Meinem Geistes- und Herzensbedürfnis entspricht von allem, was jemals über den zukünftigen Zustand gesagt worden ist, am meisten Tennysons Aussprüche in seinem In Memoriam.

Nebenbei gesagt, die „Times“ hat die Dichtung angegriffen. . . . Sie macht ihr den gänzlich falschen Vorwurf der Unehrerbietigkeit göttlichen Dingen gegenüber.

Was der Wein des Sakraments sterbenden Lippen bedeutet,
So teuer ist mir alles, was er je gesagt hat.

Der Kritiker urteilt hierüber sehr hart. Aber vermittelt menschliche Freundschaft unserem Gemüt nicht Gottes Gnade? Offenbaren unsere geweihtesten Erinnerungen an die Heiligsten Gottes uns nichts von Gott? Wenn sie es thun, wie treffend ist dann hier das Wort „sakramental“ auf sie angewandt! O du thörichter Bannstrahlschleuderer!

Über die Kritik der „Times“ über ein anderes Gedicht aus diesem Cyklus schreibt er:

Gegenstand dieser Verse von Tennyson ist die Möglichkeit des Verlustes persönlichen Bewußtseins im Jenseits, um statt dessen aufzugehen in dem Bewußtsein des All.

Wahrscheinlich war dem unglücklichen Wicht von Kritiker nicht bekannt, daß diese Theorie unter ausländischen Metaphysikern weit verbreitet ist. Es ist klar, daß er niemals von der wunderbar tiefen indischen Mythologie gehört hat, an deren Wurzel dieser Begriff liegt. Die „Gewänder des Ich“ sind die Außenkleider der Individualität, — das, was die individuelle Wesensbewußtheit von dem Bewußtsein des Universums unterscheidet. Ein Ausdruck, der Nachdenken verlangt.

Ich lege ein Blatt von Lady Byrons Brief bei, der Kritiken meines Vortrags über Wordsworth enthält. Sie sind irrig; denn sie mißversteht meine Ansicht, die ich wohl nicht genügend klar entwickelt habe.

Ich halte dafür, daß Wordsworth unter dem an bestimmte Orte binden (localise) der Gottheit, von dem er spricht, nichts anderes versteht, als eine liebeerfüllte Einbildungskraft inbezug auf die Gegenwart eines abwesenden, vielleicht verstorbenen, geliebten Menschen thut. Etwas, das lediglich zu der ganz persönlichen Art, die Gegenwart eines andern zu empfinden, in Beziehung steht. Wie man eine Reliquie oder Andenken betrachtet, oder einen Stuhl als geweiht ansieht. Man fühlt, daß das geliebte Wesen dort gegen-

wärtig, aber nur in der Vorstellung, nicht an den Ort gebunden ist. Ein aufgeklärtes Gemüt darf solcherweise lokalisieren; denn es läuft nicht Gefahr, seine eigene Anschauungs- und Verwirklichungsweise mit einer objektiven Gegenwart zu verwechseln. Ein beschränkter Sinn aber verwechselt die ihm notwendigen Hilfsmittel mit etwas außer ihm, und hält dafür, daß der Geist des Geliebten gerade dort hafte. So halte ich Wordsworths Hochkirchentum nur für den Ausdruck der schöpferischen Fähigkeit des Dichters. Es war ihm eine Erleichterung, den persönlichen Gott sich in Verbindung mit bestimmten Orten und Handlungen zu denken. Aber Wordsworth ging darüber nie, wie dem gewöhnlichen Hochkirchentum, die Vorstellung von Gottes Unbegrenztheit verloren.

Bei aller Subjektivität besaß Robertson tiefe Menschenkenntnis. Wie durch einen sechsten Sinn fühlte er den Charakter derer heraus, mit denen er in Berührung kam. Daher sein großer, persönlicher Einfluß. In anderer Gegenwart war er mehr ihren, als den eigenen Gefühlen unterworfen, und indem er sich mit den Menschen gleichsam identifizierte, war er in der Lage, sie über sich aufklären, ihnen den Zweck und die Bedeutung ihres individuellen Lebens aufschließen, und ihnen begreiflich zu machen, wie sie dasselbe idealisieren und veredeln könnten. Mit feinem Takt umschiffte er die Gefahren dieser Fähigkeit, die Menschenherzen zu leiten; er wurde weder herrschsüchtig, noch verschwieg er die Wahrheit aus Rücksicht für anderer Empfindungen. Der folgende, „ein Charakter" überschriebene Brief, ein Beispiel von der Fähigkeit seines Eingehens auf andere, — charakterisiert ihn zugleich selbst:

Ich glaubte zu bemerken, daß Sympathie und eingehende Fragen unsere Freundin wieder belebt hatten, und alles ist ihr heilsamer, als jene tödliche Windstille, in der die Segel schlaff am Maste niederhängen. Ich gründe die Hoffnung, ihr helfen zu können, zuversichtlicher auf diese Art des Einflusses, als auf jeden anderen, und es ist mir eine hohe Freude, daß er bisher nicht erschöpft ist, sondern noch reagiert. Ich glaube, der Steuermann kennt ein ähnliches Entzücken, wenn nach langer, tropischer Windstille das Steuer sich plötzlich in seiner Hand bewegt. Doch ist dies nur eins der vielen Merkmale, welche mir die Bedürfnisse und Notwendigkeiten ihrer Natur verständlich machen. Aufregung, — — das Wort hat leider, leider nur einen üblen Sinn, und wir besitzen keins für die

entsprechende gute Bedeutung; unser phlegmatischer Nationalcharakter kann ja das Gute oder Naturgemäße der Aufregung nicht zugestehen, hat daher keine Benennung für einen derartigen Begriff. Aufregung, — worunter ich das verstehe, was aufrüttelt und ein volles Lebensgefühl verleiht, — ist zugleich Gesundheit und Krankheit, Nahrung und Gift, Bedarf und Verderb ihrer Existenz.

Es giebt Menschen, die sich aufziehen lassen wie ein Uhrwerk und jahrelang gehen, ohne wieder des Aufziehens zu bedürfen, aber eine Genfer Taschenuhr verträgt dies nicht. Je länger solche Leute bei einer Gewohnheit bleiben, desto leichter wird sie ihnen; bei ihr aber ist es nicht so. Sie bedarf fortwährenden Ineinandergreifens verschiedener Gewohnheiten, um sich zu schützen vor dem Überdruß „unverdingter Freiheit". Aber sobald eine Gewohnheit droht, Wurzel zu fassen, wird es ihr eintönig, und sie verlangt wieder nach Freiheit.

Jetzt empfände
So gern sie noch einmal
Denselben pochenden Herzschlag,
Wie vor dem Lebensstreit,
Als sie von fern dem Brausen
Gelauscht der kommenden Zeit.

[Tennyson.]

Thatsächlich bedarf sie eines lebendigen Lebens, — einer Wechselwirkung des gewohnheitsmäßigen und des impulsiven: des ersteren, um Ruhe zu gewinnen, des andern, um sich der Freiwilligkeit bewußt zu werden, — eines Lebens der Empfindung, statt des toten Mechanismus einer Maschinerie. Aber der Übergang des einen Zustandes in den andern wird jedesmal peinlich sein, sowohl, wenn sich die Erregung legt, als wenn sie sich aus der Monotonie ihres Daseins aufrafft. Beides verursacht Leiden, gerade wie Ertrinken und Wiederbelebung mit den peinvollsten Empfindungen verbunden ist. Das einzige Mittel dagegen wäre für sie eine neue, kräftigende Aufregung, noch bevor die vorhergehende sich erschöpfte. Ist sie doch glücklich, ruhig, heiter, thätig, gut, ja energisch, sobald sie von etwas ergriffen ist; denn ich sehe wohl, und ach, wie ganz verstehe ich es! daß das Herz ihren Verstand und ihre übrigen Fähigkeiten in Bewegung setzt, und nicht der Verstand das Herz. Ich wünschte, ich wüßte, wie ihr tiefes Bedürfnis nach Aufregung mit dem ebenso tiefen Verlangen nach Ruhe in Harmonie zu bringen wäre.

Kein Lebenszustand wird das bewerkstelligen, der nicht diesen beiden Bedürfnissen gerecht wird. Über Aufregung habe ich noch nicht alles gesagt, was ich darüber sagen muß. Es scheint mir, als brächte ihr dieselbe, sowie die Dinge sind, mehr Schaden als Nutzen; sie genießt alle Arten derselben gänzlich ohne Unterschied. Die

merkwürdige Beschreibung de Quinceys von der Erfahrung des Opiumessers, der aus himmlischen Entzückungen in höllische Schrecknisse fällt ... oder der seltsame Zustand, in dem ich mich zwölf Stunden lang unter dem Einfluß des Chloroform befand und den ich vergebens zu schildern suchen würde, fällt mir dabei ein. Wenn sie das Chloroform des Lebens vorsichtig gebrauchte, unter Kontrolle, um den Schmerz zu lindern, wäre es gut. Ihre außerordentliche Feinfühligkeit, in Verbindung mit einer ihr zugänglichen Philosophie, die nichts anderes wäre, als Anwendung und einzig praktische Verwertung der Selbstzergliederung, würden sie befähigen, eines der edelsten Wesen zu werden, die mir begegnet sind. Ich spreche aus eigener schmerzlicher Erfahrung. Meine Natur ist der ihren in vielem ähnlich: impulsiv, im Guten beharrend, so lange ein Sporn dazu da ist, doch ohne denselben sofort erschlafft und dabei oft in einem Grade erschöpft, daß mir Dantes Vorstellungen des Inferno fade erscheinen. Der Gedanke zum Beispiel, mich hier unverändert bei derselben Arbeit zu quälen, jeden Sonntag zweimal predigen und inspiriert sein zu sollen nach dem Glockenschlag, und dies durch Jahre mir vorzustellen, scheint unmöglich. Ich bedarf beständig der Begeisterung, welche aus stets frischen Anschauungen von Pflicht und bisher unbetretenen Wegen, Gutes zu thun, unmittelbar entspringt, — immer neuer Impulse des Herzens; und doch lassen gerade diese mich in einer Erschöpfung zurück, die an die Grenzen des Erträglichen geht. Einiges derart habe ich auch bei ihr bemerkt, bei nur noch feinerer Empfänglichkeit und weniger innerer Nötigung, die mich doch zugleich, — so aufreibend sie wirkt, — in heilsamer Weise zwingt, Bestimmtes zu leisten. Folglich leidet sie ohne Zweifel mehr, und hat weniger Hilfsquellen. Meine Rettung liegt in dem Entschluß, schwer und heiß und ununterbrochen, bis zuletzt, meinen Mann zu stehen und mir weder Zeit noch Besinnung zu gönnen, um zu fühlen, wie wund und mürbe und verbraucht und verbittert ich innerlich bin. Es hätte wohl schneller mit mir geendigt, wenn ich nicht bei alledem die menschlichen Empfindungen anderer für das Gute hätte anregen können ... Aus dieser Übereinstimmung heraus, und weil ich mich selbst kenne, glaube ich auch sie und ihre Bedürfnisse teilweis zu verstehen. Der Schlüssel ihres Charakters liegt in ihrer durch und durch impulsiven Natur, und das ganze Geheimnis ihres sittlichen Fortschreitens und inneren Glücks beruht nicht in dem Ausreißen, sondern in der richtigen Leitung dieser Anlagen ... Was wir bedürfen in allen Versuchungen, — großen wie kleinen, — ist Kraft. Der Kelch ging nicht vorüber, selbst nicht bei seinem Flehen unter Thränen; aber ein Engel ließ sich sehen, der ihn stärkte, auszuharren und den Kelch willig zu trinken, nicht ihn beiseite zu schieben.

In den folgenden Briefen kommt Robertsons feine Menschenkenntnis besonders zum Ausdruck:

Ist es richtig, daß wir keinem menschlichen Auge, ohne uns zu gefährden, gestatten dürften, das innerste Getriebe unseres Herzens zu durchschauen? Ich glaube, es ist unmöglich, mit Zartheit und Barmherzigkeit im andern zu lesen. Persönliche Gefühle kommen dazu, sowie die Unfähigkeit, alle vorhergehenden und nachfolgenden Umstände zu übersehen; wir beurteilen hart, was mit unseren Neigungen unvereinbar ist; ja selbst das, was mit ihnen übereinstimmt. Ich möchte sagen, daß wir unsere eigenen Gefühle in einem anderen nicht mögen, — sie erscheinen uns da wie karikiert. Und doch glaube ich, daß es Menschen giebt, die wir voll Vertrauen alles in unserem Inneren lesen lassen dürften, ohne ihre Achtung und Liebe einzubüßen. Es müssen selbstverständlich Menschen der alleredelsten Gemütsart sein, wie ich nur einen oder zwei kenne. Es fällt mir dabei eine Anekdote von Thomas Scott [Mitbegründer der Evangelikalen] ein, der zu seinem Hilfsprediger, welcher sich ängstigte, als er vor ihm predigen sollte, sagte: Warum scheuen Sie sich denn vor mir, wenn Sie doch vor Gott nicht bangen? Aber wie leicht war die Antwort darauf! Er brauchte nur zu sagen: Gott ist nicht eifersüchtig, nicht abgünstig, nicht kritisch, und außerdem, Gott zieht alles in nachsichtige Erwägung!

Mit der Teilnahme an dem Leben des einzelnen wächst aber auch Robertsons Verständnis für ganz anders geartete Naturen. Zu lange hat er über das Ich und die Dunkelheiten des eigenen Lebens gegrübelt:

Ich war ein selbstquälerischer Sophist, meine Augen schliefen, um nur nach innen zu blicken, und das Interesse an der äußeren Welt verschwand gänzlich gegen mein großes Interesse an der inneren Welt.

Aber durch hingebendes Eingehen auf das Leben seiner Mitmenschen macht er sich frei von der Pein des Grübelns über das eigene Ich. Er schreibt:

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wenn zwei Naturen sich begegnen, welch großer Teil der Lebens- und Thätigkeitssphäre der einen von der anderen unbetreten, ja für sie eine absolut verbotene Region ist. Ich kann nicht begreifen, woher und warum L.s Leben so einsam ist; denn er geht auf alles ein und liebt das, was andere Menschen beschäftigt, versteht die Welt und ihre Angelegenheiten und ist vollkommen gesichert gegen jenes stürmische

Drängen des Geistes, sich in unergründliche Fragen hinabzustürzen, die ich zu meinem Entsetzen bodenlos gefunden habe. Er ist auch vor der schlimmsten Versuchung sicher, die in einer, — ich brauche das Wort in seiner guten Bedeutung, — romantischen Veranlagung liegt. Denn wie kann ein Geist, der nicht so geartet ist, gequält, und ein Herz, dem diese Seite fehlt, enttäuscht werden? Ich bemerke eben auch hier wieder:

Jeder hat sein Leid, — Alle sind sie Menschen!

Ich bin überzeugt, daß hinter zurückhaltenden Menschen mehr steckt, als wir vermuten. Sie bergen oft tiefes und wahres Fühlen unter einer undurchdringlichen Außenseite.

„Wahre Liebe hat nie auf ebner Bahn ihr Ziel erreicht.“ Das soll doch wohl heißen, daß eine Liebe sich nicht eher als treu und echt erweist, bis sie ihre Kraft an rauhen Hindernissen erprobt hat? Gar manche Neigung, die in ruhigen Verhältnissen monoton und uninteressant verläuft, hätte wohl alles Ungestüm eines aufgestauten Stromes entwickelt, wenn sich ihr Hemmnisse entgegengestellt hätten.

Der St. Lorenzstrom fließt einige Meilen vor dem Niagarafall ruhig dahin. Ohne Zweifel hat die Romantik der von Ihnen erwähnten Geschichte Einbuße erlitten. Ich bezweifle aber, daß die Lebensfahrt der Liebenden deshalb auch nur etwas weniger glücklich ausfallen wird. Sind Ehen mit romantischer Vorgeschichte wirklich glücklicher als andere? Ich erinnere mich, wie es mich als Kind schmerzte, als ich von den Folgen der romantischen Abenteuer und endlichen Vereinigung von Prinz Kamaralzaman mit Prinzessin Badoura in „Tausend und einer Nacht“ las. Sie waren einander alles in allem. Ihre Beständigkeit hatte sich in langen Jahren erprobt, und in ihrem spätern Leben ging alles schief. Es berührte mich damals, so wenig ich auch vom Leben kannte, als lebenswahr. Ebenso wie einige von Crabbes traurigen, aber naturwahren Erzählungen. Es ist gut, wenn man fühlt, wie viel man an Glück gewonnen hat, und einem an Elend erspart bleibt, ohne ein so heftiges Empfindungsvermögen, das alle Lebenskraft erschöpft, zerfahren macht, und die Züge wie mit einem Meißel aushöhlt, der sich tief wie scharfe Qualen in die Wangen gräbt:

Zerstört vom Feuerbrand der Leidenschaft!

Wie oft begegnet man einem Antlitz, dessen Züge die Spuren eines leidenschaftlichen, ungezügelten Gefühlslebens trägt! Ich traf heute eine Dame von etwa fünfzig Jahren, deren Züge so weich waren, als zählte sie erst zwanzig. Und doch war sie keine apathische Natur, sondern klug, voller Selbstbeherrschung, liebevollen und gütigen Wesens. Man fühlte, daß ihr ein heiteres, ungetrübtes Alter aufbehalten sei. Selbstdisziplin, Befreitsein von gespannter Erregbarkeit und

heftigem accès sind notwendige Bedingungen für das Wachstum des Charakters und der Möglichkeit, etwas auf Erden zu vollenden. Alles hat seinen Preis zu zahlen, und Romantik der Umstände oder des Gefühls beim Liebeswerben einen oft recht hohen!

Seien Sie nicht um L. besorgt. Alles wird gut werden. Zuneigung, mädchenhafte Selbstbeherrschung und ihr stiller Geist werden sich vermutlich später eher zu einem schönen Charakter entfalten, als ein ungestümes Fühlen, wodurch das Leben nur zu oft eine Beute wilder und selbstzerstörender Leidenschaften wird. Prinzipien sind mehr wert, als Gefühle, und bestehen des Lebens furchtbare Prüfung viel besser.

Ich halte Kebles Beobachtung für ganz richtig, inbezug auf Charakterentwickelung. Ein feuriges Auge bekundet ein Kind des Impulses und lebhafter Erregbarkeit, das sich so oft an keine Prinzipien kehrt. Sehr wahr schildert er den Lebensgang eines solchen Menschen: ein heiterer Morgen, heller Mittag im Sonnenschein, und danach Regenschauer. Ich glaube, der Hirte war berechtigt, ein solches Kind zu beseufzen. Philipp von Artewalde hat denselben Gedanken:

> Hell flammt ihr Aufgang, wie das Sonnenlicht, woraus zu sehn,
> Daß ihr der Tag nicht ohne Wolkenschatten wird vorübergehn.

Einem hellen Sonnenaufgang folgt häufig trüber Sonnenuntergang in Wolkendunst und Zweifel. Der andere Charakter ist gefahrloser, zuverlässiger, und am Ende seliger. Denn ein ruhiges, festes, demütig forschendes Herz wird den Strahl ewiger Wahrheit und milder Liebe über der Gelassenheit seines Lebensabends hereinbrechen, den Regenbogen der Hoffnung sich über seinem Lebensabend wölben sehen. Es spricht sich hierin die tiefe Einsicht aus, daß die Entfaltung des Charakters unser Geschick bestimmt. Und doch würden die meisten Eltern die Prophezeiung umdrehen, Glück und Erfolg von dem glänzend begabten Kinde erwarten und das andere in den Hintergrund stellen. Ich glaube, das Leben bewahrheitet diese Art der Abschätzung nie. Der Regenbogenglanz erlischt bald in Thränen und Dunkel.

Die großen Männer auf beinah allen Gebieten waren die Dummköpfe der Kinder- und Schulstuben. „Denn die ersten werden die letzten, und die letzten werden die ersten sein." Wie völlig stellt eine tiefere Inspiration das Nach-dem-Schein-prophezeien auf den Kopf! Wie köstlich sind in Gottes Augen die Eigenschaften, die wir beinah gering achten, die Gepflogenheit sich abzumühen, Sanftmut des Herzens, ein Gefühl der Abhängigkeit. Wie oft wird das, was wir als Gaben preisen, den Menschen zum Fluch!

Schönheit, Talente, Erregbarkeit des Gefühlslebens: Eigenschaften, die fast immer, so oder so, mit Selbstsucht versetzt sind und darum Samen des Jammers und Scheiterns ausstreuen.

Ganz recht, Keble! Lehre uns die Realität der Dinge höher schätzen, als ihren Schein; — sie so sehen, wie Gott sie sieht, und im Geist wahrer Poesie ihre Folgen prophetisch verkünden.

Im Gespräch über „Knox Wanderungen" und die Folgen, die männlicher Umgang auf Schärfung der Verstandeskräfte ausübt, meinten Sie, diese Ansicht vertrage sich nicht mit der Thatsache, daß große Geister sich in der Einsamkeit entwickelt hätten. Wohl, aber nicht in der Einsamkeit des Ackermanns. Moses hielt sich vierzig Jahre lang in Midian auf, aber seine Erziehung in Ägypten war dem vorausgegangen, und die Gewöhnung zum Denken, Forschen und Beobachten hatte sich schon in seinem Geist zu regen begonnen, wie der Vorgang im brennenden Walde [Busch] zeigt. Ich vermute, daß der Lebensfunke in uns gewöhnlich zuerst durch einen hervorragenden Geist entfacht wird; sei es im Gespräch oder durch Bücher. Vielleicht ist Ferguson davon eine Ausnahme. Große Zeiten versetzen hervorragende Menschen auch in der Einsamkeit in Aufregung, und treiben sie zur Entfaltung ihrer Thatkraft, wie z. B. Cromwell. Es liegt mir auch ein Goethescher Vers im Sinne:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Doch ein Charakter in dem Strom der Welt.

Aber ich halte beide Positionen für richtig. Die Seele sammelt ihre gewaltigsten Kräfte, wenn sie auf sich selbst angewiesen ist, und erzwungene Einsamkeit ruft oft den geistigen und moralischen Charakter wundersam wach, wie bei Luther im Gewahrsam auf der Wartburg. Oder um ein erhabeneres Beispiel zu nehmen, Paulus Entwickelung während seines dreijährigen Aufenthalts in Arabien; oder ein noch größeres: Jesu Einsamkeit in der Wüste; ebenso des Täufers. Auf der anderen Seite wird aber in einer ununterbrochenen Einsamkeit von frühester Kindheit an, ohne irgend welche Eindrücke, die die Verstandeskräfte schärfen, — sei es im Zusammenprall mit anderen Geistern, oder in Erwartung einer neuen Aktionssphäre, — in kurzem jede geistige Energie einrosten. Außerdem kommt es darauf an, den Geist in demütiger Zucht zu halten, und ihn erstarken zu lassen, und dies mag wohl eher geschehen, wenn der Verstand weniger geschärft wird.

Der folgende Brief zeigt, wie er sich im Verkehr mit Menschen an Jesu Beispiel Rats erholt:

Eben verläßt mich ein langer, langweiliger Besuch. Ich glaube, wir müßten mehr Interesse an der Menschheit nehmen und größere

Fähigkeit gewinnen, uns in jeden einzelnen hineinzudenken; dann würde uns kein Besuch langweilen. Ein unendliches Wesen, in dessen Geist und Seele eine ganze Ewigkeit beschlossen liegt, tritt vor uns, und wir thun nichts, als den Menschen klassifizieren, kleben ihm, wie einem Gefäß eine Etikette auf und sagen: hier ist Reis, hier Gelee, hier Apfelkraut, und glauben uns damit der Notwendigkeit überhoben, den Deckel zu öffnen. Und doch ist der Konservative, der Radikale, der Evangelikale, der Schwätzer, der Leichtsinnige, die Kokette ein neues Geschöpf, wie keines zuvor existierte, jedes mit einer Seele für sich, so verschieden in ihrer Eigentümlichkeit, wie ein Gesicht vom andern. In der Verkehrsweise unseres Herrn mit den Menschen scheint mir dies ein besonderer Zug gewesen zu sein: Er zog die Eigentümlichkeiten eines jeden hervor und behandelte ihn als ein lebendiges Wesen, nicht als Beispiel einer etikettierten Abteilung, wie man in Museen ausgestopfte Giraffen, Vögel und Krokodile klassifiziert. Daher gab jeder bei der Berührung mit ihm den ihm eigentümlichen Lichtstrahl von sich. Jeder Charakter in den Evangelien ist eine bestimmte Persönlichkeit für sich. Natürlich auch Repräsentant einer Menschenklasse, aber doch ebenso unterschieden von allen übrigen derselben, als diese wieder von allen anderen abweicht.

Welch warmes Interesse würden wir an der allergewöhnlichsten Gesellschaft nehmen, wenn wir derart eingehend und wißbegierig mit den Menschen verkehrten und es machten wie der Chemiker, der jeden neuen Gegenstand durch zahllose Proben untersucht, bis er seine Eigentümlichkeiten und Verwandtschaften entdeckt hat!

Der folgende Brief zeigt, wie Robertson jeder Veranlagung ihre Berechtigung und ihr Gutes zuerkennt:

Die Menschen irren oft sehr in Beurteilung der Erscheinungen des Wankelmuts. Ein feuriger Geist zeigt mehr Eifer in Kleinigkeiten, als andere, und daher vermutet man, daß er tief dabei beteiligt sei, während er die ganze Zeit nur umherfliegt, ohne irgend welche Absicht, sich niederzulassen, und ohne zu ahnen, daß man vermutet, er habe sich niedergelassen. „Solche Berührungen sind nur Vorboten, ein Ausstrecken der Fühlfäden, Spiel mit dem Empfinden, ehe es sein Bereich fürs Leben fand.“

Sahen Sie jemals den Habicht-Schmetterling seine wundervollen Kreise ziehn, und sich dann in der Schwebe halten, mit so schnellem Vibrieren der Flügel, daß die Bewegung unsichtbar erschien, während er sich kaum von der Stelle bewegte? Er wird von hundert Blättern und Blumen naschen, wie könnte er sonst wissen, wo ruhen? es ist ihm aber die ganze Zeit über völliger

Ernst, und endigt zuletzt mit dem bedächtigen Anhalten und unbeirrten Herabstürzen des Falters selber. Ich würde das wilde, scheue Insekt nicht wankelmütig nennen.

Montag hatte ich einen langen Besuch von —. Er verlangte, ich solle zum besten einiger Schulen in Percy Chapel predigen. Ich lehnte ab. Das System, durch das Land hin zu „funkeln“, ist mir verächtlich. Dem Menschen, in dem ein schwaches Licht glimmt, hat die Natur das Glühwürmchen als Beispiel hingestellt. Es flimmert und erleuchtet ruhig seine nächste Umgebung und läßt die beflügelten Insekten an sein Licht herankommen, wann sie wollen. Anders die Feuerfliegen in Westindien, die sich aufdrängen und den Menschen ins Gesicht fliegen. Sie werden von den Einwohnern gefangen und unter ihr Uhrglas gesetzt, um ihnen nachts die Stunde anzuzeigen. Aufgebraucht, wirft man sie fort, und niemand fragt danach, ob sie weiter leben oder sterben. Das stille, kleine Glühwürmchen wird nur von denen wahrgenommen, die es lieb haben, wenn die Raubvögel schlafen. Welch ein hübsches Märchen ließe sich daraus machen! Gleich bedeutsam für Männer wie für Frauen. Ihr, die bewundert werden will, und mit Toilettenpracht die Augen der thörichten, vielmehr der klugen Welt blendet, ergeht es wie der Feuerfliege. Man benutzt sie, um der Gesellschaft Glanz zu verleihen, flirtet mit ihr, und dann — — ꝛc. ꝛc.

Der folgende Brief zeigt, wie ihn tiefes Verständnis zu mildem Urteil führt:

Der arme N.! Das Geheimnis seines Skepticismus scheint ein Verbrechen gewesen zu sein; oder war das Verbrechen Folge seines Skepticismus? Denn wenn die Seele über das Meer getrieben worden ohne Karte und ohne Polarstern, ist sie beinah jedem beliebigen Sturmwind der Leidenschaften ausgesetzt. Ich kann die Bitterkeit seines Sarkasmus, die andere hart verdammen, nicht so streng tadeln; die Menschen nehmen oft die Verzerrung eines zum Tode gequälten für teuflischen Hohn; den Schrei der Verzweiflung für das Aufjauchzen wilden Triumphes; mancher tapfere und selbst zartfühlende Mann versetzte schon einem Weibe grausam den Todesstoß. Jawohl, aber der Mann selbst war am Ertrinken. Niemand kann das entsetzliche Gelächter der Hoffnungslosigkeit begreifen, das mit Entzücken seinen Zorn auf die Falschheiten ergießt, die andere noch betrügen, nachdem sie sich ihm als Falschheiten erwiesen, — als der, welcher das Eis des Zweifels unter den Füßen krachen hörte und sich nun, von der Menschheit abgeschnitten, auf einem Eisblock allein sah. Nicht, daß ich den Mangel an Ehrfurcht und

das unmoralische Leben, das aus solcher Verzweiflung entsteht, entschuldigte; — aber ich kann es begreifen.

Der nächste Brief ist wieder ein Zeugnis feinsten psychologischen Verständnisses:

Es ist unmöglich, die Wirkungen zu berechnen, die Mißtrauen und Verdacht notwendig hervorrufen, indem sie das Herz zusammenziehen und jede freie Lebensäußerung hemmen. Ich glaube: allseitiges Mißtrauen muß jeden Charakter ruinieren.

Wo man die Echtheit und Aufrichtigkeit unserer Empfindungen anzweifelt, ist es natürlich, daß wir es scheuen, sie zum Ausdruck zu bringen; dies kann aber nur geschehen, indem wir all unserm Reden und Handeln ein so wahrscheinliches und natürliches Gepräge wie nur möglich zu geben suchen. Selbst vorausgesetzt, daß wir hierbei nichts Unwahres oder auch nur Annehmbareres an ihre Stelle setzen, — erzeugt dies dennoch das geheime Gefühl, eine Rolle zu spielen, bestände sie auch nur darin, das scheinen zu wollen, was wir sind. Aber auch das ist schon Spiel an sich, und der Beginn einer Gewöhnung zur Unaufrichtigkeit. Obwohl nicht Unaufrichtigkeit an sich, streift dies Verfahren doch so nahe an ihre Grenzen, daß der Übergang erschreckend leicht wird. Kommt es einmal bis zur Empfindung wirklicher Unaufrichtigkeit, so ist das Gemüt schon halb damit vertraut und schreckt nicht mit solchem Abscheu davor zurück wie ein Herz, das nie den Stachel der Beargwöhnung empfunden hat.

Ich wollte es unternehmen, wenn es nicht ein teuflisches Thun wäre, jedes Kind zum Lügner zu machen, durch Kreuzfragen bei jeder Aussage, und indem ich ihm zeigte, daß ich jeden Gedanken und jedes seiner Gefühle beargwöhnte. Es würde bald lernen, in der Region der Scheinbarkeiten zuhause zu sein und nicht länger die frische, freie Luft unbewußter Wahrheitsliebe atmen.

Eine strenge Lebensweise, die gewonnenen Erfahrungen entspringt, ist gesunder, weil natürlicher, als diejenige, welche ihr vorangeht. Am Anfang des Lebens gleicht sie neuem Wein, in alte verschlissene Schläuche gefaßt; diese aber reißen, und das um seine Jugend betrogene Herz entschädigt sich dann leicht im Alter durch ein verdoppeltes Maß der Nachsicht gegen sich selbst. Ein unschöner Anblick! Kann es etwas Traurigeres geben, als einen alternden Menschen, der noch jung sein möchte und nicht mit schlichter Würde in das Thal des Lebens hinabzusteigen vermag?

In Straßburg befindet sich ein schönes Denkmal des Prinzen Moritz von Sachsen, Marschalls von Frankreich. Das offene Grab liegt vor ihm. Der Tod steht ihm zur Seite und berührt

ihn mit seinem Geschoß. Und der Krieger steigt stolzen Schritts, Trauer auf der Stirn, — aber noch als Sieger hinab in die Gruft. Denn was er thut, thut er anscheinend aus freiem Entschluß. Ich erinnere mich, welch großen Eindruck mir das Kunstwerk machte durch die darin zum Ausdruck gebrachte moralische Kraft. Auch ist es fast völlig frei von theatralischer französischer Pose.

Alle Vorkommnisse des Lebens werden ihm Veranlassung zu tieferem, psychologischem Eindringen:

Gestern machte ich einen Spaziergang mit Mr. V— über Howe hinaus. An einem Kreuzweg sahen wir hinter einer Ecke eine Menge Menschen versammelt und ganze Haufen Weiber, die aus Brighton dieser bestimmten Stelle zuströmten. Auf unsere Nachfrage hörten wir, es sei an dieser Stelle ein Kind ermordet, oder vielmehr, seine Leiche vor zwei Tagen von seiner Mutter, einer Dienstmagd, hier versteckt worden. Das Kind war sechs Jahre alt, und man vermutet, sie habe es ermordet, um unbehindert nach Australien gehen zu können.

Es ist mir unerklärlich, wodurch solche Dinge Anziehungskraft für die Menschen gewinnen, und was sie veranlaßt, weite Wege zurückzulegen, um eine Stelle zu sehen, an der nichts zu sehen ist. Wie gänzlich vergeblich ist es, solchem Instinkt menschlicher Natur gegenüber zu versuchen, die hochkirchliche Tendenz zu entwurzeln, die in der Neigung zu lokalisieren zum Ausdruck kommt, wie ich in meinem Vortrag gesagt habe! Kann dies Bedürfnis nicht in richtige Bahnen geleitet werden, dann müssen alle Bestrebungen, es auszurotten, vergeblich bleiben.

Nachdem Robertson brieflich ein furchtbares Unglück geschildert, herbeigeführt durch Platzen eines Lokomotivkessels, wodurch verschiedene Personen, auf die entsetzlichste Weise verstümmelt, ums Leben gekommen waren, fährt er fort:

Ich will nicht versuchen, den entsetzlichen Anblick genau zu schildern; denn ich habe nie etwas, unsere Menschheit so Demütigendes gesehen; nur ein Schindanger könnte eine Vorstellung davon geben ... Mein Rückweg stand in schroffem Kontrast dazu. Hundert Schritt von diesen Greueln entfernt, gingen die Leute gleichgültig umher. In solchem Anblick an sich liegt eigentlich nichts, was eine religiöse Regung oder einen sittlichen Entschluß hervorrufen könnte, wenn der Keim nicht schon in der Seele vorhanden ist. An sich zielen solche Eindrücke nur darauf hin, uns zu verhärten und zu degradieren; dessen bin ich ganz gewiß. Denn wie sollte Entsetzen, oder der nahe liegende Gedanke an den Tod das

Gutsein schön, und Gott liebenswert erscheinen lassen? Ich kann hier nichts entdecken, was das Herz Gott zuwenden könnte. Ich kann verstehen, daß der Seciersaal und das Schlachtfeld niedere Naturen vertieren muß, obwohl hoch veranlagte dadurch veredelt werden.

Das Wetter war in der letzten Woche hell und klar, aber ein schneidender Nordwind hat einem alle Arbeit draußen verleidet, Mund und Hals mit unsichtbarem Cayenne und Wüstensand gepfeffert. Heut ist er in Schnee und Hagel niedergegangen . . . Ich habe in letzter Zeit schwer gearbeitet, ohne Zeit zum Lesen oder Schreiben zu finden. Nächste Woche habe ich täglich Gottesdienst zu halten und am Karfreitag zweimal zu predigen. Das wird meine Zeit noch mehr beschneiden. Daneben der fortlaufende Unterricht in der Fortbildungsschule, deren Schüler ich auf die staatliche Prüfung vorbereiten muß. Heut weiß ich kaum, wo beginnen, so viel muß vor Abend erledigt sein. Morgen Vormittag denke ich Lukas 11, 1 vorzunehmen und über unbewußten Einfluß zu predigen. Die Jünger sahen den Herrn beten, und baten ihn darauf, sie beten zu lehren. Ebenso stieg Petrus kurzweg in die Gruft hinein, und Johannes, der vorher an der Thür gewartet hatte, folgte ihm unmittelbar, unbewußt dadurch beeinflußt. Unser ganzes Leben ist die Geschichte von der Macht unwillkürlicher, unbewußter Einflüsse. Gewollter Einfluß erreicht wenig. Unser unbewußter Einfluß aber ist die Summe unseres ganzen Charakters, kündet sich absichtslos in unsern Worten, Blicken, unserm ganzen Benehmen an und übt eine unvermeidliche Wirkung auf andere aus. Diesen Gedanken will ich weiter ausarbeiten. Aber eine heftige Erkältung lähmt mein Denken und macht mich dumpf.

Die nächsten Briefe sind besonders wertvoll als Mitteilungen ganz persönlicher Züge, als Einblicke in das, was ihm als Menschen sympathisch und antipathisch war:

Es thut mir leid, daß ich der Eröffnung der Ausstellung nicht mit Ihnen beiwohnen konnte. Es war mir unmöglich. Ich war damals auch wenig zu irgendwelchem Amüsement aufgelegt. Meinetwegen bedauere ich es nicht im geringsten. Galavorstellungen und Aufzüge machten mir schon als Knaben kein Vergnügen, und wenn ich erwachsene Menschen außerhalb der Bühne schauspielern sehe, bin ich immer geneigt, auf Hamlets Art zu moralisieren. Der Prunk z. B., den ich bei der Parlamentseröffnung mit ansah, wirkte nur lächerlich auf mich. Eine Revue dagegen, die die Vorstellung einer wirklichen Schlacht erweckt, ist etwas anders und kann mich

zu Thränen rühren. Ich kann kein Regiment manövrieren sehen, oder die Artillerie in Thätigkeit, ohne davon ganz überwältigt zu werden. Aber jede Pompentfaltung mit Federn, Juwelen und schönen Equipagen stimmt mich traurig oder ist mir verächtlich. Gepränge hinterläßt mir nie ein Gefühl von Größe, sondern immer von Gemeinheit und Erbärmlichkeit. Der Anblick des Gebirges oder eines Bildes ist etwas ganz anderes. Ich würde viel, viel lieber durch die Ausstellung gehen ohne Gedränge, um mir in Ruhe einige Ideen anzueignen.

Der nächste Brief ist eine gesalzene Erwiderung, wahrscheinlich auf die Frage, ob nicht auch Erzeugnisse des Luxus, Schmuckgegenstände u. dgl. als Symbole göttlicher Wahrheit anzusehen seien?

Es war mir bekannt, daß der Sonnenstrahl so lange unsichtbar bleibt, bis er auf irdische Substanzen einwirkt. Darum ist mir das sichtbare Universum das Ausdrucksmittel, das Wort Gottes, worin er sich sichtbar manifestiert. Ich halte „materielle Dinge nicht für zu gering, um Träger geistlicher Offenbarungen zu sein". Ich frage nur danach, was sie mir offenbaren sollen.

Ein Lord-Mayorsfest*) offenbart z. B. in recht materieller Form die großen Einkünfte und die großartige Erfindungskraft eines bürgermeisterlichen Verstandes.

Ich glaube nicht, daß es eine Offenbarung geistlicher Innerlichkeit ist, obwohl es sich zu dem Leberthranfest des Grönländers verhält, wie unsere Ausstellung zu dessen Kanoe. Multipliziert die Herrlichkeiten des bürgermeisterlichen Paradieses mit dem gesteigerten Wissen kommender tausend Jahre. Ich glaube, das Ergebnis würde uns in keiner Weise der Verwandlung dieser Erde in ein Reich Gottes näher bringen. Dagegen will ich eine Schüssel Hering und Kartoffeln von dem Mittagstisch eines Christen, falls sie dort verzehrt wird, eine Volksküche, oder den Impuls eines Herzogs, indischen Pfeffer an Verhungernde zu verteilen, vorausgesetzt, daß er von seiner eigenen Tafel kommt, als materielle Offenbarung geistlichen Lebens gelten lassen. Aber die Erfindung pikanter Saucen, luxuriöser Einrichtung, geschmackvoller Schmucksachen rc. lehne ich in aller Bescheidenheit ab, als Beweise für etwas anderes anzuerkennen, als die Thatsache, daß der Mensch ein sehr scharfsinniger und erstaunenswerter Biber ist. Daß er geistlicher Natur sei? Non, mille fois non, wenn er nicht andere Beweise dafür vorbringen kann. Cheops,

---

*) Wobei der Magistrat der City von London den denkbar größten Luxus und Pracht entfaltet.

Cephrenus und Rhampsinit bauten große Pyramiden aus Ziegelsteinen, die ein Wunder ihrer Zeit waren, und der Baukunst eine neue Ära bedeuteten, wie später die Erfindung gläserner Fensterscheiben. Und der geistliche Inhalt dieser materiellen Offenbarungen? Die Mumie der heiligen Katze! Und damit ihr eingetrocknetes Gerippe dreitausend Jahre lang darin ruhen konnte, haben Myriaden armseliger Menschen, um den Lohn weniger Zwiebeln, Leben und Atem lassen müssen! Sagt, wie sollen wir nun die Geistlichkeit dieses handgreiflichen Materialismus aus den allerheiligsten einbalsamierten Grabtüchern herauswickeln? Und doch wird damals der Fortschritt des Geschlechts den Massen durch ein allergnädigstes königliches Patent*) verkündet worden sein. Ich gebe zu, daß sich in diesen Dingen Großartigkeit des Verstandes und „Vibertums" äußert.

Den geistlichen Wert jedes großartigen Unternehmens bemesse ich aber einzig und allein nach dem Grade seiner Selbstlosigkeit.

Was ich von Andenken halte? Ich liebe sie sehr, nur dürfen sie nicht kostbarer Natur sein. Aber ich weiß nicht, ob ich mich nicht lieber noch ohne Symbole behelfe; denn durch beständigen Gebrauch gewinnen sie neue Beziehungen, die die alten verwischen, und gerade die köstlichsten und heiligst gehaltenen am ersten. Alle Dinge, die man oft sieht oder trägt, sind dem unterworfen. Die Gewohnheit voralters, einen Altar aus Steinen aufzurichten, um das Andenken irgend eines wichtigen Ereignisses zu feiern, war etwas anderes. Der geweihte Ort wurde nur nach einem Zeitraum von Jahren wieder aufgesucht, und sein Anblick brachte dann unfehlbar das alte Gefühl, die ursprüngliche Beziehung zurück. Aber mit Schmuckgegenständen u. dgl. verknüpft sich eine Menge täglicher Vorfälle, und das Symbol ruft nicht selbstverständlich, sondern nur zufällig die Person oder die Idee zurück, die dadurch geweiht werden sollte. Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen Geschenke, eine Art Monomanie. Ich bin glücklicher, wenn ich nichts erhalte.

In allem Kostbaren liegt noch dazu eine Prätension, die etwas Herausforderndes hat. Es scheint darauf abzuzielen, durch ein Wertobjekt das auszudrücken, was in völlig anderer Weise Wert besitzt. Gefühl durch Gold, während Gefühl nur durch Gefühl auszudrücken ist. Gold interpretiert oder symbolisiert es so wenig, wie Dinge, die man sieht, Dingen, die man gehört hat, entsprechen. Bescheidene und anspruchslose Kleinigkeiten dagegen, die nicht zu empörenden Vergleichen zwischen der Kostbarkeit des Materials und

*) Im Englischen ein Wortspiel: „patent to the masses."

der Kostbarkeit des Gefühls herausfordern, behalten ihren Wert als Andenken . . .

Ich habe nichts dagegen, von Leuten, aus denen ich mir nichts mache, kostbare Geschenke zu erhalten, sofern sich mein Unabhängigkeitsgefühl nicht gegen die Annahme sträubt. Ich besitze alsdann etwas an sich Wertvolles; die kostbaren Gaben stellen sich selbst dar, und mehr verlange ich nicht. Aber von jemandem, den ich gern habe, kann mich ein Andenken förmlich reizen. Denn ich weiß, sein Zauber ist sobald dahin, wie die Herrlichkeit einer bei Sonnenuntergang farbig beleuchteten Wolke, deren Pracht bald verblaßt. Gold trägt man am Finger oder stellt es auf den Tisch, aber die Schönheit seiner Bedeutung schwächt sich ab.

Es giebt natürlich Geschenke, die nicht willkürliche, sondern natürliche Symbole sind, und ohne Anstrengung an alles erinnern . . . So viel über das Nehmen. Es wird mir nicht schwer, zu geben. Denn obwohl es mir unerträglich ist, alles, was mich je an einen Freund erinnert hat, durch Mißbrauch zu entweihen, so mache ich mir nichts daraus, wenn das, was mir früher gehört hat, von andern mißbraucht wird. Ich würde nicht einmal diesen Ausdruck dafür in Anspruch nehmen. Ich schenke um der Freude des Gebens willen, andern zum Nutzen oder zum Vergnügen . . .

Ich mag nicht einmal die Handschrift eines Menschen, den ich gern habe, durch anderweitigen Verbrauch des Couverts oder dergleichen entweihen. Ich reiße die Adresse sorgfältig ab und stecke sie ins Feuer, ehe ich das Papier zum Umschlag um ein Buch oder ein anderes Packet verwende. So viel Aberglaube — oder ist es nicht das? — klebt noch Menschen an, die sich einbilden, völlig frei zu sein von allen materiellen Illusionen! . . . Eine Blume ist mir kostbarer, als Gold oder Juwelen; nicht eben so kostbar, sondern kostbarer, gerade weil sie keinen wirklichen Wert hat und so bald verwelkt. Ihre welken Blätter sind ein größerer und geweihterer Schatz, als kostbare Juwelen, weil sie nur einen Wert besitzt. Solche Gaben gleichen entkörperten Geistern, — sie sind ganz Geist und rein.

Ich muß in der Hauptsache Ihre Behauptung zugeben, daß ich niemandes Schönheit bewundern kann, der nicht eine kräftige Gesundheit besitzt. Natürlich muß ich die Übertreibungen Ihrer Ausdrucksweise abrechnen; ich gebe aber zu, daß ich Gesundheit für etwas Schöneres halte, als Ungesundheit, und einen normalen Zustand für erfreulicher, als einen anormalen. Es mag scheinbare Ausnahmen geben, wie denn das Genesungsstadium eine gewisse Zartheit mit sich zu bringen pflegt, die sehr anziehend sein kann. Hier ist es aber das erste Rot wiederkehrender Gesundheit, das

Schönheit verleiht und die Zartheit durchleuchtet, dasselbe, was den Frühling interessanter macht, als den Sommer, das Leben in seinem neuen frischen Werden, einer zweiten Kindheit vergleichbar. Ich gebe aber zu, daß ich mir den krankhaften Geschmack, eine Zartheit der Ungesundheit zu bewundern, nicht aneignen kann. Schönheit beruht in meinen Augen mit auf Gedankenverbindungen. Eine Zartheit, als deren Ursache einem schwächlicher Gliederbau in die Augen springt, oder die einem die Vorstellung gestörter körperlicher Funktionen, abnormer Zustände und ärztlicher Behandlungsweise erweckt, macht mir niemals den Eindruck von Schönheit.

Meine Auffassung mag unmodern sein, aber sie ist richtig und gesund und stammt aus dem Urgrund der Natur selbst. Die andere Geschmacksrichtung entstammt derselben Familie, wie die Bewunderung des Chinesen für verkrüppelte Kleinheit der Füße. Ich bewundere Feinheit in einer weiblichen Gestalt; sobald sie aber Folge schlechter Gesundheit zu sein scheint, wird sie mir zum Zerrbild. Deshalb kann ich nicht einmal die hektischen Farben der Schwindsucht bewundern. Sie erinnern mich sofort an verglaste Augen, keuchenden Atem, und ich sehe schon vor mir, was daraus wird. Ich habe in dieser Hinsicht einen bis zum Ekel und zur Pein empfindsamen Geschmack und gebe zu, daß ich Schönheit, gesund, wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen ist, unermeßlich über das Zerrbild stelle, das der Mensch aus ihr gemacht hat. Ein bescheidenes, nettes Bauernmädchen ist nicht mein Ideal von Schönheit; ich bewundere sie aber weit mehr, als eine blasse, erschöpfte Modedame. Ich ziehe auch graues Brot weißem Kalbfleisch vor. Sie sind aber ganz im Irrtum, wenn Sie meinen, daß, weil ich Schwächlichkeit nicht mag, ich auch Feinheit nicht bewunderte. Ich kann nur nichts bewundern, was mich an das Vermodern der Rose erinnert und mir die Frage aufdrängt, ob ein allopathischer oder homöopathischer Apotheker das zarte Aussehn am besten beseitigen könne. Ich kann mich nicht für etwas Widernatürliches oder Krankes begeistern. Lord Byron hat diese ungesunde Geschmacksrichtung gut geschildert in seiner Beschreibung der Spanierinnen im Vergleich zu den „schlaffen, welken, schwächlichen" Formen anderer Frauen.

Fünfzehntes Kapitel.

[Schwanken der Ansicht über Berechtigung der Todesstrafe — Vom kategorischen Imperativ — Kommt ein Element der Rache in der Strafe zum Ausdruck? — Robespierres Theorie über Aufhebung der Todesstrafe — Gerechtigkeit und Milde — Austeilung des Abendmahls vor der Hinrichtung — Muß man jedes Unrecht vergeben können? — Schwurgerichtsverhandlungen in Lewes — Seine Eindrücke davon — Gegen Hinrichtung von Frauen — Seine Predigten dort — Keine verschiedene Moral für Mann und Frau — Die Bestimmung der Frau liegt in einer andern Sphäre, als die des Mannes — Verschiedenartige Veranlagung — Humoristisch-allegorischer Brief darüber — Über die gedankenlose Erregbarkeit der Frauen — Die Frau als Trägerin einer neuen Offenbarung — Ihre häuslichen Pflichten — Ihre dienende Stellung — Gefahr frommer Redensarten — Jesu Verhalten dem gegenüber — Robertson als Freund und Seelsorger — Über Pflichterfüllung — Weshalb soll der Mensch Gutes wirken? — Über Aufregung — Gegen Mesmerismus — Für Aneignung gründlicher Kenntnisse — Verderblichkeit eines ausschließlichen Gesellschaftslebens — Die sittlichen Nachteile aufregender Lektüre — Es ist nie zu spät — Gegen den Morphiumgebrauch.]

Dein Gesetz habe ich lieb:
Herr, lehre mich deine Rechte!
Ps. 119, 163 u. 68.

Notre nature est dans le mouvement.

La vraie religion enseigne nos devoirs, nos impuissances et les remèdes.
Pascal.

„Es giebt Wahrheiten, die zu Zeiten nicht geglaubt werden können, — dann werfen wir uns auf Ihn ...“ Solche Worte ringen sich bei Robertson wohl aus innern Konflikten los, wie z. B. aus einer augenblicklichen Unfähigkeit, dem Nächsten jede Schuld vergeben zu können. Der Intensität seines Liebevermögens kam die Intensität seines Hasses gleich. Es war meist gegen das abstrakt Böse gerichtet, aber doch nicht immer von dem Übelthäter zu trennen. In einzelnen Fällen glaubte er auch vollberechtigte Gründe zu vernichtendem Haß zu haben.

... E. M. stimmte mir zu meiner Verwunderung zu und erzählte eine Anekdote. „Wären Sie darüber nicht empört gewesen, Robertson?" Mein Blut kochte in dem Augenblick, aber nicht aus Veranlassung seiner Geschichte. Ich mußte daran gedenken, wie ich einmal in meinem Leben vor einem meiner Mitgeschöpfe gestanden habe und es mit meinen Worten vernichtete und versengte. Einmal in meinem Leben habe ich mich im Bewußtsein einer furchtbaren Macht gefühlt. Ich wußte, und freute mich darüber, daß ich die Verdammnis der Hölle über einen Feigling und Lügner verhängte.

In manchen seiner Briefe sehen wir in die Werkstatt seines innern Lebens, wo alles Für und Wider erwogen wird, ehe eine Frage sich ihm klärt. Er sagt dann selbst, er sei noch nicht fertig mit dem Problem, heute scheine ihm dies eine Lösung, morgen jenes. Es ist selten, daß ein Mann das eingesteht. Und doch liegt in diesem Werden, in dieser ewigen Selbstverjüngung eine seiner größten Anziehungskräfte und der Schlüssel zu dem Einfluß, den er noch heute ausübt. Es ist tröstlich, es ausgesprochen zu hören, daß Erkenntnis auch auf moralischem Gebiet sich nicht erzwingen läßt. Sie braucht Zeit zu ihrer organischen Entfaltung, wie alles andere in der Natur und im Leben.

Über die Berechtigung der Todesstrafe hat er solcherart lange hin und her gesonnen.

Ich stimme mit allem überein und bewundere Ihre Ausführungen über die Todesstrafe. Ihre Wirkung ist mir sehr zweifelhaft. Auch bin ich mir nicht gewiß, daß der einzige, oder doch der Endzweck der Strafe die Besserung des Missethäters sei. Ich halte sehr viel auf das Gesetz. Gesetz regiert die Gottheit; seine erhabene Majestät steht über dem Glück des Individuums. Kant nennt dies den „kategorischen Imperativ", d. h. ein Pflichtbewußtsein, das kategorisch und absolut befiehlt; das nicht sagt: „es wäre besser", — sondern: „du *sollst*". Warum? weil „du *sollst*". Es ist nicht besser, recht zu thun, — du *mußt* Recht thun; und ein Gewissen, das so empfindet, kommt der göttlichen Menschheit am nächsten.

Nicht, daß das Gesetz, wie der Sabbat, um des Menschen willen gemacht wäre; nein, der Mensch ist für das Gesetz gemacht. Er steht darunter, ist ein Körnlein Sand ihm gegenüber. Das Gesetz schreitet vorwärts, und wer nicht vor ihm hergeht, den zer-

malmt es; das ist das ganze, und das heißt Strafe. Ich glaube, diese erhabene Vorstellung vom Gesetz haben wir verloren und müssen sie wiedergewinnen, ehe wir imstande sind, die Straffrage zu diskutieren, ja sie nur zu verstehen.

Die bejammernswerten Mannings sind heut Morgen hingerichtet worden. Man hat den Bericht über ihre letzten Stunden heut in Brighton zum Verkauf ausgeschrieen, ich habe ihn aber noch nicht gelesen. Es liegt etwas Widerliches in dem Gedanken, daß eine große Anzahl Menschen ihren Lebensunterhalt aus einem so gräßlichen Tode gewinnt.

Über die Berechtigung der Todesstrafe habe ich noch nicht reiflich nachgedacht. Die Fragen lauten: Dient sie als Abschreckungsmittel gegen Verbrechen? Giebt sie der Sünde eine tiefere Färbung in der öffentlichen Meinung? oder aber wirkt sie verhärtend durch das Schauspiel, das sie darbietet, und lenkt das öffentliche Mitgefühl auf die Seite des Verbrechers statt auf die des Gesetzes? Es gilt aber, vorher eine noch wichtigere Frage festzustellen: Ist der Zweck der Strafe nur ein dreifacher? Soll sie als Beispiel für andere dienen, soll sie den Übertreter bessern, und in einigen Fällen die Gesellschaft gegen erneute Verbrechen schützen? Oder ist auch noch ein viertes Element vorhanden: soll sie der Ausdruck gerechter Rache sein? Denn ich bekenne, ich kann die Ahndung eines Verbrechens nicht nur als Schutz für die Gesellschaft betrachten. Die Indignation, die sich unwillkürlich in der Menschenbrust gegen manche Verbrechen regt, muß in einem gewissen Grade ein Abbild dessen sein, was in Gottes Geist vor sich geht. Ist dies der Fall, dann lebt das in ihm, was die Schrift als seinen Zorn bezeichnet, und wir sind nicht zu der Annahme berechtigt, daß alle Strafe nur die Besserung des Übertreters bezweckt.

Wahrscheinlich sollen manche Strafen der Ausdruck der unendlichen Gerechtigkeit sein, und darum in der schweren Verurteilung durch das menschliche Gesetz zum Ausdruck kommen. Die Indignation der menschlichen Gesellschaft, — frei von jeder persönlichen Rachsucht, kommt in der Todesstrafe zum Ausdruck. Denn ohne Frage spricht der Mensch, d. h. die Gesellschaft im Unterschied zum Individuum, in gewissem Grade das Urteil Gottes aus.

„Er hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum, daß er des Menschen Sohn ist.“ Joh. 5, 27. Das Ganze beruht darauf: Ist die Todesstrafe ein würdiger Ausdruck der Wiedervergeltung, abgesehen von der Frage nach Besserung oder sozialer Sicherheit, oder schleicht sich nicht in jede Bestrafung ein Element der Rache ein? Wenn nicht, warum ist denn das Gefühl vor-

handen, nicht als ein sündlicher, sondern als ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Natur, der selbst in Jesu Worten und Thaten zum Ausdruck kommt?

Ich weiß keinen andern Grund, um dessen willen ich die Todesstrafe verteidigen könnte. Denn die angeführte Autorität der Schrift: „Wer Menschenblut vergießet, des Blut soll wieder fließen", besitzt als jüdische Anordnung für uns keine Gültigkeit. Es wäre schwer zu beweisen, daß sie Geltung für das ganze Menschengeschlecht, und nicht nur für das jüdische Volk gehabt habe. Ich glaube auch, der Schrecken kann nicht sehr ins Gewicht fallen, den die Vorstellung erregt, den Sünder vor das Angesicht des Richters zu jagen und ihm das zu nehmen, was man ihm nicht wieder geben kann. Vielleicht liegt hierin sogar etwas Widerwärtiges.

Läßt sich in dem Gesetz der Gesellschaft, das das Lebensende des Verbrechers bestimmt, nicht ebenso wahrhaftig das Urteil Gottes erkennen, wie in einem Fieber oder Erdbeben oder Selbstmord? Wäre dies wirklich der Fall, so würde ich so wenig davor zurückschrecken, ein Todesurteil zu fällen, als mein eigenes Leben durch Vernichtung eines andern zu verteidigen.

Auf der andern Seite liegt eine große Schwierigkeit darin, daß ein plötzlich begangener Mord, der vor einer halben Stunde geplant wurde, mit derselben Strafe geahndet werden soll, wie ein Verbrechen, das Rush, der Giftmischer, und Mannings, die Raubmörder, begangen haben.

Wenn das Gefühl der Gesellschaft dem Blutvergießen so schroff entgegensteht wie gegenwärtig, so, daß ein krankhaftes Interesse für den Verbrecher vorherrscht, und sentimentale Damen ihn bejammern, ihm Blumen senden und mitleidig ihre Operngläser in Bewegung setzen, während Philanthropen die öffentliche Empörung gegen das Gesetz aufrufen, dann ist es klar, daß, ob das öffentliche Gewissen krank sei oder nicht, es besser ist, eine mildere Strafe über Verbrecher zu verhängen, und so die Empörung der öffentlichen Meinung gegen sie aufrecht zu erhalten, als Interesse für das Verbrechen zu erwecken durch Bücher wie „Jack Sheppard", dessen Würze die Schilderung der Einzelheiten des Verbrechens bildet.

Was nun auch aus der abstrakten Frage über die Berechtigung der Todesstrafe werden mag, ich bin überzeugt, daß die Gesellschaft in England sich schnell einem Zustand nähert, der es der Moral der Allgemeinheit schwer machen wird, ihre Ausübung länger aufrecht zu erhalten.

Die Symptome des Widerwillens dagegen und der Sympathie für den Verbrecher nehmen so zu, daß nur noch in ganz gräßlichen Fällen, wo das Bedürfnis der Widervergeltung sich nur mit dem

Tode des Verbrechers befriedigt erklärt, das Murren des Unwillens unterdrückt werden wird.

Das sind meine unausgegornen Gedanken darüber.

Robespierres Theorie über die Aufhebung der Todesstrafe, im Zusammenhang mit seinen darauf folgenden Scheußlichkeiten, hat mich nie erstaunt. Er hätte niemals verstehen können, warum Portia auch einen Shylock nicht auf illegale Weise dem Tode überliefern konnte. Die ewige Sanktion des Gesetzes war ihm unverständlich. Gesetzesübertretung erschien ihm im Vergleich zum Menschenleben nur eine Kleinigkeit, und ein Menschenleben ohne Belang im Verhältnis zu seiner eigenen Theorie. Ich würde immer voraussetzen, daß gerade ein strenger Handhaber des Gesetzes in der Praxis am ehesten sagen könnte: „die Art der Gnade weiß von keinem Zwang; sie träufelt, wie des Himmels milder Regen, zur Erde unter ihr." Ist diese Vereinigung von Strenge und Barmherzigkeit in Portias Natur Ihnen nie als ebenso schön wie wahr aufgefallen? Ich könnte mir denken, daß eine sentimentale Nachsicht, die das Leben schonen möchte und der Majestät des Gesetzes gegenüber blind ist, dem Temperament eignen muß, das grausam wird, wo es sich nicht um Aufrechterhaltung des Gesetzes, sondern um das eigene Interesse handelt. Es schont nur, wo das eigene Gefühl in Frage kommt. Es wird sich nicht scheuen, den Tod von zweihunderttausend Edelleuten zu verlangen, wenn sein Gefühl dies Opfer fordert. Eine strenge Auffassung vom Recht, selbst eine zu strenge, würde Robespierre hiervor bewahrt haben. Selbstverständlich will ich damit nicht jede Opposition gegen die Todesstrafe als Sentimentalität oder Stumpfsinn bezeichnen, dem absoluten Imperativ des Gewissens gegenüber. Es scheint mir aber oft der Fall zu sein, daß Schwäche dem Bösen gegenüber einem heftigen Ausbruch der Sünde voraufgeht. Wie ich neulich sagte: „versucht, doch ohne Sünde, deshalb treten wir mit Freudigkeit hinzu, um Barmherzigkeit zu empfangen". Trotzdem mag Robespierres Ansicht an sich richtig gewesen sein, obwohl unrecht von ihm. Bei etwas klareren Begriffen von Gesetz und Unrecht hätte er ein Anwalt der Todesstrafe werden können.

Extreme berühren sich, und ich halte Lamartines Ausspruch für sehr gewaltig: Le moyen le plus efficace de déshonorer le meurtre est d'en montrer par la loi une sainte horreur.

Die Austeilung der Kommunion an die Mörder ist mir immer in jeder Beziehung als ein gräßlicher Hohn erschienen. Ein Prediger des Evangeliums von der Vergebung der Sünden naht sich dem Verbrecher mit einer Botschaft, die doch in seltsamem Widerspruch zu dem Todesurteil steht.

Der Kaplan setzte in seinem Verhalten zu Mrs. Manning jedes Schicklichkeitsgefühl außeracht. Ich halte das einem Menschen gegenüber, der bis vierzehn Tage vor der Hinrichtung seine Unschuld plaidiert und dadurch seine Unbußfertigkeit bekundet hat, nicht für gerechtfertigt. Lieber alles ungewiß und der Entscheidung der nächsten Welt überlassen. Aber in der ganzen Handhabung ist etwas zurückgeblieben von der Auffassung einer magischen Gewalt des Sakraments. Dies nur beiläufig; denn ich bezog mich auf die scheinbare Inkonsequenz, die darin liegt, einen Menschen hinzurichten, nachdem man ihm Worte der Vergebung gespendet. Das ganze Verfahren entspricht den Worten der Königin Elisabeth: „Möge Gott dir gnädig sein, ich kann es nicht"; und darauf der Todesstreich.

Wäre es nicht schier übermenschlich für eine Frau, zu vergeben, wenn sie entdeckte, daß diabolische Bosheit sie dazu veranlaßt hätte, unwiederbringlich den Mann, der sie bis zuletzt geliebt hat, dem Tode zu überantworten? Man stelle sich nur das Hereinbrechen dieser Qual über ein Menschenherz deutlich vor: „Ich kann das nun nie mehr ungeschehen machen, und da steht der Feind, der es verschuldet hat!" Ich fürchte, ich hätte in solchem Fall kaum sagen können: Gott möge dir vergeben!

Durch solche übermenschliche Forderungen erscheint das Christentum erst in seiner ganzen Hoheit. Wenn ich mein eigenes Innere erforsche, — ich könnte wohl das tödlichste Unrecht vergeben, das mir persönlich angethan wird; aber nie ein teuflisches Unrecht, das man einem von mir heißgeliebten Menschen zugefügt hätte; niemals, wenn man mich absichtlich zu einem nie wieder zu sühnenden Unrecht verleitet hätte. Wie gewöhnlich, frage ich auch hierbei, wie hätte *er* in solchem Fall empfunden? Der zweite Fall war undenkbar bei ihm. Inbezug auf den ersten weiß ich nur so viel, daß seine Sprache denen gegenüber, die die Schwachen bedrückten und mit kaltem Blut Unschuldige erschlugen, nicht milde war. *Sie* wußten, was sie thaten. Hat er sie wohl mit in sein letztes Gebet eingeschlossen?

Ob das letzte Bekenntnis der sterbenden Gräfin hat Mitleid erregen können, weiß ich nicht. Man konnte sich des Gefühls nicht recht erwehren, es sei nun zu spät für diese Totenbettreue.

Robertson war im Jahre 1852 zum Kaplan des Sheriffs, des Regierungskommissars der Grafschaft, bei den Assisen in Lewes ernannt worden und hielt bei der Eröffnung der Verhandlungen seine vielleicht großartigste Rede über „das Reich der

Wahrheit" *), der die Richter, die sich schon zu innerer Beschaulichkeit zurechtgerückt hatten, bald mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten. Zum Schluß der Assisen predigte er über „den Gehorsam als Organ geistlicher Erkenntnis" **).

Die Schwurgerichtsverhandlungen, bei denen er zugegen sein mußte, erregten ihn in hohem Grade.

Lewes bei den Assisen. 7, 45 Nm.

Von Dienstag an bis jetzt habe ich kaum einen Augenblick Zeit gehabt. Die Sitzung fängt um 9 Uhr an, und sobald sie vorüber ist, speise ich zusammen mit dem Obersheriff oder den Richtern. Wir kommen eben aus einer achtstündigen Sitzung. Ein furchtbarer Mord hat sie den ganzen Tag über in Anspruch genommen, und die Verhandlung ist noch nicht zu Ende. Wir fangen morgens um 8 Uhr an. Ich sende Ihnen bald einen Bericht über die letzten Tage. Ich bin gänzlich übermüdet.

Ich schreibe während einer Pause überaus peinlicher Natur: während des Verhörs einer unglücklichen Frau, die der Ermordung ihres Mannes angeklagt ist. Sie liegt augenblicklich in einer Ohnmacht. Der Richter hat die Verhandlung bis zu ihrem Erwachen aufgeschoben. Ich sitze dicht neben ihm, und die Bemerkungen, die er von Zeit zu Zeit zu mir macht, zeigen, daß sie nicht die leiseste Aussicht hat, freigesprochen zu werden. Ein entsetzlicher Fall. Sie hat ihn vergiftet, um einen jungen Mann zu heiraten, vielmehr einen Jungen, der soeben in entehrender Weise Zeugnis gegen sie abgelegt hat. Das einzige, was ihn entschuldigen kann, ist ihr Versuch, ihm den Mord zuzuschieben, und ich glaube, er hatte seine Hände mit dabei im Spiel. Baron Parke ist derselben Ansicht. Der letzte Zeuge wird eben vernommen, und wenn der Verteidiger gesprochen und der Richter seine Anklage erhoben hat, können die Geschworenen schwerlich zehn Minuten über ihr Verdikt in Zweifel sein; und da es auf „schuldig" lauten wird, ist ihr Urteil entschieden. Nein, ich irre mich, ihr eigenes Kind wird eben als Zeuge gegen sie vorgeführt, ein armer, kleiner Junge von sieben Jahren. Das arme bejammernswerte Geschöpf ist beinah während des ganzen Verhörs, das gestern den ganzen Tag währte und heute Morgen eine Stunde lang, in besinnungslosem Zustande gewesen. Vor einer Viertelstunde verordnete Dr. Taylor, der berühmte Che-

*) Siehe „Religiöse Reden". Leipzig, Hinrichs Verlag. Band II.
**) Ebendaselbst Band I.

miker, ihr ein Mittel, und der Gerichtshof wartete mehrere Minuten in Totenstille auf das Zurückkehren ihres Bewußtseins. Dr. Taylor legte gestern ein höchst interessantes medizinisches Gutachten vor über die chemische Analyse, durch die er das Vorhandensein von großen Dosen Arsenik in der Leiche des Verstorbenen entdeckt hatte... Ich bin dankbar, daß es dem kleinen Jungen nicht verstattet wurde, Zeugnis abzulegen. Er wußte nicht einmal, was ein Eid sei. Nichts Schrecklicheres wäre denkbar, als ein einziges Kind, das seiner Mutter das Leben abspräche!

Gestern konnte ich nicht weiter schreiben. Das Verhör wurde zu spannend und zu peinlich, um etwas anderes dabei vorzunehmen. Die Anklage des Richters dauerte, glaube ich, anderthalb Stunden. Die Geschworenen zogen sich zurück. Anderthalb Stunden vergingen in fürchterlicher Spannung. Endlich kehrten sie zurück, und der erste sprach sofort das Schuldig aus. Baron Parke setzte sich das schwarze Barett auf. Das arme Weib, mit brennenden Wangen und vor Aufregung feurig glühenden Augen, wurde von zwei Gefangenwärtern emporgehalten, um ihr Urteil zu vernehmen. „My Lord", sagte der Gerichtssekretär, „Sie haben zwei wesentliche Worte ausgelassen. Sie haben nicht gesagt, welchen Todes sie sterben soll." So wurde das der Ohnmacht nahe Geschöpf wieder emporgehalten und der letzte Satz des Urteils wiederholt mit den Worten: „am Halse aufzuhängen". Ich fühlte mich so schuldig, als säße ich ruhig dabei, während man eine Frau ermordete. Aber mein Auge traf den Schurken Hickman, der ruhig dabei stand und es sich anhörte, wie sie, die das alles um ihn erduldete, zum Tode verdammt wurde, ohne den leisesten Anschein von Gefühl zu verraten. Es war von Anfang bis zu Ende ein widerwärtiges Schauspiel, und nicht die leiseste Aussicht, ihr Leben zu retten.

Meine Predigt wurde schnell und eilig gehalten. Freitag und Sonnabend war der Sheriff abwesend, und ich erfüllte seine Pflicht, die Richter zu eskortieren. Jedesmal wenn ich in dem vierspännigen Wagen dann allein in mein Logis zurückkehrte, wurde ich nicht wenig amüsiert durch die Trompetenfanfare, die mich den Augenblick, wo ich meinen Fuß auf den Wagentritt setzte, begrüßte; und von dem stummen Staunen der Menge, die durch meine Kleidung veranlaßt wurde, mich für etwas sehr Hohes zu halten. Ich war geneigt, der Reihe Herolde, die in einem Atem den Hut zogen, wenn ich vorüberging, und den Trompetern zu sagen, sie möchten die absonderliche Feierlichkeit unterlassen, wenigstens mir gegenüber. Aber ich überlegte mir, daß Formen und Gepränge für die Massen von viel größerer Bedeutung sind, als es den Anschein hat. Ein Richter in schwarzer Robe statt in scharlachroter, wäre nur ein

halber Richter. Mancherlei Reflexionen derart kamen mir in den Sinn, deren ich einige in meiner Nachmittagspredigt verwertete. Am Vormittag war ich zu heiser und zu unwohl, um zu predigen.

Den 26. März.

Die jämmerliche Mörderin, wird gesagt, habe ihr Verbrechen bekannt und Hickman vollständig entlastet. Aber ich bezweifle diesen letzten Teil ihrer Geschichte. Eine Frau aufzuhängen, ist ein schauderhafter Gedanke! Die Eindrücke der vorigen Woche werden, glaube ich, auf immer all meine Verstandesüberzeugungen von dem Bedürfnis und der Notwendigkeit der Todesstrafe umstoßen. Dagegen hätte ich Hickman eigenhändig, mit größter Befriedigung, erdrosseln können. So leicht verführen uns die natürlichen Instinkte, die zum Teil auf dem bloßen Unterschied von Mann und Weib beruhen, zu Vorurteilen und beeinflussen selbst solche Urteile, die lediglich Verstandessache zu sein scheinen und von einer, wie Lord Bacon sagt, „trocknen Form umrahmt“ sind.

Es zeigt außerdem, wie völlig ungeeignet Frauen für zahllose Berufsarten wären, die amerikanische Spekulation ihr erschließen möchte. Denn ihr Gefühl ist noch schwankender, als unseres. Das, worin am rechten Ort ihr Ruhm und ihre Ehre liegt, machte sie zur Ausführung solcher Obliegenheiten, die Zurückdrängen des Gefühls erheischen, untauglich. Dies ist auch der Grund, den St. Paulus in großer Weisheit gegen ihr Verlangen, öffentliche Lehrämter zu verwalten, geltend macht. Nicht Adam, sondern Eva habe sich betrügen lassen. Wie tief ist doch die Inspiration! so tief, daß sie wie die durchsichtig klare See an den Ufern Westindiens seicht erscheint, bis man hinabgetaucht ist.

Mit voller Energie nimmt sich Robertson bei jeder Gelegenheit mutig und mannhaft der Frau an; denn die Sünde der Starken gegen die Schwachen empörte ihn stets bis ins innerste Herz hinein. Jemand erzählt, daß er ihn die Faust ballen und mit den Zähnen knirschen sah, als ein Mensch vorüberging, von welchem er wußte, daß derselbe einem unschuldigen Mädchen nachstelle. Er schreibt selbst nach einem Gespräch über die Unrechtsame der Frauen: „mein Blut schoß wie Feuer durch meine Adern“. Aus dieser Ritterlichkeit seiner Gesinnung erklärt sich auch der folgende leidenschaftliche Brief:

Ich sprach mich, als sich das Gespräch darauf wandte, für die Todesstrafe aus, wünschte aber, dieselbe möge für Mord aufgehoben und nur an denen vollstreckt werden, die sich an Frauen vergangen haben. Mord ist im Verhältnis eine Kleinigkeit, — das Leben hat gar nicht so viel Wert, und die Zärtlichkeit, mit der man es zu erhalten trachtet, ist keins der edelsten Zeichen unserer Zeit, denn sie ist nicht auf Haß gegen das Böse zurückzuführen, — während die Gesellschaft dem andern Fall gegenüber ärger als unchristlich denkt. Was beim Weib für unrecht gilt, ist dies in verdoppeltem Maße bei dem Manne; denn sie wagt auf ihre eigene Gefahr, was er auf Gefahr eines andern hin, in persönlicher Sicherheit und verdammenswürdiger Selbstsucht thut.

Es entspricht der Ritterlichkeit seiner Natur und Gesinnung, wenn Robertson der Frau eine selbständig hohe Stellung und Aufgabe zuweist. Er sieht in ihr die Trägerin ganz bestimmter Seiten der menschlichen Natur, wie sie in Christus geadelt worden, der als vollkommener Mensch männliche sowohl als weibliche Tugenden in sich vereinigt habe. In der Rede über „die Herrlichkeit des göttlichen Sohnes" (siehe den Anhang) finden sich seine Anschauungen darüber bis ins einzelnste dargelegt.

Als aber nach seiner Predigt über die Marienverehrung ein Traktarianer geäußert hatte: „Ich stimme nicht mit Robertson überein. Weib — Weib! was ist das Weib? ich komme nicht dahinter —", ließ Robertson ihm sagen, daß er sich während seines ganzen Lebens in derselben Lage befunden habe.

Robertson ist durchaus dagegen, der Frau Gleichstellung mit den Männern in ihrem Beruf und dem öffentlichen Leben einzuräumen. Doch bezeichnet er diese seine Auffassung selbst einmal als „ein altmodisches Vorurteil", das ihn, falls er keine anderen Gründe dagegen hätte, nicht hindern würde, sich z. B. an einer Massenpetition der englischen Frauen für Abschaffung der Sklaverei in den südamerikanischen Staaten zu beteiligen.

Nicht, daß er die Veranlagung der Frau für eine untergeordnete gehalten hätte. Ihre geistige Organisation schien ihm aber so völlig anders geartet, als die des Mannes, namentlich das Gefühlsleben bei ihr so dominierend und ausschlaggebend,

daß er nicht an die Möglichkeit glaubte, es durch geistige Disziplin genügend schulen zu können, um sie zu einer verantwortungsvollen Stellung im öffentlichen Leben zu befähigen. Seine Ansichten darüber finden wir ausführlich in einem humoristischen Brief erörtert:

Als ich gestern Abend nachhause kam, nahm ich mir Liebigs Chemie herunter und ersah daraus, daß die letzten Bestandteile organischer Körper hauptsächlich aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bestehen, d. h. der Unterschied von Haar, Fleisch, Knochen entsteht nicht sowohl durch die Bestandteile verschiedener Elemente, als durch die verschiedenen Verhältnisse derselben.

Unter den Gesichten der Nacht hatte ich einen Traum, in dem sich dies eben Gelernte mit unserem Gesprächsthema verband, und die Frage, ob das Weib seiner Stellung nach nur ein unfreier Neger sei, wie Sie meinten, seine Fähigkeiten und Eigenschaften in jeder Hinsicht denen der Männer gleich, nur unkultiviert oder, wie ich meinte, ein Wesen geistig wie physisch anderer Art, wenn Sie wollen, der Qualität nach aus denselben moralischen und intellektuellen Elementen aufgebaut wie der Mann, nur anders in der Proportion. Dieser Unterschied bedingt jedoch eine so große Verschiedenheit, wie zwischen Blatt und Blüte, Holz und Frucht. Sie sagen, das Weib verhalte sich zum Manne, wie der Knorpel des Kindes zu dem harten Schädel des Erwachsenen. Ich sage, wie das Gehirn zur Gehirnschale, wie das Fleisch zu den Rippen.

Es war mir, als belauschte ich die Muskelstränge (d. h. das Fleisch des menschlichen Körpers), wie sie sich eifersüchtig über die Knochen beschwerten. Das Fleisch bekräftigte seine wesentliche Identität mit den Knochen; es bedürfe nur einer andern Verteilung und einer strengeren Erziehung. Der große Muskel im Zentrum des Körpers warf sich zum Anwalt der Rechte des bedrückten Fleisches auf und sagte: „Schwache, herabgewürdigte Muskeln! nach sechstausend Jahren einer verwerflichen Unterdrückung rufe ich euch auf in dem heiligen Namen abstrakter Prinzipien. Sind wir nicht identisch mit den Knochen? Woraus bestehen die Knochen? Aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Bestehen wir nicht aus denselben Stoffen, mit Ausnahme einiger Prisen phosphorsauren Kalks? Die Elemente unserer Natur sind identisch. Und doch sind wir Jahrhunderte hindurch behandelt worden, als wären wir von zarterer und schwächerer Natur. Man hat uns in beleidigender Weise vor äußerem Schaden behüten wollen, als ob wir uns nicht selbst beschützen könnten. Man hat

uns lediglich als Schmuck und lebendigen Ausdruck der Schönheit der Knochen betrachtet. Man hat uns behandelt, — ich erröte dabei vor Scham, — als Ruhekissen der Knochen, als wären wir nur zu ihrer Erholung und Erquickung vorhanden. Selbst ich, von knochigerer Struktur, als ihr armen Sklaven! ich bin von Knochen eingeschlossen und gehemmt auf allen Seiten, unfähig, mich auszudehnen, eingesperrt, abgesperrt, ausgeschlossen von der Entwickelung meiner edlen Natur durch den Druck einer abscheulichen, eifersüchtigen Rippe!"

Hierbei mag bemerkt werden, daß das Herz, obwohl es stolz darauf war, weniger weich und sensitiv als andere Muskeln zu sein, doch außerstande war, die Anwendung gewisser krampfhaft herausgestoßener Worte wie „abscheulich" zu unterdrücken. Damit offenbarte es ein Vorhandensein nervöserer Substanzen und größerer Empfindsamkeit, als es zugeben mochte. Diese Worte neben burschikoseren und knochigeren Ausdrücken brachten zuweilen eine komische Verwirrung hervor.

Darauf erwiderten einige sehr zarte Muskeln, die an den äußersten Fingerspitzen saßen, dem aufgeregten Herzen also: „Wunderbare Schwester! deine Worte atmen heilige Ahnung, und wir sind durchschauert von der großartigen Vorstellung, die du in uns angeregt hast, — den Knochen gleich zu werden! Wir wollen aber holden Rats miteinander pflegen. Sitzest du nicht in dem Zentrum des Körpers und bestimmst die Qualität jeden Atoms an Kohlenstoff, Sauerstoff und Stickstoff, der in die Knochen übergeht? Sind wir denn nicht durch dich, unsere große Mutter, Gebieter dieser Knochen, Herren ihres Geschicks, die du in göttlicher Indignation als abscheulich bezeichnest? Wir wissen, daß du weniger schwächlich sensitiv bist, als viele von uns; denn wir erinnern uns, daß in den Tagen Karls II. du noch lebend von einem Chirurgen herausgenommen wurdest, und nicht mehr zucktest, als wärst du aus Knochen gewesen. Wir aber bitten dich, bedenke doch, welches Schicksal unser harrte, wenn wir unsere Natur aufgäben! Würden wir nicht bald abgenutzt werden, statt elastisch zurückzuprallen? Ist nicht unser Zurückbeben unsere Rettung? Ja, würden die Knochen nicht härter sein als wir, und statt wie jetzt, uns zu lieben und den Druck aufzuhalten, sich durch uns hindurch zwängen, wenn unser Gefühlsleben sich abschwächte? Außerdem haben einige von uns eine geheime Neigung zu besagten Knochen, fühlen die Stütze, die sie ihnen gewähren, und halten mit großer Neigung an den Rippen fest. Du sprachst von großen Prinzipien, die wir nicht verstehen, von Stickstoff und Sauerstoff. Du bist weise, und wir sind thöricht, wir wissen nur, daß Fleisch Fleisch ist und Knochen Knochen. Du sagst, Fleisch sei Knochen. Aber wir können nur

glauben, daß wir das sind, wozu uns die Natur bestimmt hat, und besser so daran. Du meditierst o große Philosophin über Wasserstoff und Kohlensäure. Uns sind die Knochen lieb. Wir halten dafür, daß die ganze Disziplin, die du empfiehlst, uns nur zu festerem und gesunderem Fleisch machen würde, aber immerhin zu Fleisch, und wir nur durch Zerstörung unserer Natur Knochen werden könnten. Wir möchten nicht, daß die Knochen je vergäßen, daß wir Fleisch sind, oder uns so behandelten, wie die Knochen untereinander thun. So wenig, wie wir möchten, daß ein Herr in der Unterhaltung den Unterschied der Geschlechter vergäße, glaubte, Geist verkehre mit Geist, dem weiblichen Träger des Geistes auf die Schulter klopfte und sagte: „Halt deinen Mund, alter Bursche!" Großmütiges Herz! wir sind sehr zartfühlend und mögen gar nicht, wenn man vergißt, daß wir von Fleisch und Blut sind!"

Es deuchte mir, das Herz fauche vor Zorn und erwidere: „O konkrete Schwachheit! Ich aber bin euch nicht gleich. Die abstrakten Prinzipien meiner Natur sind identisch mit denen meiner Tyrannen. Ich will die Proportionen ändern, ich will etwas von dem Kalk mir aneignen, den die herzlosen Knochen für sich monopolisieren. Auch ich will ein Knochen sein." — („Herzlose Knochen". N. B.) Dies war der letzte rührende Widerspruch des Fleisches, dessen das Herz sich je schuldig gemacht hat.

Es beharrte bei seiner Absicht. Allmählich versanken seine beredt pulsierenden Äußerungen in Stille. Es wurde härter und härter und stieß gegen die Rippen Schlag auf Schlag, teilte Püffe aus und empfing Püffe. Der letzte Wunsch, den es äußerte, war der, praktisch mit der Anatomie Bekanntschaft zu machen, in der Überzeugung, dem Messer gegenüber so knorrig zu sein, wie jeder Knochen.

Sein Wunsch wurde erfüllt, aber nicht ehe es verknöchert war.

Bei der Obduktion konnte ich nicht umhin, zu beobachten, daß, so unnatürlich seine Disziplin es ausgestaltet hatte, es doch nicht aussah wie ein natürlicher, gesunder Knochen, sondern wie eine Art Knorpel, weder rot noch weiß, weder hart noch weich, sondern zäh, eine durchaus unnatürliche, krankhafte, gestaltlose Masse, wie unverarbeiteter Kautschuck, den man zerschneiden kann, nur nicht so elastisch.

Der Chirurg zuckte mit den Achseln, that es in ein Glas Spiritus und reihte es ein unter die Ungeheuerlichkeiten des Museums. Bemerkte aber dabei, es sei zu hart, um als Nadelkissen und zu weich, um als Kanonenkugel zu dienen.

Glenara, Glenara,
nun deute mir meinen Traum!

Es ist nicht unmöglich, daß das agitatorische Verhalten der Frauen bei dem Auftauchen dieser Frage in England Robertson zu dieser ablehnenden Haltung bewogen hat. Hätte er erlebt, in welch ruhige, stetige Bahnen die ganze Bewegung dort gelenkt worden ist, und wie gründliche Bildung auf einem bestimmten Gebiet und Verwertung derselben zum gemeinen Nutzen, im Gegensatz zu dem ästhetischen Halbwissen unserer Mädchen und Frauen, ferne davon, der Weiblichkeit Eintrag zu thun, die Mädchen nur zu so viel tüchtigeren Frauen und fähigeren Müttern macht; daß sie das beste Mittel ist, die von ihm in den nächsten Briefen so scharf gegeißelten weiblichen Schwächen zu bekämpfen, so hätte er, bei seiner Fähigkeit, überall das Gute herauszufinden, es auch hier trotz mancher Übertreibungen anerkannt. Sagt er doch selbst einmal, „Mädchen lesen zu viel und denken zu wenig"; und geht aus seiner größtenteils mit Frauen geführten Korrespondenz deutlich hervor, daß er ihnen zutraut, die schwierigsten Fragen auf geistigem Gebiet zu verstehen, wie er denn überall bestrebt ist, sie zu geistiger Disziplin zu erziehen. Wie seine Ansichten auch auf diesem Gebiet in stetem Fluß waren, ist aus den letzten Briefen des siebzehnten Kapitels ersichtlich. Wir möchten inbezug auf den nächsten Brief an das Wort von Marie von Ebner-Eschenbach erinnern: „Man fordere nicht Wahrhaftigkeit von den Frauen, so lange man sie in dem Glauben erzieht, ihr vornehmster Lebenszweck sei, — zu gefallen." Und, sei hinzugefügt: als gäbe es kein anderes Lebensziel für sie, — als die Ehe.

„Extroitiv" ist eine Wortbildung, die Coleridges Stempel trägt. „Introitiv" ist ein musikalischer Ausdruck und bezeichnet den Eingang eines Musikstücks. Extroitiv bedeutet das, was von innen nach außen tritt. Introitiv, auf den Charakter angewandt, würde das Umgekehrte heißen.

Extroitiv bezeichnet nach Coleridge einen Charakter, der hauptsächlich die äußeren Folgen des moralisch Bösen ins Auge faßt und vor ihnen zurückweicht; weniger in das Herz und Mark der Dinge eindringt und vor der Entstellung des Bösen an sich zurückschaudert. Hieraus zieht er den Schluß, daß Frauen vor sich selbst weniger heucheln als Männer, weil sie nicht vor-

geben, von Prinzipien geleitet zu werden, und keine Sophistik anwenden, um ihre Handlungsweise mit dem Recht in Übereinstimmung zu bringen. Sie sagen einfach: Ich mußte Unrecht thun, sonst — Folglich seien Frauen weniger der Wahrheit ergeben, als Männer. Denn das Abweichen von der Wahrheit erscheine ihnen gering, mit den Folgen verglichen, die die Aussage der Wahrheit für sie mit sich bringe. Mit andern Worten: sie empfinden das Rechte nicht als obersten Imperativ, — und das ist etwas Furchtbares!

X. enthusiasmierte sich lebhaft für Louis Blanc, für seine Philanthropie, seine beaux yeux noirs, seine pensées, sein aristokratisches Auftreten und ses mains bien gantées. Bei dem Enthusiasmus einer Frau für ein System ist es schwierig, die zufälligen und persönlichen Einflüsse auszuscheiden und das herauszufinden, was als Residuum an Gehalt und eigentlicher, intellektueller, natürlicher Bewunderung der belles idées zurückbleibt. Ravignan und der Sozialismus, — ja, ich darf vielleicht mit etwas listiger Bosheit hinzufügen: Mazzinismus, Mesmerismus, um von der Homöopathie zu schweigen, — würden gegen uns langweilige, abgehärmte Verkünder fadenscheiniger Wahrheiten ein furchtbares Übergewicht haben, wenn beaux yeux noirs und helle Handschuhe unbewußt als legitime Waffen acceptiert würden.

Ich werde einer Freundin einen ernsthaften Brief schreiben, auf ihre Mitteilung, daß sie leidenschaftlich für Kossuth schwärme, und daß ihr Onkel sie in Beantwortung ihrer Rhapsodie lächerlich gemacht habe. Diese Dinge sind wirklich gefährlich. Weil der Enthusiasmus Mode ist, schreibt sie edle Gefühle nieder über Freiheit ꝛc., die ein Aufgebot zur Kossuthverfolgung sogleich zum Schweigen bringen würde. Das ist keine Begeisterung und Zuneigung, die Stöße verträgt. Außerdem schädigt es den Charakter, wenn es Gewohnheit wird, Begeisterung aufzukochen, sobald Modesucht es verlangt. Wie soll eine Frau jemals über ihre Gedanken und Empfindungen ins Klare kommen?

Welch hohe Vorstellung er, der im praktischen Leben so nüchtern urteilen konnte, dagegen von der idealen Bestimmung des Weibes hatte, spricht die Phantasie des folgenden Briefes aus:

Helps glaubt bestimmt, daß — zu seiner Zeit, wenn die Welt dafür reif geworden, eine neue Wahrheit offenbar werden wird, die das ganze Verhältnis von Mann und Weib auf einem besseren Fundament für die beiderseitige Glückseligkeit herstellt. Der Engel und Apostel dieser kommenden Offenbarung muß unbedingt ein

Weib sein, ein Weib, rein und weise, voll Majestät und Schöne, das, wohlgemerkt, — nicht durch die Tiefe der Schmerzen, sondern durch das himmlische Medium der Freude — zeigen müßte, wie eine heilige Gemeinschaft wahrhaft glücklich macht, durch eine notwendig zu diesem Ziel gedeihende Liebe.

Mir ist dies merkwürdig durch die Übereinstimmung mit einem Lieblingsgedanken von mir, den ich mehrfach ausgearbeitet habe, inbetreff des Ursprungs des Marienkultus und der unverkennbaren Tendenz des Tages, die ihn erneuern will, als ob die darin enthaltene Wahrheit noch nicht herausgezogen wäre.

Auch stimmen hierzu die zuweilen unsinnigen Anstrengungen für Emanzipation der Frauen, und das besonders in Amerika erhobene Geschrei über ihre Sklaverei. Ähnlich träumt Comte in einer philosophischen Spekulation über denselben Gegenstand: „Was die Zukunft bringt", indem er die Hoffnung für die Zukunft nicht an Helden-, sondern Frauenverehrung knüpft. Ich denke mir, es würde eine Art Scheideglanz und Herrlichkeit auf das Sterbebett solcher werfen, deren Streben auf hohe Ziele ging und deren Werk auf Erden vollbracht ist, wenn sie solche Hoffnung könnten dämmern sehen für das kommende Geschlecht. Gerade wie, bei dem Anbrechen einer früheren gnadenvollen Heimsuchung, alte Herzen, die fast matt geworden über hoffnungslosem Warten, ausrufen konnten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" Ein Werk des oben angeführten Verfassers enthält einige interessante und wertvolle, nicht Don Quixotische Gedanken darüber. Unterdessen ist die Hoffnung auf einen Strahl der Erleuchtung aus der Brust eines Weibes, der, obwohl vorbereitet, doch plötzlich hervorbräche wie der Blitz, der die während langer Sommermonate angesammelte Elektrizität mit einem Schlag aus der Wolke zucken läßt, — es ist diese Hoffnung ein köstlicher Gedanke, der so mit meinen eigenen unklaren Erwartungen übereinstimmt, daß ich mich viel damit beschäftigen werde; denn es ist gut, sich mit einer edlen Hoffnung zu tragen!

Robertson erblickt die Bestimmung der Frau vor allem in den ihr von der Natur zugewiesenen Bereichen:

Die Frau befindet sich in einer Lage der Abhängigkeit, wie sie im ersten Buche Mosis mythisch als ein Fluch bezeichnet wird. Wohl, ich meine jedoch, daß jeder Fluch ein verhüllter Segen ist. Die Arbeit unter Disteln und Dornen — des Menschen beste Heilkraft! Unterwerfung der Frau, — — was sagen Sie zu seiner Unterwerfung? „Er ward gehorsam, — ein Knecht; — darum hat ihn auch Gott erhöhet." Es dünkt mich, eine nachdenkende,

hochsinnige Frau könnte sich nicht durch ein Los erniedrigt fühlen, das sie dem göttlichsten Manne ähnlich macht, der „nicht kam, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er dienete“. Ich habe stets vorausgesetzt, daß Sie dies Dienen als das höchste Leben, welches die Welt je gesehen, und gerade seine Demut und Unterwerfung als die göttlichsten Züge desselben schätzen gelernt hätten. Die Griechen in Korinth begehrten, dies Lehrstück möge fortbleiben, und gerade dies wollte Paulus nicht auslassen: „Jesus Christus, aber Jesus Christus der Gekreuzigte“, — ein Passus, den die Evangelikalen all ihrer Schönheit berauben. Glauben Sie mir, eine edle Frau, die alle Pflichten ihres Geschlechts auf sich nimmt, obgleich zu höheren Dingen wohl befähigt, — — die Welt hat nichts, das dem Menschensohn ähnlicher wäre.

Erinnern Sie sich Wordsworths herrlicher Verse an Milton?

Dein Geist war wie ein Stern daheim im Licht,
Und deine Stimme klang wie Meergetön.
Frei, sieghaft, wie das Himmelsblau so schön
Schrittst du dahin, in Heiterkeit und Huld,
Den breiten Heerweg lang; und jede, die geringste Pflicht
Erfülltest du, und trugst sie mit Geduld.

(Übersetzt von J. S.)

Noch entschiedener spricht er seine Ansicht in dem nächsten Briefe aus:

Fräulein N. ist eine gute, teilnehmende Seele; ich stimme ihr aber nicht ganz bei in dem, was sie über ihre Freundin Frau V. sagt, daß deren Leben zu öde und prosaisch sei. Nein, bedenken Sie, er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; das war wahrhaftig kahl und prosaisch. Paulus, — für mich der erhabenste der Menschen, — beschäftigte sich mit Teppichweben. Elisabeth Fry besuchte schmutzige Gefängnisse und würde mit unbezähmbarer Ausdauer selbst in Irlands schmutzigen Höhlen etwas gebessert haben. Ich wünschte nur, es möchte sich mehr wirklich Rauhes in Frau V.s Leben drängen. Äußere, sichtbare Dinge wirken nicht notwendig erdrückend auf das Innere; wohl aber bedarf das innere Leben oft eines äußeren Druckes, um hervorzusprudeln. Eine edle Fregatte sieht, so lange sie in Ruhe liegt, schwerfällig aus, tanzt aber im Wind so anmutig daher wie ein Seevogel. Verlassen Sie sich darauf, die wahre Poesie des Lebens ist da zu finden, wo er sie fand, — im Vermehren der Brote und Fische, im Herabsteigen zu so gewöhnlichen Dingen, wie das Beschaffen von Wein zu Festlichkeiten, im Sammeln und Pflegen ungebildeter, einfacher Menschen, im demütigen Arbeiten als Jüngling in der Zimmermannswerkstatt

in bescheidenster Umgebung. Und Frau V. sollte in ihrer Lage nicht von Abhängigkeit oder Nonnentum sprechen.

Lasen Sie je Blanco Whites Schilderung des Inhalts und Seelenzustands eines Nonnenlebens? seiner Stagnation, seiner kindischen Altjüngferlichkeit, seiner übergewissenhaften Reinheit, die thatsächlich Unreinheit ist, — seiner elend unterdrückten natürlichen Neigungen, und die entsetzliche Rache, die die Natur nimmt, um ihre Rechte zu behaupten? Glauben Sie mir, wo das Weib klüger sein möchte, als ihr Schöpfer, ist sie nur scheinbar klug. Wenn sie eine Seite ihrer Natur nährt durch Vernichtung einer anderen, ist sie doch nichts weiter, als eine verstümmelte Ungeheuerlichkeit. Frau V. möge überzeugt sein, daß Gott einer Frau nichts Edleres vertrauen kann, als ein großes Hauswesen, dessen Leitung um der damit verbundenen Schwierigkeiten willen nicht minder groß ist. Ihr Ton ist nicht würdig; ich möchte ihn weibisch nennen, aber nicht weiblich.

Ich will ganz deutlich sein, Frau V. würde mich sonst mit Recht verachten. Petrus war in dem Augenblick kein wahrer Freund, sondern ein Sentimentalist, als er alles Rauhe und Irdische aus dem Wege räumen wollte, damit sein göttlicher Freund ein bequemes, anmutig behagliches Dasein führen könne. Ich möchte nicht ihr Satanas sein. Nein. Ist Sich-befassen mit irdischen Dingen so hart, wie das Kreuz? Sind heulender Wind und kalte Zimmer so unpoetisch, wie das Richthaus des Pilatus und der rohe Spott zügelloser Kriegsknechte?

Sie meinen, in der Plackerei häuslicher Pflichten liege nichts Besänftigendes. Nein, aber sehr viel Stärkendes, was jedes Bewußtsein von Pflichterfüllung, Selbstüberwindung und Leistungsfähigkeit verleiht. Außerdem können Sie nicht berechnen, wie vieles dadurch sich einzufressen verhindert, und wie viel trostlose, dumpfe Verzagtheit abgewehrt wird. Täglicher Gebrauch poliert nicht eben so blank wie das Quecksilber des Juweliers, bewahrt aber Ihren kleinen silbernen Bleistift vorm Anlaufen.

Niemand kannte besser als Robertson die Gefahren einer Auffassung der Religion als bloß das Gefühl angehend, oder hat nachdrücklicher gerade Frauen davor gewarnt:

Die Art, in welcher N. von dem Opfer, das Sie für M. brachte, spricht, und von dem stärkenden Einfluß, den solches Opfer auf den Charakter habe, gefiel mir nicht. Eine üble Gewöhnung beschaulichen Gefühls. Wer wirkliche Opfer bringt, ist nie imstande, in Selbstbeschaulichkeit das Gute zu berechnen, das ihm aus den Opfern erwächst; wer wirklich trauert, ist unfähig, in dem Augen-

blick über den heilsamen Einfluß des Schmerzes zu philosophieren. „Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein.“ Das ist wahre Philosophie. Im Munde eines Menschen, der mit Einsetzung aller seiner Kräfte danach ringt, stark zu werden und ein Leben des Kreuzes und der Aufopferung zu führen, möchte solch ein Ausspruch wirklich wahr sein; aber in diesem Fall ist er einfach unwirklich, eine auswendig gelernte Sentenz, und meiner Meinung nach sehr gefährlich. Nichts ist gefährlicher, als über eine Feder zu gebieten, die Gefühle niederschreiben kann, wie sie einem Märtyrer oder Engel anstünden. Und es ist Gefahr vorhanden, daß die Konfusion zwischen einem gewöhnlichen Menschendasein und dem eines Engels oder Märtyrers hoffnungslos wird. Denn, wenn beider Lippen und Federn dieselben majestätischen Wahrheiten entströmen, wer will uns überzeugen, daß wir nicht auch Märtyrer und heilige Engel sind? Folgender Ausspruch wäre natürlicher, wenngleich auch noch immer ziemlich sentimental gewesen: Wie darf ich von Opfer sprechen? wie wenig ist davon in meinem Leben, das nur eine Kette beständiger Vergnügungen ist!

Es ist mir oft aufgefallen, wie Christus derlei Sentimentalitäten nie durchgehen ließ, ohne sie nach Wert und Bedeutung auf den einfachen Sachverhalt zurückzuführen. Es ist eine gefährliche Gabe, schön zu schreiben, die, — ich sage das in tiefer Ehrfurcht, — Christus durch ein scheinbar hartes Verfahren geprüft haben würde, etwa wie er jenem, der ein besonderes Verlangen äußerte, um ihn zu sein, entgegnete: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“

Gleicherweise äußert sich Robertson in einem anderen ähnlichen Falle:

Der Brief jener Dame ist in seiner Art ernstlich gemeint; nur, daß der leidige Hang zu starken Worten Gefühle äußert, die nicht gewillt sind, auch noch einen andern Ausdruck zu gewinnen. Diese Vorsätze zum Studium, zum Ernst, zur Religiosität hätten etwa bei der Taufe Johannis geäußert werden mögen, als feierlicher Aufruf zu einem neuen Leben, dem dann ernste und gewissenhafte Anstrengung gefolgt wäre; da wären sie an ihrem Platz gewesen. Aber ausgesprochen zum Beginn einer Londoner Saison werden sie bei der ersten Polka zerstieben und größeren Schaden bringen, als wenn sie nie gefaßt wären. Sie glaubt und meint das, was sie sagt, aber gerade die Gewaltsamkeit ihrer Sprache schadet ihr; dieselbe könnte die Buße eines Petrus ausdrücken und würde genügen, um

die bitteren Thränen zu beschreiben, mit denen er seinen Fehltritt beweinte. Wenn solche Sprache aber bei Kleinigkeiten gebraucht wird, bleibt nichts Stärkeres übrig für die hehre Krisis des Menschenlebens. Es ist wie in Dracos Gesetzen — Tod steht auf Diebstahl, daher bleibt für Vatermord und Verrat auch nichts anderes übrig, als — Tod!

In einem anderen Briefe findet sich folgende merkwürdige Stelle:

Ich habe eine alte Freundin, deren Einkommen nicht 2000 £ übersteigt, und die jährlich mindestens die Hälfte davon zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Solchem Beispiel gegenüber und mit dem verglichen, was die meisten von uns für sich ausgeben, scheint es der Höhepunkt der Unverschämtheit und Anmaßung, wenn wir uns überhaupt nur Christen zu nennen wagen. Der Zigarrenverbrauch eines jungen Mannes und der Putz eines jungen Mädchens könnten manche menschliche Existenz retten, und zehn glücklich machen. Ich werde zuweilen versucht, nie mehr das Wort „Selbstaufopferung" über meine Lippen kommen zu lassen, das ihnen jetzt so oft und achtlos entschlüpft, und es andern nie mehr ungerügt zu gestatten. In Christi Tagen bedienten sich die Menschen ähnlicher Redeweise; aber er nötigte sie dann stets, die Tragweite ihrer Worte zu ermessen. Zum Beispiel jener Frau gegenüber, die mit dem schönen Gefühl hervortrat: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat", antwortet er: „Ja selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren"; und dem Menschen, der da sagte: „Selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes", erwiderte er mit dem Gleichnis von dem Hochzeitsgast und der deutlichen Nutzanwendung: Ja, wahr genug; aber weißt du auch, wen das „Selig" angeht? Denn „viele sind es, die nicht essen werden das Brot im Reiche Gottes".

Ich möchte Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Der jetzige Bischof von Glasgow, den ich persönlich kenne, ist der älteste Sohn eines sehr reichen Grundbesitzers. Als junger Mann wünschte er Geistlicher zu werden; aber sein Vater war dagegen, weil die Pflichten des Geistlichen unvereinbar mit denen eines Großgrundbesitzers wären. Später erklärte er sich aber mit des Sohnes Wünschen einverstanden, wenn derselbe auf sein Geburtsrecht zugunsten seines jüngern Bruders verzichten wolle. Mein Freund willigte ein, nachdem er sich mit dem Bischof Wilberforce beraten hatte. Er erhielt darauf ein einträgliches Amt, das seinen pekuniären Verlust einigermaßen ausglich. Voriges Jahr nun wurde ihm der Bischofssitz von Glasgow angeboten, der beinah nichts, höchstens 100 oder 200 £ jährlich, einträgt. Ohne zu zögern

brachte er das zweite Opfer und steht nun an einer Stelle des Königsreichs, die vielleicht am meisten mit Arbeit überhäuft ist. Thut einem das nicht gut? Erzählen Sie es N. und fragen sie, ob ich unrecht gehabt mit der Behauptung, menschliche Vortrefflichkeit sei mehr, als ein bloßer Traum? Es liegt hierin scheinbar nichts sonderlich Großes. Sobald man tiefer blickt, erkennt man aber doch, daß es nicht so leicht ist, die Stellung eines wohlhabenden Mannes mit der eines schwer arbeitenden Landpfarrers zu vertauschen. In der Jugend, ehe er das Leben kannte, konnte ein solcher Entschluß aus jugendlichem Enthusiasmus, ja aus einer Art Irrtum, der das Opfer nicht in vollem Umfang zu verwirklichen vermochte, hervorgegangen sein. Daß er es aber in reiferen Jahren, nachdem er das Leben kennen gelernt, und seine Erfahrungen gemacht hatte, — jeder Don Quixotismus also ausgeschlossen war, — wiederholen konnte, das ist doch eine That, zu der ich mir auch das Herz und den Mut wünschte. Mir würde es leichter werden, einen verlorenen Posten zu halten!

Aus allem bisher Mitgeteilten geht hervor, wie Robertsons Seelsorge sich in ungewöhnlichem Maße durch spezielles Eingehen auf die einzelne Person und jeden besonderen Fall auszeichnete. Wie er in der Freundschaft Seelsorger, so wurde er hinwieder der Freund derer, die in Fragen und Bedrängnissen aller Art seinen Rat begehrten. Mit der ihm eigenen Tiefe und Feinfühligkeit ergründet er die Charaktere der Menschen, macht ihr Leben zu dem seinigen und versetzt sich mit der ganzen Fähigkeit seiner reichen Einbildungskraft in ihre Lage. Unermüdlich ist er in seiner Teilnahme für einen jeden, sucht mit ihm Auswege aus seinen Verlegenheiten und inneren Nöten, und sinnt für ihn auf Gewinnung gesunder Interessen, heilsamer Lebenspläne und geeigneter Aufgaben. Nie mangelt es ihm hierfür an Zeit.

In den folgenden Briefen erörtert er allerlei sittliche Fragen von verschiedenen Gesichtspunkten aus und kommt dabei oft zu überraschenden Ergebnissen. Zuweilen scheint er dabei das Gegenteil von dem aufzustellen, was er sonst als seine Meinung ausspricht, berichtigt dadurch aber in der That nur Einseitigkeiten oder paradoxe Behauptungen, zu denen ihn sein leidenschaftliches

Empfinden in einem gerade vorliegenden besonderen Fall leicht trieb.

In seinen Briefen an Frauen ist vielfach das Bestreben erkennbar, sie auf die Gefahr des Selbstbetrugs schöner, frommer Redensarten aufmerksam zu machen, hinter denen nichts steckt.

Glaubt Ihre Freundin wirklich, daß ihr die Gewißheit, in einem halben Jahre sterben zu müssen, nicht wie Grabgeläute klingen würde? Ach nein, seien Sie überzeugt, wenige sehnen sich wirklich nach dem Tode! So böse das Leben sein mag, ein einziger Traum kann es uns zeigen, daß wir nicht den Tod ersehnen, nein —

O Leben ist es, was das Herz verlangt,
Nur Leben, voll und ganz, wonach es bangt,
Kein Mensch, in dem gesunder Atem lebt,
Hat jemals wahrhaft nach dem Tod gestrebt.

Der Brief kommt dann auf einen anderen Gedanken:

Einige Briefe von S. äußern Erstaunen über die Vergeblichkeit ihres Bemühens, durch ein ernstgeregeltes Leben, wie sie es nun seit vielen Jahren führt, Frieden und Kraft zum Guten zu gewinnen. Lassen Sie mich einen Wink daran knüpfen, der ein treibender Gedanke Ihres Inneren werden kann. Niemand kann „Gerechtigkeit erlangen, wenn er sie gleich sucht, durch des Gesetzes Werke“, seien es nun religiöse Übungen oder tägliche Pflichten. Ein Leben nur nach der Regel, ohne Glauben, ohne Liebe, kann nicht wahre Vortrefflichkeit hervorbringen. Gutsein sprießt nicht aus dem Tode, sondern aus dem Leben hervor. Wie könnten Zweifel an Gott, verletzte Gefühle und, um ein Wort aus dem Heidentum anzuführen: „die verbitterte Melancholie eines Menschen, dessen Herz edles Verlangen trägt nach einem besseren Glauben, dies aber stolz unterdrückt“, — wie könnte solcher Boden etwas hervorbringen, das süße Frucht trüge oder sich in edlen Thaten verzweigte?

Doch sehe ich ein, daß auch diese Stufe notwendig ist. Das bittere, demütigende, das Herz ausdörrende Gesetz geht dem Evangelium voraus. Wir können die Entwickelungsstadien unserer Erziehung nicht überspringen. Wir können Reife und Süßigkeit nicht einen Tag überhasten, noch des Nachtfrostes oder einer Woche verheerenden Ostwinds entraten.

Ein andermal warnt er vor der entgegengesetzten Gefahr:

Ich kann mich nicht beruhigen bei dem trostlosen Gefühl, das mich jedesmal überkommt, wenn Sie von dem Entschluß sprechen, Ihr Herz allein auf Gott richten zu wollen. Und doch, sollte

mich dies nicht unsäglich glücklich machen? Als ich heute während eines Ganges durch abgelegene Straßen darüber sann, wurde mir klar, was mich daran hindert. Gott ist das Leben, und nicht der Tod. Er ist nicht da, wo der von einer Legion böser Geister Besessene ihn suchte, — bei den Gräbern. Es kommt mir so vor, als ob der verzagte Geist, in dem Sie davon sprechen, Gott allein leben zu wollen, nichts anderes bedeute, als das Lebendig-begraben-werden einer Nonne, die den schwarzen Schleier nimmt und damit die Braut Christi zu werden glaubt. Sie reden von dem Leben für und mit Gott, als ob das allem Schönen und Erfreulichen sterben hieße! Sie sprechen davon wie jemand, der eine Gemeinde-versammlung besuchen will, weil er gerade nichts anderes vor hat. Kein Wunder, daß mich unwillkürlich und fast ohne mir das Gefühl klar machen zu können, eine Art Schauder und unbestimmte Traurigkeit erfaßt, wenn Sie so reden. Nein, seien Sie meinetwegen eine Gottverlobte, wenn Sie wollen, aber dann auch au blanc, im weißen Brautgewand, in fröhlicher, dankbarer Stimmung. Nicht als ob Gott dienen und die Thüren ewiger Gefangenschaft hinter sich zuschlagen hören, ein und dasselbe wäre. Dienen Sie ihm, leben Sie ihm, lieben Sie ihn, und Sie werden innerlich licht und hoffnungsvoll und erhoben werden. „Die Freude am Herrn ist unsere Stärke.“ Das Herz streckt sich oft vergebens nach einer himmlischen Frucht, die unserm Verlangen versagt bleibt. Ja, aber wie ungerecht und unverständig ist es, zu klagen, wenn unsere Erwartungen sich nicht erfüllen! Ich glaube nicht, daß ein Seemann berechtigt wäre, sich zu den hervorragenden Wesen zu zählen, der triefend auf einem Fels säße und jammernd Flügel begehrte, statt Segel. Segel führen nicht so schnell von dannen wie Flügel und sind viel gewöhnlicher. Es bleibt ihm aber nichts übrig, als sich geduldig in den ihm gesetzten Grenzen zu halten, und demütig den Naturgesetzen folgend, Wind und Dampf so zu benutzen, wie dies seiner Beanlagung angemessen ist, anstatt müßig emporzublicken und die Möve in der Luft zu beneiden. Dies brächte ihn nicht viele Knoten weiter in einer Stunde. Außerdem, auch mit Schwingen leben und sterben die Möven doch nur als Möven, während bei dem Menschen gerade die Grenzen, die ihn einengen, die Energie einer täglich göttlicher sich entfaltenden Mannhaftigkeit wecken.

Später heißt es wahrscheinlich an dieselbe:

Worüber ich mich in Ihrem letzten Briefe freue, ist das ruhige Ins-Auge-fassen der Schwierigkeiten des Lebens, ohne die Empfindung, daß das Geheimnis praktisch unlösbar sei. Sie sind ruhig gefaßt, im vollen Ernst seine Lösung zu versuchen, — Ideal und Wirklichkeit zu versöhnen. Andere begnügen sich bei niedern Be-

dürfnissen und erhabenem Wollen, bis ihr sterbliches Teil das Übergewicht erhält. Ich habe die Zuversicht, daß diese Möglichkeit, die Folge beständigen Fehlschlagens, — bei Ihnen nun ausgeschlossen ist. Ihr unsterbliches Teil wird den Sieg behalten. Ich lese das prophetisch selbst aus der leidenschaftlichen Art heraus, in der Sie von der Demütigung sprechen, die in unserem gegenwärtigen Zustande und der Sphäre unseres Thuns liege; denn es ist Entschlossenheit darin, eine Entschlossenheit, die alle Schwierigkeiten erkennt und doch darauf gerührt ist, ihnen immer aufs neue entgegenzutreten.

Als Dreiundzwanziger schrieb er schon einmal:

Des Christen Ziel ist Sieg, und Angriffe dürfen nicht ausbleiden, denn der Soldat kann nicht fechten lernen, wenn er in seinem Lagerraum über Feldzugspläne und Karten brütet. Das kann nur geschehen auf blutigem Feld und in einsamem Biwak; ohne wirkliche Versuchung bildet sich bald Rost auf unsern Waffen und Ruß auf unsern Seelen, und die erbärmlichen Schwierigkeiten des täglichen Lebens lasten wie Ketten auf uns, statt weggefegt zu werden wie Spinneweben.

Der folgende Brief erinnert an einen schon früher angeführten Ausspruch Robertsons: Unser höchstes Gut kann nur durch uns selbst in seiner ganzen Tiefe gehoben werden:

Im Gefängnis verfaßte Sylvio Pellico die Memoiren, zu denen ihm eine frische, stets rege Beobachtungsgabe den Stoff lieferte. Erinnern Sie sich, wie er es verstanden hat, sich aus den flüchtigen Besuchen der uninteressanten Tochter seines Gefängniswärters, sowie durch sein offenes Interesse an allem Menschlichen und Lebendigen, eine ganze Gedankenwelt aufzubauen? Haben Sie die Erzählung von Picciola vergessen? Wissen Sie, wo das beste Buch, das Spanien der Welt gegeben hat, der Don Quixote geschrieben ist? Im Kerker, von einem Einarmigen, dem der andere Arm abgehauen worden! Ach, seien Sie überzeugt, was man „Gnadenmittel“ nennt, ist wie Fahrgelegenheiten sehr gut, um ohne Anstrengung, schnell, mit anderer Hilfe vom Fleck zu kommen; aber nicht dazu angethan, die eigenen Muskelkräfte zu stählen. Eine auf die Polster ihrer Equipage hingegossene Dame mag verächtlich auf den Fußgänger herabsehen, der sich auf staubiger Chaussee allein forthilft und, im Vergleich mit ihr, langsam aus der Stelle kommt; d. h. im Vergleich mit ihren Pferden, aber mit ihr? — — N. N. kommt schnell vorwärts mit N.s Hilfe im Wissen über Gott und geistliche Dinge. Aber in Hinsicht des eigenen Denkens, der

Fähigkeit, allein zu stehen, und wie Johannes der Täufer ein Leben in der Wüste zu führen, — abgeschnitten von den Gnadenmitteln, von Predigten und dem Verkehr mit begabten Pastoren? ich meine, N. N. thäte da wohl besser, gleich zu Juan Fernandez zu gehen und ausfindig zu machen, wie viel in ihm wirklich sein eigen, und aus was für Stoff er selbst beschaffen ist, und ob er, allein gelassen, den Ewigkeitsdingen ins Auge zu schauen und mit ihnen vertraut zu werden vermag?

Ein Studiosus der Medizin, der eine klinische Vorlesung an einem Krankenbette hört, erfährt viel über Muskeln, Nerven u. s. w. Ich glaube aber, ein schwacher Versuch, unter großen Schmerzen über den Fußboden des Hospitals zu humpeln, lehrt mehr über Gesundheit und Muskelgebrauch, als alle klinischen Vorlesungen der Welt.

Krücken sind ausgezeichnete Fortbewegungsmittel, kräftigen aber die Glieder nicht, denen sie forthelfen, sondern machen den Körper vielmehr noch schlaffer. Nein, verlassen Sie sich darauf, das geistliche Leben ist nicht Wissen, nicht Hören, sondern Thun. Wir sind nur erkenntnisfähig, sofern wir handeln. Wir lernen erkennen durch Thun. Und was wir thun, wahrhaft, rechtschaffen, auf dem Wege der Pflicht, das sind wir, und nur das. Predigten sind Krücken und oft, glaube ich, die gefährlichsten Dinge, die je zur Förderung geistlicher Gesundheit erfunden worden sind.

Robertson führt mit seinen Ausführungen über die Notwendigkeit gewissenhafter Pflichterfüllung, in die Tiefen des inneren Lebens und seiner Konflikte:

Ich bin ganz überzeugt, daß all unsere Erwartungen auf Frieden in dieser Welt täuschende sind, sofern wir uns nicht entschließen, voll und ganz unsere Pflicht zu erfüllen, wie sie sich uns unaufhörlich in einer Gestalt nach der andern darstellt. Sonst gerät alles gar bald in Unordnung, und unser Inneres wird verstimmt. „Nehmt mein Joch auf euch . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Im Augenblick mehren sich allerlei Schwierigkeiten für Sie, und Sie gingen gern in die Einsamkeit, um diesen quälenden, ermüdenden Anforderungen zu entgehen. Aber Sie wissen, als er in die Wüste ging, um eine Zeit lang zu ruhen, folgte ihm das Volk nach, und ihm ward die Mühe, Volk und Vorräte zu zählen, und zu überlegen, wo er Brot und Fische hernehmen sollte für die Menge, die sich auf ihn verließ. Ich lese nichts davon, daß er die Verantwortung von sich abgewälzt, oder

sie seiner göttlichen Thätigkeit unwürdig befunden hätte. Wie sehr sanftmütig und geduldig hörte er auf die Regeldetri-Aufgabe von fünf Fischen und ein paar Broten, — Vorrat genug für einen Jungen, — aber für so viele? Und dann die Veranstaltung, das Ordnen der Reihen in je Fünfzig und Fünfzig, Hundert und Hundert, Tausend und Tausend, — in seiner Hand ebenso viel göttliche Mittel, um zeitlichem Mangel und den Folgen menschlicher Unachtsamkeit zu begegnen.

Desselben Geistes sind wir bei ähnlichen Schwierigkeiten benötigt, wo das Wunder sich nicht wiederholen kann. Wer kann sagen, ob Ihre Zukunft sich verdunkeln oder aber erhellen mag, wenn Sie diesen Schwierigkeiten gegenüber sich und ihrem Gott getreu bleiben, oder in mutloser Weise davor zurückweichen? Er ward versucht, saurer Pflicht und mühevoller, langjähriger Arbeit zu entgehen und durch eine rasche That Überfluß und Freude zu erwählen, anstatt des Steines als Ruhekissen für sein Haupt und an Stelle des Ausharrens bei gewöhnlichen, unromantischen Beschäftigungen und Bedürfnissen! Aber er fühlte die Realität eines höheren Lebens in sich, das nicht durch äußerliche Erquickung gespeist wird, sondern durch die Gegenwart Gottes, und er erwählte auszuharren, statt sich glaubenslos Zweifeln zu überlassen.

Schon aus Cheltenham schrieb er einmal:

Ich erwarte niemals, daß der Weg der Pflicht, der immer bergan führt, die Höhe hinauf, auf deren Gipfel das Kreuz steht, ein Pfad voll Annehmlichkeit sein könne.

In einem andern Briefe sagt er:

Es ist meiner Meinung nach nichts Beneidenswertes um das Bewußtsein irgend einer schweren Pflicht. Gutesthun als Luxus ansehen, ist sentimentales Gewäsch und in sich selbst ein Widerspruch. Wie kann man irgend eine Pflicht mit Behagen erfüllen? Ist nicht unser ganzes Leben, zum wenigsten unser niederes, ein elender und fruchtloser Versuch, das Verlangen unserer irdischen Natur nach einem sommerlichen Ferientag nachsichtig zu behandeln und irgendwie mit den unendlichen und immerdar wachsenden Forderungen des Gewissens und des Gesetzes auszugleichen? Ist nicht unser ganzes inneres Leben ein beständiger Kampf, den Horizont der Pflichten zu erreichen, der doch ohne Grenzen ist und sich immer weiter ausdehnt, je mehr wir seinen Forderungen nachkommen? Zwei Dinge haben mir dies besonders klar gemacht: das eine war das Unterrichten meiner kleinen Charly, wobei ich lebhaft empfand, wie viel geschehen muß, und wie entsetzlich Mißerfolg wäre. Und das andere war die Betrachtung von Joh. 10,

17. 18, worüber ich morgen predigen werde, — jenes wunderhohe Gesetz unserer Menschheit von seinem Opfer, das zum Segen ward, weil es nicht der harten Notwendigkeit, sondern aus Liebe dargebracht wurde. Ach, wollen wir nicht versuchen, dies Gesetz freudig und sanftmütig auf uns zu nehmen, nicht als schwere Pflicht, sondern als köstlichen Gewinn? Laßt die jugendliche Frische dahinschwinden und das Aussehen verwittern, — bei mir geht es schnell damit. Was schadet es, wenn das Äußere vergeht, „so nur das Innerliche von Tag zu Tage erneuert wird"? Was schadet es, wenn wir dasselbe bei den uns Liebsten wahrnehmen, wenn auch in ihnen sich die nämliche herrliche Wiedergeburt vollzieht?

In dem folgenden Brief weist er auf das „einzig richtige Motiv hin, weshalb der Mensch Gutes wirken solle".

Ich schicke voraus, daß ich Ansichten durchaus würdigen kann, denen kein Egoismus zugrunde liegt, Ansichten, die ernster und selbstloser Natur sind, wie die Ihrigen.

Verstehe ich dieselben recht, so liegt ihnen die Theorie zu Grunde, der Mensch solle möglichst glücklich sein. Gesetzt, dies wäre der Beweggrund des höchsten Wesens, so glaube ich, daß wir selbst ihn doch niemals ohne Schaden zu dem unsrigen machen dürften. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß man als Resultat einer sehr umfassenden Erfahrung zu dem Schluß gelangen werde, Pflichterfüllung sei mit dem höchsten Glücke eins. Aber ich glaube, wenn die Rücksicht auf Menschenglück unsere leitende Triebfeder sein sollte, so würde die Pflicht oft geopfert werden, weil wir außerstande sind, ihre Folgen zu ermessen, und gerade das Rechte oft wie das denkbarst Nachteilige für andere aussieht. Ich bin vollständig anderer Meinung als Sie, hinsichtlich der Gründe, die ihn leiteten. Den Willen des Vaters zu thun, den dargereichten Kelch zu trinken, dem Gesetz des Universums sich zu unterwerfen: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle" u. s. w. — Das waren seine Beweggründe. Auf jede Weise äußert er sich dahin. Zweifelsohne spricht er zuweilen so, als ob er das Gute, das daraus entstehen wird, sähe; aber nie, so viel ich weiß, nennt er dies als Hauptbeweggrund. Es erleichtert natürlich die Pflichterfüllung, zu sehen, daß am letzten Ende das Gute und die Pflicht übereinstimmen, und dies gewährte ihm Trost und Freude; aber in seinen dunkleren Stunden schien das Gute verborgen und vielleicht problematisch. Ich denke, Sie werden mich nicht mißverstehen. Könnten Sie wissen, wie ich in seiner Seele gelebt und versucht habe, ihn zu verstehen, bis aus dem Verstehen Anbetung wurde, so würden Sie ebenso denken. Nicht daß ich ein

tieferes Verständnis beanspruchte, als das Ihre, — ausgenommen aus dem Grunde, daß ich schon von Berufs wegen zu dieser Betrachtung genötigt und schrecklicher noch dazu gezwungen worden bin durch Zweifel und Schwierigkeiten, die fast meinen Überzeugungs- und Lebensgrund erschütterten, bis ich allein blieb mit mir und mit ihm. Daher bin ich vielleicht imstande, mit einer Entschiedenheit darüber zu sprechen, die sonst bloßer Dogmatismus wäre.

Ich glaube, Sie mißverstanden, was ich über die Verteilung unendlich kleiner, schädlicher Bruchteile unter große Massen sagte. Was ich meinte, war dies: der Beweggrund, das Rechte zu thun, weil aus dem Unrechtthun Schaden folge, werde in starker Versuchung nicht ausreichen; denn man könnte so folgern: Intensiver Genuß der Gegenwart, wenigstens für ein Wesen auf der Welt, — nämlich mich selbst, und möglicher daraus folgender Schaden, der sich unter so viele verteilt, daß er von dem einzelnen kaum empfunden wird: weshalb sollte ich da zaudern, das Angenehme zu wählen? Es ist wohl unbestreitbar, daß dies bloß vorbeugende Abschreckungsprinzip niemals genügt. Ich glaube z. B. nicht, daß ein Mensch, der wirklich liebte, sich je von der Heirat hat abhalten lassen durch die Erwägung, welche Folgen dieselbe späterhin auf den Arbeitslohn haben könnte.

Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß die Sache inbezug auf wohlthätige Handlungen ebenso liegt.

Wenn man sieht, wie die edelsten Pläne scheitern, oder nach dem Erfolg dieses oder jenes Thuns fragt, ungewiß darüber, ob es Gutes herbeiführen wird oder nicht, bekenne ich, daß, wenn dies der einzige Beweggrund wäre, denkende und empfindsame Menschen alle Gelegenheit dazu vorübergehen lassen würden. „O du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein? wie lange soll ich euch dulden?“ Matth. 17, 17.

Aber lieber alles, was die entsetzliche Lehre zerstört, die von einigen evangelikalen Kanzeln gepredigt wird, daß Selbstbeseligung die große Pflicht sei, oder, wie sie es nennen, das Erretten der eigenen Seele; denn auch dies ist nichts weiter als Vorsicht auf breiterer Basis, der die weltliche Selbstsucht nur deswegen unrecht erscheint, weil sie *kurzsichtige* Berechnung ist. Wirken Sie, wo Sie können, für das allgemeine Gute, oder besser: machen Sie das zu Ihrem Ziel, denn Ihr Herz fühlt zu weiblich und zu warm, um durch Abstraktionen geleitet zu werden.

Um in wenigen Worten mein Empfinden auszudrücken:

Gottes Wille! — nicht des Menschen Glück!

Recht! — nicht Abwägen von Gewinn und Verlust!

Der Wille Gottes und das Recht werden eventuell des Men-

schen Glück bewirken, und der Gewinn wird überwiegen. Aber ich bin nicht imstande, diese Dinge zu bewältigen.

Einer Dame, die im Begriff war, in das gesellschaftliche Treiben des Londoner Lebens einzutreten, und die bei Robertson anfragte, ob es ratsam sei, Gavazzi, einen damals berühmten Redner und Apostel der Elektro-Biologie zu hören, schreibt er:

Gavazzis Reden und die Elektro-Biologie gehören zu der Art aufregender Reizmittel, die ich sowohl für gefährlich als für überflüssig halte. Weder dem sittlichen noch dem denkenden Teile des Menschen führen die Reden etwas zu; und die Experimente gehören vorläufig noch in das Bereich übernatürlicher und mesmerischer Kräfte, die später, auf bestimmte Gesetze zurückgeführt, wissenschaftlich verwertet werden mögen *), im Augenblick aber nur besonders befähigten und systematisch durchgebildeten Köpfen etwas nützen können.

Der großen Masse versprechen diese Dinge weiter nichts, als durch Aufstacheln des athenienfischen Verlangens, etwas „Neues zu hören", — die Langeweile zu vertreiben.

Lassen Sie mich ernstlich in Sie dringen, das Verlangen nach dieser Art Reizmittel zu überwinden. Es hieße das Zeit und Geld vergeuden. Ein Zehntel Ihrer Zeit und Aufmerksamkeit, auf Erwerbung von Kenntnissen verwendet, für deren Aneignung London so mannigfach Gelegenheit bietet, würde Sie vor Langerweile bewahren und etwas fruchtbarer sein. Wie wäre es, wenn Sie an sich so viel geistige Zucht übten, alle die Zeit, die Sie bei derlei Dingen vertändeln, an ein bestimmtes Studium setzten; wenn Sie z. B. einem Kursus interessanter, wirklich bildender Vorlesungen von nicht ganz so zweifelhafter Art beiwohnten? Bitte, halten Sie sich aber an die Prinzipien und nicht an die Regeln, die ich aufstelle; würde ich sagen d a s, d i e s und j e n e s ist aufregend und hinterläßt keinen Gewinn, so wären das tote Regeln. Beherzigen Sie den Geist, die Philosophie dessen, was ich sage.

Ihr Leben wird jetzt Reizmittel genug mit sich bringen, mögen Sie dieselben auch noch so sehr beschränken. Aber Bälle, Theater, spätes Aufbleiben, verschieden geartete Gesellschaft müssen die Luft, in der Sie atmen, in hohem Grade aufregend machen. Als Gegengewicht bedürfen Sie mildernder und beschwichtigender Eindrücke.

---

*) Wie auch der Hypnotismus unserer Tage.

Es kommt wenig darauf an, ob Sie Theater und Musikaufführungen meiden, wenn Sie statt dessen Gavazzi einschieben mit seiner theatralischen Pose und Stimme und den aufregenden Reden. Ich sage nicht, daß es unter keinen Umständen geraten sei, ihn zu hören. Wären Sie monatelang in einer eintönigen Landstadt, so könnte es gut sein, die Einförmigkeit auch einmal durch derartige Aufregungen zu unterbrechen, selbst eine Übertreibung nach dieser Seite hin möchte zuweilen als Gegengewicht des andern Extrems heilsam sein. Aber unter den gegenwärtigen Umständen, wenn Sie wirklich ernstlich entschlossen sind, Ihren Geist in Selbstzucht zu halten und den Frieden zu gewinnen, der nur durch Wachsamkeit zu bewahren ist, würde dies zu den Nachgiebigkeiten gehören, die verderblich wirken müssen, obwohl natürlich die von großstädtischem Treiben abgehetzten und abgespannten Londoner Damen entzückt davon sind, als von einem neuen Reizmittel, das ihnen Meerrettig giebt, wenn Sie des Senfs überdrüssig, und Cayenne-Pfeffer, wenn der Meerrettig unschmackhaft geworden ist. Pastor L. hat ihnen wohl ähnliche Dienste geleistet, und Predigten bringen das, glaube ich, meist zuwege. Ein Löffel Cayenne auf sechs Löffel Senf, selbst Soya könnte ihre Woche nicht so pikant würzen. Wollte Gott, daß ich nicht nur Pfefferkraut wäre, um die Schüsseln der Brightoner schmackhaft zu machen!

Weiter. Ich würde Kenntnisse naturwissenschaftlicher Thatsachen für sehr wertvolle Grundlagen Ihres geistigen Lebens halten. Aber das Gebiet, das Sie sich ausersehen haben, ist gerade derart, daß es, statt die Ruhe philosophischer Überzeugung zu verleihen, den Geist in einen Taumel des Erstaunens und der Fassungslosigkeit versetzt. Denn umstrittene Thatsachen, deren Bedeutung noch nicht erwiesen ist, wie Mesmerismus, Elektrobiologie und Odologie, — rufen nur Streit und Erregung hervor.

Die Hälfte, ja ein Zehntel der Zeit, die man den Charlantans zuwendet, die diese Dinge erfinden oder die wirklichen Thatsachen, die in ihnen enthalten sind, mystifizieren, würden Sie in den Besitz ebenso wunderbarer, unendlich viel höherstehender Wahrheiten setzen, deren Verbindung mit dem Leben und deren Brauchbarkeit erwiesen ist, und die vielmehr imstande sind, den Geist für Frieden, innere Ruhe und das Leben in Gott vorzubereiten. Ich kann keine andern Folgen aus der Beschäftigung mit Mesmerismus rc. voraussehen, als geistige Verwirrung, Dogmatismus oder Skepticismus. Erst muß ein philosophisches Wissen sie geprüft und das Irrtümliche ausgeschieden haben. Dann können wir an sie herantreten. Aber vorläufig, gänzlich unerfahren in solchen Studien, sind wir so wenig fähig, die Gesetze des Universums von Taschenspielerkünsten zu unterscheiden, wie ein Drescher den Wert des Impfens von

den Heilmitteln der „Sympathie". Der Anspruch an das Publikum, in diesen Dingen ein Urteil fällen zu sollen, ist mir von jeher als ein Beweis erschienen, daß die Sache nicht ganz ihre Richtigkeit hat.

Der gewöhnliche Sinn, immer bereit Neues und Absonderliches zu glauben, kommt diesen rohen Phänomenen mit einer Ehrerbietung entgegen, die in eben dem Maß legitimen Gegenständen des Glaubens entzogen wird; und das Schwanken und die beständige Ungewißheit, in die der Geist hierdurch gerät, bewirkt eine Erregbarkeit, die genugsam beweist, daß die eigentliche Anziehungskraft dieser Vorgänge eben die Aufregung ist.

Gesteigertes Lebensgefühl ist der natürliche Lohn geistiger Arbeit; das ist gesunde Aufregung, die den Philosophen erquickt und in der Stille zu erneuten Leistungen kräftigt. Aber ohne voraufgegangene, geistige oder körperliche Anstrengung, nur um ihrer selbst willen gesucht, wirkt Aufregung an sich, nach dem ihr innewohnenden Gesetz, gerechterweise selbstzerstörend. Gerade wie jemand bei schwerer körperlicher Arbeit ein gewisses Maß von Spirituosen erträgt, die ihm bei sitzender Lebensweise gefahrbringend sind.

Ach, daß ich jedermann von diesem Prinzip so überzeugen könnte, wie ich davon durchdrungen bin, und zwar als von einem Prinzip! Ich stelle wohl Regeln auf; aber der Buchstabe tötet, und nur der Geist des Gesetzes macht lebendig. Gewännen die Menschen nur erst eine lebendige Einsicht in das P r i n z i p, das mir so sonnenklar ist, — dann wäre die Anwendung leicht. Und wie in allen religiösen Dingen, so würde auch hier jenes mühsame, aufreizende Beschränken: „Iß d i e s nicht, — thue d a s nicht, — rühre j e n e s nicht an", — von selbst hinfällig werden!

An eine andere Persönlichkeit:

Man sagt, es sei für den, der in dem Strudel der Londoner Vergnügungen schwimme, unmöglich, in den Genüssen inne zu halten. Ein einziger Abend zuhause erscheine ihm unerträglich ennuyeux. Ich glaube, dies ist teilweise richtig; dann muß es aber Seele und Leib töten. Die strengen Selbstbeschränkungen von Leuten, die zu tugendhaft sein wollten, und mir übertrieben vorkamen, haben doch mehr Sinn und Verstand, als ich gedacht. Dasselbe scheint der Fall gewesen zu sein bei den schönen Damen und, um den Kunstausdruck zu gebrauchen, bei den Gigerln von Antiochien, Korinth ꝛc. ꝛc. Der Apostel hatte meines Erachtens die Gleichgültigkeit der Erschöpfung und die erschlafften Züge der feschen Leute der Hauptstadt im Auge, als er mit dieser Heftigkeit den Ausspruch that: „Welche ihren Vergnügungen lebet, die ist lebendig

tot.“ [Nach der englischen Übersetzung von 1 Tim. 5, 6.] Ich wundere mich nicht über den Erfolg der Traktarianer im Westen von London. Ein schöner Kirchenchor und der Anblick unschuldiger Herren mit Maiglöckchen im Knopfloch müssen denselben kühlenden, sänftigenden Eindruck machen, der mir im brennenden Süden Frankreichs wurde, als ich aus einem Garten, auf dessen Mauern sich unzählige Eidechsen tummelten, und in den die Sonne unerträglich heiße Strahlen herabsandte, plötzlich in die Kühle einer künstlichen Höhle trat.

Ich fühle mich nicht ruhig, aber trachte ernstlich danach, mein Leben nach innen und außen hin nach Gesetzen zu regeln, und die Ruhe zu gewinnen, ohne die sich nichts leisten läßt. Aber vieles stemmt sich dagegen, und gerade meine Pflichten hindern mich. Ich fühle mich heute, am Montag Morgen, so schlaff und jämmerlich wie eine Londoner Dame, die erst um elf Uhr morgens, blaß und matt, nach einer vertanzten Nacht zum Vorschein kommt. Aber meine Erschlaffung und Überreiztheit des Gehirns, die mich das Leben in den nächsten Tagen nur erdulden lassen, kommen nicht von Vergnügungen, sondern vom öffentlichen Reden. Ich könnte von meiner Erschöpfung nur zugleich mit meinen Pflichten befreit werden.

Eben habe ich eine Stunde damit zugebracht, einen Haufen von achtzehn Briefen, die meiner warteten, durchzusehen. Einige lang und unerheblich; zwei anonym: der eine darunter von einer jungen Dame, die das Weltleben gegen meine Tiraden in Schutz nimmt. Ich fühle ja, daß sie mehr wie nutzlos und, was noch schlimmer, unpolitisch sind. Aber ein Leben, das nur dem Amüsement und dem Visitenabstatten gewidmet ist, erscheint mir mehr und mehr in unversöhnlichem Gegensatz zum Christentum und dem höheren Geistesleben zu stehen, ja verderblicher zu sein, als selbst ein nur auf Spekulation gerichtetes kaufmännisches Leben übelster Art. Und doch habe ich keine abschließende Meinung darüber.

Wer kann sagen, welche Seite des nationalen Geistes uns gewisser, unvermeidlicher dem Verfall entgegenführt, — der Geist der in der Ebene gelegenen Städte [Sodom und Gomorrha?] oder der von Tyrus und Sidon?

Ferner äußert er sich über die Nachteile aufregender Lektüre:

Wer durch hochgespannte novellistische Darstellungen sich verfeinert hat, wird vor solchen Scenen im wirklichen Leben zurückschrecken, weil er die Aufregung genossen hat ohne den Tribut des Schmerzes, und sich deshalb instinktiv von Begebenheiten abwendet, bei denen die Aufregung nicht ohne Schmerz zu haben ist. Wo

wirkliches Gefühl sich in That umsetzen soll, werden solche Menschen nicht zu brauchen sein, weil sie sich gewöhnten, ihre Empfindungen erregen zu lassen, ohne handeln zu brauchen. In der Phantasiewelt konnten sie sich dies gestatten; nun behalten sie solche Gewöhnung auch der Wirklichkeit gegenüber bei. Wohl rührt sie der Anblick von Jammer und Schmerz, aber sie haben sich nie geübt, im gegebenen Moment den andern schnell Verständnis und Beistand zu gewähren. Solche Leute erscheinen natürlich hart und fühllos gegenüber von Leiden, welche sie in Romanen bereitwillig beweinen.

Ich glaube, dies ist, was Aristoteles mit „Verfeinerung" des Gefühls meint, und dies muß die Gefahr jeder gesellschaftlichen Verfeinerung sein. Die Tragödie und der Roman treten daher erst auf, wenn ein großer Teil des Volkes die Muße hat, Treibhausgefühle zu pflegen: — immer schwache Mißgestalten! Stiergefechte und Amphitheater nehmen ihren Anfang erst, wenn Krieg und Jagd zu Ende gehen. Erregungen, die früher ihre gesunde Ableitung und legitimen Ausdruck fanden, empfangen nun ungesunde Nahrung in dem bloßen Zuschauen, bei der theatralischen Aufführung ohne jede darin enthaltene Aufforderung zur That.

Es ist mir ganz klar, daß dergleichen Lektüre und Darstellungen im allgemeinen schädlich wirken; denn alles Gefühl, über das wir verfügen, bedürfen wir zum Handeln. Wenn es aber ans Thun geht, unterstützt uns dabei nicht das Gefühl; — und was uns obliegt, bleibt entweder ungethan oder wird kalten Herzens vollbracht; — einfach weil wir uns gewöhnten, das Gefühl an sich möglichst zu verfeinern, anstatt uns dadurch zum Handeln treiben zu lassen.

Ich wünschte, die Natur möchte ihr gesundes Werk an unser aller Herzen vollbringen. Ich könnte eine wunderbare Heilkraft davon erwarten, wenn man die Seele aufthäte wie ein Kind, — um unmittelbar, ohne Anstrengung, die Eindrücke der leblosen und doch so lebendigen! uns rings umgebenden Welt, und alle des Ahnens, das sie so ehrfurchtgebietend erweckt, — in sich aufzunehmen! Recht sehr bezweifle ich, daß ausschließliche Lektüre spekulativer Philosophie, so interessant sie sein mag, irgend heilsam ist. Sie gründet sich zu wenig auf bewiesene Thatsachen, und zu sehr aufs Gefühl. Positive Wissenschaften dagegen, wie Chemie, Naturphilosophie, Mineralogie und Geologie, ruhen auf Thatsachen, und die Gewißheit, die das hervorruft, ist immer eine gesunde Empfindung. Es bleibt jedesmal heilsam, mit der Natur in Berührung zu treten, statt durch weit ausgeholte Streiche in die Luft, an die Region der Möglichkeiten und verwirrenden Geheimnisse Kraft zu vergeuden. Ich liebe zwar diese Region, denn sie ist die Region gerade des Glaubens; aber es gehört schon ein viel geübtes Gehirn

dazu, das an so manchen Abgründen in der unteren Welt vorbeizuwandeln gewöhnt ist, um nicht in der Unermeßlichkeit jener Höhen schwindlig zu werden und sich zu verlieren.

Man muß sich nie den Gebrauch des Wortes „zu spät“ gestatten. Wann hat Alfieri angefangen zu studieren? wann hörte Shakespeare auf zu wilddieben und liederlich zu sein? Mit dreißig Jahren schrieb er sein erstes Werk. Thomas Scott fing mit fünfundsechzig Jahren an, Hebräisch zu studieren. Was wäre der Nutzen einschneidender Erfahrung, könnte sie nicht verwertet werden, und wäre es jemals für etwas zu spät. Zu spät freilich, um Vergangenes ungeschehen zu machen; aber nicht zu spät, um Gegenwart und Zukunft weiser und besser zu gestalten, als es ohne die oft bitter erkaufte Erfahrung der Vergangenheit möglich wäre.

In dem nächsten Briefe wendet er sich in allerenergischster Weise gegen die damals schon beginnende Morphiumsucht:

Ich beschwöre Sie, nie Morphium zu versuchen; nein, auch nicht ein einziges Mal! Ich will Ihnen zutrauen, es nie zu thun, noch irgend ein anderes Betäubungsmittel zu nehmen. Ich bitte Sie in aller Ehrerbietung darum. Geben Sie mir Ihr Wort, mir ehrenhaft zu willfahren, dem Buchstaben und auch dem Geiste nach. Es ist ein schlechter, feiger Versuch, den Geist durch das Fleisch zu regieren. Es ist unter Ihrer Würde. Wenn Sie es thun, kann ich Sie nicht mehr achten; die Folgen für den ganzen Menschen sind langsam, sicher und nicht wieder gut zu machen, und die Gewohnheit wächst, bis sie unüberwindlich wird. Ich bin voll ernster Besorgnis um Sie. Sie sind meiner treuen Freundschaft nicht wert, wenn Sie versuchen, Elend auf diese Weise zu ertränken. Worin liegt der Unterschied zwischen Morphium und Schnaps, als in der Gemeinheit der äußeren Folgen? Wissen Sie nicht, was die Schankstätten offen erhält? — Elend! Die Elenden wollen da vergessen. Sie dürfen und sollen das nicht thun; denn es wäre Entwürdigung.

Ich möchte nicht erleben, daß Sie sich zu erbärmlichem Materialismus erniedrigten, um Ihrem Kummer zu entgehen. Erinnern Sie sich an Maria Theresias Ausspruch, als sie beim Sterben einzuschlummern begann: „Ich möchte meinem Gott wachend entgegen gehen!“ Bedenken Sie, daß er das Betäubungsmittel am Kreuz von sich wies. Treten Sie dem Elend wachend entgegen. Darf ich mich heiliger Worte bedienen? „Was ihr im Geist begonnen, wollt ihr es denn nun im Fleisch vollenden?“ Aus Ihrem

eigenen Herzen und aus dem Göttlichen, das in Ihnen wohnt, schöpfen Sie die Kraft zum Tragen, — nicht aus einem Betäubungstrank! Ich habe mich schroff, aber — ich hoffe — nicht hart geäußert. Vergeben Sie mir; ich bin nicht Herr über mich heute Abend. Ich würde gern die Abspannung, die mich quält, durch ein Betäubungsmittel oder irgend etwas vertreiben, aber ich widerstehe, weil es verächtlich wäre.

Sechzehntes Kapitel.

[Einfluß der Natur auf Robertson — Unmittelbares Einwirken der Bibel — Briefe über den Einklang der Natur mit dem Menschenleben — Besuch bei einem englischen Pächter — Winterliche Natureindrücke — Einfluß der Nacht — des Wetters — intensiver Hitze — Religion ist Rückkehr zu wahrer Natur — Naturwissenschaftliche Studien — Faraday — Interesse an Ornithologie — Erholung auf der Jagd — Beim Reiten — Einfluß der Musik — der Kunst — der Schönheit.]

Die Natur hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft
Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.
Goethe.

Heb mich wie Laub, wie Dampf, wie Schaum der Flut!
In Dornen fall ich doch! Ich lieg im Blut!
Der Stunden wuchtge Last erdrückt ein Herz,
Das, ach! dir gleich: Stolz, rasch, nie ausgeruht!
Shelley (an den Westwind). Übersetzt von J. S.

Wir haben schon oft gesehen, mit welch leidenschaftlicher Liebe Robertson die Natur erfaßte. Sie war seiner anbetenden Vernunft ein Ausdruck des Höchsten, „ein von Gottes Kräften durchwirktes Sakrament", und lieh zugleich jeder vorübergehenden Stimmung Form und Farbe. Sie fand für sein Gefühl den Ausdruck, den er oft in Worten vergebens suchte. Die Vorgänge am Himmel, Sonnenschein und Sturmwind, Wolkenzüge und Morgenrot, an denen der unaufgeschlossene Sinn achtlos vorübergeht, waren ihm nicht nur Gleichnisse, sondern wurden ihm zu bedeutsamen Erlebnissen.

Seine Seele schwang sich auf und löste gleichsam die ihn niederdrückende irdische Schwere von sich ab, durch Hingabe an die Phänomene, die er in ihrem Wandel belauschte, um sein Wesen gestärkt und geläutert aus der Hand der Natur selbst zurückzuempfangen.

Auf diesem Vermögen beruht auch die Ursprünglichkeit und Fülle der stets neuen Bilder und Gleichnisse in seinen Reden, die ihm die schöpferische Natur selbst gleichsam aus erster Hand offenbarte.

Auch beruht die Intuition der Natur für ihn auf denselben Gesetzen wie die religiöse Eingebung:

Seien Sie nicht bange oder entmutigt, wenn das gelesene Wort sich noch nicht mit Ihren Anschauungen und Ihrem Leben in Beziehung setzen will. Empfangen Sie, nehmen Sie auf, dann wird Ihr Geist schaffen. Unser Irrtum ist der, daß wir ausgeben wollen, ehe wir eingenommen haben, während in allen Dingen die gleiche Ordnung gilt. Dichter sind Schöpfer, weil sie rezeptiv sind; sie thun ihre Herzen der Natur weit auf, statt vor sie mit fertigen und aus zweiter Hand empfangenen Ansichten hinzutreten. Sie kommen vielmehr von ihr her, und geben alsdann wieder, was sie zu ihnen geredet hat, und was sie dabei empfanden. So auch mit der Schrift! — geduldig, stille, lange, ehrerbietig ihr lauschen; alsdann folgt die rechte Eingebung.

Der Ausdruck, den er für sein Naturerleben zu finden weiß, kommt öfter der hohen Schönheit Shelleyscher Gedichte gleich.

Ja, Gott sei gedankt! es giebt eine Ruhe; manche Zwischenzeit wehmütiger, süßer Ruhe.

Selbst hier will es einem bisweilen scheinen, als kämen die mit Düften beladenen Abendwinde, die uns um die Wangen spielen und dem Herzen Ruhe zuwehen, aus jenem andern Lande herüber! Es giebt Zeiten, selbst auf stürmischer See, wo ein lindes Flüstern anhebt, sanft wie vom Himmel gesandt, und die Seele mit einem Traum der Entzückung erfüllt, der ihr nie völlig entschwinden kann, selbst nicht unter dem Geschwirr und Wirbel des anflutenden Lebens. Wie einem das Blut erstarrt unter solchem Geflüster, und das Fleisch erbebt in dem Gefühl einer geheimnisvollen Gemeinschaft! Wie einzig, daß solche Augenblicke zu Lebensepochen werden; zu den wenigen Punkten, die aus der Erinnerung hervorragen, nachdem die Flut der Jahre alles Übrige längst verschlungen hat. So verschwinden die flachen Gestade in der Hochflut, und nur ein paar Felsspitzen bleiben sichtbar.

Als ich um vier Uhr den Regency Square herunterging, fesselte mich die eigenartige Schönheit des Himmels. Wolkengebilde erstreckten sich wie zwei mächtige Weltteile in parallelen Linien nach dem Horizont zu über das Meer, wo sie aufeinander zu treffen

schienen. Ein Strom des reinsten Blau, breit über mir, schmal in der perspektivischen Entfernung, lief zwischen ihnen hin und schien ihre Ufer zu benetzen. Beide wurden von strahlenden Goldstreifen umsäumt, als ob der Fluß sich an den Ufern kräusele und aufglänze. Zahllose goldene Inselchen waren an beiden Ufern hin verstreut. Ihre Parallele brachte den perspektivischen Eindruck einer grenzenlosen Entfernung hervor, die der Blick auf Himmel und Wolken an sich nicht verleiht. Das Gewölbe erscheint meßbar, und es fällt einem nicht ein, die Wolken, die nur einige Ellen lang erscheinen, könnten in Wirklichkeit Meilen mit ihrem Dunst erfüllen. So konnte ich aber die Unendlichkeit des Raumes realisieren, und ein tieferes Bewußtsein von Unermeßlichkeit und Schönheit erfüllte mich, als mir seit vielen Wochen geworden. Wenn ich mich nicht in vollkommener Übereinstimmung mit der Menschheit befinde, sehe ich in Bäumen und Wolken, sowie in den Formen und Farben unbeseelter Dinge mehr mir Verwandtes, mehr dem ich vom eigenen Sein einflößen kann, mehr, das zu mir spricht, wie ein Wesen meiner Art.

In einem anderen Briefe spricht sich die entgegengesetzte Stimmung aus:

Ich habe draußen gesessen, um diesen köstlichen Abend zu genießen. Ein perlfarbener, durchsichtiger Himmel, den man nicht ansieht, nein, in welchen man hineinschaut bis man in das „auf ewig" eingedrungen ist. Ach! um den „Meerespsalm" [von Tennyson] und die „holde Anmut der Tage, die vergangen sind und uns nie wieder kehren!"

Das sind Augenblicke, in denen uns ein seltsames Gefühl der Einheit mit einer zu uns scheinbar beziehungslosen Existenz verbindet; aber nicht die Momente, in denen wir unsere Unsterblichkeit am unmittelbarsten verwirklichen. Jeder Impuls menschlicher Zuneigung oder Sympathie scheint mir dieses Gefühl [der Unsterblichkeit] mächtiger hervorzurufen.

Ich wurde am Vormittag oft unterbrochen. Ich konnte nicht vor halb zwei Uhr nach Hurst*) gehen. Ich sah die Kinder eben noch abfahren. Anderthalb Stunden mußte ich auf den nächsten Zug warten. Ich setzte mich auf eine Bank und las ein kleines Buch von Ullmann, Professor in Heidelberg. Der Tag war stürmisch. Die Wolken trieben wild daher, der Regen rieselte, zwischendurch sandte die Sonne gelbe Lichtstrahlen hernieder. Es war aber

*) Hurst, ein Dorf in der Nähe von Brighton, mit schönem Blick auf die Wellenlinien der Dünen.

warm dabei. Die schwarzen und bleifarbenen Wolken trieben über die steilen Abhänge der Dünen dahin, oft so dunkel und feierlich in ihrem Flug, daß es mich durchschauerte. Ich beobachte so gern einen bewegten Himmel, an dem die Wolken in verschiedener Höhe hinziehen. Er darf aber nicht monoton sein. Einige hingen ganz tief hernieder, die Bergspitzen nur streifend, andere segelten langsamer in den oberen Lüften und dazwischen lagerte eine dritte Wolkenschicht. Die Mannigfaltigkeit der Farben, die große Verschiedenheit der Schnelligkeit, verliehen dem luftigen Schauspiel besonderen Reiz. Es giebt einem mehr die Vorstellung übernatürlichen Lebens, als Wolkengebilde, die in gleichmäßiger Geschwindigkeit über den ganzen Himmel ziehen. Als ich nachhause kam, klärte sich der Himmel in der Richtung der untergehenden Sonne hell auf, und alles Übrige erschien nur um so dichter bewölkt. Dunkelgelbe Funken und Streifen schossen quer über den klaren meergrünen Himmel, der in blau hinüberschmolz, aber ganz grün erschien, wo das Gelb sich mit dem Blau vermischte, ohne jedes rot, das den Übergang verhindert hätte. Es war die Wildheit des Ganzen, die Rücksichtslosigkeit, von der die Luft erfüllt schien, die dem Tag seinen eigentümlichen Charakter und die Gewalt eines aufregenden Interesses verlieh. Ich saß und las und beobachtete Wirkung auf Wirkung, bis die Lüfte und ich Freunde geworden waren.

Bis jetzt, bei meinem Besuch bei Mr. B.—*) habe ich nie die Vorzüge bemerkt, die die Bewohner der meerwärts gelegenen Straßen genießen. Die ungewöhnliche Schönheit und Frische, der ganze Eindruck des Meeres am frühen Morgen haben mich ganz ergriffen. Der Mittag gleicht der mittleren Lebensstufe mit seiner Alltäglichkeit, Arbeit und wenig Romantik; wenigstens bei den meisten Menschen. Morgen und Abend entsprechen der Jugend und dem Alter, und der ihnen eigenen Poesie. Nur dem dafür erschlossenen Sinn offenbart der Mittag und die Mittagshöhe des Lebens das ihnen eigentümliche Wunder und Geheimnis. Und zwar denen, die nach Osten oder Westen blicken; denn die Sonne steht darüber, ungesehen, und sichtbar nur zu andern Zeiten. Ist dies der Grund, daß das Wunder vom Himmel verschwunden scheint? „Der Himmel umschließt uns in unserer Kindheit.“ Das Geheimnis des Grabes bringt der Lebensneige den Himmel näher, gerade wie die Sonne sich abends dem Horizont zuneigt. Das sind mehr als bloße Phantasiegebilde; denn wir sind so geartet, daß wir alle die Wirklichkeit des Gleichnisses empfinden. Morgen und Frühling, Abend,

*) Es war damals Sitte in Brighton, daß man zuweilen einige Tage bei seinen Freunden logierte.

Alter und Herbst rufen die gleichen Gefühle wach. Um das Gefühl der Alltäglichkeit in der mittleren Lebensperiode nicht aufkommen zu lassen, müssen wir aufschauen, und daran gedenken, daß das Licht, das uns leuchtet, und mit solchem Glanz auf Erde und Wasser ruht, ebenso geheimnisvoll und wundersam ist, als da wir in seinen zarten Pulsen den Morgen zittern sahen.

Nie zuvor habe ich so intensiv die Lebenskraft der Welt empfunden, und die Wahrheit, daß jeder Morgen ein neuer Tag ist, ein, der Anstrengung und Entdeckung sich darbietendes ganzes, neues Universum, als an zwei frühen Vormittagen an der See. Nicht, daß sich mir nur für einen Augenblick das Bewußtsein eines neuen Lebenslaufs, eines unerwarteten Ausblicks in das Leben eröffnet hätte. Nur die Thatsache als solche wurde mir lebendig. Heut ist alles anders, aber ich fühle doch, welcher Vorzug darin liegt, alle Launen der See immer vor Augen zu haben. Der Wind jagt und heult wild daher. Das Meer, am Strand weiß schäumend, breitet sich hinten dunkel aus, scheint in tiefe Klüfte gespalten, verliert sich schier, nicht in dichtem, sondern in halb durchsichtigem Nebel am Horizont. Die Karren und Wagen, die am Eßstubenfenster vorüberfahren, sehen, von meinem niedrigen Standort gesehen, aus, als hingen sie am Rande eines Abgrunds. Große Möven, deren wilden, schrillen Schrei man dann und wann hört, tauchen senkrecht in die Welle, die ihre Nahrung heraufgebracht, oder wiegen sich farblos, wie Schatten, auf dem weißen Schaum.

Ach könnt ichs in Worte fassen,
Was mir im Geist sich regt!

Denn in diesem Augenblick fühle ich mich völlig in Einklang mit meiner Umgebung. Ich schaue und schaue, bis der Wunsch in mir wächst: ach wärst du doch willenlos! Und doch bedeutete der Verlust des Willens Wahnsinn, bei dem Fortbestande aller andern Seelenkräfte, wie Gedächtnis, Gewissen, Einbildungskraft. Nur der Wille hält alles in Einklang. Ich fühle mich aber nicht elend; das Aussprechen beruhigt mich. Bin ich übrigens berechtigt zu all diesen Äußerungen selbstischen Empfindens? Ein Fühlen, das in sich zerfließt, und zu nichts führt, sollte man ersticken.

Es ist nicht Romantik. Romantik liegt in einer

Einbildungskraft voll hehrer Ziele,
Die einstimmt in den Chor, der nie erstirbt!

Ein Zug zur Romantik mag dich Schiffbruch leiden lassen, wird dich aber nie verleiten, in stagnierendem Wasser Anker zu werfen. Erregbarkeit und intensives Fühlen als solches können eher dazu verführen.

Alle düsteren Gedanken weichen unter dem befreienden, erheiternden Einfluß dieses aufgeklärten, wolkenlosen Himmels. Was für ein reines, sanftes, durchsichtiges Blau! und der weiße Rauch steigt auf in langsamem, trägem Gekräusel, als wäre er entschlossen zu genießen, und sich auf Kissen von Sommerluft zu schaukeln, gewebt aus dünnster, losester, schimmernder Morgengaze.

Scheint uns nicht jeder neue Morgen, der nach einem düstern Tag heraufsteigt, daran zu erinnern, daß für einen lebendigen Geist, der, weil lebendig, der Erneuerung fähig ist, es nicht so etwas geben könne wie Bankrott, wenn auch ein paar Jahre danach aussehen sollten?

Aus Robertsons oftmaligem Erwähnen Keblescher Gedichte läßt sich ersehen, welche Bedeutung man ihnen damals beilegte:

Dies Gedicht von Keble (am 22. Sonntag nach Trinitatis) ist seiner nicht würdig. Ich verstehe nicht, warum „den Knaben vom Berge" die Jahre besonders verhärten und der Tugend, Vergebung zu üben, abgeneigt machen sollten . . . Seine Existenz ist beinah animalisch, und alle Vorstellungen von ländlicher Unschuld und hirtenhafter Reinheit sind elendiglich falsch und sentimental. Sie passen mehr zu den heidnischen Ideen von Corydon und Amaryllis, als zu der christlichen Anschauung von der Notwendigkeit einer neuen Geburt, um zur Besserung und Vollendung, durch Erkenntnis des Bösen und Haß dagegen, fortzuschreiten. Wenn der „Knabe vom Berge" sein ganzes Leben in diesem engen „seligen Bereich" zugebracht hat, wird sein Verständnis für die „schneebedeckten Gipfel in rosigem Licht" sehr schwerfällig gewesen sein. Erst Bildung lehrt uns die Schönheit dieser Dinge erkennen. Ich glaube, mein kleiner Charly findet ein Regiment Bleisoldaten schöner als die großartigste Aussicht in der Schweiz.

> Verehrte Frau, nur was wir selber geben,
> Gewinnen wir zurück in unserm Leben,
> Und die Natur verkündet das nur, was wir selber sind.

Ein Kind betrachtet die Natur ohne Entzücken, wenn nicht unglückliche Frühreife sein Empfinden vorzeitig geweckt hat. Besonders einen Jungen erfreut ein schöner Berg mehr, weil er eine geeignete Stelle zum Ausreißen, oder eine gute Deckung bei der Birkhuhnjagd darbietet, als eine Stätte, an der man gefühlvoll umherwandeln kann. Der Sinn für Naturschönheit erwacht erst mit der Empfänglichkeit für weiblichen Zauber. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß „der Knabe vom Berge", ehe Peppys zarte Finger ihm sein Ungestüm so nachdrücklich verwiesen, daß ihm die Ohren juckten, die „widerspenstigen Klippen" nicht so poetisch benannt

hätte. „Veränderte Lebensträume“; wieso? Die Träume der Knabenzeit sind gar nicht mit den Träumen des Mannes zu vergleichen. Die Geheimnisse dieser unverständlichen Welt, die feierliche Schönheit, das Wunder des Daseins, gehen einem nicht eher auf, als bis das Herz angefangen hat, sich selbst zu verlieren in „des Lebens verführerischer Wildnis“.

Der nächste Brief ist aus seinem letzten Lebensjahre.

Ich komme eben aus Earnley*) zurück. Das Jagdunternehmen war nutzlos, weil alle Ströme bei dem harten Frost zugefroren waren. Nachdem ich zwei Tage lang marschiert war, in denen ich fünf Schnepfen sah, deren zwei und zwei Regenpfeifer schoß, hielt ich dafür, daß selbst Nimrods Geist mich von Kleinmut lossprechen würde, wenn ich den Versuch als hoffnungslos aufsteckte. Ich brachte jedoch einen Abend außerordentlich angenehm bei Herrn L. zu und trank mit guter Miene ein paar Gläser von Frau L.s Apfelsinenwein. Er ist von einer, in dem landwirtschaftlichen Beruf ganz ungewöhnlichen Intelligenz und gilt für den besten Pächter der Umgegend. Ich würde etwas von ihm gelernt haben, wenn ich mit Anstand, vorausgesetzt, daß der Sport als Entschuldigung genügte, länger hätte bleiben können. So gut es ging, tauchte ich ein in die Geheimnisse der Wiesenentwässerung: in tiefe Gräben mit schrägem Seitenbord, in muldenförmige Gräben und in Draingräben, d. h. unterirdische Röhrenleitung. Jahrelang ist er Anhänger des Freihandels gewesen, wünscht jetzt aber sehnlichst die Wiedereinführung des Malzzolls. Ich schlief in einem guten, behaglichen Zimmer und vortrefflichem Bett, und seine Bemühungen in herzlicher alt-englischer Weise gastfrei zu sein, gelangen unübertrefflich.

Das Gut ist dem Hereinströmen der Flut ausgesetzt. Er schilderte mir seine Verzweiflung, als er die Flut einmal über den Damm hereinbrechen sah, den sie ganz mit sich fortschwemmte. Drei Jahre danach war der Boden noch verdorben, und das Gras wie vergiftet ... Seine Landwirtschaft ist auch für einen Laienverstand sichtlich wundervoll gehandhabt. Abzugskanäle nach allen Richtungen, Felder und Wiesen mit Hecken und Zäunen eingefaßt. Überflüssige Ausgaben werden vermieden. Ihr Leben ist einfach und schlicht; sie trinken keine ausländischen Weine. „Ich trinke sie gern, aber heutzutage können Pächter sich das nicht leisten.“ Bier und selbstbereitete Weine, von denen die Flasche fünfzig Pfennige kostet, und Kirschwasser ... Darin besteht das Getränk des gastfreien Hauses. Was würde eine irische Baronin dazu sagen, oder früher gesagt haben?

---

*) Earnley, ein Dorf, sechs engl. Meilen von Brighton an der See gelegen.

Ich wanderte gestern und heute den ganzen Tag allein durch den dichten Schnee und halbzugefrorene Ströme, freudlos, verfolgt von elenden Gedanken, entmutigt, hoffnungslos; empfand den bleichen Sonnenschein und das ferne Heulen der See als sichtbares Abbild und hörbares Echo des Lebens mit seinen Enttäuschungen und Schlägen! Es war mir eine Wohlthat allein zu sein. Seltsam, aber des Pächters drastische Schilderungen von dem verzweifelten Anblick der hereinbrechenden Flut wurden mir zum zweiten Gesicht eigener selbsterlebter Vorstellungen. Beides verwirrte sich mir untereinander, und ich konnte in einzelnen Momenten nicht mehr unterscheiden, was Traum und was Wachen war, und ob er nicht nur objektiv dargestellt, was ich schon in Ekstasen und Visionen vorauserschaut und empfunden hatte.

Ich werde nie diese seltsamen Tage vergessen: die ausgedehnte, öde Fläche, der blendende Schnee, das blasse Sonnenlicht; zugefrorene Ströme, kein Wind, die Binsen ohne das gewohnte Leben der daraus aufschreckenden Vögel, worauf man unwillkürlich wartet! das Heulen des Meeres, die Leblosigkeit des Ganzen, die Ruhe, die doch keine Erholung bringt, die ohne Seele und Ausdruck verhallenden Klänge, — alles vereinte sich zu dem düstern Eindruck dessen, „was der Tod ist mitten im Leben, — Tage, die nicht mehr sind!“ *)

Robertson lebte in einer Region, in die ihm nur wenige Freunde folgen konnten, und seine Hauptgefährten waren die Bücher. Alles, was er uns hinterlassen hat, zeugt von langen, einsamen Betrachtungen seiner Seele. Er hatte eine eigentümliche Vorliebe für nächtliche Wanderungen. Stundenlang, oft die ganze Nacht hindurch, streifte er da allein durch die stillen, verlassenen Plätze und Esplanaden der Stadt, oder am Meere entlang, und beobachtete die schimmernden Wellen zu seinen Füßen und die gestirnte Welt zu seinen Häupten. Manche schwierige tiefe Frage wurde während dieser geheimnisvollen, einsamen Stunden durchdacht und durchkämpft.

In seinen Predigten spricht er gern von dem beschwichtigenden Einfluß der Nacht, unter welchem der Mensch Gott und seine Gegenwart deutlicher empfinde, als im Geräusch des Tages.

Man denkt hierbei unwillkürlich an den Einen, der auch die

---

*) O death in life — The days that are no more! Tennyson.

Einsamkeit der Nacht aufsuchte, um mit seinem himmlischen Vater allein zu sein.

Wenn die letzten Besucher der üppigen Gesellschaften und Bälle bei Tagesanbruch nachhause fuhren, konnte man die hohe, schlanke Gestalt des soldatischen Geistlichen, in seinen Militärmantel gehüllt, heimwärts eilen sehen von diesen mitternächtigen Wanderungen.

Vor einigen Jahren sah ich in einer sternklaren mondlosen Nacht die Morgenröte anders als sonst gestaltet heraufsteigen. Streifen oder vielmehr Flocken bleichen weißen Lichts bewegten sich langsam und feierlich, genau, als wollten sie sich oberhalb eines breiten, roten Bandes krystallisieren, das den Zenit wie der Wiederschein einer Stadt in Flammen umspannte. Das mattere Licht badete das feurigere in seinem eigenen reinen Glanz, bis eins in das andere zu einem durchsichtigen rosa Aufglühen verschmolz. Im Einklang und doch im Gegensatz zu der Ruhe des wolkenlosen Sommernachthimmels war es ein Anblick, dessen Schönheit mich durchbebte, und geheimnisvoll durchschauerte, weil mir eine Erklärung dafür fehlte; und doch der sanfteste, heiligste Eindruck, der mir je geworden ist.

Ich ging heut Nachmittag aus, um frische Luft zu schöpfen und etwas Fieberhaftigkeit zu kühlen. Nach einem Spaziergang lenkte ich meine Schritte nach dem Ort, der meinem Empfinden im Augenblick am meisten entsprach, nach dem Kirchhof in Hove. Es war ganz dunkel, aber bald ging der Mond auf und warf sein ruhiges Licht auf die lange Kirche und die weißen Grabsteine. Ich trat ein und war froh, nah und fern nicht einen menschlichen Laut zu hören. Der Mond leuchtete wie glühendes Kupfer durch den Dunst der Stadt. Darüber hingen ein paar dichte Wolken, leicht umsäumt, die in einem wunderbaren Blau dahinzogen, das sich dem Zenit zu in blasseren und durchsichtigeren Tönen verlor. Hie und da kamen klare unschuldige Sterne zum Vorschein, die so keusch und rein herniederblickten.

Ich hörte keinen Laut, als das Rauschen des Meeres; dies aber sehr deutlich. Es sang keinen „Meerespsalm", sondern schlug in schwerfälligem Rhythmus an das Ufer. Es fand den Ausdruck für mich, den ich nicht in Worte fassen konnte. Ich trat an das Grab und stand einige Zeit still daneben. Bitterkeit war mir fern, ich fühlte nur unendliches Mitleid und Zärtlichkeit. Ich kniete nicht nieder, um zu beten. Ich weiß nicht warum. Ich ging an E. M.s Grabe vorüber und stand einen Augenblick still. Der Verlobte liegt unter dem Hügel in Chillianwallah, wo so viele gefallen sind.

Die Braut ist trostlos. Zwei, die dabei waren, sind auch tot; beide jung. Diese Hochzeit und der Tod sind in meiner Vorstellung eigentümlich verwoben, denn die arme E. plante damals ihre eigene Hochzeit, und machte aus, daß ich sie trauen sollte. Der junge R. ist auch dahin, aber ich beneide sie alle nicht, ausgenommen den Soldaten. Ich wünschte, ich hätte mit meinem wunderbar tapfern Regiment den Feldzug mitmachen können.

Mr. V. speiste gestern und vorgestern mit mir. Mir war sehr wohl zu Mut. Ich begleitete ihn im stillen, sanften Mondschein nachhause. Ich meine, das silberne Licht nie zarter auf dem Meer fluten und schimmern gesehn zu haben. Auch die Wellen schlugen weicher an als sonst.

Ein dunkler Tag! im Hause ist es drückend; wie es draußen sein mag, weiß ich nicht. Die Gedanken fließen bei mir so träge dahin wie schmales, trübes Gewässer in totem Bette, ohne Kraft und ohne Klarheit. Eifer und Freudigkeit fehlen; aber ich schiebe das zum Teil auf das Wetter, obgleich ich mich diesem apathischen Zustande schon länger unterworfen fühle. Ich kämpfe dagegen mit bis jetzt nur schwachem Erfolg; aber ich halte den Kampf für Pflicht, wirkliche, heilige Pflicht, und will nicht mutlos nachgeben. Ich weiß, wie wenig etwas, das wir „um unsertwillen" thun, imstande ist, uns Interesse an einer Arbeit zu erwecken. Wie wenn man einen Spaziergang macht, mit dem peinlichen Bewußtsein bei jedem Schritt, daß er um der Gesundheit willen gethan wird; während Gesundheit sich doch nur einstellt, wenn wir nicht sowohl sie, als ein anderes Ziel suchen. Darin liegt auch der Nutzen der Jagd, des Reitens u. dgl.; und in derselben Weise muß uns Gutes erwachsen aus unserem Interesse an Anderen. Du kannst ihnen nichts sein, wenn du dabei den Gedanken verfolgst, dies Interesse werde heilsam auf dich selbst zurückwirken. Teilnahme darf keinen Nebenzweck haben, wenn sie Gutes schaffen soll. Darin liegt auch die Unfruchtbarkeit einer Mahnung wie diese: Thue recht, sei barmherzig, damit du hier und dort glücklich werdest. Ohne Zweifel soll dies bewirkt werden; aber nicht deshalb sollst du barmherzig sein. Daher auch die Thorheit eines Systems, das all unser Thun in verfeinerte Selbstsucht auflöst. Wollten wir gut sein, nur um glücklich zu werden, gingen wir des Glückes verlustig: hierin ruht ein großes, schönes Gesetz unseres Daseins. Himmlisches Glück [Seligkeit] wird uns infolge unserer Anstrengung und kann nicht über die Seele ausgegossen werden, ist beinah ganz unabhängig von Umständen, wird von uns und nicht für uns bereitet.

Es ist beinahe Mitternacht, die einzige genußreiche Zeit, die einem während dieser intensiven Hitze zum Schreiben, Denken und Betrachten bleibt. An einer nach Süden gelegenen Mauer ist die Hitze von tropischer Schwüle; sie fängt die Glut beinah auf wie der focus eines Konvexspiegels die Sonnenstrahlen, und unwillkürlich sucht man zwischen den Steinen nach umherspielenden Eidechsen, wie im Süden Europas. Ich habe gehört, daß mehrere Menschen auf dem Felde tot umgefallen sind. Dennoch, so arg es hier ist, soll es im Inlande noch viel schlimmer sein, denn uns erfrischt doch während einiger Stunden ein kühlender Seewind. Ich spreche indessen mehr anderer, als meine eigenen Gefühle aus, denn für mich ist intensive Hitze immer etwas Entzückendes. Augenblicklich verwandelt ein große Flächen umspannendes Wetterleuchten den ganz düstern Himmel von Zeit zu Zeit in ein Feuermeer.

Ich holte die Meinigen gestern aus Lindfield *) ab, und blieb einige Stunden in dem Dorf. Wie schön ist doch unser England und unser Landleben! Wie sehr vermag diese Natur, Gemüter, die dem überhaupt zugänglich sind, zu beschwichtigen, ja zu läutern! Nicht als wären die Menschen hier besser. Aber das Leben gestaltet sich natürlicher; und auf wahre Natur zurückzuführen, in physischer wie religiöser Beziehung, halte ich für ein großes Gesetz unseres Lebens. Physisch heißt, seiner Ableitung nach — natürlich; Physik, Naturstudium.

Meiner Überzeugung nach will die Religion uns aus einer verkehrten zur wahren Natur zurückführen, wie die medizinische Wissenschaft dem Körper seine natürliche Gesundheit zurückzugeben sucht. Neben den richtigen giebt es in der Religion wie in der Arzneiwissenschaft falsche Systeme, kenntlich an gekünstelter, widernatürlicher Behandlungsweise des kranken Teiles. Sie würden die Allopathie als Beispiel dafür anführen, und ich das, was Paulus mit „Zähmung des Fleisches" bezeichnet, — wörtlich Askese. Christus aber wendet sich unentwegt an die unsophistische Natur selbst und sagt einfach: „Sündige hinfort nicht mehr!" Als wollten wir sagen: Armer Mensch, du hast zu viel gegessen und getrunken, iß und trinke künftig weniger. Sonst vermag dich keine Zauberkraft zu heilen, keine Quacksalberei, in großen oder minimal kleinen Dosen genossen.

Robertsons Interesse an naturwissenschaftlichen Studien und Phänomenen blieb immer lebendig. Neben all seinen anderen Arbeiten betrieb er auch noch praktisch und theoretisch das Studium der Chemie.

---

*) Lindfield, in der Nähe von Brighton im Inland gelegen.

Es ist mir bekannt, daß Faraday vor einiger Zeit geglaubt hat, man stünde unmittelbar vor der Entdeckung des Prinzips, auf dem alles Leben beruht. „Das Zittern der fernen Entdeckung wird schon die ganze Linie entlang gespürt.“ Schon der Gedanke an diese Dinge kann einen schwindeln machen. Es scheint mir jedoch, daß man sich sehr irrt inbezug auf die Tragweite der wissenschaftlichen Enthüllungen. Eine wissenschaftliche Anschauung der Dinge ist menschlich. Gottes Weise ist anders. Schaffen ist eins, Zergliedern etwas anderes. Die Sektion trennt die organischen Teile, zeigt, wie das Fleisch über dem Skelett liegt. Gott schuf aber nicht erst das Skelett und dann das Fleisch. Das Leben organisierte sich seinen Leib selbst. Nach der Wissenschaft besteht der endliche Zweck der Empfindlichkeit der Haut und der Unempfindlichkeit der darunter gelegenen Teile, in der Bewahrung der am meisten gefährdeten Partieen. Die Fingerspitzen sind am empfindlichsten, das Herz und die Knochen haben dagegen wenig Nerven. Verhielte es sich umgekehrt, wäre die Haut apathisch und die inneren Teile empfindlich, so wären heftige, zwecklose Schmerzen die Folge, und die äußeren Teile könnten zerstört, verbrannt, gebrochen werden, ohne ein Warnungszeichen zu geben. So aber werden die zartesten Teile, wie das Augenlid, durch eine akute Empfindlichkeit behütet.

Der Anatom hält die Erhaltung der Struktur für den Endzweck dieser Anordnung. Als Anatom kann er nicht weiter gehen. Trotzdem giebt es Zwecke, die seine Wissenschaft nicht einmal ahnt. Z. B. die Charaktererziehung und Gemütsbildung durch Schmerzen. Hat der Schmerz hierin nicht ein höheres Ziel und einen tieferen Endzweck, denn bloß als Hüter des äußeren Skeletts? Auf diesen Gebieten wird die Wissenschaft immer unrecht behalten. Sie besitzt nicht das Organ des intuitiven Bewußtseins, durch das tiefere Wahrheiten entdeckt werden. Man könnte ebenso gut die Entzückungen der Musik mathematisch erklären wollen. Die Mathematik steht zur Musik in Beziehung, weil diese mit mathematischen Wahrheiten und Prinzipien übereinstimmt. Aber in der Musik lebt ein Etwas, das kein bloßer Mathematiker erklären oder entdecken kann; ein Etwas, das ein musikalisches Kind durch Intuition begreift. Er kann dem Kinde und selbst Jenny Lind die Gesetze, auf denen ihr Können beruht, viel besser erklären, als Jenny Lind selbst es vermag oder durch das tiefste Studium erkennen würde. Aber Geist und Leben der Sache, — — er wäre ein elender Charlatan, wenn er vorgäbe, das auf mathematischem Wege entdeckt zu haben.

Dasselbe gilt von Elektrizität, Phrenologie 2c. Sie kann uns Phänomene darthun, niemals aber offenbaren, was dahinter liegt. Und in der Prätension, dies zu können, liegt die große Thorheit

solcher Charlatane wie Atkinson & Co. Christus hat es uns verkündet, aber kraft der Eingebung seiner Seele und nicht auf Grund wissenschaftlicher Experimente.

Robertsons Interesse an Ornithologie war neu erwacht durch die Sammlung ausgestopfter Vögel, die er 1851 auf der Ausstellung gesehen hatte. Es ging so weit, daß er sich selbst eine Sammlung anlegen wollte:

Es soll mich wundern, ob Sie mir etwas bei einem Studium helfen können, das ich nach langer Unterbrechung wieder aufgenommen habe, über Ornithologie? Wenn Sie jemand auftreiben könnten, der jagt und mir eine Sammlung der Dennewarer Vögel zusammenstellte, sie häutete und die Haut mit Baumwolle oder Werg füllte, sie durch die besten Mittel, Arsenikseife, ätzende Sublimate, Kampfer oder Pfefferkörner, gegen Insekten schützte, sie alsdann sorgfältig und trocken verpackte, so wäre mir das viel wert. In Dennewara kommen wunderschöne Vögel vor, und einige sehr bemerkenswerte. Selbst die gewöhnlichen Vögel sind dort ungewöhnlich. Sie zu häuten, erfordert Sorgfalt und Geschicklichkeit. Ohne Zweifel giebt es in Ihrer Nachbarschaft jemanden, der darin erfahren ist. Rechnen Sie mir, bitte, alle Kosten an. Eine kleine Entschädigung könnte vielleicht einen Sportsman veranlassen, auch die seltenen Vögel zu sammeln; denn die gewöhnlichen sind leicht zu haben. Habichte, Eulen, Enten wären unter andern willkommen; aber nicht ausgestopft, nur gehäutet und lose mit Baumwolle gefüllt; das Gehirn u. dgl. ausgenommen . . .

Leben Sie wohl! Gott möge Sie segnen, trösten und stärken.

Ich wanderte heut allein am Strande entlang, machte Kehrt an der wohlbekannten Biegung unterhalb der Brücke, und ging über den Dykeweg nachhause. Der Tag war außerordentlich klar, aber ein starker Wind kräuselte die See, und trieb die Möven, wie gegen ihren Willen, mit verdoppelter Geschwindigkeit über die Wellen. Hunderte dieser Vögel jagten unablässig über ein einziges großes Feld hin und her, ohne davon zu weichen, wenigstens eine Stunde lang, während deren ich sie beobachtete. Da ich keine Flinte bei mir hatte, ging ich nicht näher heran, um zu sehen, was die Ursache dieser Anziehungskraft für sie sei. Ich vermute, irgend eine Meersubstanz war dort als Dünger für den Boden benutzt worden. Ein großer Schwarm norwegischer oder Haubenkrähen hatte sich dazu gesellt; die fernen Hügel lagen ungewöhnlich deutlich und klar dahinter, wie häufig vor dem Regen. Ich habe aber beobachtet,

daß der Wind oft denselben Effekt hervorbringt. Die Wolkenschatten waren sehr hübsch, und das Blau von Himmel und Meer schön; die Luft stärkend und belebend.

Robertsons größte Erholung, wenn seine Nerven durch Überanstrengung gereizt waren, bestand in körperlicher Bewegung. Ein Freund, der mehrere Wochen mit ihm auf dem Lande zugebracht, erzählt darüber: Er ritt oft spazieren. Sein Pferd behandelte er wie einen Freund, mit dem er sprach, den er liebte; und das Pferd wußte das genau, und trug ihn besonders gern. Er saß wie ein Ritter zu Pferd und lenkte es dabei mit weiblich zarter Hand. Erst beim Reiten schien seine eigentliche Natur zum Ausdruck zu gelangen, und er konnte die ganze Last des Lebens in der Aufregung des Galoppierens von sich werfen.

Auch begleitete er uns oft zu Fuß, wenn wir durch die Wälder ritten, und sein schneller Gang hielt ohne Schwierigkeit mit den Pferden Schritt. Jeden Sonnenstrahl, der durch die Bäume brach und auf dem Gras spielte, jeden Zweig, der besonders schön sich über den Weg breitete, jeden Pilz, dessen Farbe am Boden aufleuchtete, bemerkte er.

Es war wunderbar, wie vieles er uns sehen lehrte. Eine Kaninchenhöhle, ein in der Ferne dahinjagender Hase, ein Vogel auf dem Zweig brachte ihn auf einen interessanten Zug nach dem andern aus den verschiedenen, von ihm beobachteten Gewohnheiten der Tiere. Ich werde nicht so leicht sein Entzücken vergessen, als die Schnepfen kamen und er die erste sah, und wie er sich förmlich überstürzte mit Erzählungen über ihre Lebensweise, ihre Nester, Eier &c. Er schien alle Dichtungen zu kennen, die sich auf Tiere beziehen, und war unerschöpflich mit Citaten aus Wordsworth.

Er gönnte sich nur selten die Zeit zur Erholung auf der Jagd, aber seine Freunde sprechen noch mit Begeisterung von den mit ihm unternommenen Exkursionen. Sie wurden unwillkürlich von seiner Begeisterung angesteckt, namentlich, wenn er von seinen knabenhaften Waldabenteuern erzählte. Das Wanderleben eines Naturforschers hätte seinen natürlichen Neigungen ganz entsprochen.

Wilsons Schilderung von dem Leben der Wilden in den Urwäldern Amerikas verfolgte ihn wie ein beglückender Traum.

Unerträglich mußte gerade seiner ganzen Natur das einengende, einförmige Leben in einer Stadt des Luxus sein, in einer überbildeten Gesellschaft, die keinen andern Lebenszweck kannte, als immer neuen Zerstreuungen und Vergnügungen nachzujagen.

Er war nicht musikalisch im gebräuchlichen Sinn des Wortes; aber doch hat er das tiefste Wesen der Musik erfaßt. In seiner Rede „über den Einfluß der Poesie“ ꝛc. heißt es:

Es giebt eine Art der Musik, die beinahe der innern Geschichte des Menschenherzens entspricht. Sie vermag Entschlossenheit auszudrücken, erzählt von moralischem Sieg und edlem Verlangen, und ruft, wenn auch unbestimmt und schattenhaft, unendliche und unsagbare Gefühle in uns wach.

In manchen Melodieen hat auch das Nationalgefühl eines Volkes unmittelbaren und fast unbewußten Ausdruck gefunden, wie man von der „irischen Melodie“ sagt, daß eine jahrhundertelange Unterdrückung sich in ihren leidenschaftlichen, tiefen Wehklagen ausströme . . .

In besonderen Stimmungen konnte eine schöne Weise als Klang, — nicht als künstlerisches Erzeugnis, — ihn schöpferisch anregen und in seinem Ohr so nachhallen, daß es ihn nachts am Schlafen hinderte.

Seine Freude an Bildern und Skulpturen beruhte nicht sowohl auf Kennerschaft, als auf den Empfindungen, die die Betrachtung der Kunstwerke in ihm anregte. Zunächst ließ er ein Bild still und lange auf sich wirken, ehe er der Kritik Raum verstattete. Die empfangenen Eindrücke waren aber nachhaltig und standen ihm jederzeit zugebote, um mit anderen Dingen in Verbindung gebracht zu werden.

Habe ich Ihnen erzählt, inwiefern Bilder einen religiösen Einfluß ausüben können? Ich nahm den „Leonardo“ vor einigen Wochen eines Sonntagabends mit hinauf in mein Schlafzimmer. Den andern Morgen war ich beim Erwachen noch schläfrig und aufgelegt, meine Zeit im Bett zu verduseln; aber der ruhige, würdevolle Blick, der mich vom Kamin aus traf, mutete mich gerade so an wie ein Verweis, und machte es mir unmöglich, länger liegen

zu bleiben. Freilich würde der Eindruck ein zweites Mal nicht vorgehalten haben.

Er schreibt über ein Werk des berühmten englischen Kunstschriftstellers Ruskin:

Keine Litteraturerscheinung gewährt mir im Augenblick solches Interesse wie Ruskins Schriften. Sie verleihen einem die Möglichkeit auf etwas Wirklichem auszuruhen, während alles andere so unwirklich scheint. Als Erholung nach dem trüben religiösen Licht der Theologie, in welchem man die Konturen einer Wahrheit eben zu erkennen glaubt, um sie im nächsten Augenblick wieder in hoffnungslosem Geheimnis und Dunkel zu verlieren, sind sie etwas ganz Köstliches. Köstlicher noch als Werke der Realwissenschaften, z. B. der Chemie; denn diese geben dem Herzen keine Nahrung, und gerade das Herz thut einem weh und darbt heutzutage in einem Grade, daß man auf Leute wie Miß Martineau auf der einen, und die Evangelikalen auf der andern Seite ganz ergrimmt werden möchte. Ich habe die „modernen Maler" gelesen, und lese das Buch wieder mit erneuter Freude; es übt auf mich eine beruhigende Wirkung aus.

Die Bedeutung der Schönheit stellt Robertson hoch.

Vielleicht kann jemand, der sinnlicher Schönheit gegenüber unempfindlich ist, nie den höchsten Grad der Vollendung erreichen. Das Organ für irdische Schönheit kann freilich, und oft ist dies der Fall, zu Verweichlichung, Wollust und Befleckung des Herzens führen; aber folgerichtiger Entwickelung nach, soll es die Sprosse werden zur Wahrnehmung höherer Schönheit. Sinnliche Schönheit läßt das Herz unbefriedigt; sie weckt wohl Ahnungen des Unendlichen, aber verwirklicht dieselben nie. Dennoch führt sie zum Unendlichen. Sie begegnet in uns einem Verlangen, das sie nicht stillt, und dies Sehnen veranlaßt ein weiteres Suchen. Das wahre Objekt dieser Sehnsucht ist die sittliche Schönheit; und allmählich fühlen und finden wir bei dem Welken und Vergehen des Äußeren, daß unter diesem Schein das Wesen wahrer Schönheit verborgen lag. Durch das Sinnliche nehmen wir das Übersinnliche wahr, durch das Sichtbare die unsichtbare Schönheit. Durch Enttäuschung über das wesenlose Phantom lernen wir an das Unwandelbare glauben und dafür leben. Niemand kennt die höchste Vortrefflichkeit, der nicht Empfindung für Schönheit hat. Schönheit der Heiligkeit ist ihr höchster Grad. Recht thun, weil es schön ist, und weil edles, wahres, selbstverleugnendes Handeln sich einer harmonisch gestimmten Seele selbst empfiehlt, das ist die höchste Art des Gutseins. „Den König sehen in seiner Schöne" (Hes. 33, 17), ist das

lieblichste und wenigst irdische Gut. Und kann jemand dies ganz erfassen, der keinen Sinn hat für äußere Schönheit? Wer Form und Farbe gegenüber unempfindlich und von sichtbarer Schönheit unberührt bleibt, steht nicht über, sondern unter unserer Natur. Er mag gut sein, aber nicht in dem höchsten Sinn, in welchem Goethe sagt, das Schöne stehe über dem Guten, womit er wahrscheinlich meint, daß die Schönheit einer Handlung ein geistigerer und edlerer Beweggrund sei, als ihre Notwendigkeit oder Nützlichkeit.

In dem folgenden Brief hebt er die entgegengesetzte Wahrheit hervor:

Mein Adventstext ist noch nicht bestimmt. Ich habe mich eingetaucht in Reminiscenzen aus den Klassikern, und bin förmlich erschrocken über Dinge, über die ich früher hinweggelesen. Namentlich hat mich der Einfluß der Skulptur auf die Griechen nachdenklich gemacht. Diese erhabenen Werke, deren Fragmente uns schon wie Inspiration berühren, brachten nach dem eigenen Urteil der Heiden eine solche Korruption des Gefühls und der Sittlichkeit hervor, die uns kaum glaublich erscheint. Ich dankte Gott, daß wir nicht Italiens Kunstschätze besitzen. Es ist sehr merkwürdig, daß alle edleren Heiden die Bühne, den Tanz verdammten, und die Art Poesie, die unserer Romantik entspricht. Und zwar Männer wie Plutarch, Cato, Sokrates. Ein sehr leidenschaftlicher Ausbruch bei Plato frappierte mich schon als Jungen, da, wo er all diese Dinge, alle weichen, melodischen Weisen, den jonischen und lydischen Stil aus seiner idealen Republik verbannt, und nur den majestätischen, männlichen, dorischen Stil beibehält.

Ein Glied aus der Gedankenreihe des zweitletzten Briefes beleuchtet der folgende:

Ob Pascal recht hat mit der Ansicht, daß eine durch die so vergängliche Schönheit erweckte Zuneigung gar nicht Zuneigung sei, — weiß ich nicht.

Auch der Geist nimmt ab; folglich wäre auch eine auf geistige Veranlagung gegründete Zuneigung nicht Zuneigung, was ihre Dauer angeht u. s. w. Auch der Charakter ändert sich, demnach wäre eine auf das Vergängliche gegründete Zuneigung nicht Zuneigung.

Ich halte dies nicht für wahr. Schönheit mag eine geringere Ursache der Zuneigung sein, aber ich vermute, daß manche Naturen d u r c h sie und nicht nur a n sie gefesselt werden; es ist richtig, daß in einer niederen Natur dies eine niedere Zuneigung bleiben wird, darum aber nicht notwendigerweise auch in einer höheren.

In einigen werden hohe und hingebende Gefühle dadurch erweckt, während in einer entarteten und sinnlichen Natur nur selbstsüchtige Regungen entstehen. Außerdem ist die Behauptung unrichtig, die Blattern müßten notwendigerweise eine so entstandene Liebe töten. Sie mag um der Schönheit willen begonnen haben und kann dann zu etwas Höherem aufgestiegen sein. Ritterlichkeit, Dankbarkeit, Zartheit des Herzens würden in solchem Fall, glaube ich, die Liebe bewahren, vorausgesetzt, daß sie nicht schon vorher erloschen ist. Nein, nicht die Blattern würden sie untergraben, sondern das Wahrnehmen moralischer Mißgestalt, die mit der äußeren Schönheit nicht harmonierte. Ich bin ganz überzeugt, daß ein unverdorbenes Herz durch Schönheit nur angezogen wird, weil sie nach dem Gesetze unseres Denkens als das Abbild geistiger und sittlicher Schönheit erscheint, und wo diese fehlt, würden Abscheu und Rückschlag sich eher und gewisser einstellen, als infolge der Blattern. Ferner glaube ich, daß, wo man erst gewohnt geworden, Eigenschaften zu lieben und zu schätzen, die Schönheit der Züge bald gar nicht mehr in Betracht kommt oder noch vermißt wird. Der Ausdruck erinnert uns an das, was wir an dem Menschen lieben; Form und Farbe werden thatsächlich vergessen. Der häßlichste Mensch, der mir je vorgekommen, erschien mir zuletzt wirklich schön, und ich glaube nicht, daß irgend eine Schönheit uns noch unvergleichlich schön erschiene, wenn wir von ihr einmal den Eindruck der Thorheit und Schlechtigkeit empfangen hätten.

Siebzehntes Kapitel.

[Robertsons Auffassung von der Poesie — Über Lieblingsdichter — Der Ursprung poetischer Lebensäußerung — Aus seinen Vorträgen über Poesie — Poesie, der Ausdruck gesteigerten Empfindens — Shakespeare — Timon von Athen — Liebesverhältnisse bei Shakespeare — Romeo und Julia — Hamlet — Macbeth — Milton — Byron — Tennyson — In Memoriam — Phädra — Channing — Shelley — Wordsworths Leben — Vortrag über Wordsworth — Religiöse Erörterungen in Revuen — Die Kunst, recht zu lesen — Sein Studium der englischen Sprache — Margaret Fuller Ossolis Schriften — Henriette Martineau — Swedenborgs Biographie — Benvenuto Cellinis Selbstbiographie — Walter Scott im Gegensatz zu der modernen Romanlitteratur — Bulwer — Currer Bell — Französische Litteratur.]

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Goethe.

Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, wie ganz Robertson in den Werken der Dichtung zuhause war. Der Sinn für schöne Litteratur hatte sich früh bei ihm entwickelt und beschränkte sich keineswegs auf die heimischen Dichter. Sein Sinn war allem gegenüber aufgeschlossen, was ihm einen Einblick in neue Gebiete menschlichen Lebens eröffnete. Nichts, das er von vornherein, ohne zu prüfen, abgelehnt hätte. Aber nicht nur seine Beschlagenheit auf allen Gebieten der Litteratur ist staunenswert, sondern noch mehr die Fähigkeit, das Gelesene in sein Leben aufzunehmen und mit seinem Wesen zu verschmelzen.

Obwohl ihm die Poesie als höchste Eingebung der Seele galt, und ihre Welt eine tiefere Realität für ihn besaß als die Welt

der Erscheinungen, trennte er doch nie Dichtung und Wahrheit, Phantasie und Wirklichkeit in einer abstrakten Weise. Er schaute dichterische Gestalten und ideale Auffassungen hinein ins wirkliche Leben, und dessen empirische Psychologie war ihm Maß und unbewußter Trieb des poetischen Gestaltens:*)

Ich lese Shakespeare, Wordsworth, Tennyson, Coleridge, Philipp van Artefelde, um über echt männliche Anschauungen zu sinnen, statt über theologische Zerrbilder der Menschheit; und ich gehe aufs Land hinaus, um Gott zu empfinden; ich pfusche ein wenig in der Chemie und fühle dabei heilige Scheu vor dem Schöpfer; ich lese Christi Leben, um ihn zu erkennen, zu lieben und anzubeten; und meine Erfahrung summiert sich dahin, daß ich mich von allem mit Widerwillen abwende, hin zu ihm. Ich glaube Einblicke zu thun in sein Wesen, und gewiß ist, ich liebe ihn je länger je mehr . . . Es kommt zu Zeiten über mich wie das hehre Gefühl einer Gegenwart, der gegenüber alles innere Alleinsein keiner Erwähnung mehr wert ist.

Wie sehr er sich in die Dichter einlebte, zeigt der nächste Brief:

Ich bilde mir ein, die Tiefe und Art eines Charakters müsse nach seinem Lieblingsdichter zu bemessen sein; wie an einem Nilometer, der des Flusses Tiefe an verschiedenen Stellen bezeichnet. In den höheren Regionen mag Shelley eines Menschen Nilometer sein. Der wilde, wunderbare Strom weilt da noch in der einsamen Region der Lüfte, Wolken sind ihm Heimat; einen schmalen Pfad spaltet er sich durch Felsgeklüft, windet sich streckenweise unter gefrorenen Schneeflächen hindurch, — ein seltsam herrliches Leben in der Wildnis ewigen Schweigens, — und bricht dann klar, rein und kalt aus durchsichtig blauer Gletscherhöhle hervor. Noch während seines späteren, unteren und irdischeren Laufes wird es scheinen, als pflege der Strom durch unsichtbare Sympathie einen geheimnisvollen Zusammenhang mit seinem Quell, und selbst das undeutliche Gemurmel seines alltäglichen Wellengekräusels erinnert an die Cadenzen, die nur in jenen Regionen stillen, feierlichen Schweigens vernommen werden.

In den Niederungen seines irdischen Laufes wird Burns eines solchen Menschen Wassermesser bilden. Eine starke, mächtige Strömung, so tief, daß die Oberfläche kaum bewegt erscheint; etwas

*) Siehe Otto Baumgarten: „Geistliches Verständnis bei Robertson.“ „Die Christliche Welt“ 1889, Nr. 2.

trübe; aber gerade die Erde, die ihn färbt, wird oft noch reiner sein als der Schnee, der direkt aus den Wolken des Himmels in andere Flüsse fällt. Zwischen diesen beiden Regionen wird Wordsworth in solchem Menschenleben die Tiefe und Temperatur des Stromes bezeichnen, während seines gelegentlich unsichtbaren Laufs, wo er sich, wie dies bei so manchen Flüssen vorkommt, meilenweit unter der Erde verliert. Wenn aber die verlorene Lebenskraft wieder erscheint, wird Wordsworth nur die Tiefe und den Wärmegrad längs der Ufer bestimmen. Die Tiefe in der Mitte kann er nicht ermessen.

Ihm eigentümlich, berührt er im Folgenden die Frage nach dem ersten Ursprung dichterischer Lebensäußerungen:

Zuweilen findet die innere Zusammengehörigkeit einen reicheren und mannichfaltigeren Ausdruck, wenn man nur im Geiste bei einander ist, als wenn im Verein der Freunde Stunde auf Stunde verrinnt, und man im voraus weiß, daß alles, was man zu sagen hätte, verstanden wird. Die Gegenwart beruhigt und befriedigt, hält aber vielleicht gerade dadurch Gefühls- und Gedankenäußerungen zurück, die erst unter dem Eindruck des Entbehrens laut werden. Ist dies nicht die Geschichte vom Ursprung der Sprache? Ist es nicht Mangel, der die ersten Laute des Kindes hervorruft, und der die Sprache weiter entwickelt, wenn der Menschen Bedürfnisse durch die Zivilisation mannichfaltiger und komplizierter werden? Besäßen wir die vollkommene Fülle aller Dinge, die völlige Glückseligkeit des Daseins, ohne einen Mangel, und zugleich innerlich die volle Seligkeit, — würden wir da nicht in die ewige Stille Gottes versinken?

Alle Äußerungen des Menschen, seine Musik und seine Poesie, die Hinterlassenschaft der Menschen von Genie an ihr Geschlecht, sind nur der Ausdruck eines Mangels, einer Einsamkeit, die gewöhnlichere und gröbere Naturen so glücklich oder so unglücklich sind, nicht zu empfinden, und die jenen Laute abrangen wie dem dürstenden Säugling, Töne des Jammers oder des Jubels, — je nachdem.

Wir wundern uns nicht mehr über die einzig schlagende, überraschende und überzeugende Art, wie er Reminiscenzen aus Shakespeare, Milton, Wordsworth, nicht minder aus unsern großen deutschen Dichtern, die er auf seinem Arbeitstisch neben sich liegen hatte, in seine tiefsinnigen psychologisch-ethischen Betrachtungen verwebt; sie tauchen zugleich mit den Reflexionen in seinem Bewußtsein auf und decken stets genau das, was er als Resultat der Über-

legung giebt; sie sind kein Schmuck, sondern eine wesentliche Förderung des Gedankenfortschritts.

Er gestattete jedem Stück, den ihm eigentümlichen Eindruck auf ihn zu machen. Seine abgeklärte Leidenschaftlichkeit und sein feines Empfindungsvermögen machten diesen Eindruck unauslöschlich. Indem er sich ihm passiv überließ, stand ihm die Möglichkeit offen, vielerlei verschiedene Gedanken aus derselben Dichtung zu gewinnen, und zwar war dies von dem zeitweiligen Stande seiner Gesundheit oder Stimmung abhängig. Über diese Eindrücke und Ideen wurde er dann Herr, und wandte sie je nach Gefallen an.

Er löste nämlich allmählich sich selbst mit seinem bereits gefestigten Besitz von dem passiv hinzugenommenen neuen Eindrucke, ließ die Reflexion und Kritik darüber hingehen und den alten Besitz mit der neuen Erfahrung zum Ausgleich bringen. So konnte er dann mit Freiheit darauf zurückblicken und aus dem neuen Erwerb für eine erweiterte alte Überzeugung sichere Beweise schöpfen: das Dichterwort, die poetische Schöpfung war ihm Eigentum geworden, Erlebnis, organisches Glied seiner Gesamtauffassung.

Ähnlich wird eine lebendige Schriftwahrheit geboren, und wie Robertsons originelle Auffassung der altbekannten Schriftworte über diese selbst wie auf das christliche Leben ein neues, überraschendes Licht verbreitete, so förderte seine ganz ursprüngliche, starke Weise, bekannte Dichtungen in ihrem innersten Triebe auf sich wirken zu lassen, ungeahnte Schätze der Lebensweisheit zutage, die ebenso reif gedacht wie konkret gestaltet sind *).

Aus seinen Vorträgen über „den Wert der Poesie für die arbeitenden Klassen“ ist am deutlichsten ersichtlich, wie eng seine Auffassung der Poesie mit seinen religiösen Überzeugungen verknüpft ist. Es heißt darin:

. . . Nach ihrer allgemeinen und umfassenderen Bedeutung ist Poesie der Ausdruck einer, durch Eingebung der Seele empfangenen

*) Otto Baumgarten a. a. O.

Wahrheit, deren Form nebensächlich ist, sofern sie nur symbolisch, mittelbar und der Einbildungskraft verständlich ist. Deshalb sagten wir, giebt es eine Poesie der Skulptur, der Architektur, der Malerei. Deshalb ist die Natur poetisch, weil sie die Form ist, in die sich das Empfinden des Ewigen kleidet, das Gefühl seiner Unendlichkeit auf allen Gebieten erweckend *). Darum nennt Lord Byron die Sterne „die Poesie des Himmels“, und sagt uns, daß für ihn „hohe Berge ein Gefühl“ ausdrückten, und daß Berg und Wald und Himmel eine gemeinsame Sprache hätten.

Und einer der größer war als er, hat gesagt, daß „die Himmel die Ehre Gottes erzählen“, und „es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre“. Darum ist auch die Frau die Poesie des Daseins genannt worden, weil ihre Gegenwart all das unendliche Gefühl für Reinheit, Zartheit und Hingebung wachruft, das in unserm Herzen ruht.

Wir alle haben Gefühle, die wir nicht ausdrücken können. Der Dichter führt uns in eine Welt ein, deren Organ nicht die Sinne sind; es giebt eine Schönheit, die kein Auge gesehen, und eine Musik, die nie ein Ohr vernommen hat. Es giebt Wahrheiten, die ewig, wesentlich und notwendig wahr sind, obwohl wir sie noch nie in die Erscheinung treten sahen. Und neben unsern menschlichen Sympathieen empfinden wir nichts so stark, als die Notwendigkeit, diesem Verlangen in uns Ausdruck zu geben. Denn die Sprache ist uns nicht nur als ein Mittel, unsere Bedürfnisse der Selbstsucht zu äußern geworden, sondern um uns unsern Mitmenschen mitzuteilen. Könnten wir dies intensive Empfinden unmittelbar ausdrücken, so, daß wir uns so völlig verstanden fühlten, als wenn wir sagten: mich hungert, ich bin durstig, — dann gäbe es überhaupt keine Poesie. Weil dies aber unmöglich ist, kleidet die Seele ihre Eingebungen, ihr Sehnen und Ahnen in Bilder, die sie der sinnlichen Welt entlehnt. Aus diesem Grunde ist die früheste Sprache aller Völker Poesie. Die Sprache ist mit Recht versteinerte Poesie genannt worden. Wie wir Marmorplatten in täglichem Gebrauch haben, beinah ohne zu wissen, daß sie die Versteinerungen zahlloser, vergangener Lebensformen enthalten, so brauchen wir im täglichen Leben die lebendige Poesie der Vergangenheit, ohne zu wissen, daß unsere einfachsten Ausdrücke versteinerte Formen eines einst vagen Gefühls sind, das danach gerungen hat, sich durch indirekte Analogieen der sinnlichen Welt Ausdruck zu verschaffen. Man bedenke nur den Ursprung solcher

*) It is the Form in which the eternal Feeling has clothed itself with infinite suggestiveness.

Worte, wie „Aufmerksamkeit“ — „Verständnis“ — „Einbildungskraft“.

Mit zunehmender Genauigkeit, feststehender Gültigkeit und der Fähigkeit oder doch der Voraussetzung, unsere Gefühle deutlich ausdrücken zu können, wird die in der Wortbildung enthaltene Poesie seltener. Jetzt reizen den Dichter nur die tieferen und selteneren, sozusagen bisher unausgesprochenen Gefühle. Dann tritt die Wissenschaft das Regiment an und vertreibt die Poesie, bis das Herz in Mysticismus versunken, zu neuem Leben daraus aufbricht, Poesie wiederum aus der Wissenschaft schöpft und bezeugt, daß auf dem Grunde alles Wissens wie darüber hinaus, Wunder und unendliches Geheimnis des Lebens und Fühlens webt, ja daß selbst, was uns am vertrautesten und leichtest faßlichen, der Wunder und Geheimnisse voll ist.

Es steht in Einklang mit meiner Behauptung, Poesie sei die Sprache des gesteigerten Gefühls, daß der große Meister der Kritik, Aristoteles, die Poesie in zwei Ordnungen teilt. Er verlangt, der Dichter solle wahnsinnig oder gebildet sein. Und in diesem Ausspruch sind Bände an Weisheit enthalten.

Es giebt zweierlei Arten Dichter; die einen sind inspiriert, die andern besitzen Geschicklichkeit. Der eine wird von seinem Gefühl, das er kaum bemeistert, fortgetragen, der andere versteht das Empfindungsleben und ahmt seine Ausdrucksweise nach, ohne daß er von den Gefühlen besessen wäre oder sie besäße.

Daher ist es beinah sprichwörtlich, daß das poetische Temperament, mit wenigen Ausnahmen besonders glücklicher Konstitution und seltenen Gleichgewichts der Kräfte, eine besondere Reizbarkeit von Hirn und Nerven mit sich bringt.

Selbst der gleichmütige Wordsworth sagt:

> Poeten in der Jugend sind beglückt,
> Und enden in Verzweiflung, oft verrückt.

Und hieraus können wir auch verstehen und bemitleiden, — ich sage nicht entschuldigen —, wie stark bei solchen Naturen die Versuchung sein muß, zu Reizmitteln zu greifen, der so viele begabte Männer zum Opfer gefallen sind. Poesie ist die Sprache erhöhten Gefühls, streng genommen, der reinen Aufregung. Aber Reizmittel, wie Wein, Opium und Schlimmeres, können den Zustand entzückten und ekstatischen Gefühls hervorbringen oder vielmehr nachahmen, in dem der Seher leben sollte; in dem Erregungen schnell auf einander folgen und die Einbildungskraft mit übernatürlicher Kraft arbeitet. Daraus begreift sich ihre verführerische Macht.

Unser höheres Empfinden erregt unsere physische Natur, und

wenn diese erregt ist, kann sie scheinbar dies Empfinden hervorrufen. Aber der große Unterschied zwischen edlem und niederem Empfinden liegt in der Frage, ob das Gefühl von unten oder von oben stammt. Herabwürdigung des Genies und Herabsinken der Leidenschaft zur Sinnlichkeit tritt ein, wo die Menschen durch den Stimulus ihrer niederen Natur diese herrlichen Empfindungen wieder zu entfachen suchen, die sie einmal gekostet in dem Lebensgefühl, das sie von Oben entflammt hatte. Die Einbildungskraft kann an sich niedere Triebe veredeln und an sich tierische Instinkte vergeistigen. Aber Freuden, die in den Sinnen ihren Ursprung haben, wirken nur erniedrigend.

Poesie ist die natürliche Sprache gesteigerten Gefühls. Eine starke Erregung steigert die Sprache, die Worte und das ganze Gebahren des Menschen; seine Fähigkeiten verdoppeln sich gewissermaßen. Nicht nur sein Aussehen, seine Haltung, sondern sein ganzer Charakter erscheinen verändert. Sie gehören einer höheren Vorstellungsreihe an, einer von Gleichnissen und Bildern erfüllten Einbildungskraft; denn die Leidenschaften befassen sich nicht mit den Grenzen von Zeit und Raum, sondern gehören einer Welt der Unendlichkeit an. Starke Leidenschaften, ob gut oder böse, rechnen nie. Zorn verlangt z. B. nicht Satisfaktion in Gold oder Silber. Er fühlt und will ein unendliches Unrecht ahnden. Liebe verlangt ewiges Glück für den Geliebten. Mit Entzücken fühlt sie ihre eigene Unendlichkeit, die nie aufhören kann. Rache ist nicht durch zeitliche Strafe zu stillen, sondern begehrt den Untergang des Frevlers.

Es liegt nicht im Wesen der Leidenschaften, zu erörtern, zu untersuchen und zu berechnen. Raum und Zeit sind ihnen vogelfrei, sie verachten die Grenzen des Universums:

> Blicken vom Himmel zur Erde
> Und schaun von der Erde gen Himmel, —

ergreifen aber mit einem einzigen Aufschwung die ewige Wahrheit selbst, entdecken unerwartete, zuvor verborgene Analogieen zwischen Himmel und Erde, und wissen jeden besonderen Fall einem großen Universalgesetz zu unterstellen. Daher redet die Sprache großer Erregung stets in Bildern, Symbolen, Gleichnissen. Poetische Bilder sind nicht aufgeklebte Zierate, die ohne das Wesen des Gedankens zu beeinträchtigen fortbleiben könnten. Sie stehen nicht in dem Verhältnis der Kleider zu dem Körper, sondern des Körpers zum Leben, — sie sind mit ihm geboren. Sie sind die Gestalt, in die sich das Leben gekleidet, ohne die es kein Leben haben würde.

So ist Minerva, nach der Sage, Jupiters Haupt in voller Rüstung entstiegen . . .

Wir alle tragen ein poetisches Element in uns. Was intensives Gefühl wachruft, macht dich für den Augenblick poetisch; wenn nicht schöpferisch, doch poetisch empfänglich. Keiner, der nicht Miltons oder Wordsworths Verse zu schätzen weiß, darf deshalb glauben, er sei nicht für Poesie empfänglich. Er darf gewiß sein, ein Etwas in sich zu tragen, das jeden Tag erwachen kann, die Kräfte der Selbstsucht durchbrechen und ihn aus einer niedrigen, geldsüchtigen oder sinnlichen Existenz erlösen.

Wer nur einmal Erregungen empfunden, die nicht zu berechnen sind; wer jemals sein Leben an eines andern Rettung gewagt hat, einer plötzlich auftauchenden Gefahr mit unerschütterlichem Mut begegnet, oder wessen ganzes Wesen in mächtiger, unaussprechlicher Empörung aufgelodert ist wider eine niedrige Grausamkeit oder feige Niederträchtigkeit, der weiß, was ich damit sagen will, daß in ihm etwas Unendliches lebt, das ihn für den Augenblick in dieselben Lüfte tragen kann, in denen der Dichter atmet. Wordsworth nennt dies „edle Triebe“,

> Vor denen unser sterblich Teil
> Wohl aufgebebt, als ob ertappt auf einer Schuld.

Shakespeare, der alles kannte, was im Bereich menschlichen Empfindens liegt, auch Zeit und Stunde, wann das Gefühl sich regt, folgt hier, wie gewöhnlich, treulich der Natur. Ihr habt gewiß bemerkt, daß er hochgestimmte Worte lebhafter Einbildungskraft, — also Poesie, — nie andern als hochgestimmten Naturen in den Mund legt, denen es natürlich ist, in einer poetischen Welt zu leben. Oder Personen, die wenigstens im Augenblick unter einem aufregenden Einfluß stehen. Wenn man Timon von Athen, sein Auftreten und seine Ausdrucksweise in den ersten Aufzügen mit seiner Sprache im letzten Teil des Stückes vergleicht, so sieht man, wie er unter dem Einfluß einer mächtigen Leidenschaft ein anderer Mensch geworden ist.

Zuerst ist er der vornehm geborene und erzogene Edelmann, von großartiger Freigebigkeit und fürstlichem Sinn und Geschmack. Er schenkt einem seiner Untergebenen ein Vermögen, weil seine Armut das einzige Hindernis einer Liebesheirat bildete. Sein Rennpferd schenkt er einem Gast, der es bewundert. Als großmütiger Beschützer der Künste, redet er die konventionelle Sprache der flachen, geistlosen Höflichkeit einer abgeschliffenen Gesellschaft, ohne jedes stärkere Lebensgefühl, weil nie etwas seinen ruhigen Lebenslauf unterbrochen hat. Aber die Erschütterung bleibt nicht

aus. Bei verschiedenen Anlässen erfährt und empfindet er zunächst Falschheit in der Freundschaft, und argwöhnt, daß Männer wie Weiber nicht sind, was sie scheinen; und mit der leidenschaftlichen Verachtung, die von nun an seinen Charakter bezeichnet, nimmt die wirkliche Poesie des Daseins bei ihm ihren Anfang. Dies tritt um so deutlicher hervor durch den Gegensatz zweier Menschenfeinde in demselben Stück.

Der eine, der großmütige Timon, verzweifelt an den Menschen, weil er sie anders erfunden, als er vorausgesetzt hatte; der andere, der in sich abgeschlossene Apemantus, glaubt an die Niedrigkeit der ganzen Menschennatur, weil er selbst gemein ist. Selbst in den abwechselnden Beschuldigungen der beiden tritt dieser Unterschied zutage. Apemantus ist immer gemein. „Tier und Kröte" sind seine Vokabeln. Von Timons Lippen fällt nur ein gewichtiges Wort, lebendiger Bedeutung voll: „Sklave!" Und in seinen edelsten und besten Neigungen enttäuscht, erscheint seiner verstörten Einbildungskraft nun das ganze Universum befleckt von der Schuld des ihm widerfahrenen Unrechts. Erde, Meer und Himmel sind „Diebe"; und doch trägt sein Zorn noch etwas Erhabenes an sich. Selbst dem Gold, dem allgemeinen Verführer, flucht er nicht mit den niederen Schmähworten des [sektiererischen] Konventikels. Hört den leidenschaftlichen Verächter:

Du ewig blühnder, zartgeliebter Freier,
Der auf Dianas Schoß den heilgen Schnee
Zerschmelzt mit seinem Schein! sichtbare Gottheit
Die du Unmöglichkeiten, fest verlötend,
Zum Kusse zwingst! Du sprichst in jeder Sprache,
Zu jedem Zweck! o du, der Herzen Prüfstein!

Das ist Poesie, — erfindungs- und gestaltungsreich gewordene Leidenschaft; Verachtung, im Gegensatz zum Hohn.

In der Behauptung, Poesie sei die Sprache erregten Gefühls, verstehe ich unter Aufgeregtheit nicht Heftigkeit oder Ungestüm, sondern Intensität. Feine Menschenkenntnis läßt Philipp von Artevelde zu Fleureant sagen, der mit ungestümen Selbstvorwürfen um Verzeihung fleht: „Du bist ein schwacher, unbeständiger, ungestümer Mensch." Schwachheit und Heftigkeit gehen oft Hand in Hand. Leidenschaft kann in Heftigkeit zum Ausdruck kommen, wie bei Othello, Lear und Northumberland. Daraus folgt aber keine Notwendigkeit. Ungestüm beruht auf der physischen Organisation, auf Gehirn und Nerven. Thatsächlich erscheint intensives Empfinden gewöhnlich gedämpft und ruhig, weil Unterdrücken es verstärkt . . .

Der Dichter, in dem die Individualität das ausschlaggebende ist, wird einen bestimmteren Einfluß ausüben. Solche, die durch ihre Universalität charakterisiert werden, einen umfassenderen und bleibenderen. Der Einfluß von Cowper, Milton oder Byron auf einzelne Naturen ist greifbar und deutlich: der von Homer und Shakespeare, auf einzelne kaum nachweisbar, erstreckt sich über Jahrhunderte und bestimmt den Charakter der Weltlitteratur und ihrer Gefühlsweise.

Shakespeares Vollkommenheit besteht wie jede höchste Vollkommenheit nicht in dem Übergewicht einer einzelnen Eigenschaft, sondern in dem Gleichgewicht und der vollkommenen Harmonie aller Kräfte. Man kann nicht sagen, ob das tragische oder das komische Element bei ihm vorherrscht. Ob er mehr mit ungeheurem Gelächter oder geheimen Seufzern sympathisiert; mit der Beschaulichkeit Hamlets, der den Zeitpunkt zum Handeln verpaßt oder der Hurtigkeit Heißsporns; mit dem aristokratischen Hochmut Coriolans, der sich nicht um die Stimmen des Pöbels bewerben mag, oder mit dem gemeinen Witz und den menschlichen Instinkten dienstpflichtiger Männer.

Shakespeare und die wenigen, die man ihm zur Seite stellen kann, werden immer mehr gelesen werden, als Wordsworth. Nicht weil er größer, obwohl er ja unermeßlich ist, sondern weil seine Größe, wie die der Natur selbst, in Einzelheiten erscheint, und ein jeder etwas in ihm findet, das seiner Stimmung entspricht. Nur wenig Männer, wie Herschel und Humboldt, können mit verhältnismäßiger Genauigkeit den ganzen Kosmos, oder alle Gesetze des Universums verstehen. Es giebt aber niemanden, der nicht eine Seite darin lesen könnte. So wissen nur wenige, die von Shakespeares Größe sprechen, wie groß er ist; aber alle können bestimmte Scenen und einzelne Verse als Beispiel dafür anführen. Und wenn man ein derartig mit Bleistift bezeichnetes Exemplar durchsähe, würde man wahrscheinlich den Charakter des Lesers, seine persönlichen Vorurteile, Eigentümlichkeiten und individuelle Geschichte aus Shakespeares Aussprüchen herauslesen können. Nur wenn die Hand einer vom eigenen Ich so unabhängigen Natur, wie Shakespeare selbst, die zustimmenden Linien gezogen hätte, würde man aus solchem Exemplar nicht die Idiosynkrasieen eines Menschen, sondern die menschliche Natur als ganzes erkennen lernen. Wenn man uns sagt, der Lieblingsdichter eines Menschen sei Wordsworth, so kennen wir etwa sein Naturell. Wenn man uns aber sagt, daß Shakespeare ihn entzücke, so wissen wir nicht mehr über ihn, als wenn man sagte, er fände Freude am Leben. Er kann ebenso gut ein Marlborough wie ein Clown sein.

Auch in Briefen kommt Robertson häufig auf Shakespeare zu sprechen:

In Shakespeare wird gar vieles bewundert, was zu weit hergeholt ist, um von ihm beabsichtigt zu sein. Mrs. Jameson [die geistreiche Verfasserin der Shakespeareschen Frauengestalten] irrt sich in dieser Hinsicht, und ebenso die Deutschen. Aus einem geistvollen Artikel, den ich vor vielen Jahren in „Blackwoods Magazin" las, sind mir die Worte erinnerlich geblieben: „Und sie that so, — wie sich der Dichter pathetisch ausdrückt." Solche Kritiker verfahren mit Shakespeare, wie Swedenborg mit der Bibel, belehren ihn aus seinen eigenen Aussprüchen mit ihrer daraus abgeleiteten Philosophie und Empfindung; oder machen es wie der Wolf, der sich in Münchhausens Pferd, bei dem Schwanz beginnend, hineinfrißt, bis Münchhausen auf dem von der Pferdehaut überzogenen Wolfe nachhause reitet.

Shakespeare hätte ein Mensch mit „einer Million Seelen" sein müssen, wenn er sich der unzähligen Philosophieen und psychologischen Wahrheiten bewußt gewesen wäre, die seine Million Kritiker in jedem geringfügigen Wort und Satz bei ihm gefunden hat. Ich bin ketzerisch genug, anzunehmen, daß auch Shakespeares Geiste Staub beigemischt war, und daß er sehr niedrig und gemein sein kann. Horaz hat zu behaupten gewagt, daß hie und da selbst Homer ein wenig einnicke. Er sagte es in feiner Weise; denn Mäcenas Freund war ein vollendeter Gentleman. Aber man wird ihn trotzdem als Ketzer betrachtet haben.

Was ich an Shakespeare bewundere, ist, daß seine Liebesverhältnisse so ganz menschlich sind. Nichts Irdisches spielt dabei hinter sentimentaler Übersinnlichkeit vor sich selbst Verstecken. Es sind keineswegs Liebesverhältnisse von Engeln, meiner Meinung nach wenig engelhafte Dinge, [die Beziehungen solcher], die in den Wolken schweben und mit Verachtung auf menschliches Gefühl herabsehen. Gerade wie die dunklen Rauchsäulen, die aus dem langen Schornstein einer Fabrik aufsteigen, sehr erhaben über der Stadt brüten, die sie schwärzen, und sich doch einbilden, viel ätherischer zu sein als die Dünste, die Tag und Nacht von der Erde aufsteigen, und als reines Wasser zurückkehren, während jene sich zu schwarzem Ruß verdichten.

Gerade so ergeht es den Überstiegenheiten in der Zuneigung. Shakespeare ist gesund, und auf diesem Punkte der Menschheit getreu. Deshalb verzeihe ich ihm selbst seine irdischen Derbheiten. Wir wissen immer, daß wir uns auf einer Erde befinden, die wir veredeln sollen, anstatt uns mit wächsernen Flügeln im Empyräum umherzutreiben. Darin ist er unendlich viel größer, als Shelley.

Shelleys Gedankenwelt ist sehr erhaben, ein gut Teil erhabener als Gott; denn Gott ist im Unrecht und Shelley im Recht, und Shelley unterzieht Christi Herz und Leben der Kritik. Trotzdem ist Shelleyismus nur ein atmosphärischer getrübter Dunst.

Ich halte dies so ganz Menschliche in Shakespeares Natur und Empfinden für eine seiner wundervollsten Eigenschaften. Es weht ein Hauch sonnigen Strebens durch seinen Geist, und ein Nehmen der Dinge wie sie sind, das nicht unvereinbar ist mit dem fröhlichen Entschluß, sie besser zu machen, und der Ihnen gut thun wird. Ich habe diesen Geist sehr nötig. Ich rede in Bitterkeit von Transcendentalismus [Verstiegenheit ins Übersinnliche]; denn das ist der Fels, an dem ich scheiterte, und ich glaube weder an seine Nützlichkeit noch an seine himmlische Abkunft. Denn

Der Mensch ist nicht Gott gleich,
Doch Gott am ähnlichsten,
Wenn ganz ein Mensch.

Eine sonnige, fröhliche Lebensanschauung, die auf thatsächlicher Wahrheit fußt und mit dem praktischen Bestreben Hand in Hand geht, Zustände, Menschen und das eigene Ich besser zu machen, als sie sind, — das halte ich für die wahre, gesunde Poesie des Daseins. Alle andere Poesie der Empfindung, so zart und schön sie sein mag, ist nur krankhaft: verschrobenes Gefühl, das in unnatürlicher Schwindsuchtsblässe höhere Schönheit erblickt, als in dem frischen, blühenden Rot gesunder Lebensbethätigung.

„Romeo und Julia" wird ihm Veranlassung, in geistreicher Analyse seine Lebensphilosophie und wohl zugleich die Tragik seiner Lebensgeschichte, — in jener indirekten Weise, die seiner Neigung besonders entsprach, — darzulegen:

Ich habe Schlegel erhalten und beabsichtige, alles zu lesen, was er über Shakespeare gesagt hat. In müßigen Augenblicken studiere ich „Romeo und Julia". Das Stück ist sicherlich die vollendetste Ausgestaltung des allbeherrschenden Gefühls, die je entstanden. Eins frappiert mich bei Betrachtung des Stückes als Ganzes, — wie meisterhaft darin die Unnachsichtigkeit zur Darstellung gebracht wird, mit der in der Welt die Thaten ihre Folgen nach sich ziehen. Eine heimliche Hochzeit, ein rächendes Duell, und die Folgen hiervon: — zwiefacher Tod. Aber das ist nicht alles. Jedes menschliche Thun hängt mit Umständen zusammen, ja scheint zum Teil notwendig hervorgegangen, mindestens aber zu entschul-

digen aus den vorliegenden, besonderen Verhältnissen. Keine Handlung, die nicht ihre Entschuldigung fände und scheinbar unvermeidlich wäre. Gewöhnliche Schriftsteller hängen ihren Erzählungen eine Moral an, wie sie z. B. in Miß Edgeworths Büchern fast auf jeder Seite durchblickt, jenes: „hätte er so und so gehandelt, dann . . .“ u. s. w. Aber die Moral des Lebens drängt sich nicht in dieser Weise auf. Sie ist kompliziert und verwirrend, und verlangt Studium, um herausgefunden zu werden. Ja, man mag fünfzig Nutzanwendungen finden, statt der einen Moral der Lebenstragödie; und so verfährt Shakespeare. Teils Verhältnisse, teils eignes Verfehlen, teils das an sich Schöne führen die Katastrophe herbei. Nicht eine einfache Ursache, sondern viele, untereinander verwoben, bilden die Einschlagsfäden seiner Tragödie, wie der des Lebens; — und, — unerbittlich wie im Leben, kommt der Schmerz und legt sich wie Mehltau auf alle Blüten. Waren ein Montague und eine Capulet — unter den obwaltenden Verhältnissen — im Ernst ob ihrer Heirat tadelnswert? Konnte Romeo, da sein Freund um seinetwillen den Tod fand, Tybalts Forderung ausschlagen? Und doch führen diese beiden Mißgriffe, selbst nur die Fehler anderer, nicht ohne Verschuldung und doch nicht in unbedingt sträflicher Weise, — langsam und sicher das Ende herbei.

Drei Grundprinzipien weben Kette und Einschlag des Lebensgewirkes. Scheinbar unvereinbar, harmonieren sie miteinander und ihr Wirken gestaltet unser seltsames Dasein. Erstens: Unser Geschick liegt in unsern Händen, und unser Glück und Elend ist das genaue Ergebnis unserer eigenen Handlungen. Zweitens: „Eine Gottheit formt unsere Zwecke, mögen wir sie auch aus dem Groben schnitzen“ (Hamlet). Drittens: „Zum Laufen hilft nicht Schnellsein, zum Streit hilft nicht stark sein . . . alles liegt an der Zeit und dem Glück“ (Pred. Sal. 9, 11). — Zufall, menschliches Wollen und der gestaltende Gotteswille bestimmen unser Leben. Oder vielmehr, wir erblicken eine dreifache Ursache vermöge irgend eines Fehlers unseres geistigen Augenlichts. Könnten wir sehen, wie er sieht, so wäre alles auf ein Prinzip zurückzuführen, in welchem alle übrigen inbegriffen sind. Wie das einfache, einzige Gesetz der Schwere den ganzen Komplex der Gesetze des Universums umfaßt; oder umgekehrt, wie wenn man auf die Pupillen der Augen einen Druck ausübt, der durch Aufhebung ihrer vereinten Sehkraft auf diese Weise alle Dinge doppelt erblicken läßt. Shakespeare stellt Menschen dar und schreibt nicht moralische Geschichten. Natürlich ist Moral in dem, was er schreibt, wie in allem wirklich Wahren; aber es wäre thöricht, nach der Lektion zu fragen, die er damit erteilen wollte. Seiner Absicht nach keine, glaube ich. Er will nur sagen: Da, da seht ihr Männer und Frauen. Unter derartigen Umständen würden solche

Wesen so handeln, und dieses wären die Folgen. Wie viel lehrreicher ist dies doch, als eine Darstellung der Geschichte, die in nichts Besserem besteht, — abgesehen von bloßen Annalen, — als in Gruppierung der Ereignisse vom Standpunkte des Historikers aus; nicht aber in der Ordnung, wie sie sich zugetragen haben, er müßte denn ein Mensch von der Begabung Shakespeares sein. Deshalb ist Geschichte in neunundneunzig von hundert Fällen nichts anderes, als Humes oder Gibbons Theorie, zu einer trockenen Romanze potenziert, bis ein anderer kommt und Geschichte nach seiner Anschauung schreibt; denn Thatsachen sind biegsam und gleicherweise verwendbar für beide Teile. Daraus erklärt sich, daß Mitford aus griechischer Geschichte seine aristokratischen Prinzipien, und Thirlwell aus denselben Quellen demokratische Ansichten herleitet; und ebenso, daß Alisons Geschichte in zwanzig Bänden, wie Coningsbys Freund ihn versicherte: „Herrn Wortreichs Bericht über die französische Revolution enthält, um zu beweisen, daß die Vorsehung stets aufseiten der Torys ist.“ Ich halte Marlbouroughs Ausspruch für sehr weise, daß die einzige englische Geschichte, die er kenne und die wert wäre, gekannt zu sein, — von Shakespeare geschrieben worden. Nicht, daß dieser die Vorgänge mitteilte, wie sie geschehen sind, nein, da die wirklichen Thatsachen nicht zu erlangen sind, giebt er sie in idealer Auffassung.

Wir haben schon öfter gesehen, daß man Robertson in seinen Äußerungen wie hier über den Wert exakter Geschichtschreibung nur cum grano salis nehmen darf. Professor Otto Baumgarten sagt gelegentlich dieser Stelle*): Ohne Robertsons abschätzigem Urteil beizupflichten, dürfte doch jeder Leser und Verehrer der Shakespeareschen Geschichtsdramen den einzigartigen Vorzug derselben in ihrer ganzen Tiefe erfaßt finden. Es lebt in diesen Urteilen über Shakespeare der ganze wunderbare Reichtum und Tiefblick eines Menschen, der die Kanzelweisheit nicht als Anhängsel, Nutzanwendung, pflichtmäßige Amtsauffassung an die natürliche Ansicht vom Leben ansetzt, sondern die Gesetze des natürlichen Geschehens unverfälscht als die Gesetze der verborgenen, göttlichen Weisheit gelten läßt, und also die Gottheit belauscht, wie sie webt am goldnen Webstuhl der Zeit.

---

*) Siehe „Die christliche Welt“, 1889, Nr. 3.

In einem Briefe nimmt er auf Hamlet Bezug:

Ein Übergewicht der reflektierenden Kräfte über die thätigen, weckt unvermeidlich allerlei Abneigung, wie Hamlet sie hegte, dessen Phantasieen über „Mann und Weib" stets eine gewisse Beimischung haben, die wie Verachtung aussieht. Sie entspringt jedoch, wie ich glaube, nicht einem Gefühl der Überlegenheit, sondern eher dem eines etwas herben, aber nicht auf Geringschätzung zurückzuführenden Mitleids. Seine: „Quintessenz vom Staube!" auf die Menschheit bezogen, drückt Achtung und Bedauern zugleich aus über ihre Schwachheit. Staub ist sie, aber seine Quintessenz. Ebenso bei dem andern Wort: „Schwachheit [frailty, genauer: Zerbrechlichkeit], dein Nam' ist Weib!" — wer fühlt da nicht wenigstens ebenso viel Zärtlichkeit und Trauer heraus, als Bitterkeit? Ist es nicht das Gefühl enttäuschter Anbetung, das noch zärtlich an dem entweihten Schrein hängt, und ihn zu verlassen zögert?

Dies heraus zu deduzieren, könnte indessen etwas spitzfindig erscheinen, und es ist daher nicht klug, diese Gefühlsamalgamierung laut werden zu lassen; denn nur wenige werden sich bei derartiger Analyse aufhalten und es inne werden, daß zweierlei Metalle, unter denen wenigstens eines von kostbarer Art ist hier, zusammengeschmolzen sind.

Ein anderes Mal belauschen wir, wie ihm eine Lebenswahrheit durch das Leben in der Dichtung aufgeht:

Gestern Abend las ich, oder studierte vielmehr „Macbeth", blieb lange auf, und fühlte nie zuvor halb so die Schönheit des Werkes, abgesehen von seiner Gewalt.

Macready giebt jetzt seine Abschiedsvorstellungen, und heut Abend wird „Macbeth" aufgeführt. Macready hat in edler Weise gesucht, die Bühne von all ihren Übeln zu säubern, und Shakespeare steht über den starken Einwendungen, die ich einer Kunst gegenüber habe, die ausschließlich gefährliche Empfindungen in ihrer ganzen Stärke darstellt. Ein Freund hatte Plätze genommen, und ich war entschlossen, nicht hinzugehen; — dennoch fühlte ich mich abends seltsam dazu versucht. Die Mordscene ward mir so lebendig, daß ich thatsächlich das Gefühl eines mich überrieselnden Schauers verspürte, als ich die Treppe in dem stillen Hause hinaufstieg, und vor Beschämung darüber noch einmal hinunter durch die dunklen Gänge schritt, um mich zu überzeugen, daß ich kein Kind sei, das vor Gespenstern bebt. Die Thränen schossen mir in die Augen bei der herrlichen Scene, wo Macduffs Treue und Ehrenhaftigkeit durch Malcolm auf die Probe gestellt wird. Macduffs Ausbruch der Verzweiflung, als er entdeckt, daß der Fürst, dem sein ganzes Herz

gehuldigt hatte, dieser Ehrfurcht, wie er vermuten muß, unwert ist, ergriff mich derart, daß mir das Herz schwoll. Bei dem schönen Vers (Akt IV, Scene 3): „Der Thron ihm? — Nicht das Leben!" und hernach, — als Macduff den Mann, den er mit edlem Zorn haßt, endlich „in seines Schwertes Bereich" sieht, — da hätte ich beinah laut gejauchzt. Es war mir so, als ob ein sicherer Schwertstoß in das Herz eines Schurken das maßloseste Entzücken sein müßte, das die Erde gewähren kann, — das einzige, um dessentwillen es sich für Macduff und seinesgleichen zu leben lohnt. Für beide Abende waren Plätze genommen, für „Othello" und „Macbeth", — aber ich wagte mich nicht hin.

Ich habe in letzter Zeit versucht, mein äußeres Leben etwas befriedigender zu ordnen; meine Papiere, mein Studierzimmer und meine Zeit, um dem inneren Leben die schwache Möglichkeit zu gewähren, Gestalt zu gewinnen. Das Äußere haben wir wenigstens in unserer Gewalt, ob auch das Innere, weiß ich nicht; aber eines beeinflußt das andere, und es ist Pflicht, wenigstens alles zu thun, was möglich ist. Der beinah allwissende Shakespeare sagt, als Antwort auf Macbeths:

. . . Kannst du ein krankes
Gemüt von seinem Grame nicht befrein,
Ein tief gewurzelt, quälendes Bewußtsein
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht sonst mit irgendeinem süßen Mohn
Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?

Arzt: . . . Darin muß jeder Kranke selbst sich raten.

Darauf erwidert Macbeth:

Kommt! meine Rüstung! gebt mir meinen Stab! 2c.

Mit dem weisen Entschluß, der Aufgabe des gegenwärtigen Momentes zu entsprechen.

Die Versuchung ist groß, die Citate aus den Vorträgen „über den Wert der Poesie" 2c. zu häufen. Es heißt darin:

. . . Der meistgelesene Dichter wird immer der am wenigsten reine sein; denn leidenschaftliche Begeisterung für das Große und Gute wird von wenigen geteilt, im Vergleich zu der Fähigkeit, die Macht und Gewalt dessen zu fühlen, was wir gemeinhin unter Leidenschaft verstehen. Milton geben wir den Ehrenplatz auf unserm Büchergestell. Byron kennen wir durch und durch.

Dies fand keine Anwendung auf ihn selbst. Er erwähnt Milton häufig:

... Nebenbei, ich habe eben „Comus" gelesen. Welch hehrer Psalm der Keuschheit! Shakespeare war selbstredend das größere Genie, aber Milton ein höherer Mensch! Wie engelhaft rein und erhaben ist die Luft, in der er atmete! Man empfindet die Hoheit seiner Gesinnung, wenn man nur zehn Zeilen aus seiner Feder gelesen hat....

In den erwähnten Vorträgen heißt es dann wieder:

Wunderbar, wie der Egoismus des Menschen den Himmel mit seinen Schmerzen umspannt und in den Planeten nur Prophezeiungen auf sein eigenes Geschick liest! Uns allen ist das in manchen Stimmungen eigen; aber einige Dichter charakterisiert es überhaupt und durchzieht all ihre Werke ...

Zu ihnen gehört in erster Linie Byron. Erzogen unter dem unheilvollen Einfluß des Calvinismus, der den souveränen Willen zum Maßstab der Gerechtigkeit erhebt, statt die Gerechtigkeit als Ursache und Gesetz des Willens anzusehen, — ein System, das er lebenslang haßte und — glaubte! Denn er hielt sich durch ein unerbittliches Dekret für gezeichnet und bot dem Ungerechten da droben, der sein Schicksal so bestimmt hatte, einen entsetzlichen Trotz dar. Wie in dem seltsamen Phänomen des Brockengespenstes der Wanderer eine riesenhafte Gestalt sich von dem Nebel abheben sieht, die er endlich als seinen eigenen Schatten erkennt, so ging der edle Dichter durch das Leben, verfolgt, er mochte sich hinwenden wo er wollte, von dem riesenhaften Schatten des eignen Ich, der die Himmel verdunkelte und das Licht in dichte Finsternis wandelte.

Die Poesie verleiht dem Gefühl Erleichterung. Es ist ein Naturgesetz, daß starkes Gefühl, das weder in Worten noch Thaten zum Ausdruck gelangt, erkrankt. Von einem leidenschaftlichen Menschen, dessen Zorn sich in Worten Luft macht, hast du nichts zu fürchten. Aber hüte dich vor dem Menschen, der vor Wut erblaßt und seinen Groll hinunterschluckt. Du wirst noch von ihm hören!

Das Geheimnis, warum England von Revolutionen und Verschwörungen verschont geblieben ist, liegt in der Thatsache, daß uns hier über alle Dinge freie Diskussion zusteht. Ungerechtigkeiten brauchen nicht im Verborgenen zu schwälen, um dann unerwartet als Flammen emporzuschlagen. Jede Unzufriedenheit darf laut werden, und da sie sich nicht aufstaut, ergießt sie sich, ehe sie gefahrbringend wird.

Es giebt Gefühle, die den Menschen gefährlich, krank oder wahnsinnig machen würden, wenn er sich nicht aussprechen dürfte. Ihre Äußerung gewährt Erleichterung, und während sie sein Gefühl abschwächt, läßt sie den Mann erstarken.

Wenn Schmerzempfinden über mich gekommen,
Hat mir mein Lied die Lasten abgenommen
Und ich bin neu erstarkt.

Der Dichter findet den uns zusagenden Ausdruck für solch Empfinden.

In einem künstlichen Zustand der Gesellschaft verlangt wohl manchen kampfeslustigen jugendlichen Geist nach einem gefahrvolleren Leben, als unser ruhiges Dasein mit sich bringt. Laßt ihn Walter Scotts Romane lesen, und die lebendigen Gestalten der Einbildungskraft werden so zu sagen seine überschüssige Energie in sich aufsaugen, und sein Zorn sich auf unwirklichen Schlachtfeldern entladen.

Oder ein krankhafter Keim von Menschenfeindlichkeit breitet sich in seinem Herzen aus. Eine geheime Unzufriedenheit mit dem Leben; Widerspruch mit der Welt, Konflikte zwischen seiner Natur und staatlichen Einrichtungen. Laßt ihn Byron lesen, — eine gefährliche, aber schließlich sichere Kur. Byron hat alles erschöpft, was über diese Dinge gesagt werden kann. Kein ruheloses Gefühl bleibt unausgesprochen. Zunächst wird Erschöpfung folgen, dann Genesung. Denn es ist ein Irrtum, zu glauben, die Poesie nähre bloß das Gefühl. Sie hilft uns auch Gefühle los werden, die wir nicht in Thaten umsetzen können. Sie ist ein Sicherheitsventil für das Herz.

In diesen Vorträgen spricht Robertson auch eingehend über Tennyson. Wir haben schon gehört, daß er „In Memoriam“ als das köstlichste Werk seiner Zeit bezeichnet. Auf Veranlassung eines Freundes verfaßte er kurze Notizen, in denen er den Inhalt jedes einzelnen Gedichtes analysierte. Sie sind nach seinem Tode herausgegeben unter dem Titel: Analysis of Mr. Tennysons „In Memoriam“ (London, Kegan Paul & Co.). Aber Tennyson ist bei uns zu unbekannt, als daß seine Ausführungen darüber hier einen weiteren Raum beanspruchen dürften.

Was ihn am meisten in diesem Werk anzieht, ist die „intuitive Fähigkeit des Dichters unbegreiflich schweren Schicksalsschlägen gegenüber, alle Zweifel an der göttlichen Weltordnung

zu lösen aber nicht als Philosoph, als Theologe oder Metaphysiker, sondern in Melodieen der Einbildungskraft, die über Denken und Erinnern hinaustragen."

Bei allen dunklen Schickungen ist doch alles in Richtigkeit, das Dunkel wird sich lichten, Gott und die Zeit [Zeit in der Bedeutung von Lebensgehalt] können allein das Rätsel lösen, daß Liebe das Regiment führt, daß wir die Unsterblichkeit in uns tragen, daß dies der Schlüssel zu der Musik des Ganzen ist:

Alles ist wohlgemacht,
Ob auch des Glaubens Form,
Gesichtet in der Nächte Angst,
Zerbricht . . . .

Wie ihm ferner die Dichtung die Rätsel des Lebens deutet, zeigt der folgende Brief:

Tennysons „Vision der Sünde", die den meisten zu mystisch erscheint, hat mir schon lange eine hehre Wahrheit verbildlicht. Die Art, wie ein anfänglich hochgespanntes Fühlen mehr und mehr herabsinkt, um in Selbstverzweiflung oder Menschenverachtung zu enden, ist eine der furchtbarsten Thatsachen im Bereich menschlicher Erfahrungen.

Ich habe es erlebt, wie moralischer Schiffbruch und Ruin über dem Geschick eines Einzelnen drohend herabhingen. Hätte er sich dadurch innerlich verhärtet, wäre er rücksichtslos der Sünde verfallen, dann hätte ihm an seiner persönlichen Sittlichkeit gar nichts mehr gelegen, ja, schrecklich zu sagen, der Gedanke daran wäre ihm verhaßt erschienen, weil es ihn an das sittliche Übergewicht der andern erinnert und ihn darum veranlaßt hätte, sich immer tiefer in Erniedrigung und Schande hinabzustürzen. So kommt es, daß an sich nicht unedle Regungen zu Werkzeugen und Wegebahnern des Bösen werden. Dies ist wenigstens Tennysons Ausspruch, der tiefste Gedanke über derlei Erfahrungen, der mir vorgekommen ist.

Es ist mir nicht ganz klar, was Byron in der zehnten Stanze sagen will. Wahrscheinlich wußte er es selbst nicht; denn ich kann mir kaum denken, daß er in aufrichtiger und demütiger Zerknirschung sagen würde, „daß die Dornen, die er geerntet, dem Strauch entstammten, den er selbst gepflanzt". Vielleicht ist es wahrer, als er selbst wußte. Denn das ganze schale, übersättigte, ermattete Gefühl, das er schildert, war nur die unvermeidliche Folge eines Lebens der Aufregung und der Hingabe an die Leidenschaft. Ich glaube, Tennysons furchtbare Schilderung in der „Vision der Sünde" charakterisiert Byrons letztes Lebensstadium, oder den Zustand, zu dem er auf bestem Wege war, wenn er länger gelebt hätte. Die

widerwärtige Lustigkeit in seinem „Don Juan" kommt ihr ziemlich nahe mit ihrem Zweifel an allem Guten in andern und an den Gefühlen, die anfangs halb göttlich erscheinen und dann, wie der schöne Oberleib der Nixe in der Fabel, in animalischer Erniedrigung enden. Und doch ist mir manchmal sein „Don Juan" als ein Symptom der Umkehr erschienen, sofern er eine Reaktion andeutet. All diese Gefühle, die ihm anfangs romantisch und göttlich erschienen, wohin hatten sie ihn geführt? Folglich kündet der abscheuliche Hohn, den er über jedes hohe Empfinden ergießt, den Anbruch des Augenblicks, wo ihn die Art dieser Gefühle, von denen er wußte, wo und wie sie enden würden, nicht länger täuschen konnte.

Schlimm genug, in einen Zustand zu geraten, in dem man die reinsten, heiligsten Erstlingsgefühle verhöhnen kann; aber doch einem ewigen Selbstbetrug vorzuziehen!

Ich sende Ihnen einen Zeitungsbericht über „Phèdre". Finden Sie es nicht vollkommen schauderhaft, auf der Bühne die Kämpfe einer blutschänderischen Leidenschaft vorzuführen? Lesen Sie das Blatt durch, und beurteilen danach, ob L. einer solchen Vorstellung beiwohnen dürfte? Ich hätte es Ihnen selbst gebracht, wenn Sie es nicht hätten holen lassen, um Ihnen zu zeigen, worum es sich handelt. Die heidnische Fabel ist entsetzlich an sich. Stellen Sie sich eine Frau vor, die unter dem Einfluß einer Leidenschaft, deren man sie nicht für fähig halten sollte, eine Rolle auf der Bühne, vor Männern darstellt, die ihr all diese Stürme konvulsivischer und heftiger Ausbrüche zutrauen! Die Darstellung jeder Leidenschaft ist furchtbar, wenn sie überwunden wird, und schrecklich, wenn sie den Sieg davon trägt. Nun gar eine solche Leidenschaft! Können Sie sich ein Mädchen oder eine Frau denken, die Verständnis hätte für die Schönheit des Stückes, und die nicht moralisch dadurch etwas einbüßte? Lesen Sie es durch, und sehen, wie abscheulich es wirken muß, je eindrucksvoller und besser es gespielt wird.

Ich muß Ihnen sagen, welches Bedürfnis neuerdings in mir erwacht ist. Mehr als je drängt sich mir die Notwendigkeit auf, erbauliche Bücher zu lesen. Ich meine die Werke außergewöhnlich geheiligter Persönlichkeiten, in denen nicht nur der Ton der Aufrichtigkeit und Hochherzigkeit des Charakters vorwiegt, sondern außerdem ein starkes Bewußtsein persönlicher und immer lebendiger Gemeinschaft mit Gott.

Ich erinnere mich noch, wie viel friedlicher mir zu Mute war, als ich die Gewohnheit inne hielt, täglich Werke dieser Art zu lesen. Ein gewaltsamer Stoß schleuderte mich aus dieser Gepflogenheit. Teils äußere Verhältnisse, teils die Beobachtung, daß

fromme Gefühle etwas sehr anderes sind, als ein aufrichtiges, reines Leben.

Sie erscheinen oft seltsam mit der animalischen Natur des Menschen, namentlich mit einem heißem Temperament verquickt, um unter der Gestalt lichter Engel zur Hölle zu leiten. Das unwissende Opfer seraphisch und göttlich erscheinender Gefühle wird in einen innern Zustand und zu einem Leben verführt, von dem selbst die Welt sich erschrocken abwendet.

Fälle dieser Art kamen mir unmittelbar zur Kenntnis, ekelten mich an, und ließen mich fortan alle Gefühle beargwöhnen, die mir bisher als die heiligsten gegolten hatten, und riefen eine andauernde Reaktion hervor. Und doch liegt der einzig wahre Wert solcher Entdeckungen in der Erkenntnis, daß unsere niedrigsten Gefühle dicht neben unsern höchsten liegen, und beide sich durch unmerkliche Übergänge ineinander verschmelzen. Es ist nicht nötig, den Ton so furchtbar tief herabzustimmen, wie Tennyson in der „Vision der Sünde", und wie Mephistopheles, wenn er dem Faust nach seinem Selbstgespräch im Walde, wo ihn der Gedanke an Gretchen erhoben hatte, höhnisch voraussagt, wie seine „hohe Intuition" enden werde. Die wahre Lektion dieser Thatsachen liegt für uns darin, wachsam zu sein, das Verlangen nach dem Guten zu pflegen und es nicht als etwas Untergeschobenes zu ersticken.

Wordsworth sagt:

„Wahrhafte Würde wird nur dem zuteil, der geduldig in der Stunde gesammelten Nachdenkens sich selbst zu beargwöhnen und hoch zu halten vermag."

Ich fühle ein Bedürfnis nach Büchern dieser Art und werde sie wieder lesen. Die traktarianische Schule hat diese Nötigung auch empfunden und gesucht, sie durch Herausgabe römischer Andachtsbücher, leider der verdorbensten und erotischsten Art, zu leiten. Unsere Liebe muß sich an dem Höchsten nähren, sonst welkt und erschlafft unser ganzes Leben.

Sie lesen jetzt Channings Leben, und werden fortfahren, so entmutigend auch seine heiligende Erhebung scheinbar sein mag. Denn hohe Gedanken, edles Empfinden und das Verlangen, uns nach hohen Zielen zu strecken, gewinnen wir mehr durch Berührung mit den idealsten Geistern, als durch lehrhafte Vorträge. Bitte, geben Sie „Channings Leben" nicht auf, lesen Sie es auch nicht stückweise, sondern hintereinander, womöglich jeden Tag zu einer bestimmten Stunde. Sie müssen nur bedenken, daß die Frömmigkeit seines Biographen, ihrem ganzen Ton und Geist nach unendlich viel tiefer steht, als seine eigene. Das Buch als solches hat verhältnismäßig geringen Wert; aber die Auszüge aus Channings Äußerungen sind außerordentlich wertvoll. Ich würde in einer

andächtigen Frömmigkeit (devotionality) übrigens nicht so sehr ein Charakteristikum für Channing erkennen, als in dem hohen Streben und der Ehrfurcht seines Geistes. Die Weite des Herzens überwiegt bei ihm die Wärme, und ich habe seine Schreibweise kalt nennen hören. Aber seine Liebe ist zu rein und durchsichtig für die Blasen treibende und trübe Gährung einer mit irdischen Elementen durchsetzten Zuneigung. Es ist mir aber nicht gewiß, ob seine überwiegende Verstandesklarheit nicht doch der Liebe Eintrag thut. Denn Liebe bedarf eines zarten Nebelschleiers, um zu leben! Der Horizont und die Begrenzung scharf umrissener Linien der Dinge müssen ihr verschwimmen. Dann erfaßt die Einbildungskraft in ihrer allmählichen Steigerung ihre Unendlichkeit tiefer, als das Auge sie erschauen könnte.

Auch Shelleys Dichtungen beurteilt er ganz verschieden, je nach seinen Stimmungen:

Ich bin am meisten so wie ich sein sollte, wenn meine Seele sich in Übereinstimmung fühlt mit dem lieben alten Gleichnis von Shelley, das ich jetzt lange nicht zitiert habe, obwohl es mir wiederholt in Gedanken lag. Es ist etwas in seiner ganzen Stimmung, das so völlig meinem innersten Herzen entspricht: die Feierlichkeit der Nacht, die Reinheit des Lichtstrahls, das göttliche Mitleid des ruhigen Mondes da droben, die stille Wehmut des einsamen, nächtlichen Wanderers da unten, der in allem dem Schmetterling gleicht, nur nicht in seinem Flitterstaat. Nein, ich kann das hehre Gefühl und das heilige Erbeben nicht wiedergeben. Es ist ganz einzig, und ich habe es mir tausendmal wiederholt. — Resignation war das Wort, das ich suchte. Eine anbetende Resignation des Herzens unter dem klaren blassen Nachthimmel, umwoben von Ewigkeit und Unendlichkeit, die sich mit dem nach oben gerichteten Blick verschmelzen. Alles vergebens, ich kann es nicht wiedergeben. Shelleys eine Zeile drückt alles aus. Der Tonfall der Worte ist Widerhall der Gedanken und Bilder, die er wachruft. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Stille sie in mir hervorrufen und wie völlig, mehr als alles was ich kenne, sie mein Fühlen *verbildlichen*.

Ich bin Ihrer Meinung über Shelley. Seine Zartheit, sein Vermögen Unaussprechliches auszudrücken ist ganz außerordentlich. In seiner Seele war kein Raum für Gemeinheit. Vielleicht ist solche Überfeinerung oft gefährlicher, als das Gemeine. Shakespeare wenigstens ist dieser Ansicht:

Es ist nur zu bekannt, daß wir mit frommer Miene
Und frommem Thun sogar den Teufel überzuckern.

Ich will dies aber nicht auf Shelley anwenden. Denn so falsch, elend falsch sein Kredo und sein System auch waren, glaube ich doch, daß eine wahrhaft feinfühlende, reine Seele, voll umfassender Liebe in ihm wohnte. In seinen Dichtungen klopft aber eine Wahnsinnsfiber. Sein „Sonnenuntergang“ ist sehr schön, hat aber etwas Krankhaftes in der Empfindung und gehört in eine Region gespenstischer Phantasterei, nicht in das wirkliche Leben, das die Sonne verträgt und von Wesen bevölkert wird, die „nicht zu zart und fein sind, um das tägliche Brot der Menschen zu genießen“ . . .

Ich mag mit niemandem in diesen „düster schattenden Alleen von Cypressen und Taxus“ wandeln. Ich liebe sonnige Zimmer und sonnenhafte Wahrheit. Als ich größere Elastizität und Wärme besaß, konnte ich es mir leisten, mit dem Glück verschwenderisch umzugehen. Da liebte ich den „düstern Wald, durch den der Eule Flügel streift“, und konnte stundenlang über den Verfall der Dinge grübeln. Jetzt brauche ich Licht und Sonnenschein. Es verlangt mich nach einer Region, wo Heiterkeit und Wahrheit, Gesundheit des Geistes und Herzens wohnen.

Ich freue mich, daß Ihnen Wordsworths „Leben“ zusagt. So schlecht und kalt es geschrieben ist, geben doch die Auszüge aus seinen Briefen Einsicht in sein inneres Leben.

Es scheint mir, daß man bei Beurteilung von „Lebensbildern“ zu großes Gewicht darauf legt, daß sie in jeder Hinsicht unserm Lebensideal entsprechen, während man die Frage stellen sollte, ob sie besonders deutlich eine Seite unseres mannigfaltigen und vielgestaltigen Daseins zur Darstellung bringen. Ich bin befriedigt von einem Leben, von einem Ideal, und lese alle andern nur, um dies eine zu verstehen. Zusammengenommen dienen sie mir als Erläuterungen oder Kontraste zu den Einzelheiten seines Lebens.

Wordsworths Leben wirft Licht auf die rein beschauliche Seite in Jesu Leben. Das Leben der That und des Opfers fehlt; das finde ich, in anderen Formen ausgeprägt, in Wellingtons und verschiedenen Lebensbildern von Frauen.

In seinem letzten Lebensjahre hielt er im Athenäum in Brighton einen Vortrag über Wordsworth, der selbst für solche, die den Dichter und seine Werke nicht kennen, einzelne Stellen von allgemeiner Bedeutung, Gedankenfülle und hinreißender Schön-

heit enthält. Im großen und ganzen bietet er für Deutsche, denen Wordsworth unbekannter und weniger verständlich sein dürfte, als andere englische Dichter, nicht das gleiche Interesse dar, wie seine anderen Vorträge. Auch ist die Form nicht so vollendet, da Robertsons Korrekturen fehlen.

Der Vortrag geht von drei Gesichtspunkten aus. Er erörtert die Eigentümlichkeiten, die erforderlich sind, um Poesie im allgemeinen und die Poesie Wordsworths im besondern zu erfassen. Er behandelt den Charakter und Lebenslauf Wordsworths, sofern seine Dichtung davon beeinflußt wird und seine besonderen poetischen Theorieen und Prinzipien daraus herzuleiten sind. Er prüft diese auf ihre Berechtigung hin und inwiefern er sie in seinen Werken zum Ausdruck gebracht hat.

Diesen letzten Gedanken, auf den es Robertson besonders ankam, hat er nicht mehr ausführen können, da der Tod ihn ereilte.

Die Eigenschaft, die er als notwendigste Bedingung zum Verständnis Wordsworthsscher Poesie hinstellt, charakterisiert ihn in hohem Maße selbst:

Die notwendigste Vorbedingung für das Verständnis von Wordsworthscher Poesie ist Unweltlichkeit. Ich muß das näher erläutern. Unter Weltlichkeit verstehe ich ein Verstricktsein in das Zeitliche und Sichtbare. Der Geist der Weltlichkeit ruft Liebe zum Gepränge, Pracht, Rang, hoher Lebensstellung und sinnlichen Vergnügungen wach, und beansprucht das Interesse der Unterhaltung lediglich für ganz vorübergehende Ereignisse und oberflächliche Bekanntschaften. Ich könnte meine Meinung über Unweltlichkeit nicht besser erläutern, als durch die Geschichte von einem selten hochbegabten Knaben, der den Genius seiner beiden Eltern ererbt hatte, und den der Beginn seiner mathematischen Studien mit so seltsam feierlichem Gefühl der Ehrfurcht erfüllte, daß er sagte, er sei nie zuvor so imstande gewesen, das Vorhandensein des Ewigen zu begreifen. Es ist nicht schwer zu verstehen, was der Knabe damit sagen wollte. Die Mathematik enthält Wahrheiten, die völlig unabhängig sind von Zeit und Raum. Sie hat es mit Beziehungen zu thun, die nicht notwendig mit Gewicht oder Stoff verknüpft zu sein brauchen. Sie rechnen mit den ewigen Grundlagen und Gesetzen des Geistes. *Und es ist gewiß, daß diese Gesetze realer und dauernder* (more eternal) *sind, als alles, was*

wir sehen oder fühlen. Das verstehe ich unter Unweltlichkeit. Ich spreche davon nicht vom theologischen oder religiösen Standpunkt aus, sondern in einem Sinn, der überhaupt von aller wahren Wissenschaft, hohen Kunst und der Natur selbst gilt.

Robertsons Charakteristik des Hochkirchentums, dem sich Wordsworth im späteren Leben zugewandt hatte, wurde Veranlassung zu allerlei Befehdungen seitens der hochkirchlichen Presse. Ihren Beschuldigungen, daß er in diesem Vortrag die Vorstellungen des Pantheismus begünstigt und das Hochkirchentum falsch dargestellt habe, sowie der Aufforderung, sich doch der hochkirchlichen Partei anzuschließen, verdanken wir die darauf bezüglichen, zu Anfang des achten Kapitels mitgeteilten Briefe.

In diesem Vortrag kommt es ganz besonders zum Ausdruck, daß die begeisterte Leidenschaftlichkeit seiner Jugend einer ruhigern, strengern Lebensauffassung Platz gemacht hatte. Er ließ sich nicht mehr von bloßem Fühlen hinreißen, sondern wurde von seinem Willen geleitet; denn Wordsworth ist der Dichter der Ruhe, nicht der Leidenschaft. Auch sympathisierte er im tiefsten mit Wordsworths Bestreben, nicht überall das Lächerliche herauszufinden, sondern die ganze Welt, bis hinab zu den gewöhnlichsten Lebenserscheinungen, als geweiht zu betrachten. Er sagte in den Tagen: „Das Possenspiel des Lebens stört mich kaum noch, — alles erscheint mir jetzt Ehrfurcht gebietend."

Wir fahren in der Mitteilung seiner Briefe über Litteratur fort:

Ein scharfer Nordwind hat den ganzen Tag über geblasen und das gewöhnliche Aussehen des Lebens und der Menschen nicht gefördert. Ich las etwas in einem deutschen Kommentar und besuchte einige Kranke, das einzig Nützliche meines heutigen Tagewerks. Wie wert- und bedeutungslos ist das Leben der meisten Menschen! Jetzt ist wieder heller Sonnenschein. Es ist ein auffallender Gegensatz zwischen hier und Irland in der Beleuchtung. Der Himmel scheint mir seit meiner Rückkehr glänzend und erweckt fast stündlich meine Bewunderung.

Heute las ich verschiedene Zeitschriften und Deutsch, was mir nach so langer Unterbrechung merkwürdig vorkommt ... Die Westminster Review liegt jetzt in Gregs Händen, der sehr begabt ist, und steht unter dem Einfluß von Newman und seiner Partei. Es berührt eigentümlich in einer weltlichen Rundschau, Artikel über Unsterblichkeit, Vernunft und Glauben rc. zu lesen. Ein auffallendes Zeichen der Zeit! Denn die Religion muß das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, sobald sie nicht mehr ausschließlich in den Händen der Sektierer liegt. Sobald das Feld frei geworden, werden die wirklichen, hehren Fragen der Menschheit von Männern erörtert und debattiert werden, die aller Furcht vor kirchlicher Exkommunikation baar sind, und sich nicht an das Angstgeschrei der Sektierer kehren, die die Bezeichnung religiös so lange monopolisiert hatten.

Ich habe Langes „Leben Jesu" angefangen; ein meisterhaftes, gelehrtes, tiefes Werk, eine Entgegnung auf Strauß und seinesgleichen.

Bei allem Interesse für Litteratur hat Robertson sich immer darauf beschränkt, verhältnismäßig wenige Schriftsteller, und diese gründlich zu studieren. Er warnt vor dem verflachenden Vielerlei:

Ich ersehe aus E.s Brief, daß sie „Southeys Inselkrieg" liest, und ein oder zwei andere große Werke zu lesen beabsichtigt. In Oxford würde man sechs Monate darauf verwenden und, die Feder in der Hand, die Einzelheiten über Politik, Schlachten, Gesetze, Geographie rc. aufzeichnen. Besser solch ein Buch gar nicht lesen, als es durchfliegen! Ich studiere jetzt ein kleines, populäres Buch über Chemie, das 160 Seiten stark ist, und während 14 Tagen las ich wenig anderes; dafür könnte ich aber auch ein Examen bestehen über jedes darin niedergelegte Gesetz und Prinzip. Fawnes „Manual der Chemie", ein kleines Oktavbuch, wird mich sechs Monate kosten; allein ein Mediziner sagte mir auch: wenn Sie es in dieser Weise studieren, werden Sie in der Zeit mehr von Chemie wissen, als neun unter zehn unserer hiesigen Mediziner.

Ich habe nur einen oder zwei schnelle Leser vieler Bücher gekannt, deren Kenntnisse etwas wert waren. Miß Martineau sagt, sie sei die langsamste Leserin von der Welt; manchmal brauche sie eine halbe Stunde zu einer Seite; aber was sie liest, wird ihr eigen. Prägen Sie dies doch E. ein. Mädchen lesen zu viel und denken zu wenig. Ich will dafür einstehen, daß es wenig Mädchen von achtzehn Jahren giebt, die nicht mehr Bücher gelesen hätten als ich; und was religiöse Bücher betrifft, könnte ich in zwei

Minuten alle an den Fingern herzählen, die ich gelesen habe: aber sie sind mein geworden.

Sir Erskine Percy sagte mir neulich, Comte, einer der tiefsten europäischen Denker, habe ihm gesagt, daß er während der letzten zwanzig Jahre eine unglaublich kleine Anzahl Bücher, ich vergaß wie viele, gelesen habe, und kaum jemals eine Zeitschrift. Aber was ein Comte liest, wirkt befruchtend, wird ein lebendiger Baum, trägt Blätter und Früchte. Vielerlei Lesen schwächt den Geist mehr als Nichtsthun; denn es wird zuletzt zu einer Notwendigkeit wie das Rauchen, und dient dem Geist als Entschuldigung zum Schlummern, indes ihm Gedanken eingegossen werden und durchlaufen wie klares Wasser über unfruchtbaren Kies, auf dem nicht einmal Moos wächst. Es ist dies die faulste aller Faulheiten, und sie schwächt mehr noch, als alle übrigen. Ich stelle mich nicht als Beispiel auf; denn meine Nervenkräfte sind erschüttert durch die Erregungen und Rückschläge abstumpfender Beredsamkeit. Aber ich weiß, was Lesen heißt; denn in früheren Zeiten konnte ich es und habe es gethan. Ich las gründlich oder gar nicht; schöpfte nie nur oben ab, wandte mich nie bloßer Unterhaltungslektüre zu; und Plato, Aristoteles, Butler, Thucydides, Sterne, Jonathan, Edwards sind gleich den eisenhaltigen Bestandteilen des Bluts in meine geistige Konstitution übergegangen. Mein Werk ist vollbracht, — das weiß und fühle ich. Was ich mir aber angeeignet habe, bleibt; und hätte ich es mir nicht so zu eigen gemacht, so wäre kein Boden vorhanden, in welchem jetzt oder später irgend etwas auch nur scheinbar wachsen könnte.

Meine liebe —. Es ist verwunderlich, wie wenig wir aus einem Buch behalten, wie wenig wirklich unser eigen geworden ist, selbst wenn wir meinen, es völlig bemeistert zu haben. Um dies einzusehen, müssen wir nur den Versuch machen, seinen Inhalt wiederzugeben. Hunderte von Büchern sind uns so völlig entschwunden, als hätten wir sie nie gelesen.

Durch Niederschreiben, nicht Abschreiben, durch einen Auszug, den man sich aus einem Buch, das der Mühe lohnt, macht, erlangt man aber die geistige Disziplin, sich seinen Inhalt auf Jahre hin einzuprägen, und außerdem die Befähigung, andere Bücher mit größerer Aufmerksamkeit und mehr Nutzen zu lesen. Ich bin eifrig bestrebt, auf jedem Gebiet das Gute, das ich thun kann, zu thun, so lange ich darf. Hierfür, wie für alles andere, das Licht und Leben ist, kommt vielleicht bald die Nacht. Gefühle vergehen, Hoffnungen zerscheitern; was vergangen ist, verblaßt und erscheint uns täglich traumhafter; nur das, was gethan worden, hat Bestand. Aber der Mensch muß sich allein aufs Handeln vorbereiten.

Denn, wie Goethe sagt, geistige Fähigkeiten bilden sich in der Stille. Alles Übrige hat nur Wert, sofern es uns dazu aufstachelt und anreizt.

Unsere Zeit ist ja durch unabweislich Notwendiges so sehr besetzt. Aber wir sollten soviel Entschlossenheit haben, um uns zum Alleinsein zu zwingen. Zerstückt und auseinandergerissen, wie das Leben einmal ist, bedarf es um so ernsterer, größerer Anstrengung unsererseits, um es nicht gänzlich in Stücke fallen zu lassen. Ich habe auch Zeiten der Ruhelosigkeit, Elendigkeit und Unstetigkeit gekannt; dies Getriebe und Hasten, das sich Dasein nennt; das Gefühl der Vereinsamung und Ziellosigkeit, das zurückbleibt, und das man dann durch erneutes, nutzloses Jagen nach Zerstreuungen los zu werden sucht . . .

Ich freue mich, daß Sie Ruskin wieder vorgenommen haben. Ich möchte Sie nur bitten, sein Buch sehr langsam zu lesen, und absichtlich nur wenige Seiten täglich durchzugehen. Ein bis zwei kurze Kapitel sind genug; ein langes reicht für zwei Tage aus, es müßte denn nur aus Beschreibung von Bildern bestehen. Diese dürfen Sie nur mit ganz spezieller Aufmerksamkeit lesen, wenn Sie den Stich oder das Bild, auf das er sich bezieht, vor Augen haben. Und die Bilder, die Ihnen in der Nationalgallerie und in Dulwich zugänglich sind, sollten Sie, das Buch in der Hand, mehrere Male studieren. Das Buch verdient so gelesen zu werden. Studieren Sie es, denken Sie über jedes Kapitel nach und examinieren sich innerlich mit geschlossenen Augen, ob Sie seine Prinzipien begriffen haben. Machen Sie sich kurze Notizen über die Hauptpunkte und befragen sich jeden Tag nach den gestern gewonnenen Grundgedanken.

Auf diese Weise liest man nicht viel Bücher, aber das, was man liest, gründlich. Ein in dieser Art sorgfältig gelesenes Buch wird Ihnen mehr nützen und mehr fruchten, als zwanzig, die Sie nur obenhin abschöpfen. Lesen Sie es aber nicht mit sklavischer Nachgiebigkeit; nur mit der schuldigen Ehrerbietung. Und wenn seine Hauptgedanken sich mit Ihrem Gedächtnis verwoben haben, werden Sie imstande sein, durch Vergleiche und Überlegung das Gelesene Ihnen gemäß zu beurteilen und zu modifizieren. Daneben würde ich ein Buch gänzlich anderer Art lesen, etwa eine Schilderung menschlicher Thaten und Charaktere, — je edler und anregender, um so besser. Ich habe soeben Major Edwardes „Punjaub" beendet, die Erzählung wundervoller Abenteuer, aber zu lang. Ich kann es Ihnen nicht empfehlen, will Ihnen aber einmal einen kurzen Auszug daraus mitteilen.

Höchst bemerkenswert ist es, welch ein Studium Robertson bis zuletzt auf die englische Sprache verwendet, um ihre vollkommene Beherrschung zu erlangen:

Ich habe Lathams Buch über die englische Sprache beinahe beendet. Ein schwieriges Buch; ebenso seine englische Grammatik. Ich habe wieder von vorn angefangen, es langsam und geduldig zu studieren. Wenn ich die Sache erst beherrsche, werde ich sie auch lehren können. Man begeht einen großen Irrtum beim Unterricht, wenn man meint, man brauche nur die Anfangsgründe zu wissen, um Elementarkenntnisse beizubringen. Ich glaube, der Grund muß a profundis gelegt werden. Der Unterricht braucht nicht tief zu gehen, doch seine Grundlage muß tief gelegt werden, weil die Resultate für die Öffentlichkeit und das Produzieren von Belang sind. Aber es kann Jahre dauern, ehe man mit Meisterschaft die Klinge so führen lernt, daß ihr Streich eine im Moment geborene Inspiration zu sein scheint. Nur eine lange Vertrautheit mit der Sprache verleiht Leichtigkeit des Ausdrucks, Fülle an Gleichnissen und die Fähigkeit, die geringsten Einzelheiten mit großen Gesichtspunkten und dem Gesamtinhalt in Verbindung zu setzen.

Ich bin entschlossen, Latham, physiologische Geographie, und [Schillers] Wallenstein zu bemeistern, ehe ich nach Irland komme; auch alle Besuche in der Gemeinde zu absolvieren. Es ist immer gut, sich eine bestimmte Zeit zu setzen, in der eine Arbeit gethan sein soll. Man schleppt sie sonst monatelang hin, vielleicht unaufhörlich. Dies wird neben meiner übrigen Arbeit alles sein, was ich bewältigen kann; denn ich kann nicht mehr angestrengt lesen. Ich habe zwei Abende spät aufgesessen, und büße noch dafür.

Wie bewunderungswert sind Ihre Auszüge aus Margaret Fuller Ossolis „Leben“! Ich stimme mit dem überein, was sie über Weitschweifigkeit bei Ideenmitteilungen sagt. Mein Fehler war entgegengesetzter Natur, und dadurch ist manches unwirksam zu Boden gefallen.

Gestern Abend fing ich an, Margaret Fuller Ossoli zu lesen. Die Revuen hatten mich gegen sie eingenommen durch höchst ungerechte Auszüge, die gar keinen Begriff von ihrem Charakter im ganzen geben. Wieder eine unter vielen Lektionen, daß man sich nur auf sein eigenes Urteil verlassen und keinen Vorschmecker acceptieren soll. Ich war mit dem ersten Band beinah zu Ende, als ich zu Bett ging. Ich war sehr angethan. Eine ungewöhnlich weiche Natur, üppig wucherndes Unkraut dazwischen, aber weniger als man erwartet. Im Anfang ausgezeichnet gut formulierte Bemerkungen über das abgedroschene Thema von Griechen und Römern.

Ich stimme mit einem der Herausgeber überein, der ihre Urteile „beinahe“ christlich findet. Denn Selbstentwickelung ist nicht Ziel des Christentums, so himmelhoch es auch über einem gewöhnlichen Heidentum steht, und besser ist als der Evangelismus, der nicht ganz so hoch greift mit seinem Schlagwort: „Rette die eigene Seele!“

Alte Freunde kann man ebenso leicht ausziehen, wie alte Handschuhe, sie sind aber nicht so leicht wieder anzuziehen. Feucht geworden, dann wieder trocken, sind sie nun nicht mehr weit genug. Wie wenige verstehen es wie sie, die Fäden so vieler Bekanntschaften und Freundschaften in der Hand zu behalten, ohne sie zu zerreißen oder zu verwirren! Ich habe den dritten Band ihres Aufenthalts in Europa angefangen. Zuerst einige wunderschöne Seiten, aber ihr Aufenthalt in Paris entsetzt und empört mich. Die Beiwörter edel, gut &c. &c., die sie der zügellosen George Sand beilegt, sind in diesem Fall Entweihung. Welchen Wert können sie bei so unterschiedsloser Verteilung beanspruchen? Paris scheint auf jedes Gemüt verführerisch und demoralisierend zu wirken, das in den Bereich seiner widernatürlichen Atmosphäre tritt. Paris ist die natürliche Geburtsstätte der Phädras und Pasiphaës und alles überfeinert Rohen. Mein Ideal eines eleganten Teufels oder vielmehr einer teuflischen Natur ist eine überfeinerte und dabei durch und durch verdorbene Pariserin. Ich habe eine und die andere gekannt, die dieser Vorstellung bewunderungswürdig nahe kamen...

Haben Sie den allerbesten Dank für das ausgezeichnete Verzeichnis. Ich habe fast alle die Bücher für meinen Bruder ausgewählt und schon abgeschickt. Ich fühle mich ehrenhalber verpflichtet, eine amende honorable wegen meiner übereilten Beipflichtung der Beurteilung, die Margaret Fuller Ossoli in den Revuen gefunden hat, auszusprechen, und zuzugeben, daß sie ein edles Geschöpf war. Ich habe ihr Lebensbild mit wachsendem, höchstem Interesse gelesen, mit Verehrung, Bewunderung und — nein! nicht mit Thränen, aber einer gewissen Feuchtigkeit der Augenlider, wohl Folge des Lesens bei ungenügendem Licht, oder zu andauernden Lesens, — nichts weiter! Ich verehre sie, weil sie kein Mann werden wollte, und wenn sie es auch versucht, nicht gekonnt hätte. Kein Blaustrumpf, sondern ein Weib, deren Kopf ganz Herz war, und die ihre Mission als Freundin und die noch heiligere Mission als Trösterin in wahrhaft edler Weise erfüllt hat. Also, ich war im Unrecht! und Sie können von diesem Bekenntnis einen so ungroßmütigen Gebrauch machen, wie Sie wollen, d. h. wie es in Ihnen liegt, und das ist eben eine moralische Unmöglichkeit. Es bestärkt mich übrigens nur in meinen Überzeugungen. Margaret betrachtet nie irgend

ein Objekt von einem männlichen Gesichtspunkt aus, und ihre hochtönenden Abstraktionen verschleiern nur ihren intensiven Glauben an und ihre Liebe zu bestimmten Persönlichkeiten. Sie ist ein glänzender Beweis dafür, „zu welch göttlichem Wesen ein Weib sich entwickeln mag!“

Ihre Bemerkungen über Margaret Ossolis Biographie sind vollkommen richtig. Während ihres Aufenthalts in Italien scheint auch mir ein gewisses Nachlassen ihrer geistigen Fähigkeiten einzutreten. Aber die schmerzenden und erregenden Szenen des Krieges und der Revolution, die sie zum Handeln riefen, erweckten mehr das Herz der Frau, als ihren Verstand, und die traurige Wirklichkeit, die sie im Hospital kennen lernte, mußte alle Neigung, sich in die Bereiche der Spekulation, Philosophie und Geschichte zu erheben, einschläfern. Was bedeutete ihr die Frage von „der zukünftigen Stellung der Frau“ neben Knochensplittern und Bandagen und dem scheinbaren Rückgang aller Dinge? Ferner darf man nicht vergessen, daß all ihre Papiere über Italien im Schiffbruch verloren gingen, aus denen man erst ersehen könnte, ob ihre intellektuellen Fähigkeiten dort ein geeignetes Feld gefunden hätten. Es ist ein die Einbildung mannigfach beschäftigendes Buch, aber nicht immer in angenehmer Weise. Gar vieles ist in den sozialen und politischen Verhältnissen ausgerenkt; sagen wir lieber, in unseren eignen Herzen.

Ich habe soeben Miß Martineaus „Heldenthaten am Fjord“ beendet . . . Ihr Darstellungstalent ist außerordentlich. Ich sehe den Fjord vor mir, der sich wie ein Thal in das Land hinein erstreckt. Ich sehe unendliche Schwärme wilder Vögel aufsteigen und die Sonne nur eben über den Horizont tauchen . . .

Ich mag ihr fröhliches Herz so gern, ihre Bereitwilligkeit zu leben und leben zu lassen. Sie erkennt die Falschheit und das Unheil religiösen Aberglaubens und hat ihm gegenüber kein verkehrtes Empfinden von romantischer Schönheit.

Jeder Aberglaube erstickt männliche Denkweise wie Selbstvertrauen und Vertrauen auf Gott; hinterläßt nichts als das rastlose Streben, unbeständige, launige, boshafte Wesen dafür zu substituieren, deren Übergewicht allein in ihrer Macht liegt. Die Anbetung der Macht als solcher wirkt aber immer erniedrigend; Unterwerfung unter Launen hat immer etwas Demoralisierendes, weil es listig und verschlagen macht, und größeres Vertrauen in Verschmitztheit setzen läßt, als in Rechtschaffenheit. Miß Martineau erkennt das alles; aber einerlei, ob heidnischer oder christlicher Aberglaube in Frage kommt, sie hat fast immer die gesunde, gerechte Einsicht,

daß alles Menschliche notwendig mit Irrtum versetzt ist, und begreift, daß Irrtümer nicht durch Verdammen auszutreiben sind, nur durch allmähliches Aufklären des Geistes. Kurz gesagt, sie versteht den Unterschied zwischen schädlichem Irrtum und vorsätzlichem Laster.

Ich habe das Buch bei Sonnenaufgang begonnen und kurz nach dem Frühstück beendet. Es hat mein Lebensgefühl in gesunder Weise gesteigert und mich heiterer gestimmt. Ich glaube, die Verfasserin würde sich freuen, daß sie einen Tag eines verbrauchten Wegemüden erleichtert und erfrischt hat auf der Wanderfahrt nach dem stillen Lande, wo der Schwerbeladene endlich seine Bürde niederlegen und Ruhe finden darf.

In einem Briefe [eines späteren Werkes] von Henriette Martineau, den ich soeben lese, sagt sie, daß sie eine wertlose Jüngerschaft nach der andern aufgegeben habe und sich erst jetzt unabhängig fühle. Ich habe lange nichts so Verletzendes gelesen. Nicht weil sie so unverhohlen den Atheismus predigt, sondern wegen der impertinenten Voraussetzung der Überlegenheit, die ihre und Atkinsons Briefe charakterisieren. Ich kann verstehen, daß eine strikte Wissenschaft den Geist Schritt für Schritt zu atheistischen Schlüssen zwingt, und daß ein Geist, der der Wahrheit loyal gegenübersteht, ablehnt, — folgerichtige Schlüsse zu ignorieren oder sie zu verkennen. Ich verstehe das aber nur, wenn es in einer edlen Traurigkeit geschieht, in einer Art göttlichen, unendlichen Mitleids dem Geschlecht gegenüber, das so seiner höchsten Hoffnungen beraubt wird.

Ich habe aber keine Geduld mit einem selbstgefälligen Schmunzeln, das zu sagen scheint: Mach die Propheten zu, und lies statt dessen Henriette Martineau und den Mesmeristen Atkinson. Freundschaft und Patriotismus sind mesmerisiertes Gehirn; Glaube beruht auf verdorbenem Magen; Liebe ist ein Nervenkitzel im Nacken; Unsterblichkeit ein Verlangen der Unverdaulichkeit; Gott eine Einbildung, hervorgebracht durch einen bestimmten Druck auf die grauen Teile des Puddings in der Hirnschale; Shakespeare, Plato, Hannibal und alles, was sie gethan und geschrieben haben, Produkte einiger Unzen mehr von besagtem Pudding.

Der leichtfertige Ton, mit dem die heiligsten Hoffnungen der edelsten Menschheit behandelt werden, ekelt mich an. Außerdem hat das engelhafte Paar aus seinen Prämissen den Schluß gezogen, daß sie eine Widerlegung erbracht hätten, obwohl die Wissenschaft nicht mehr kann, als den Beweis schuldig bleiben. Sie ist nicht zu entschuldigen, wenn sie behauptet, ihre begrenzten Fähigkeiten müßten der Maßstab für alles Wissenswerte sein. Wenn es eine Ursache giebt im Universum, deren Folgen sie nicht erkennen kann,

so mag diese Ursache eben Gott sein. Diese einfache Möglichkeit genügt, um all ihre Voraussetzungen umzustoßen.

Herr Crabbe Robinson hat mir Swedenborgs Lebensbild geliehen, das ihm großen Eindruck gemacht zu haben scheint. Ich habe es bei Tisch durchblättert, kann aber nur daraus erkennen, daß Swedenborg ein außerordentlich geistvoller Mensch war, der unter Verstandeshallucinationen litt.

Er war überaus mäßig und führte ein in jeder Hinsicht reines Leben. Sein Hauptgetränk war sehr süßer Kaffee ohne Milch. Er enthielt sich in späteren Jahren jeder Fleischkost und brachte ganze Nächte schlaflos zu. Er stand in beständigem Verkehr mit abgeschiedenen Geistern, aber nur mit solchen, deren Lebenslauf auf seine Einbildungskraft gewirkt hatte; und wenn nicht Männer von Genie, so waren es immer Könige, Herzöge, Prinzessinnen und Personen in hoher Lebensstellung. Zuweilen hat er augenscheinlich wahrhafte Blitze eines intuitiven Genies, die er auf Schriftstellen ergießt. Seine Eingebungen sind wahr, haben aber so wenig Bezug auf die angeführten Stellen wie auf den Koran. Wäre er Mohammedaner gewesen, so hätte er gerade so gut den Koran vergeistigen können. Sein Biograph, der nicht nur sein Bewunderer, sondern sein blinder Anbeter ist, betrachtet seine Aussprüche selbstverständlich als authentische Auslegungen. Da er erkennt, daß sie an sich wunderbar wahr sind, nimmt er es als bewiesen an, daß sie die Wahrheit der betreffenden Texte erläutern. Eine tiefe Wahrheit scheint er aber erfaßt zu haben, — die Thatsache, daß eine göttliche Menschlichkeit der einzig würdige Gegenstand für die anbetende Verehrung des Menschen ist, und er identifiziert Jesus Christus mit dieser Vorstellung. Ich habe seit lange die Wahrheit der ersten Behauptung empfunden und fühle mich mehr und mehr befriedigt durch die zweite. Nur ein menschlicher Gott kann vom Menschen angebetet werden. Man muß nur darunter eine göttliche, nicht aber eine sinnliche oder gar eine bloß vernünftige Menschlichkeit verstehen ...

Die nächsten Briefe über Benvenuto Cellinis Selbstbiographie und die Eindrücke damals moderner Romane hat Robertson während seiner letzten Krankheit, teilweise während seiner letzten Erholungszeit in Cheltenham geschrieben, als er zu jeder schwereren Lektüre unfähig war. Seine Menschenkenntnis und die Fähigkeit, die Zeichen der anbrechenden neuen Zeit herauszufühlen, kommen in seiner feinen Analyse wunderbar zu Ausdruck:

Gestern Abend fing ich Benvenuto Cellinis Selbstbiographie an, die ich noch nie gelesen hatte. Welch ein merkwürdiges Buch und welch merkwürdige Zeit!

Der Mord eines Menschen, der Cellinis Bruder in Selbstverteidigung erschlagen hatte, wird mit der äußersten Kühle berichtet, und ebenso die Art, mit der Papst Clemens VII. den Fall schonend betrachtete. Ein Künstlerleben scheint gerade nicht danach angethan, moralische Vortrefflichkeit zu befördern. Cellini war ein im höchsten Grade zügelloser, eitler, leidenschaftlicher Mensch, den nichts in Schranken hielt, als sein eigenes Gefühl. Und doch scheint er der intime Freund Michel Angelos gewesen zu sein, eines echten, edlen Menschen. Wenn man Cellini glauben darf, hat er den Conetable Bourbon mit eigener Hand getötet und das Kastell St. Angelo beinah allein verteidigt; daneben verrichtete er andere Wunderthaten, von denen jede allein genügt hätte, ihn berühmt zu machen. Seine Liederlichkeit scheint ebenso maßlos gewesen zu sein.

Solche Bücher amüsieren mich nicht wie die meisten Menschen. Sie versetzen mich in ein höchst peinliches Nachdenken, wirken verwirrend und verwickeln mir die Fäden des Lebens und menschlicher Schicksale auf ganz hoffnungslose Weise. Mitten hinein tritt dann je zuweilen die Religion und der Name Gottes und Christi als Gegenstand vermeinter und, ich glaube, aufrichtiger Andacht; für das Sittlichkeitsgefühl jedoch so verletzend, wie der Messias zwischen den beiden Schächern, als sei er ihr Genosse. Wie soll man das alles verstehen, und wie die seltsame Welt beurteilen, die mir täglich unverständlicher wird?

Ich komme voran in Cellinis Leben. Welch wunderbares Bild des Menschenlebens, des Menschenherzens und der menschlichen Gesellschaft! Die naive, maßlose Eitelkeit des Mannes ist erstaunlich und widerlegt die thörichte, gewöhnliche Annahme, daß wahres Talent nie eitel und wahrer Mut nie großsprecherisch sei. Falstaffs Prahlereien sind im Vergleich dazu wahrhaft bescheiden.

Stellen Sie sich vor, daß ein Mensch Ihnen allen Ernstes erzählt, nach einer Vision, die er im Gefängnis gehabt, habe sein Haupt lebenslang ein Heiligenschein umflossen, der auch auf seinem Schatten, besonders morgens auf tauigem Grase sichtbar geworden sei, und den er einigen Auserwählten zeigen konnte! Und die Religiosität eines Menschen, der voller Bewunderung die Ermordung dreier verschiedener Leute vollführt und berichtet, die ihn nur oberflächlich beleidigt hatten! Seltsam wirkt auch sein Bericht über die schamlose Raubgier, Heftigkeit und Liederlichkeit der Päpste Clemens und Paul III., um nichts zu sagen von der Gemeinheit der Kardinäle, Bischöfe und Herzöge von Ferrara.

Eine merkwürdige Zeit, in der die Menschen ihr Unrecht selbst ahnden mußten, und Goldschmiede genötigt waren, vollendete Fechter zu sein, wenn sie auch nur einen Tag in Sicherheit leben wollten. Denken Sie sich Herrn Lewis von Kopf zu Fuß bewaffnet, oder den Schneider, der Ihnen Maß nehmen will, mit einem Schwert an der Hüfte! — Doch geht ein unklares Bewußtsein von Recht, Ehre und Religion durch das Buch: sonderbar genug, das ist wahr, und zu mancherlei Betrachtungen auffordernd.

Die Gesellschaft schreitet fort, — aber auch die Menschheit? Benvenuto befriedigte jede seiner Leidenschaften, haute und schlug sich seinen Weg durchs Leben. Londoner Juweliere dagegen tragen keine Schwerter mehr und werden reich durch Bankerotte. Ist das ein sehr großer Gewinn, und sind wir nicht vielleicht bloß weniger männlich, als die Menschen jener Tage?

Ein wunderbar anschauliches Lebensbild! Die Fähigkeit, das, was gesehen und gehört ward, zu malen, statt unserer modernen Gewohnheit entsprechend darüber zu reflektieren und zu philosophieren, bringt einem den ganzen Schauplatz vor Augen.

Wie lebendig und leibhaftig, wie gestern entworfen, sind die Porträts von Franz I., Madame d'Estampes und Titian! Und wie merkwürdig, im Vergleich zu Rousseau und Tasso, ist Cellinis beständige Entdeckung von Verschwörungen gegen ihn, und unversöhnlichen Feindschaften von Päpsten, Herzögen, Damen! Die Einbildungskraft eines Gehirns, in dem eine Wahnsinnsfiber klopfte, die sich häufig dem Genie zugesellt, würde zwei Drittel aller dieser Vorkommnisse erklären. Sein außerordentlicher Jähzorn war nur eine Form dafür. Ein Schankwirt, dessen Pferd er überritten hat, behält seinen Sattel und Zaumzeug als Entgelt, und Cellini steht auf und stößt ihm seinen Dolch in den Nacken. Ein anderer kränkt ihn geringfügig, und er beschließt, ihm den Arm abzuhauen. Dann seine tolle Flucht aus dem Gefängnis, vollführt mit dem Scharfsinn des Wahnsinnigen; das Herabklettern an Leintüchern, die er sich auf seltsame Weise verschafft und in Streifen geschnitten hat; dann der verzweifelte Absturz und das gequetschte Bein. Alles um einem Papst zu entfliehen, der ihn auf die unglaublichste Weise umbringen lassen wollte. Sehr merkwürdig!

Was ich außerordentlich vermisse in dem ganzen Buch, das ist jedes religiöse Streben. Überzeugungen von der persönlichen Gunst und Günstlingsschaft des Himmels kommen genug zum Ausdruck; ich halte das aber der wahren Bedeutung des Wortes nach nicht für religiös, höchstens in einem niederen Sinne. Das Gefühl einer göttlichen und persönlichen Teilnahme für uns ist ja von der Religion untrennbar, ist vielleicht eine ihrer Grundlagen; aber ihre

andere Grundlage: der Glaube und das Streben nach dem, was hoch, schön und gut, ist fester und weniger leicht zu mißbrauchen. Dies nun findet sich in Cellinis Kunst nicht, wie in den Werken Michel Angelos und Canovas und Beethovens; kein Versuch, etwas Überirdisches auszudrücken, worin die Einbildungskraft erst ihren wahren Bereich hat.

Es wäre interessant, dem Gedanken nachzugehen, wie weit der Religion diese beiden Seiten eignen: — das Bewußtsein einer, von Mitgefühl beseelten, göttlichen Persönlichkeit — und das Bewußtsein abstrakter Schönheit, abstrakten Rechts, abstrakten Gutseins; das eine vom andern losgelöst, dürfte nur Aberglauben und Fanatismus, oder die Mystik der Guyon-Schule erzeugen; das andere für sich bloße Moralität oder staatsmännische Eigenschaften.

Die von Ihnen angeführte Stelle, daß die Juden seit Jakobs Tagen geglaubt und geschwindelt haben, ist auffallend. Sie zeigt, wie unabhängig Frömmigkeit von der Moral sein kann; denn es giebt religiöse Menschen, die unmoralisch sind und umgekehrt. Das erstere findet man vorzugsweise bei südlichen, das andere bei nördlichen Völkern.

Nun noch über Sokrates. Ich bin überzeugt, daß die meisten Engländer ihm den Schierling gereicht hätten, wie die Juden den alten Propheten Gräber bauten und im Geist ihrer Väter die Propheten steinigten, den Propheten ihrer Tage kreuzigten und damit die Thaten ihrer Väter billigten.

Sie haben Currer Bell [Verfasserin von Jane Eyre] vorzüglich charakterisiert. Sie spricht über Pflicht, aber ihre Sympathie liegt aufseiten der Leidenschaft. Dieses Gemisch hat große Gefahren. Aber sie strauchelt nie in der Frage von Recht und Unrecht, und ihr Rechtsgefühl ist strenger Art, obwohl sie das Unrecht sehr verlockend schildert. Was Kraft der Darstellung betrifft, so ist sie ein Riese gegen die Verfasserin von „Ruth", aber ihr Buch ist menschlich weniger ansprechend.

Der arme X.! Wie eng begrenzt erscheint ein jedes Leben, wenn wir es nach unserer Weise beurteilen wollten! Doch hat es ewige Folgen, und wiederholt ist die Behauptung aufgestellt worden, die tiefste Philosophie des Universums komme in jedem Kubikzoll, und alle Gesetze des Ozeans in einer Tasse Thee zum Ausdruck!

Warum uns deshalb nicht mit einer Tasse Thee begnügen, deren Sphäre sich nicht in das schlechthin Unbegrenzbare erstreckt?

Ich habe „My Novel" von Bulwer gelesen; bis jetzt nur den ersten Teil. Der erste Roman, dem es gelungen ist, moralische und

politische Erörterungen einzuflechten, die Entwickelung der Erzählung sogar dadurch vorwärts zu bringen, ohne langweilig zu werden und den Leser in die Versuchung zu führen, die Politik zu überschlagen und den Roman vorweg zu nehmen. Selbst in „Connungsby" ist ihm dies nicht gelungen. „My Novel" verwebt Erzählung und Betrachtung untrennbar, wirklich meisterhaft zu einer Einheit. Die Diskussion des Pastors und Riccaboccas mit Linney über das Pamphlet „Wissen ist Macht", ist interessant und sehr geschickt angelegt. Das Buch atmet gesundes kräftiges Empfinden, ganz verschieden von Bulwer Lyttons früheren Werken ...

Bulwers geistige Entwickelung ist ganz eigentümlich. Gewöhnlich erschöpft sich der Geist, — erst der Wein, hernach die Hefen, wie z. B. in Walter Scotts späteren Werken. Aber seine Natur war kräftig. Gewöhnlich machen sich die Anzeichen, aufs Trockene zu geraten, alte Ansichten und Charaktere unter neuer Form wieder erstehen zu lassen, schon nach ein oder zwei Werken bemerkbar. Namentlich ist dies bei Schriftstellerinnen auffallend. Auch bei Hawthorne u. a. Bulwer dagegen tritt mit seinen beiden letzten Romanen so neu vor uns hin, sie sind so von einander verschieden und so geistreich und originell, als hätte er nie vorher etwas geschrieben.

Ich habe „Ruth", „Vilette" und einige Romane von Walter Scott gelesen, und bin stark berührt von dem außerordentlichen Unterschied der Dichtung seiner und unserer Tage; ihr Einfluß ist ein ganz entgegengesetzter. Scott versetzt den Leser in eine frische, gesunde Stimmung; die anderen bewirken einen Zustand der Erschöpfung und Schwäche, weil die wachgerufene Empfindung in nichts zerfließt. Scotts Erzählungen entwickeln sich allmählich und teilen einen wahren Reichtum an Kenntnissen über das äußere Leben der Tage, die er schildert, mit: der Sitten, Gebräuche, Kleidung u. s. w., auch der Denkart und der mehr oder weniger allgemeinen Empfindungsweise; aber man erhält keinen Einblick in das innere Leben, in die Wehen und Zuckungen des Gewissens, in die Konflikte von Pflicht und Neigung, in die Geheimnisse einer Seele, die, absichtlich oder durch Umstände gedrängt, die gefährliche, schmale Grenzschneide von Recht und Unrecht betritt. Dies kommt zum Teil daher, daß die Erregungen seiner Zeit sich mehr in großen Weltereignissen abspielten, und die Menschen nicht zu diesen geheimnisvollen Problemen gedrängt wurden, die heute nach Lösung verlangen; zum Teil, weil Frauen seitdem die Führung in der [englischen] Litteratur übernommen und der Dichtung einen anderen Charakter aufgeprägt haben. Sie versuchen, Fragen herauszuheben, die die Männer als feststehend angesehen hatten. Man konnte

darauf gefaßt sein, weil sie weniger als Männer imstande sind, die Autorität formulierter Gesetze und konventioneller, moralischer Anschauungen zu verstehen und zu würdigen, und weniger Neigung haben, ihre ewige Verpflichtung anzuerkennen; auch sind sie viel schneller bereit, die treibende Kraft der geheimnisvollen, dunkeln, jedoch in ihrer Art sogar heiligeren Naturgesetze zu fühlen.

Die Folge davon ist, daß Fragen, welche die Männer lieber unerörtert gelassen, oder aber mit roher Faust angefaßt hätten, nun die stehenden Themata unserer modernen Romane geworden sind. So „Jane Eyre", „Villette", „Ruth" und viele Erörterungen in Margaret Fullers Schriften. Auch die Werke verschiedener amerikanischer Schriftsteller wie Hawthorne, auf die, obwohl sie Männer sind, die Frauenbewegung nachdrücklich eingewirkt hat, sind die bemerkenswertesten modernen Romane und bezeichnen das Anbrechen einer neuen Litteraturepoche.

Vor der großen Frage, inwieweit konventionelle Gesetze die Wirkung der Neigungen beeinträchtigen dürfen, und wie weit die Neigung, vorausgesetzt, daß sie eine geheiligte ist und unserer höheren Natur entstammt, berechtigt sei, ihnen Widerstand zu leisten, welch ein weites Feld thut sich damit auf! Es ist eine gefährliche Frage, die sowohl unbegrenztem Bösen wie Gutem Thür und Thor öffnet.

Die französischen Schriftsteller haben, wie gewöhnlich, mit der ganzen Zügellosigkeit einer Nation, für welche die Pflicht keine Bedeutung hat, gesagt, die Thür müsse so weit offen stehen, wie die Hölle: „Böses soll mir gut heißen", scheint das Motto der Romane, die ich gelesen habe. Wenn sie recht haben, dann ist Gott ein Wesen, dessen Dasein so überflüssig wäre, wie das eines Teufels. Ein Gefühl von dem furchtbaren Wesen des Materialismus überschleicht mich, wenn ich ihre Versuche sehe, das Problem zu lösen, und die Gesetze der physischen Welt die einzigen zu sein scheinen, die den Menschen leiten sollen. Die „Konstitution des Menschen" soll die Propheten ersetzen, und das Studium der Gesetze der Gehirnthätigkeit das Ansehen von Gesetz und Evangelium hinwegfegen. Mesmerismus und Elektrobiologie treten an Stelle des Neuen Testaments, und „les beaux sentiments" werden unser Kompaß statt des Buches des Lebens.

Glücklicherweise sind die englischen Novellisten der Frage mit reinerem Instinkt und strengerem moralischen Ton näher getreten, wie z. B. in „Jane Eyre" und „Ruth". Aber sie machen doch den Anfang mit der Erörterung der Frage, und ich freue mich darüber, und besonders, daß Frauen den Anfang machen; denn ich verzweifle an der Männer Gerechtigkeit, diesen Dingen gegenüber.

Das neue Scheidungsgesetz verweigert in seiner vorliegenden

Form der Frau das Recht, sich von ihrem Manne zu scheiden, möge er Verbrechen begehen, welche er wolle, — so lange dieselben nicht von rohen Mißhandlungen ihr gegenüber begleitet sind. Was läßt sich bei einem solchen sozialen Standpunkt des sittlichen Empfindens hoffen?

Das Bedenkliche in dem neuen Gefühlston der Novellen ist jedoch, daß sie zu einer Weise des Denkens veranlassen, das keinen Ausweg im Handeln nehmen kann, und einen nur unzufrieden machen mit bestehenden Irrtümern und Einrichtungen, ohne doch die leiseste Möglichkeit darzubieten, sie zu ändern; ja selbst, ohne zu wissen, welche Änderung wünschenswert wäre. In der Folge, wenn dies Gefühl der Unzufriedenheit allgemein wird, kann es vielleicht zur Besserung führen. Bis dahin aber muß jeder sich dabei beruhigen, seinen Teil der rastlosen Unzufriedenheit zu erleiden, die später vielleicht einmal einen heilbringenden Ausweg finden wird.

Achtzehntes Kapitel.

[Robertsons letztes Leiden beginnt — Seine Gemütsanlage — Vermehrte Arbeitslast — Ungenügende Ferienausspannung — Briefe aus Cheltenham — Symptome der letzten Krankheit — Religiöse Grundstimmung gegen Ende seines Lebens — Erkalten des Freundes Robertson gegenüber — Robertsons Briefe über seinen Wordsworth-Vortrag — Zunahme der Krankheit — Schwermütige Briefe — Letzte Predigten — Inneres Ausreifen unter Schmerzen — Streit mit dem Vikar von Brighton — Aufenthalt bei Mr. Young — Letzte Briefe — Leiden — Sein Tod — Sein Begräbnis.]

Es ist die Zeit zu feiern!
Es kommt die große Ruh!
Dort lenkt ein Zug von Reihern
Dem ewgen Lenze zu,
Sie wissen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege —
Was, meine Seele, fürchtest du?

Konrad Ferdinand Meyer.

Wir sahen, daß vieles zusammenkam, was Robertsons Gesundheit so früh aufrieb. Er hätte wohl unter keinen Umständen lange gelebt, und wäre nie gleichmäßig glücklich geworden. Alles, was er fühlte, sagte und that, geschah in einer zu feurigen, ihn verzehrenden Lebendigkeit. Nichts erschien ihm gewöhnlich. Seine Sinne waren ebenso unnatürlich erregbar wie sein Empfinden, und Freude und Schmerz fühlte er mit der entsprechenden Intensität. Die kleinen Freuden des täglichen Lebens weckten bei ihm leidenschaftliches Entzücken, und Schmerzen, wie sie jeder Tag bringt, empfand er einschneidender, als andere Menschen den Kummer eines ganzen Lebens. Selbst wo er ruhig erschien, gemahnte es einen an die Stille des Meeres, das bei aller anscheinenden Ruhe durchzogen und durchwogt wird von tausend Strömungen. Es fehlte ihm die Wetterrinde, die den Baum vor

Verletzungen schützt und ihn befähigt, scharfen Winden zu widerstehen und ein hohes Alter zu erreichen. Aber wir sollten dies nicht beklagen; denn gerade dieser Mangel bedingte die Schönheit seiner Geistesentfaltung und die Hoheit seines Lebens.

Bei solcher Gemütsanlage war es natürlich, daß Robertson nie mit gleichmütiger Gelassenheit seine Arbeit thun konnte, sondern in einer stets nur mit Mühe zurückgedrängten Erregung, die, sobald der Sonntag vorüber, ihn solchen Gedanken zur Beute werden ließ, die er in gesunder Stimmung nicht als seine eigenen anerkannte. „Ich tauge nicht für den geistlichen Beruf", klagt er da wohl, „ich brauche noch Jahre und Jahre, ehe ich ruhig werde. Mein Herz schlägt zu fieberhaft, es zittert und bebt wie das Fleisch, in das vor kurzem noch das Messer des Arztes geschnitten hat."

Je größer sein Interesse an der Arbeit, um so größer wurde seine Aufregung, und je größer die Aufregung, desto verhängnisvoller der Rückschlag, desto trüber die Beleuchtung, in der er seine Arbeit erblickte, desto düsterer sein Zweifel am Erfolg derselben.

Die Anstrengung, die ihn der Sonntag kostete, wirkte am einschneidendsten auf seine Gesundheit ein. Noch drei oder vier Tage danach fühlte er sich zu allem untauglich. In diesen Tagen gönnte er sich wohl einige Ausspannung, besuchte seine Freunde, spielte mit seinen Kindern und erholte sich an leichterer Lektüre. Der Donnerstag war dann schon wieder der Vorbereitung auf die Sonntagsarbeit gewidmet. Die kurzen Unterbrechungen, die er sich während der aufreibenden Arbeitsjahre in Brighton gönnte, waren nicht ausreichend, ihm die gründliche Erholung zu gewähren, deren er bedurft hätte. Denn die Last der Arbeit überstieg oft die Grenzen seiner Kraft. Wenige Geistliche in Brighton haben damals in sechs Jahren so viel gearbeitet, wie er in eine Woche drängte. Es kam vor, daß er in einem Monat sechzehnmal zu predigen hatte, und jede Predigt war ein Stück seines Lebens.

Einigemale hielt er sich zum Besuch in Cheltenham auf, aber

selten länger als vierzehn Tage. Im Herbst ging er gewöhnlich zu den Freunden nach Irland, wo die Jagd und körperliche Strapazen neben dem geistigen Austausch seine Haupterholung bildeten. Oder er verweilte ein paar Tage in der Umgegend von Brighton auf dem Lande, aber eine geplante Reise in die Schweiz, die ihn schon in der bloßen Vorstellung belebte, gönnte er sich nicht wieder.

Man hat mich aufgefordert, in die Schweiz zu kommen, und jeder Mensch sollte dort gewesen sein, um wenigstens einmal in seinem Leben intensiv zu fühlen. Es wird mir aber kaum möglich sein, sieben Sonntage auszusetzen. Ich fürchte, es geht nicht, aber welch ein Traum! Das Rosenlauithal, dieser schönste Erdenfleck! Die finstre Großartigkeit der Grimsel, wo vor vier Jahren die leidenschaftlichsten und vereinsamendsten Gedanken mein Herz erfüllten; der Handeckfall, wo mir ein neues Lebensgefühl aufging; und die Stätten in Tirol, das ich wochenlang allein durchwanderte. Zeitweilig habe ich sogar daran gedacht, den Rest des Jahres daranzusetzen. Alles, um dies möglich zu machen! Aber nein! Ein paar Wochen sind schnell vergangen, obwohl sie Erinnerungen hinterlassen, die dem ganzen Leben eine andere Farbe verleihen, ja scheinbar das ganze Leben aufsaugen.

Im Februar 1852 war er längere Zeit zur Erholung bei seinen Eltern in Cheltenham; aber die Briefe aus diesen Tagen haben etwas überaus Schwermütiges:

Beinah drei Jahre sind vergangen, seit meiner letzten Anwesenheit hier, und wie vieles hat sich seitdem verändert! Die meisten sind fort aus meinem großen Bekanntenkreise. Nur ein paar Freunde sind geblieben, die mich aber warm begrüßt haben. Ich bin innerlich viel mehr verändert, als sie. Wie herrlich ist die Gegend, obwohl noch kein Laub auf den Bäumen ist! Nie zuvor ist mir die Schönheit der umliegenden Berge so entgegengetreten, wie heute. Ich sah alle die bekannten Stellen wieder, auf Berg und Thal, mit denen unzählige Erlebnisse vergangener Tage verknüpft sind.

Heute morgen war ich in meiner Christuskirche, und fühlte, wie die alten Beziehungen mich umfingen, als lägen nicht vier und ein halbes Jahr zwischen einst und jetzt. Aber die Veränderungen in der Gemeinde sagten die Wahrheit. Viele Plätze waren leer, und die sie inne gehabt, fortgezogen oder gestorben. Damalige Kinder kamen auf mich zu als Jünglinge und Jungfrauen, und frugen: „Kennen Sie mich nicht mehr?“ Auch bemerkte ich eine erhebliche Zunahme an Runzeln und grauen Haaren. Die Musik überwältigte

mich fast; denn die bekannten Hymnen und Melodieen, die Klänge der Orgel trafen mein Innerstes. . . .

Diesen Nachmittag ging ich mit meinem Bruder über Land, durch die Felder, statt in die Kirche, und kam durch hübsche Nachbardörfer. Der Tag war frisch, aber schön.

Den 8. März.

Ich machte einen Spaziergang mit meinem Bruder Struan und Mr. Munro. Der Tag war ungewöhnlich schön. Wir gingen einen meiner Lieblingswege über die Berge. Je mehr ich von dem Ort und seiner Umgebung sehe, um so überraschter bin ich von dieser Schönheit, als sähe ich sie zum erstenmale. Und doch beruht der Eindruck landschaftlicher Schönheit zum großen Teil auf genauer Kenntnis aller Punkte, fern und nah, so daß die Einbildungskraft dem Auge sehr zuhilfe kommt, das, was man nicht sieht, ergänzen kann, und man sich doch einbildet, alles zu sehen. Ruskin hat hierüber einige gute Bemerkungen gemacht. Auf unserm Wege kamen wir an einen hübschen Dorfkirchhof, Leckhampton. Ich trat hinein, wegen der feierlichen Gedanken, die einem da immer kommen. Major Macredy, dem Bruder des Schauspielers, ist hier ein Denkmal errichtet worden. Ein wundervoll gearbeitetes eisernes Gitterwerk umhegt Blumenbeete mit den seltensten Pflanzen, Rosen, die sonst nirgend blühen 2c. . . .

Gestern ritt ich mit Struan, Munro und seiner Nichte durch herrliche Gelände. Munro äußerte: „Die Pächter werden Sie gar nicht wiedererkennen, Sie reiten so langsam!“ Ich entgegnete, daß ich beim Passieren verführerischer Stackete und Wälle mehrmals an Byrons Strophe habe denken müssen, wo es von einem, der seine Kraft verbraucht hat und nun von der Schönheit unberührt bleibt, heißt:

> Jetzt aber rührt sie ihn nur,
> Wie sie den Weisen rührt.

Ich setzte über einen Graben, um ihm zu zeigen, daß ich es noch vermochte, aber ich war den ganzen Tag wie diese ganze Zeit über, matt und gedrückt.

Den heutigen Nachmittag verbrachten Struan und ich mit Büchsenschießen nach der Scheibe bei den Felsen von Leckhampton Hill. Mit acht Kugeln traf ich sechsmal ins Schwarze. Das war meine Beschäftigung, distraction in dem französischen Sinne, und insofern nützlich und gut.

Vermehrte Arbeitskraft des letzten Jahres war seinem Zustande nicht günstig: Seine Gesundheit verschlechterte sich zusehends; namentlich peinigte ihn ein, sich oft bis ins unerträg-

liche steigernder Kopfschmerz, so daß er in den letzten Monaten häufig genötigt war, während der Arbeit ein nasses Tuch um den Kopf zu tragen. Wie ernst es um ihn stand, fühlte er in manchen Stimmungen schon länger voraus, und wir sehen ihn klaren Auges dem vielleicht nahen Tode ins Angesicht blicken, wenn er schon 1851 schreibt:

Der einzige Schatten von Unruhe, der je über meine Seele zieht, ist, daß es vielleicht so nicht endigen wird.

Viel peinlicher berührte ihn die andere Sorge, daß sein Verstand unter dem furchtbaren Übel leiden könnte. Der Brief fährt fort:

Was ich Grund habe, befürchten zu müssen, ist eintretender Blödsinn. Dies wird von allen zugegeben. Vergangene Nacht hielt mich der Schmerz unter Zähneklappern wach bis zum Tagesanbruch, oder vielmehr, ich biß die Zähne fest aufeinander, wie der arme Prometheus, als er dem Schnabel des Geiers Trotz bieten wollte. Aber mein Geier fraß das Gehirn und schlug seine Klauen in unhöflichster und wütendster Weise in die Organe der Erregbarkeit, der Liebe zur Nachkommenschaft, der Widersetzlichkeit u. s. w., und ließ die edleren Organe frei. Was läßt sich da noch zugunsten der Phrenologie sagen? Stößt dies nicht das ganze System um? Hätte besagter Vogel wirklich an den bei mir in Thätigkeit stehenden Organen gezerrt, nämlich an dem, was das allererhabenste im Menschen ist, dann wäre es allenfalls zu verstehen. Aber was in aller Welt hat er seine Klauen in die Teile meiner Natur zu schlagen, gegen die ich von der Wiege an protestierte, die ich nie anerkannte, gegen die ich kämpfte und siegte? Ist es Rache, weil ich den Sieg gewonnen hatte, und soll ich, wie die Prinzessin in „Tausend und eine Nacht", von den Flammen des unterjochten Genius verzehrt werden und zu Asche verkohlen? Aber ohne Bild gesprochen, an der ganzen Sache ist etwas, das mich, vom philosophischen Gesichtspunkt und dem einer gerechten Wiedervergeltung aus, stutzig macht. Denn ich weiß wohl, wie die betroffenen Organe auch andeuten, daß nicht der überarbeitete Verstand, sondern die Erregbarkeit meiner Natur, die lebenslang in Flammen stand, die niemanden erwärmten und doch mich selbst verzehrten, mein Leben vertilgt.

Im Oktober 1852 war er zum letztenmal bei den Freunden in Irland. Man hatte ihn augenscheinlich zu längerem Bleiben bereden wollen, denn er schreibt gleich nach seiner Rückkehr:

... Noch etwas Seltsameres: Ein junger Mann hat sehnlichst gewünscht, bis zu meiner Rückkehr am Leben zu bleiben. „Wann kommt Mr. Robertson wieder? Ich sehne mich so nach seiner Stimme.“ Er liegt jetzt im Sterben. Eine Dame in ähnlicher Lage hat auch auf meine Rückkehr gewartet. Ich kann und darf es nicht bedauern, nicht länger in Irland geblieben zu sein.

Ich erhielt Ihren Brief erst heute mit der Nachmittagspost. Ich bin völlig verbraucht und wund gearbeitet. Vorige Woche Gebetsstunde, Donnerstag, Freitag und Sonntag Predigt, heute wieder Gebetsstunde. Die gewöhnlichen Folgen sind eingetreten. Ich fühle mich gedrückt und niedergeschlagen. In solcher Stimmung kann ich nichts in seinem wahren Licht erkennen; denn alles erscheint mir schwarz und hoffnungslos. Weil aber hauptsächlich physische Ursachen zugrunde liegen, nehme ich mir vor, das vorübergehende Empfinden nicht laut werden zu lassen, sondern zu warten, bis die Wolke vorübergezogen ist. Wenn daher etwas in diesen Zeilen hart oder misanthropisch klingen sollte, dann denken Sie, daß nicht ich es gesagt, sondern einer der azurnen Dämonen, denen ich mich bei dieser Gelegenheit ausgeliefert habe.

Die Niedergeschlagenheit, deren er hier erwähnt, und die fast leidenschaftliche Traurigkeit, die in der Korrespondenz seiner letzten Lebenszeit zutage tritt, haben Veranlassung zu Mutmaßungen gegeben, als ob die Wandlung seiner Ansichten ihm keinen Frieden gebracht hätte. Aber das Gegenteil war der Fall, und die folgenden Briefe, wenige Monate vor seinem Tode geschrieben, lassen uns hinabblicken bis auf den Grund seiner Seele, in den ruhigen, klaren Unterstrom, von dem sein Leben in seiner Tiefe durchzogen war, wenn auch die Wellen an der Oberfläche oft schäumten und brandeten.

Ich möchte das Licht, das mir geworden, nicht um alles, was diese Erde bieten kann, mit dem Zwielicht vertauschen, in dem ich zuvor gewandelt bin. Manche fragen mich, ob ich tieferen Frieden gefunden habe? Mit den Menschen sympathisiere ich weniger, unendlich viel weniger, — Gott ist mein alles. Ich werde allein sein, wie mein Meister. Ich werde jetzt von Menschen gehaßt, die mich früher liebten, nicht wegen meiner Handlungsweise, sondern um meiner Ansichten willen. Ich habe dies lange vorausgesehen, und, weil ich weiß, daß der Vater bei mir ist, bangt mir nicht davor allein gelassen zu werden, obwohl das für einen nicht fühllosen Menschen gewiß sein Bitteres hat.

Was ein Schwanken meiner Ansichten betrifft, so muß ich dasselbe einfach verneinen; es hat darin keine Veränderung stattgefunden. Mit jedem Tage klareres, helleres Licht, völligere Zuversicht über das, was Wahrheit ist, und wem ich diene, so wandle ich nicht im Zweifel, sondern im Mittagslicht voller Gewißheit! Meine persönliche Erfahrung setzt mich mehr und mehr in den Stand, die Gefühle des Erlösers bis in seine einzelnsten Aussprüche zu verstehen. Z. B.: „Von dem Tage an gingen viele seiner Jünger hinter sich, und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. Da sprach Jesus zu den Zwölfen: ‚Wollt ihr auch weggehen?‘“ (Joh. 6, 67. 68).

Nie war es mein Streben, eine Partei in dieser Stadt zu bilden. Ich vermied sogar jeden Versuch, Personen an mich zu fesseln, und danke Gott in aller Demut dafür, daß niemand mich der Proselytenmacherei beschuldigen kann. Nicht einmal denen bin ich halbwegs entgegengekommen, die geneigt schienen, die Wahrheit anzunehmen, die ich lehrte. Ich überließ es der Wahrheit selbst und ihrer Majestät, angenommen oder verworfen zu werden. Und jeden Tag freut es mich mehr, streng an dieser Regel festgehalten zu haben; denn ich sehe, daß die Zaghaften sich zurückziehen, und daß die, welche warm waren, kalt werden, und der Schmerz wenigstens ist mir erspart, den er erlitt: die zu verlieren, denen er eine persönliche und individuelle Liebe geschenkt hatte. Obwohl in einigen Fällen auch das nicht . . .

Nicht stark genug kann ich es Ihnen aussprechen, wie tief meine Überzeugung ist, und wie sich dieselbe fortwährend noch vertieft, daß die Wahrheiten, die ich verkünde, auf Thatsachen beruhen. Jedes Jahr werfen sie neues Licht, eine auf die andere, und es ist, als gewönnen sie eine Ausdehnung bis ins Unendliche. Sie erklären mir das Leben, Gott und die Bibel, und ich bin gewiß, das, was ich noch an neuem Lichte empfangen soll, wird das mir bisher gewordene erweitern, nicht ihm widersprechen. Die Worte, durch die ich versuche, andere sehen zu lassen, was ich sehe, sind freilich arm und verworren genug. Aber in meinem Geist herrscht keine Verwirrung, obwohl vieles noch unvollendet dasteht. Meine Grundgedanken wurzeln in der menschlichen Natur, in Gott und in dem Sein der Dinge, und ich finde sie jeder Seite der Bibel zugrunde liegend. Diese Prinzipien können nicht umgestoßen werden. Mein Geist ist Jahr für Jahr in organischer Entwickelung vorgeschritten, und ich könnte ebensowohl an meiner eigenen Existenz zweifeln, als an den Wahrheiten, die mit und in mir gewachsen und stark geworden sind mit meiner Stärke. Nicht Ansichten und Theorieen sind es, sondern Überzeugungen! Sie sind ein Teil von meinem

Sein, meiner Art zu denken und zu leben, sie sind es, die erst allem Farbe verleihen: „Der Lichtquell meiner Tage, die beherrschende Leuchte all meines Schauens."

Das sind die Wahrheiten, um derentwillen die Menschen den Scheiterhaufen besteigen und alles fahren lassen, Freunde, Liebe und Teilnahme, guten Namen und irdische Aussichten. Sie stützen sich nicht auf das Resultat eines Verstandesprozesses, sondern auf den Gesamtausspruch aller höchsten Seelenkräfte. Ich würde z. B. nichts verlieren, auch wenn ich sicher wüßte, daß Paulus den Ebräerbrief nicht geschrieben hätte. Das sind Dinge der Verstandesforschung, und ich bin meiner Meinung darin nicht gewiß, weil ich weder weiß, ob mir alle Beweise vorliegen, noch, ob ich dieselben richtig beurteile. Wenn aber von mir verlangt wird, Überzeugungen aufzugeben, so kann ich das um keinen Preis, auch nicht aus Furcht vor Verlust irgendwelcher Art, thun, denn sie beruhen auf allem, was ich von Gott weiß; es sind Dinge, in dem hellen Mittagslicht der Seele erschaut, und ich bin außerstande, mein Urteil darüber besseren oder klügeren Leuten zu unterwerfen. Das wäre Scheindemut. Ich könnte gerade so gut auf ihren Befehl hin sagen, grün sei scharlachrot. Es mag so sein; dann aber ist mein ganzes Sehvermögen in Unordnung, kraft dessen ich bisher wandelte, lebte, und durch dessen Medium die Welt mir schön erschien.

Der veränderte Ton, den wir jetzt in Robertsons Briefen wahrnehmen, die häufigen Klagen über das Dunkel, in das ihm alles Leben gehüllt erscheine, entstammte zum Teil der Abnahme seiner Kräfte und der langsam sich vorbereitenden schweren Krankheit. Er war aber auch Ausdruck persönlicher schmerzlicher Erfahrungen, des Erkaltens freundschaftlicher Beziehungen, die mit seinem innern Leben unzertrennlich verwachsen waren.

Wir sahen, welch ein neues Leben ihm in dem Verständnis und der Freundschaft einer reich begabten Natur aufgegangen war. Wie sein Wesen sich erschloß und entfaltete, welche Anregungen er dieser Beziehung verdankte und eine wie reiche Entwickelung seines Geistes sie nach allen Seiten zur Folge hatte. Es wird wenigen Naturen gelingen, so jede Selbstsucht aus einem Verhältnis fernzuhalten, dessen „Schatz er doch in irdenen Gefäßen trug". Aber nirgend vielleicht offenbarte sich die Lauterkeit und Kraft seiner Seele vollkommner als hier.

Er hatte, wie wir früher sahen, gemeint, Freundschaft mit dieser ihm nahestehenden Persönlichkeit lasse sich „nur auf Glauben gründen". Waren die Fehler, „die nie im voraus zu berechnen, und die ihm anfangs so köstlich erschienen waren", Wankelmut, Willkür, Laune, die sich nun auch gegen ihn kehrten? Oder fand man ihn, je mehr seine Seele ausreifte, je weniger er der Menschen bedurfte, kalt, teilnahmlos? Genug, man kühlte ab, man machte ihm Vorwürfe, man wurde der Klagen über sein Befinden leid und — man glaubte nicht an ihre begründete Ursache, sondern hielt sie für hypochondrische Einbildungen.

Wie schwer und heiß er gelitten unter diesem innern Zusammenbruch, lesen wir nur zu deutlich aus seinen Briefen heraus*). Denn die Korrespondenz geht ihren gewohnten Gang weiter, bis zuletzt. Eine Natur wie die seine konnte „das nicht aufgeben, an das er so viel gesetzt hatte". Und doch hat man das Gefühl, als werde sein Geist mehr und mehr allen Ballasts, aller irdischen Schwere enthoben, und immer völliger in das Bild seines Meisters verklärt, da er den Kelch der Schmerzen bis auf die Neige leerte und, von allem losgelöst, nun auch innerlich völlig allein stand.

Nach seinem Tode war man untröstlich darüber, Robertson unwiderbringlich so verkannt und verletzt zu haben. Aus diesem Gefühl heraus hat man alles gethan, was geschehen konnte, um das an dem Lebenden begangene Unrecht an dem Andenken des Toten zu sühnen. Erst die Mitteilung dieser Korrespondenz, die uns Robertsons innerstes Wesen erschließt, hat seine Biographie ermöglicht. Die Herausgabe aber der von ihm selbst niedergeschriebenen Predigten hat der Welt seine volle Bedeutung erschlossen und seine Unsterblichkeit gesichert.

Zu Beginn des Jahres 1852 schreibt er:

Wenn ich nicht gleich antworte, komme ich möglicherweise nie dazu, so sehr hat die Gewohnheit des Verschiebens oder die Frage à quoi bon? Besitz von mir ergriffen. Zweitens, wenn ich nicht

*) Vgl. z. B. Seite 422.

gleich antworte, könnte ich, um aufrichtig zu sein, nachdem ich Ihre Ketzereien gelesen, veranlaßt werden, Kasteiung über Sie zu verhängen. Und drittens sagt mir ein leises épanchement de coeur: Ich werde nicht lange in deinem Busen verweilen, kalter Geselle; so schreibe deinem Freunde nur, so lange der Anfall dauert!

Nein, ich bin kein Ketzer in meinen Zuneigungen, und meine Freundschaft ist Ihnen gegenüber so wahr wie je. Auch ebenso warm? — Hm, — ach, alles, was einst heiß aufgewallt, ist kalt und schal geworden! Könnte eine Maus sich in einen Frosch wandeln, oder ein Falke in eine Fettgans, würden ihre Zuneigungen so warm bleiben, bei ihrer Unveränderlichkeit an sich, wie zuvor? Ich traue dem nicht, so kann ich nur sagen: Sie erhalten so viel, als ein kaltblütiges Tier geben kann, dessen Pulsschlag ungefähr eins in der Minute beträgt.

Ich stimme nicht mit Ihnen überein, uns Krieg zu wünschen. Krieg ist etwas Schreckliches. Nicht wegen der persönlichen Gefahr, der es uns aussetzt; aber der Gedanke, was aus unsern Frauen würde, macht mir manch schlaflose Nacht. Ich bin auf einen Überfall gefaßt. Nichtsdestoweniger verabscheue ich den Krieg. Aber Cobden & Cos Theorieen würdigen die nationale Ehre zum „Wohlstand der Nationen" herab, und haben uns unfähig gemacht, uns zu verteidigen, ja selbst unsere Soldaten so zu bewaffnen, wie selbst die Wilden es können.

13. Januar 1853.

Heute habe ich wenig gethan. Titus würde sagen: Ich habe einen Tag verloren. Ich bereitete mich auf Sonntag vor, mit wenig Eifer und in seelischer Ermattung, ging mit S. spazieren, that fast nichts außerdem.

Es ist merkwürdig, wie viel weniger Lebenskraft ich in mir fühle, als noch vor ein oder zwei Jahren. Ich komme mir vor wie eine Schildkröte. Um diesen Vergleich zu würdigen, müssen Sie sich daran erinnern, daß der Puls dieses Geschöpfes sich zu unserm Blutumlauf verhält, wie eins zu zwanzig, und daß jede Funktion seiner Natur, Gehen rc., in langsamster Weise ausgeführt wird, als ob alles Leben aus ihm vertrieben wäre.

Im Februar 1853 hielt er seinen Vortrag über Wordsworth, der ihn wieder ein Stück Leben kostete; denn sein Gesundheitszustand war schon gefährdet bis zum Äußersten. Die Leichtigkeit des Denkens verließ ihn zuerst, und er bedurfte seiner ganzen Willenskraft, um seine Gedanken zu konzentrieren; vollständige

Erschöpfung war die Folge. Die Verlegung des Tages, der für den Vortrag angesetzt war, setzte ihn derartig in Verwirrung, daß er genötigt war, den ganzen Vortrag noch einmal auszuarbeiten.

25. Januar 53.

Ich habe kein Tagebuch geführt über Bücher, die ich gelesen, und keine Gedanken in mir gereift, die ich Ihnen mitteilen könnte. Der Inhalt meines ganzen Tages war Denken, — Denken, — Denken über Wordsworth. Ich wünschte, ich hätte den Vortrag aufgeschrieben, aber es fehlte mir an Zeit dafür. Das bloße Niederschreiben dauert so lange. Ich habe es alles im Kopf; ob es geordnet oder in Auflösung daraus entsteigen wird, weiß ich freilich nicht. Die fernere Frage ist die, ob Gesundheit und Kräfte reichen werden, um mir Herrschaft über die Worte zu verleihen, und das macht das ganze Experiment zu einem Wagnis. Jedenfalls muß ich die Augen schließen und mein Herz stark machen, wie man Knaben rät, die ihr erstes Hindernis nehmen. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, ist alles vorüber. Ist es nicht merkwürdig, daß man unwillkürlich Ausdrücke solcher Aufgabe gegenüber anwendet, die bei einer fürchterlichen chirurgischen Operation am Platze wären? Aber ich hasse, verachte und verabscheue, — wie der königliche Eid lautet, — alles öffentliche Reden. Ich schreibe nicht mit Freudigkeit, sondern in Elendigkeit, [wretchlessness] — ein altes, ausdrucksvolles englisches Wort, das in den neununddreißig Artikeln der Kirche vorkommt, — und so viel heißt wie Nervenüberreizung, die durch Vorbereitung auf einen Vortrag oder aufs Predigen entstanden ist.

Ich komme allmählich zu der Überzeugung, daß keine derartige Verpflichtung berechtigt ist, sich in ein menschliches Leben zu drängen. Ich bin nicht mein eignes Selbst in diesen Tagen. Ich kann nichts in seinem wahren Licht erkennen, schaue alles wie durch einen schwarzen Kreppschleier. Das dauert nun schon seit dem Mittwoch jenes unglücklichen Aufschubs. Es macht selbstsüchtig und fesselt die Aufmerksamkeit in unedler Weise auf die langsame Folge innerer Leiden, auf das stündliche und minutenweise immer völligere Verbrauchtwerden.

Da der Saal nicht für den bestimmten Tag zu haben war, mußte der Vortrag verschoben werden:

8. Febr.

Der Vormittag verging in vergeblichen Versuchen, meine Wordsworth-Gedanken wieder hervorzuholen. Es wird ein Mischwerk. Teile der alten Gedanken steigen in Streifzügen in der Erinnerung auf und wollen sich nur lose mit den neuen Gedanken verbinden,

so daß kein zusammenhängendes lebendiges Ganze entsteht. Die Schlußfolgerung des einen Gedankens entweicht dem folgenden. Es gleicht nun einem Gebäude, das aus den Überresten eines alten Bauwerks in roher Weise in die heutige Bauart verarbeitet wird. Ein Flickwerk des Gedächtnisses und des Neuerdenkens, — weder das eine noch das andere, beides unvollständig. Es ist etwas Merkwürdiges um die Gesetze des Daseins! Wie ungleich diese beiden Operationen des Schaffens und des Sicherinnerns! Und kein noch so geschicktes Gefüge kann die Enden zusammennähen, so daß die Nähte nicht sichtbar wären!

Den 11. Febr.

Eine Zeile, um Ihnen zu sagen, daß mein Vortrag gestern Abend Erfolg hatte; d. h. daß ich nicht zusammenbrach und meine Selbstbeherrschung bewahrte. Der Saal war förmlich vollgestopft, und Hunderte mußten, ohne Platz zu finden, wieder fortgehen. Aber ich leide seitdem fortwährend an heftigem Kopfweh, so plötzlichen, mich durchzuckenden Stößen, daß ich kaum einen lauten Ausruf ertragen kann. Ob mein Vortrag gefallen hat oder nicht, weiß ich nicht, und wenn ich nur dies Bohren im Gehirn, das mich alle zehn Minuten überfällt, los wäre, wäre es mir einerlei. Zwei Lichter mit Reflektoren standen auf dem Tisch und glühten mir die ganze Zeit über ins Gesicht, so daß ich niemanden erkennen konnte. Kein Beifall, oder wenig wurde laut, nur hie und da ein leises Murmeln. Aber es war mir im ganzen lieb, denn das schlimmste Zeugnis für einen belehrenden Vortrag ist Händeklatschen, und hierin scheint mir guter Geschmack zu liegen. Teilweis lag es auch an meiner Eile und dem Fehlen solcher Sentenzen, die auf das Klatschen berechnet sind und die jeder öffentliche Redner leicht fabrizieren kann. Einige Sentenzen, die auf den 1802 erwarteten Einfall Bezug hatten, in Verbindung mit dem Verlesen Wordsworthscher Sonette desselben Inhalts, waren die einzigen Momente, die einen hörbaren Widerhall beim Publikum zu finden schienen.

Kurz nach dieser ungewöhnlichen Anstrengung trat ein Zwischenfall ein, der Robertson darauf hinweisen mußte, daß er seinen Zustand nicht länger leicht nehmen dürfe. Er fiel nach einem Spaziergang, den er mit Mr. Young unternommen, plötzlich auf der Straße in Ohnmacht. Mr. Young berichtet darüber:

Wir hatten während dreier Stunden eine einzigartig angeregte Unterhaltung geführt über Fragen der diesseitigen und jenseitigen Welt, und ich begleitete ihn auf seinem Wege nach der Fortbildungsschule, wo er eine Vorlesung zu halten hatte, als

er, während ich ihm eine Geschichte erzählte, die ein ergreifend trauriges Beispiel zu einer bestimmten, von ihm aufgestellten Theorie bildete, plötzlich ganz erschüttert ausrief: „Wie entsetzlich!“ und in meinen Armen ohnmächtig zusammenbrach. Ich trug ihn mit einiger Schwierigkeit in den anliegenden kleinen Laden eines Schuhflickers, der erst eben eingezogen war und seine Möbel noch nicht dort hatte. Ich legte ihn auf den Boden und überließ ihn der Sorgfalt des guten Mannes.... Es dauerte wohl eine Viertelstunde, ehe er wieder zu sich kam. Aber alle meine Vorstellungen, ihn zu bewegen, eine Droschke zu nehmen, blieben erfolglos. Er sprach sich mit größter Indignation gegen ein Nachgeben solcher weibischen Schwächeanwandlung aus, daß ich gezwungen war, ihm zu folgen, und ihn langsam zu Fuß nachhause begleitete. Er lehnte sich so schwer auf meinen Arm, daß ich jeden Augenblick fürchtete, er werde hinfallen. Zuhause angekommen, überredete ich ihn mit größter Schwierigkeit, sich niederzusetzen und seine Füße auf einen Stuhl zu legen. Ich hatte schon wiederholt mit ihm über sein Befinden verhandelt, wie nötig es sei, seinem überanstrengten, überreizten Gehirn einmal volle Ruhe zu gönnen. Denn die Abnahme seines Appetits, seine schlaflosen Nächte und die nervöse Blässe seiner Zunge schienen mir schon längst böse Zeichen. Aber ich erhielt nur immer dieselbe Antwort: „Sie sagen mir dasselbe, wie meine Ärzte. Und so jung ich auch bin, fühle ich innerlich, daß mein Leben verbraucht ist, und bald die Nacht für mich kommen wird. Lassen Sie mich deshalb wirken, so lange es Tag ist, und wenn ich sterben soll, in voller Rüstung fallen.“ Ich antwortete darauf: „Wenn Sie Gottes Werk treiben wollen und Ihren Nächsten dienen, möchten Sie doch sicher Ihre Fähigkeit, Gutes zu thun, nicht verkürzen, sondern sie verlängern, wozu es ja nur ganz gewöhnlicher Vorsichtsmaßregeln bedarf. Ich wünschte, ich könnte Sie in Angst setzen!“ Er bekannte mir darauf mit einem wehmütigen, vielsagenden Lächeln, daß er schon oft beunruhigende Empfindungen im Hinterkopf gespürt habe, ohne ihnen aber Bedeutung beigelegt zu haben....

Dies Ereignis war ihm aber doch eine Mahnung und deutliches Zeichen, daß seinen Schmerzen ein schwereres Übel zugrunde lag, und er ergab sich darein, im April nach Cheltenham zu gehen. Dort ging es ihm besser. Aber kaum war er nach Brighton zurückgekehrt, als sich das Übel sofort mit vermehrter Heftigkeit einstellte. Er las in diesen Wochen Benvenuto Cellini und die Romane, deren Anregung wir die wertvollen letzten Briefe des vorigen Kapitels verdanken, und die in keiner Weise eine Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten verraten.

Eine düstere Aussicht auf lange Schmerzensmonate thut sich vor mir auf. Grade bei diesen Worten bricht ein Sonnenstrahl aus dem Dunkel des Tages und fällt auf mein Papier. Ist das ein gutes Omen? Cellini würde es als eine besondere, vom Himmel geschenkte Voraussage ansehen; aber es würde ihn nicht um ein Haar besser machen.

Cheltenham.

Morgen geht's mit dem frühen Expreßzug an die Arbeit zurück. Ich wünschte, ich könnte noch weitere vierzehn Tage fortbleiben; denn die Ausspannung hat mir nur halbwegs genützt. Am wohlthuendsten war mir das Entgegentreten echter Liebe, die sechs Jahre meiner Abwesenheit nicht abgekühlt haben; mehr, als ich in diesem leichtlebigen Ort erwartet hätte. Wahrhaftig, ich bin erstaunt, wie warm und treu mein Andenken hier von vielen gepflegt worden ist. Fünf Männer habe ich getroffen, die so fest an mir halten, wie der Stahl am Magnet. Und das ist in Anbetracht der wenigen, die nur noch dort sind, eine große Zahl. Alles Laien. Es ist nicht nötig, Ihnen zu sagen, daß fernere Abwesenheit von Brighton mir nun für die nächsten Monate unmöglich ist. Im August werde ich wieder völlig erschöpft sein, fürchte ich; denn schon jetzt fühle ich mich geistig und körperlich wie zerschlagen. Ich finde in Sir Walter Scott das heilsamste litterarische Stärkungsmittel. In seiner kräftigen Natur und seinem männlichen Herzen war kein krankhaftes Element.

Gestern Abend war ich zuhause; ich wollte die Zeit zum Schreiben benutzen, war dafür aber in einer zu trüben und hoffnungslosen Stimmung. Die Erschöpfung von Sonntag hielt an; vergebens versuchte ich es mit leichter Lektüre. Endlich kam Charly aus der Schule, und ich ließ ihn seine lateinische Aufgabe machen; meine Augen ruhten die ganze Zeit über auf dem Christuskopfe von Leonardo da Vinci, von welchem ich einen eingerahmten Stich

besitze, und ich fühlte, wie die ruhige Majestät dieses Antlitzes allmählich einen beschwichtigenden Einfluß auf mich ausübte. Dann ließ ich mir von Charly langsam die Seligpreisungen vorlesen, und suchte Herz und Sinn hineinzusenken, und sie zu glauben. Hernach erklärte ich ihm und mir: „Selig sind“, — nicht die da Erfolg haben, sondern „die da geistlich arm sind“. „Selig sind“, — nicht die Reichen, noch die Bewunderten, noch die Angesehenen, noch die Glücklichen, sondern: „die Sanftmütigen, die reines Herzens sind, und die Barmherzigen“. Wie Musik war es meinem Herzen! Danach wollte ich ein wenig in Golding Birds „Naturphilosophie“ lesen, um meinen Geist zu erfrischen und der harmonischen Stimmung Spannkraft zu verleihen; aber die Anstrengung war zu groß gewesen, und nachdem ich zwanzig bis dreißig Seiten gelesen hatte, schlief ich ein, um aufzuwachen und wieder einzuschlummern. . , .

Ich ging heute mit H. über die Dünen nach Lewes und nahm den Rückweg über die Landstraße. Der Hinweg war beschwerlich, die Hügel naß vom kaum geschmolzenen Schnee und an der Nordseite gefroren, so daß wir oftmals herunterglitten. Wir legten das ganze im Laufschritt, in drei und einer halben Stunde zurück. Gleich nach meiner Rückkehr nahm ich ein warmes Bad in meinem Zimmer, und fühle mich nun erheblich erfrischt, den Kopf klarer, und meine ganze Natur augenblicklich von einer natürlichen und gesunden Müdigkeit umfangen, wie sie mir lange nicht geworden. Es ist wunderbar, wie unsere Lebensanschauungen von Bewegung und richtiger Behandlung der körperlichen Konstitution abhängen. Auch liegt hierin, richtig betrachtet, kein Grund zum Anstoß, wenngleich es zunächst so scheinen könnte; denn obwohl wir geneigt sind, eine Herabwürdigung unserer höheren Natur in solcher Abhängigkeit von der niederen zu erblicken, — Hoffnung, Glaube und Energie als Folgen eines Spazierganges oder zeitigen Zur-Ruhe-gehens! — so ist dies in der That doch nur ein Beweis dafür, daß alle Gesetze unseres mannigfaltigen Daseins heilige sind, oder: heilig gehalten werden sollen, und daß Ungehorsam gegen sie von Gott bestraft wird. Und die Strafe eines Teiles unserer Natur für die Übertretungen eines anderen, wie z. B. Verdüsterung des Gemüts infolge von Unsauberkeit oder physischer Trägheit; und auf der andern Seite mangelnde Gesundheit als Folge von Neid oder einem Dasein des Zweifels, — ist nur ein Beispiel für das Gesetz stellvertretender Leiden. Wir sind sozusagen zwei Personen, und die eine leidet durch das Thun der anderen.

Ein Abend des Mißlingens. Vergebens habe ich zu arbeiten und zu denken versucht. Es bleibt mir nur die Auskunft übrig, eine alte Predigt vorzunehmen. Diese geistige Ohnmacht fängt an,

mich ernstlich zu beunruhigen. Gedächtnis und Fassungskraft fahren beide dahin, und bei der fortgesetzten Anforderung an frische Gedanken ist dies Gefühl ein eigentümlich peinliches.

Ich thue, was ich irgend kann, um dieses Unvermögen des Geistes und Willens und diese stets zunehmende Kälte der Verzweiflung, die mich innerlich überschleichen will, abzuwerfen. Ich habe lange Spaziergänge unternommen, kalte Bäder gebraucht und ganz andere Studien wieder aufgenommen, Chemie und Naturphilosophie. Bei diesen Gegenständen treten andere Fähigkeiten in Kraft, als die in meinem Beruf angewandten, und so ruhen sich die überanstrengten aus; aber bis jetzt fühle ich noch keinen Vorteil davon. . . .

Frau V. las mir H.s Brief vor über meinen Wordsworth-Vortrag. Ja wohl, wenn ich nicht Prediger geworden wäre! Aber was Herr H. mir als lockende Alternative dafür hinstellt, Ruhm in der Welt, erschiene mir nur ein armseliger Gewinn. Wonach mich verlangt, ist Arbeit, die ich in Liebe vollbringen könnte, ohne auf allen Seiten Groll, Bitterkeit und gehässige Verleumdung zu erregen. Der Gedanke thut bitter weh, daß dies der einzig sichtbare Erfolg von Anstrengungen ist, die das Leben langsam untergraben.

Während seiner Abwesenheit hatten verschiedene Glieder seiner Gemeinde ihn durch Veranstaltung einer Subskription in den Stand gesetzt, einen Hilfsprediger zu engagieren. Er nahm dankbar ihr Anerbieten an und wählte dazu einen persönlichen Freund, den Prediger Ernest Tower.

17. Mai 1853.

Mr. Tower hat sich bereit erklärt, mein Hilfsprediger zu werden, und seine Eltern, deren Briefe ich gelesen, sprechen sich beide erfreut darüber aus. Er ist ein Gentleman, dem es heiliger Ernst um die Sache, der sauer arbeitet und mir zugethan ist. Unsre Sphären und Fähigkeiten liegen in verschiedenen Richtungen, und das schließt die Möglichkeit einer Kollision von vornherein aus. Da er die Nachmittagspredigt übernehmen wird, werde ich größere Muße zu seelsorgerischer Thätigkeit haben, was mich freut; denn ich kann gar nicht sagen, wie viel Demütigendes der Gedanke für mich hat, Prediger eines in Mode stehenden Badeortes zu sein. Mr. Tower ist außerdem kräftig und gesund, so daß ich keine Bedenken zu haben brauche, ihm Arbeit zu übertragen, zu der ich mich unfähig fühle.

. . . Ich griff zu meinem Keble in gramerfüllter, tiefer Niedergeschlagenheit, deren ich mir bis zu dem Augenblick nicht bewußt

geworden war. Ich blickte nachdenklich in das niedergebrannte Feuer, in dessen roten Flammen die Geschichte von Jahren seltsam auflohte, wie so oft schon, bis ich mich in der Wüste von Vergangenheit und Zukunft verlor. Wollte ich prophezeien, so geschähe es nicht in Romeos Weise:

Meines Herzens Herr sitzt freudig auf dem Thron!

Ich würde sagen, das Leben entfacht seine ganzen Gluten zu der letzten Krisis; nichts weiter. — Ich glaube, der Grund dafür ist nicht in meiner Erschöpfung zu suchen....

Ich habe soeben meine Vormittagspredigt niedergeschrieben. Sie behandelt ein altes Thema, dessen Notizen ich mit einigen neuen Gedanken in eine andere Form gebracht habe. Nach Belieben produzieren, wie früher, kann ich nicht mehr. Ist es das Gefühl, daß Begeisterung, Neigung und Vertrauen, vielleicht auch die Achtung mir gegenüber erkalten? teils durch eigne Schuld, teils durch falsche, boshafte Darstellungen der Evangelikalen und Anderer? Insofern dies den Quell meiner Energie verstopft, ist irgendetwas bei mir nicht in Ordnung. Denn Energie sollte nicht aus der Selbstachtung oder dem Bewußtsein mit Sympathie aufgenommen und gehört zu werden, entspringen. Und doch brauchte deshalb noch nicht alles verkehrt zu sein, denn es giebt Naturen, die ohne allgemeine oder persönliche Sympathie nichts vermögen. Stolz oder eine andere Eigentümlichkeit mag sie veranlassen, hochmütig alles abzulehnen, was sonst als gebräuchlich und erlaubt gilt, um sich dessen zu versichern, was die evangelikalen Bücher mit „Aufnahme finden" bezeichnen. Der alte Aristoteles stellt ja für jeden, der mit Erfolg auf die Massen wirken will, als eines der ersten Erfordernisse „den guten Willen der Zuhörerschaft" hin; d. h. ein persönliches Gefühl der Wohlgeneigtheit dem Redner gegenüber, der sie überzeugen oder belehren soll!

Ich habe den Abend darauf verwandt, nachdenklich und betrachtend Neanders „Lehre Johannis" zu lesen und meinen Geist für nächsten Sonntag mit Gedanken zu durchtränken. Das ist für mich jetzt die einzige Möglichkeit geistigen Schaffens. Ich kann weder kopieren noch das Samenkorn eines Gedankens auswirken und selbständig entwickeln. Ich kann mein Feuer nicht selbst entzünden; wenn die Flamme eines andern Lebens mir aber das eigne Leben entfacht, kann ich das Feuer brennend als mein eigenes in andere Dinge hineintragen und sie von der Flamme durchglühen und erleuchten lassen.

Mechanische Thätigkeit irgendwelcher Art liegt und lag immer außerhalb meiner Fähigkeit. Es ist wunderbar, wie machtlos ich

bin, wenn ich nicht von innen heraus schaffe. Jede Erinnerung scheint erloschen, wo das innere Leben unbeteiligt bleibt. Aber jede Inspiration läßt ihre unsichtbaren Spuren wieder hervortreten, wie Wärme die Farbe geheimkräftiger Tinte auf dem Papier. Unglücklicherweise scheint sich seit kurzem dies Leben nicht mehr selbst entzünden zu können. Es bedarf eines fremden Einflusses: mein Geist muß durch einen großen Geist entfacht werden, bis die schöpferische Kraft in Gluten steht. Ich kann daher freiwillig nichts thun, als mich absichtlich und vorsätzlich in die Sphäre entflammender Einflüsse begeben. Aber ich fühle auch hierin jeden Monat eine Abnahme. Die Fähigkeit, mich inspirieren zu lassen, wird immer unsicherer und abhängiger von äußeren Umständen und scheinbaren Zufälligkeiten.

Ich leide unter der üblichen Reaktion von angespannter Aufmerksamkeit und Überarbeitung. Als mit der Konfirmation gestern alles vorüber war, hatte ich das Gefühl, als hätte ich nichts mehr zu thun, und wandte mich mit übertriebenem Widerstreben und Abneigung meiner Vorbereitung auf Sonntag zu. Mein Leben erinnert mich an Hoods Lied vom Hemd: „Wirke, wirke, wirke"; diese unausgesetzte tretmühlenartige Notwendigkeit, immer zweimal wöchentlich ernste Gedanken über erhabene Dinge vorrätig haben zu sollen, ist genug, um alle Originalität zu zertrümmern und ein Rennpferd in einen Karrengaul zu wandeln.

Welch wertvoller Besitz, einen Gedankengang wieder aufnehmen zu können, als wäre er nie unterbrochen gewesen! Scott vermochte es. Er konnte zwei Romane zweien Amanuensen zugleich diktieren. Bei mir strömt ein einmal unterbrochener Gedankenlauf nicht weiter. Als ich anfing zu schreiben, hatte ich viele Gedanken im Kopf. Jetzt, nach einer langen Unterbrechung, fühle ich mich erschöpft und zerstreut. Der Gedanke ist mir entschlüpft. Dazu ist das den Schädel spaltende Kopfweh wiedergekommen. Sonnabend zuerst, sobald ich anfing zu arbeiten. Sonntag konnte ich kaum sehen vor Schmerzen. Ich hielt nur den Vormittagsgottesdienst und benutzte eine alte Cheltenhamer Predigt. Den ganzen Abend lag ich am Boden, den Kopf auf einem Stuhl.

... Ich habe dankbarlichst Ihren beredten Brief gelesen, kann aber für mein Leben keinen praktischen Schluß daraus ziehen. Außer der Direktive, einen „ärztlichen Wegweiser" zu konsultieren, lese ich ihn vergebens wieder und wieder durch, ohne klug daraus werden zu können.

So unklug bin ich nun nicht, das nicht längst gethan zu haben. Ich habe thörichterweise an drei Londoner Ärzte drei Guineen ge-

zahlt für den Ausspruch ihrer Meinung. Der erste verschrieb mir, ich vergaß was, — etwas Gehacktes. Der zweite bedrohte mich mit „organischem Gehirnschwund" und schlug ab, mir irgendetwas zu verordnen, außer völliger und gänzlicher Enthaltung von der Kanzel auf Lebenszeit. Der dritte verordnete — Lattich.

Dr. Taylor hier hat mir Schlafmittel gegeben. Allen und Whitehouse, — Männer, zu denen ich alles Vertrauen habe, sagen, daß in meinem Fall alle Medikamente Charlatanerieen seien. In Cheltenham war der einzige Arzt, zu dem ich Vertrauen habe, abwesend. Ein persönlicher Freund von mir befleißigte sich, mir mikroskopisch kleine Kügelchen Akonit zu geben, und ich amüsierte mich gutmütig an seiner Gläubigkeit. Die Ärzte können mir nicht helfen, und alle gestehen es ein. Nur über die Größe der Gefahr sind sie verschiedener Meinung. Einer spielte auf Abnahme des Verstandes an. Andere raten zu Verminderung der Arbeit. Da ich nun nicht arbeiten kann, ist dieser Rat überflüssig.

Etwas Merkwürdiges hat sich gestern ereignet. Ein Glied der Trinity Gemeinde, ein Apotheker meinte, Galvanismus werde mir gegen den Kopfschmerz gut thun, und bot mir an, täglich seine Batterie eine Stunde lang zu benutzen. Ich besuchte ihn, um ihm zu danken und das Anerbieten abzulehnen. Im Gespräch beredete er mich aber, den Apparat doch wenigstens anzusehen. Ich nahm die Enden des Drahtes, machte die Prozedur und verspürte das übliche angenehme Prickeln. Dann nahm ich einen Draht in die Hand und er den andern, berührte mich am Hinterkopf und Nacken, wo ich in letzter Zeit Schmerzen und ein Gefühl von Erstarrung empfunden habe. Es brachte keinerlei Empfinden hervor, obwohl gerade diese Stelle außerordentlich sensitiv sein soll. Dann berührte er meine Stirn, nur eine Sekunde lang. Sofort zuckte ein zermalmender Schmerz darin auf, als ob meine Hirnschale ein Ofen wäre und ein feuriger Bolzen sie durch und durch brennte. Ich sprang auf, stand eine oder zwei Momente vor Schmerz rasend da, sank dann nieder und wäre wieder in eine weibische Ohnmacht gefallen, wenn er nicht in den Laden gestürzt wäre und ein scharfes Mittel geholt hätte. Er schien sehr erstaunt, erschrocken und verwirrt über das, was geschehen war. Ich war nicht verwundert. Ich wußte, daß dort etwas in Unordnung sei. Dr. Allen hält es bis jetzt noch nicht für etwas Organisches (doch hat er noch nicht von diesem Vorfall gehört); aber die Empfindungen, die ich seit vierundzwanzig Stunden durchmache, sind ungewöhnlich erschreckend! Es hat nichts zu thun mit dem „tic" [douloureux?], der sich immer auf die Brust setzt: das Ärgste dabei ist die Starre im Nacken.

Sie halten mich vielleicht für einen Hypochonder. Aber ein

Mann, der in Einsamkeit stundenlang, ohne Laut, in Qualen die Zähne aufeinander beißt und sich, außer öfteren Ohnmachten, nichts Weibisches zu schulden kommen läßt, und dem ein Todesurteil auf morgen kaum andere Worte entlocken würde, als Nunc dimittis, — ist schwerlich ein Hypochonder. Trotzdem bin ich überzeugt, daß mein Werk vollbracht ist. Ich meine nicht mein Leben; das kann sich noch jahrelang hinschleppen; wohl aber alles, was dem Leben Wert verleiht, und was einst mein war — Können (power). Was wollen Sie, das ich thun soll? Ich arbeite so wenig wie möglich, weniger könnte ich nur thun, wenn ich alles aufgäbe! Und aufgeben kann ich es nicht, weil ich dabei nicht bestehen kann. Neben anderen Gründen nicht, weil mir meine hochherzige Gemeinde freigebig einen Fonds zur Verfügung gestellt hat, der es mir ermöglicht, auf zwei Jahre einen Hilfsprediger anzustellen. Das ist eine Erleichterung, und ich hielt es für recht, dies Anerbieten anzunehmen. Ich bekenne aber, daß die Vorgänge, die ich jetzt bei Tag und Nacht im Gehirn verspüre, so neu, seltsam und unnatürlich sind, daß ich es deutlich fühle, sie haben durch ihre Güte nichts anderes möglich machen wollen, als einen verbrauchten Invaliden bei sich zu behalten, mit der Erlaubnis, den Waffenrock zu tragen und wie zum Spiel das Gewehr zu schultern.

Sie verstanden mich falsch, wenn Sie meinten, ich sympathisierte nicht mehr wie sonst mit Ihnen. Vor einigen Jahren, obwohl ich damals weniger tief fühlte, wären Sie wohl befriedigter gewesen, als mir noch die Augen leicht feucht wurden, die Stimme bebte, und ich eine freundlichere Weise und ein bereitwilligeres Entgegenkommen zeigte, so auf die Dinge einzugehn, wie man es erwartete. Jetzt ist ein gewisser Bestandteil Eisen in mein Blut getreten, und häufig suche ich hinter Sarkasmen nur zu verbergen, daß ich mich innerlich winde, weil ich in meinem tiefsten Gefühl verletzt worden bin.

> Ja, manch Geschoß aufs Geratewohl entsandt,
> Ereilt ein Ziel, das man wohl nicht geahnt!

Ich trage mein Herz heute nicht mehr auf dem Ärmel, damit die Dohlen danach picken. Aber jedes Gespräch, das ich führe, jedes Buch, das ich lese, jeder Besuch, den ich mache, hinterläßt tiefe Spuren in meinem Herzen.

Mein Leben ist in den letzten Wochen ein andauerndes Schmerzgefühl gewesen. Gezwungen, zu arbeiten, gezwungen, mich unter Menschen zu begeben und zu reden, wo es mich thatsächlich fünfviertel Stunden Zeit gekostet hat, durch Seitenstraßen aus Kemp Town zurückzukriechen! Und momentan zwingt mich die Erschlaffung, bei jeder Zeile eine Pause zu machen. Wäre meine Gemeinde mir

nicht so großmütig entgegengekommen, und hätte ich nicht so viele freundliche Briefe erhalten, die Schmerz und Bedauern über mein Aussehen u. dgl. ausdrückten, so würde ich die Arbeit gänzlich eingestellt haben, so schwer lastet sie auf mir, und so viel Schmerzlichem habe ich mich beugen müssen. Das warme Verhalten der Gemeinde hat aber die Frage gelöst und mir keine Alternative gelassen: ich muß wirken, so lange die Kraft reicht.

Ich habe gefunden, daß körperlicher Schmerz demütigend wirkt, aber was mich überrascht, ist, daß er nicht Verbitterung hervorruft. Stunden und Stunden habe ich in letzter Zeit zugebracht, unfähig, Freude und Vergnügen nur zu begreifen, in dem Gefühl, als ob Jugend und Hoffnung vorzeitig versänken; denn meine Glieder haben sich zusammengezogen zu der Kürze von Shakespeares armseligem, Pantoffeln tragenden Narren; und doch bin ich dankbar, sagen zu können, daß ich seit Jahren nicht so wahrhaft und mit so wenig Bitterkeit das Gefühl hatte: „Nicht wie ich will!"

Sonntag kam nach dem Gottesdienst eine Dame zu mir, die ich zum Beginn meiner amtlichen Thätigkeit kennen gelernt hatte. Sie sprach mit mir über die Vergangenheit und sagte dann: „Ach, aber Sie sind geistig so verändert! es macht einem Herzweh, Sie predigen zu hören! Sie sind nicht mehr der heitere, glückliche Mr. Robertson von ehedem."

Ich hatte über Paulus Dorn im Fleisch [Luther übersetzt „Pfahl"] gepredigt, was zum Teil ihre Bemerkung erklärt. Aber die Unterhaltung mit ihr hatte mir die Winchester Tage lebendig gemacht, und ich fühlte, wie recht sie hat, und daß die Schatten des Lebens sich tiefer gesenkt haben. Aber ist dies nicht eine allgemeine Erfahrung, die für das große Vierfünftel des Lebens überhaupt gilt?

Wissen erlangen wir wohl, aber die Weisheit bleibt ferne,
Schwer beladenen Herzens und reich an trübem Erfahren,
Gehen wir ein zur Ruhe ewiger Stille.

Am Sonntag, den 5. Juni 1853, wurde Robertsons Stimme zum letztenmal in Trinity Chapel vernommen. Seine Nachmittagspredigt, zum Besten des Waisenhauses, war über das Gleichnis vom verdorrten Feigenbaum. Durch eine merkwürdige Verknüpfung trauriger Zufälligkeiten, behandelte seine Lecture am Nachmittag den letzten Teil des letzten Kapitels des zweiten Korintherbriefes. Die Schlußrede dieser langen Reihe von Vor-

trägen bildete auch den Abschluß seiner amtlichen Thätigkeit. Mit wie schmerzlicher Gewalt drängten sich später der Erinnerung seiner Gemeinde die Worte auf, die einen Teil seines letzten Textes gebildet hatten: „Zuletzt, lieben Brüder, lebet wohl!" (nach der englischen Übersetzung von 2 Kor. 13, 11). Man kann nicht tiefer in die innere Vereinsamung und das männliche Erdulden seiner letzten Lebenszeit eindringen, nicht besser die Leidensfähigkeit und die Stärke seiner Natur verstehen lernen, und die Verbindnng von Demut und edlem Stolz, von Selbsterniedrigung und hohem Selbstvertrauen, von Glaubensgelassenheit und einer fast triumphierenden Ekstase des Glaubens, das ihm eignete als wenn man sich in seine letzten Exkurse über die Korintherbriefe vertieft! *)

Auf dem Manuskript seiner letzten Rede über den „Dorn [Pfahl] im Fleisch" waren Thränenspuren sichtbar.

Wenn er, der in seltenem Maße nach außen stets so Herr seiner selbst blieb, daß er sich Mucius Scävola vergleichen konnte, der unter dem Mantel seine Hand im Feuer verkohlen läßt; wenn er so weit gekommen war, in der Stille des Studierzimmers Thränen zu vergießen, — dann war es Zeit, daß er von seinen Leiden erlöst wurde. Und Gott sandte ihm den Befreier Tod.

Endlich bricht der heiße Tiegel,
Und der Glaub empfängt sein Siegel,
Gleich dem Gold im Feur bewährt...

Drei Monate später durfte er eingehen in die Ruhe und Schmerzlosigkeit der Ewigkeit, aber nicht, ohne vorher den Kelch der Leiden bis auf die Hefen geleert zu haben.

Der Vikar **) von Brighton, Herr Wagner, weigerte sich, aus persönlicher Abneigung gegen Pastor Tower, ihn zu Robertsons Hilfsprediger zu bestätigen.

Robertson reichte darauf eine schriftliche Vorstellung an den

---

*) Siehe den Anhang.

**) Entspricht etwa der Stellung eines Generalsuperintendenten.

Vikar ein, worin er nicht nur lebhaft die Sache des Freundes vertrat, sondern auch die Ansicht der Ärzte erwähnte, daß seine eigene Gesundheit dabei auf dem Spiele stehe. Der Vikar erwiderte, sein Entschluß sei wohlerwogen und stehe fest.

Robertson schrieb nun an das Komitee, das ihm die Gelder für den Hilfsprediger gestellt hatte, einen damals veröffentlichten Brief:

... Sie werden mir zustimmen, daß dies Benehmen mir keinen Ausweg läßt. Ich will mir nicht erlauben, es so zu charakterisieren, wie ich es empfinde; denn ein starkes Bewußtsein erlittenen Unrechts macht geneigt, starke Ausdrücke zu gebrauchen. Es genügt, wenn ich ruhig und in den mildesten Ausdrücken, die mit der Wahrheit verträglich sind, sage, daß sowohl durch das unhöfliche und ungroßmütige Ausüben eines an sich legitimen Rechts, als durch die rauhe Weise, in der ich persönlich behandelt wurde, und über die ich mich weiter nicht auslassen will, der Vikar es mir unmöglich gemacht hat, einen anderen Kandidaten vorzuschlagen, noch irgend welche Freundlichkeiten von ihm anzunehmen. Ich bin dies sowohl meinem Freunde, wie mir selbst schuldig. Es bleibt mir nichts übrig, als mein Werk allein zu thun, so lange ich es noch vermag.

Unbeirrt durch diesen Brief, schrieb Wagner an Robertson mit der Aufforderung, ihm einen anderen Hilfsprediger vorzuschagen.

Dies Ansinnen schien Robertson alles Vorangegangene auf die Spitze zu treiben. Er war bis ins Innerste verletzt durch das unritterliche, taktlose Benehmen, und antwortete dem Vikar in einem Ton, der Vorgesetzten gegenüber nicht gerade gebräuchlich, und dem der Mut der Überzeugung nicht abzusprechen ist:

Den 22. Juni 1853.

Hochwürdiger Herr! Es liegt mir ob, Ihnen den Empfang Ihres Billets vom 18. d. anzuzeigen, in welchem Sie mir anempfehlen, Ihrer geneigten Zustimmung einen anderen Kandidaten vorzuschlagen, und mir anbieten, Ihrerseits bis dahin eine andere Hilfe für mich zu suchen.

Ich bedauere, nicht auch den milden Ton Ihrer letzten Mitteilung anschlagen zu können. Ich muß bekennen, daß patronisierende Anerbietungen mir nicht am Ort zu sein scheinen, wenn

das, was verlangt wurde, peremptorisch abgeschlagen wird, obwohl es nur das Wiedergutmachen eines Unrechts wäre.

Ich bedauere, daß Sie die zwischen uns schwebende Angelegenheit und speziell Ihre Stellung dazu viel leichter nehmen, als jedermann sonst. Erlauben Sie mir, deutlich zu sein. Da die Mäßigung meines ersten Briefes nicht verstanden worden, bin ich genötigt, ein Englisch zu sprechen, das nicht mißzuverstehen ist.

Ich kann weder einen anderen Kandidaten vorschlagen, noch liegt es in meiner Macht, aus Ihrer Hand die von Ihnen angebotene Hilfe anzunehmen.

Ich will zunächst Ihre Einwände gegen Mr. Tower prüfen, und sehen, ob es möglich für mich wäre, sanftmütig das Zurückweisen meines Freundes und eine Gunst von dem, der ihn verwirft, anzunehmen.

Der Vorwurf, den ich Ihren Worten entnommen habe, betrifft zweierlei.

1. Unpassendes Betragen durch Einmischen in die Geschäfte des Dekanat-Zweig-Vereins „zur Verbreitung christlicher Erkenntnis“, einer Ihrer Gemeinde zugehörigen Gesellschaft.

2. Unpassendes Benehmen Ihnen gegenüber.

Was das erstere betrifft, so muß im Auge behalten werden, daß, obwohl Brighton das Hauptquartier des Zweigvereins bildet, und der Vikar von Brighton gegenwärtig ihr Vorsitzender ist, sie keine Brightoner Gesellschaft ist, sondern zu dem Dekanat von Lewes gehört, und daß, als Geistlicher dieses Dekanats und Mitglied des Komitees, Mr. Tower das nämliche Recht hatte wie Sie, irgend welche Maßregeln zu befürworten, die ihm richtig erschienen. Es ist ebenso inkorrekt, zu behaupten, er habe sich in eine parochale Gesellschaft eingedrängt oder in die Vorrechte des Vikars von Brighton, wie ungerecht anzudeuten, daß er sich als Pfarrverweser zu viel herausgenommen habe.

Er hatte sich nicht die Führung in der Diskussion angemaßt, sondern diese Stellung war ihm von der Landgeistlichkeit übertragen worden, weil die Muttergesellschaft ihn mit der erforderlichen Information betraut hatte.

2. Was Mr. Towers Betragen gegen Sie persönlich betrifft.

Eine überwiegend große Mehrheit des Komitees, alle, glaube ich, mit Ausnahme derer, die durch ein persönliches Band an Sie gefesselt sind und deshalb natürlich Ihr Empfinden teilen, sind zu der Erklärung bereit, daß Mr. Tower sich bei dieser Gelegenheit wie ein Christ und Gentleman betragen hat. Wo nötig, werde ich dies Zeugnis einfordern. Ich k ö n n t e noch mehr verlangen, aber ich habe keine Neigung, Gegenbeschuldigungen vorzubringen.

Denn es handelt sich gar nicht darum, ob Mr. Tower eifrig

geworden ist Ihnen, oder Sie ihm gegenüber, ob er recht oder unrecht hatte auf dem von ihm gewissenhaft verfolgten Wege; die Frage lautet vielmehr, ob dieser von ihm eingeschlagene Weg ein genügender Grund ist zu dauernder Unversöhnlichkeit Ihrerseits, und ob Beleidigungen, wie persönliche Meinungsverschiedenheit und Einmischung in eine Lieblingsgesellschaft von Ihnen, selbst zugegeben, daß sie stattgefunden hätte, berechtigte Ursachen wären, jemanden nicht anzustellen, von dem Sie selbst zugeben, daß er in Wandel und Lehre ein ausgezeichneter christlicher Prediger ist. Kein Bischof würde aus solchen Gründen jemanden aus seiner Diöcese ausschließen. Und wenn er es thäte, würde ganz England sich gegen ein solches Verfahren auflehnen.

Ich will nun mit vielem Bedauern dazu übergehen, Ihnen darzulegen, wie Sie mich behandelt haben, was wohl mein Unvermögen, plötzlich auch den sanften Ton Ihrer letzten Mitteilung anzuschlagen, darthun wird.

Ich hebe nur eins hervor.

Am Sonntag Trinitatis, während unseres ersten zufälligen Zusammentreffens zwischen den Gottesdiensten, sagte ich wiederholentlich, daß ich lieber die Besprechung der Hilfspredigerangelegenheit auf morgen verlegen würde, da mir daran liege, nachhause zu kommen, weil ich mich für den Nachmittagsgottesdienst vorbereiten müsse, und es sehr dringlich habe. Dessen ungeachtet wußten Sie eine halbe Stunde darauf in abrupter und überflüssiger Weise in mein Alleinsein einzudringen, obwohl Ihnen bekannt war, daß ich gewichtige Ursachen hatte, diese Zeit in Ruhe und Sammlung zuzubringen. Dazu zwangen Sie mir als Zeugen einen mir persönlich unbekannten Herrn auf. Gegen das Zeugensystem in einem Gespräch zwischen Gentlemen, das Sie mir schon einmal in fast noch beleidigenderer Weise aufgedrängt haben, ist sehr viel einzuwenden. Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß diese Unterbrechung es mir unmöglich machte, mit der beabsichtigten Predigt vor meine Gemeinde zu treten.

Ich hebe diese Thatsache heraus, nicht als einziges der vielen Beispiele Ihrer mir erwiesenen Unhöflichkeiten, sondern, weil Ihr Zeuge zugegen war. Dies sind nicht die Manieren gesitteter Gesellschaft, und die darin enthaltene Beleidigung ist nicht auszulöschen durch ein paar milde Zeilen, nicht der Entschuldigung, sondern des Patronisierens. Es ist staunenswert, wie viel hartnäckiger die Erinnerung eine uns widerfahrene Unart behält, als ein von uns begangenes Unrecht. Nach ein paar Wochen scheint Ihnen alles entschwunden zu sein, was Sie mir gesagt und angethan haben. Nach zwei Jahren ist aber Mr. Towers sogenanntes Vergehen Ihnen gegenüber noch so unausgelöscht wie je.

Ich bedauere sehr, daß meine Pflicht mich nötigt, so deutlich zu werden; denn ich sehe die Notwendigkeit der Veröffentlichung dieses Briefes voraus und behalte mir das Recht dazu vor. Besonders, da Ihr unerbetenes Anerbieten, meine Kanzel zu versorgen, der ganzen Angelegenheit ein falsches Aussehen verleihen könnte, wenn ich nicht sehr deutlich darthue, was es damit auf sich hat.

Ich kann keinen anderen Kandidaten vorschlagen, weil ich Ihnen nicht das Recht zugestehe, aus persönlichen Gründen Ihre Zustimmung zu verweigern. Ich höre, daß Ihnen das legale Recht zusteht; glaube aber, die ganze Welt wird Ihnen das moralische Recht dazu bestreiten. Ich weiß, daß, wie Sie konstatiert haben, Sie durch das Gesetz befugt sind, auszuschlagen, wen Sie wollen, ohne Gründe dafür anzugeben. Aber Unverantwortlichkeit im despotischen Rußland ist etwas anderes, als im freien England. Niemand ist dem öffentlichen Urteil gegenüber unverantwortlich, der ein feierliches, öffentliches Amt bekleidet.

Ebenso wenig kann ich einen andern Freund der Möglichkeit aussetzen, daß Sie, wie in Mr. Macleanes Fall, in der Thatsache, daß er Zöglinge in Pension nimmt, einen Grund gegen seine Anstellung erblicken; oder wie in Mr. Towers Fall, in der Thatsache, daß er das Unglück gehabt hat, vor mehreren Jahren gegen Ihre Vorschläge gestimmt zu haben. Schließlich will ich keinen Gentleman mehr der unwürdigen Lage aussetzen, von Ihnen nach einer Garantie seines Lebenswandels gefragt zu werden, oder nach der Geneigtheit, blindlings den besonderen Vereinen beizutreten, die Sie nach Belieben bestimmen.

Ich habe die Ehre, als Ew. Hochwürden gehorsamer Diener zu zeichnen

Fred. W. Robertson.

Wagner behielt das Feld, und Robertson gab den Kampf auf und ging heim, um zu sterben. Die endlosen Vorstandssitzungen und Korrespondenzen über diesen Gegenstand erschöpften seinen ohnehin überanstrengten Körper, und alle Aussicht auf Genesung fiel dahin.

Es kann dem Vikar indessen nicht nachgesagt werden, daß er wußte, was er that. Es war ihm unbekannt, daß Robertson ein Sterbender war, und er hielt Nachgeben gegen seine Würde. Seiner ganzen Entwickelung nach konnte er nicht begreifen, daß es Situationen giebt, in denen das Zurückkommen auf persönlich

erfahrene Kränkung zu einer öffentlichen Ungerechtigkeit wird, und die Ausübung loyalen Rechts zum moralischen Unrecht.

Wagner war ein ehrenwerter alter Mann, in Brighton angesehen als Wohlthäter der Stadt, der er mehrere Kirchen erbaut und für die er mit seinen großen Mitteln auch sonst viel gethan hat. Beinah fünfzig Jahre lang war er hier Vikar und als solcher, wie Robertsons neuster Biograph Fr. Arnold hervorhebt, gewissermaßen Bischof in partibus. Aber er war schnell von Entschluß, absprechend im Ton, entschlossen und rücksichtslos im Handeln, und suchte eine mehr militärische als kirchliche Gewalt auszuüben.

Robertsons Leben neigte sich inzwischen mit starken Schritten seinem Ende zu. Er war verzehrt. Er hatte, wie man wohl nachher von ihm gesagt hat, die Kerze an beiden Enden zugleich angebrannt, und Lady Byron fand schon bei erster Bekanntschaft, daß seine Ruhe dem Sturmwind gleiche.

Seine Schmerzen und Leiden entstammten einer schweren akuten Krankheit. In dem kleinen Gehirn hatte sich eine Geschwulst gebildet, die sich stetig vergrößerte und wahrscheinlich schließlich durch einen Bluterguß sein Ende herbeiführte.

Während jener Mißhelligkeiten mit dem Vikar besuchte er seinen Freund Mr. Young auf seinem Landhaus in den Dünen von Sussex. Wir lassen Mr. Young berichten:

Er ging mit uns zur Kirche; denn er sollte bei meinem Sohn Gevatter stehen. Am Abend bat er, daß wir im Freien Thee trinken möchten. Ich erinnere mich so genau an diesen Abend. Wir saßen alle um ihn her, am Wiesenrand vor dem großen Nußbaum, bis die Dämmerung in Nacht überging, und gaben beinahe nur schweigende Zuhörer ab, während er stundenlang ununterbrochen sprach. Es war fast das einzige Mal, daß ich einen seiner wunderbaren Monologe hörte, der, sich über viele Gegenstände verbreitend, in ihre geheimsten Tiefen

Licht brachte und sie, so verschieden sie auch waren, untereinander in Verbindung zu setzen wußte, und das mit einer Kraft und Klarheit, wie sie nur den großen, seinen Geist in höchster Harmonie und schönstem Einklang beseelenden Prinzipien entquillen konnte ... In der weichen Sommerluft hätten wir die ganze Nacht so sitzen können, denn er hielt uns in seinem Zauber gefangen, — wenn nicht das Erscheinen der müden Magd uns an Mitternacht gemahnt hätte. Ich habe nie wieder dies Sprühen seines Geistes erlebt. Es schien wie ein letztes Aufflackern der verlöschenden Kraft gewesen zu sein. Den folgenden Morgen begann er die Andacht zu halten, brach aber dabei zusammen und bat mich, fortzufahren. Dann saß er unter den Bäumen in einem Lehnstuhl stundenlang mit geschlossenen Augen, unter mehr oder weniger heftigen Schmerzen. Am Sonntag wollte er uns zur Kirche begleiten, wo gerade die Feier der Kommunion stattfinden sollte, an welcher er teilzunehmen wünschte. Aber auf dem Wege sagte er plötzlich: Ich kann nicht weiter; ich habe so entsetzliche Schmerzen, daß ich nicht für mich stehen kann ...

Das einzige, was aus den zwei letzten traurigen Monaten über Robertson zu berichten ist, geben seine folgenden, kurzen, eiligen Briefe.

Am 25. Juni schreibt er an Mr. Young:

Ich hoffe zu Ihnen zu kommen. Darf ich meinen kleinen Jungen mitbringen, der zufrieden ist, wenn er ein Lager in der Dachstube oder auf dem Speicher erhält? Da Mrs. Robertson und Ida zu Mr. Lamb gehen, würde er sonst allein zurückbleiben müssen.

Und zwei Tage später:

Es thut mir leid, Ihnen so launenhaft erscheinen zu müssen. Aber noch bin ich unfähig, in zivilisierter Gesellschaft zu erscheinen, und muß meinen Besuch in Fairlight um einige Tage verschieben. Alle bestanden darauf, noch einen Arzt zuzuziehen. Ich bestimmte Taylor. Mein Zustand ist sehr einfach und sehr quälend, aber ich bin traurig, daß ich meinen Besuch bei Ihnen für den Augenblick, hoffentlich nicht länger als eine Woche, aufschieben

muß. Der Kirchendienst ist ohne Frage die zanksüchtigste aller Berufsarten, es handle sich nun um blaue oder grüne Fensterscheiben, um dem Mondlicht den Eintritt zu verwehren, oder um die Nachtmütze eines Bischofs. Am feigsten benimmt die Kirche sich, sobald es sich um Recht oder Unrecht handelt, um das, was sie sehen und nicht sehen will. Bis die Geistlichkeit des eben charakterisierten Typus nicht gezwungen werden kann, mindestens fünf Jahre vor ihrer Ordination in der Armee zu dienen, um zu Männern erzogen zu werden, — von „Gentleman“ *) gar nicht zu reden —, wäre es besser, die Kirche als [staatliche] Einrichtung [establishment] gänzlich auszuputzen.

Am 30. Juni, etwa sechs Wochen vor seinem Tode, schreibt er an denselben:

Ich bin betrübt, aus Ihren Zeilen zu ersehen, daß Sie enttäuscht sind, und fürchte, Sie glauben, ich hätte Sie kapriziös und cavalièrement behandelt. Thatsache ist, daß sowohl Allen wie Taylor mir nachdrücklich verboten haben, fortzugehen und selbst nicht mit dem Zuge nach Hurst zu fahren. Allen sagte mir heute morgen, er habe T. gesagt: „Ich glaube, Mr. R. sollte nicht den beabsichtigten Besuch ausführen“, und T. antwortete nur in ganz abrupter Weise: „Dummes Zeug, das geht nicht.“ Montag und Dienstag befand ich mich in einem Zustand, etwa wie Seneka eine halbe Stunde, nachdem er sich in dem heißen Bad seine Adern geöffnet hatte. Gestern und heute ist es mir untersagt, Besuche zu empfangen ... Ich bin ein alter Mann geworden; vielmehr ein altes Weib, fähig, im Sonnenschein nur ein paar Schritte vor und rückwärts zu kriechen.

Es schadet nichts. In ein paar Wochen beabsichtige ich ein Konglomerat von Herkules und Apollo darzustellen.

An seinen langjährigen Korrespondenten in Irland schreibt er in diesen Tagen:

---

*) Wir haben leider kein entsprechendes deutsches Wort für Gentleman. Emerson sagt darüber: Künftig wird dieses Wort unsere Zeiten charakterisieren, wie nach anderer Richtung das Wort Christ es thut; so viel unsere edelsten Eigenschaften Berührendes, so viel Unerklärbares, Undefinierbares liegt in dem einen Begriff verborgen ... Ritterlichkeit, ehrenhaftes Gefühl für Recht und Unrecht macht das Wesen des Gentlemantums aus. Der Gentleman ist der Mann von Wort, der freie Herr seiner Handlungen; in seinem Auftreten liegt, daß er weder von Personen, noch von Parteien, noch seinen äußeren Verhältnissen abhängig sei ... Hand in Hand damit geht eine gewisse freundliche Bereitwilligkeit und menschliches Wohlwollen ...

Ich danke Ihnen für die freundliche Einladung in Ihr Haus, aber ich hatte gehofft, wohl genug zu sein, um den Konfirmandenunterricht zu beenden. Ich glaube, Sie haben keine Vorstellung davon, wie krank ich seitdem gewesen bin. Selbst gestern noch kostete mich der Weg nach Vales, mit den nötigen Ruhepausen, fünfundfünfzig Minuten, und zurück konnte ich gar nicht gehen. Ein mir unbekannter Verkäufer kam heraus und bat mich, in seinem Laden auszuruhen; und ein armer Mann bot mir seinen Arm; hiernach zu schließen, kann mein Aussehen nicht gerade bezaubernd noch herkulisch gewesen sein. Das Leben hat für mich seit einem Monat in unausgesetzter Pein und Erschöpfung bestanden; die unteren Glieder waren zum Teil so lahm, daß ich sie hinter mir her schleppte. Nachts — ein Schmerz, der mich nicht schlafen läßt, und tags ein hilfloses Übersiedeln vom Stuhl auf den Sofa, vom Sofa auf den Boden. Ich bin nicht ein wenig kräftiger oder wohler, nur daß ich jetzt aufrecht sitzen und schreiben kann.

Genesung ist ein viel mühsamerer Prozeß, als ich erwartete, doch hoffe ich binnen kurzem wieder in Ordnung zu sein. Manchmal, in kraftlosen Augenblicken, bin ich versucht, zu denken, meine Arbeit sei zu Ende; ich meine nicht das Leben, das kann sich noch lange hinschleppen, aber alle Arbeit der Gedanken, der Energie, — alles außer der elenden Aufgabe, des Leibes zu warten. Zu anderen Zeiten sehe ich nicht so schwarz. Wie es auch sei, die Lektion, die ich lernen soll, muß mir ja heilsam sein, und als wahrste Lebensauffassung ist es mir immer erschienen, daß wir nicht hier sind zum Genießen, sondern zum Lernen.

Unterdessen entstand in Brighton allgemeiner Unwille über des Vikars Verhalten, und stieg zu solcher Höhe, daß, hätte Robertson darum gewußt, er sicher versucht haben würde, dessen Ausbruche entgegenzutreten. Aber er war ganz an sein Zimmer gefesselt, und durfte weder Zeitungen lesen, noch seine Freunde sehen. Es war ein seltsam schmerzlicher Kontrast: Brighton mit seiner Erregung über diese Angelegenheit, die in den Zeitungen zum Ausdruck kam, in deren Spalten je nachdem heftiger, satirischer oder gemäßigter, Brief auf Brief erschien, und das ganze Publikum für oder wider Partei nahm. Und anderseits diesem Getümmel gegenüber das stille Krankenzimmer dessen, der die unfreiwillige Ursache des ganzen Treibens, und dessen Leben in bitterer, unausgesetzter Pein langsam am Erlöschen war. Der

Schmerz, den er ertragen mußte, war oft so intensiv, daß er selbst sagte: „Ich möchte die Schrecken vergangener Nacht nicht um ein halbes Leben noch einmal durchmachen."

Nichts Traurigeres, als jetzt seine Handschrift zu sehen. Wenig Menschen schrieben wie er so schöne, deutliche Züge, aber die letzten seiner Briefe sehen aus, als hätte sie jemand geschrieben, der eben von der Folterbank gekommen ist: jeder Federstrich ein Zickzack vor Schwäche und Schmerz.

Hoffnung und Vertrauen auf seinen himmlischen Vater verließen ihn indessen nie in dieser ganzen, furchtbaren Zeit. Er war seiner Unsterblichkeit gewiß. Eine oder zwei Nächte vor seinem Tode träumte ihm, seine beiden, längst verstorbenen Schwestern wären gekommen, ihn zu krönen. „Ich sah sie", — sagte er mit großem Ernst.

Rührend war seine Geduld, ebenso die sich nie verleugnende Rücksicht auf andere und die unablässige, zärtliche Dankbarkeit, die er seinen Pflegern bis zuletzt bezeigte.

Seinen Beleidigern vergab er nicht nur, sondern war darum besorgt, daß ihnen Gerechtigkeit widerfahre. In dem Augenblick, da alle Umstehenden glaubten, er stürbe, frug er in Beziehung auf den Vikar: „Ist auch nichts gedruckt worden, was meine Vermittelung nötig macht?"

Hin und wieder hob sich sein Befinden; er schlief ein wenig und erwachte, wie er sagte: „Gebadet in Morgenlicht, mit dem Gefühl, als ob Genesung noch möglich sei." In solchen Augenblicken behauptete sich sein ursprünglich gesundes, kräftiges Temperament, und es scheint, daß er gern länger gelebt hätte. Einmal, als er sich kaum bewegen konnte, stand er früh um vier Uhr auf und schleppte sich ans Fenster, um den „herrlichen Morgen zu sehen".

8. Juli.

Ich schicke Ihnen einen Brief von Faraday, den die Times veröffentlicht hat. Er machte mir Freude, weil er, fast mit meinen Worten, dem Tischrücken 2c. denselben Ursprung nachweist, den ich herausgefunden habe. Das Prinzip der von Faraday gemachten

Probe, ist dasselbe, das ich auf Rutters vorgebliche Entdeckung angewandt habe, und seine Bemerkungen stimmen mit der von mir so oft geäußerten Meinung überein, daß diese nie endenwollende Leichtgläubigkeit und Rastlosigkeit [der Gesellschaft] nur den falschen Zustand und die Unwissenheit der öffentlichen Meinung erhärten.

Hierüber kann und werde ich eines Tages noch viel zu sagen haben. Augenblicklich habe ich aber kaum Kraft, die Feder zu halten. Ich bin nun endgültig auf sechs Monate zur Enthaltung von aller Arbeit verurteilt. Meine äußersten Gliedmaßen waren einige Tage halb gelähmt, doch Taylor sagte: „Wir glauben, Sie heilen zu können, aber es wird schwer halten; denn Sie sind völlig kaput." Trotzdem geht es mir besser, seit ich vier Sonntage Ruhe gehabt habe.

Bitte schicken Sie mir Faradays Brief zurück. Er war mir heilsamer als Pflaster, Morphium, Chinin, Stahl und alles, was sie mir sonst verordnen. Kräftige, echte, gesunde, wissenschaftliche Nahrung statt des kränklichen Verlangens nach Mysterien und Übernatürlichem, das die nichtsthuenden Stände heute charakterisiert. Derselbe Geisteszustand, den die Schrift tadelt, als „das Forschen nach Wahrsagern und Zeichendeutern, die pfeifen und murmeln", — als „ein Zeichen begehren" ꝛc. — weder wissenschaftlicher noch religiöser Natur.

Hie und da kam Robertsons Humor auch noch zum Durchbruch. So in seinem letzten Brief an Mr. Young von Anfang Juli:

Mein lieber Young! Sie waren so freundlich, den Wunsch nach einem wöchentlichen Bulletin zu äußern. Es folgt hier in kurzem: Warme Milch beim Erwachen, um Ohnmachten zu verhindern, dann eine Stunde Siesta. Aufstehen: Interessanter Streit zwischen F. W. R. und einer Ohnmachtsanwandlung. Die Ohnmacht sagt: Ich habe dich. — Noch nicht, — sagt F. W. R., sieht dabei aus wie eine geisterhafte, weiße Rübe, fällt in ein kaltes Bad, und nach einem Guß ist der Ohnmacht ihre Beute entrissen. Danach männliche Anstrengungen beim Abtrocknen. Diese Operation ist kaum beendet, so stellt sich das weiße Gespenst wieder ein. F. W. R. sinkt aufs Bett mit seltsamen Reflexionen über das Unterstützen der Wirbelsäule, und gratuliert sich zu seinen gründlichen anatomischen Kenntnissen.

Zehn Minuten vergehen. F. W. R. stärkt sich mit zwei Löffeln citronensauren Amoniaks, kraft dessen er triumphierend in seinen Anstrengungen fortschreitet bis zur barbarischen Operation des Rasierens, während welcher die Ohnmacht mit herausforderndem Hohne:

„Ha, ha, ha!" ruft. Das gebührt dem Wissen über Anatomie, — und F. W. R. bricht zusammen.

Den ganzen Tag auf dem Sofa oder Bett; Mattigkeit, Schmerz, Nutzlosigkeit; Luxus in Gestalt von Eis, Rotwein, raffiniert kräftigen Suppen, von allen Ecken gesandt und F. W. R. in nicht angenehmer Weise an den Kontrast gemahnend zwischen dem Leben dessen, der „seinen Morgenhunger gern mit frischen Feigen, und den Durst des Todes mit Essig gestillt hätte", und seinen modernen, verzogenen und gehätschelten Pastoren, denen die guten Dinge der Erde zur Verfügung stehen. Mein einziger Trost ist, daß ich zu schwach bin, Gebrauch von diesen Leckereien zu machen.

Eisenhaltige Citronensäure über Tag. Die Nacht kommt. Zugpflaster hinter den Ohren, um das Gehirn zu befreien. Morphium, um den Schmerz einzulullen und die Möglichkeit der Ruhe zu gewähren. Angenehme Nacht folgt auf den angenehmen Tag; d. h. wenn der Tag angenehm war. Dies eine scherzhafte Skizze meines so hochnützlichen Lebens. Ich bin froh, daß ich Sie nicht besucht habe. Manchen Tag kann ich nicht durch das Zimmer gehen, selbst den Kopf nicht in die Höhe halten.

Aber Young, zwei Dinge lerne ich, oder vielmehr, sie werden mir aufgezwungen: Nichtigkeit und Abhängigkeit. Wie ich Ihnen schon früher sagte, — ob demütig oder nicht, weiß Gott allein, — noch eins lerne ich: Dankbarkeit für zahllose Aufmerksamkeiten und zarte Freundlichkeiten. Ich bin müde und kann nicht länger schreiben. Ich vermag nur noch mit einem Bleistift, angelehnt sitzend, zu schreiben. Mit Feder und Tinte spritze ich nur.

Der folgende Brief an seinen langjährigen Korrespondenten ist zu Anfang August geschrieben, aber die Besserung, die er erwähnt, war nur vorübergehend.

Ich benutze die erste Besserung, um Ihnen Nachricht von mir zu geben. Gestern, nach einigen Stunden Schlafs, fühlte ich eine plötzliche und erstaunliche Besserung; und obwohl ich so schwach bin wie Wasser, und mich kaum einige Schritte fortbewegen kann, ohne zu seufzen und zu schluchzen wie ein Kind, hoffe ich doch, mit Gottes Hilfe das Schlimmste überstanden zu haben. Ich habe noch nie solche Krankheit durchgemacht, und hoffe, nie wieder eine ähnliche zu erleben.

Vierundzwanzig Stunden lang glaubte ich, alles sei vorüber, und Dr. Allen sagte mir offen, daß er aufgehört habe, in Beziehung auf meine Genesung sanguinisch zu sein.

2. Nm.

Ich mußte vor Erschöpfung aufhören zu schreiben. Ich versuche es von neuem. Wie weit das Gehirn selbst krank ist, weiß Gott allein. Die große Ganglia oder das Nervenbündel, das die Wurzel des Gehirns bildet, ist angegriffen. Tagelang habe ich mich nicht aus dem Bett gerührt und sehe aus wie ein abschreckender Orang-Utang.

Drei Ärzte jeden Tag, einer zweimal täglich, und, wie wenn das noch nicht genug wäre, haben sie noch einen vierten geschickt, der heute Abend kommt. Gott ist sehr barmherzig mit mir verfahren. Das habe ich unter den entsetzlichsten Schmerzen und in tiefster Erschöpfung gefühlt. Das Haus ist angefüllt mit Delikatessen, alles Geschenke, von denen ich indessen keinen Gebrauch machen kann. Wie verschieden von dem Lose des Herrn, der in seinem Hunger am Morgen bei dem Feigenbaume vergeblich Frucht suchte! Ich darf niemanden sprechen. Lady Byron stand vor zehn Tagen vom Krankenbett auf, um mich zu sehen, und ich habe sie nur einmal drei Minuten gesprochen. Ich bin schwindlig und muß aufhören. Ich bin gebrochen, wie nie zuvor; aber durch Gottes Gnade kann ich mich noch dauernd erholen, — ja, sogar schnell.

12. August.

In den letzten vierzehn Tagen ist es von Tag zu Tage schlimmer mit mir geworden. Wegen der intensiven Schmerzen im Gehirn, der völligen Hilflosigkeit und der allgemeinen Niedergeschlagenheit — zu furchtbar, um sie zu schildern, — und der zugestandenen Besorgnis der Ärzte glaube ich jetzt, daß ich es nicht überstehen werde. Sein Wille geschehe! Ich schreibe unter Qualen.

Dies die letzten Worte, die er geschrieben.

Drei Tage darauf, am Sonntag, den 15. August 1853 starb er, siebenunddreißig Jahre alt.

Als beim Morgengottesdienst in seiner Kapelle das Gerücht umlief, daß keine Hoffnung mehr sei, und das Fürbittengebet für ihn und alle Kranken vor Gott gebracht wurde, weinten viele bitterlich; aber die Mehrzahl derer, die ihn liebten und verehrten, waren zu tief getroffen, um Thränen zu finden.

Der so lange gefürchtete Augenblick war da. Er hatte den Tag ohne größeres Leiden als gewöhnlich zugebracht und wurde an das offene Fenster getragen, wo er bis zum Abend lag. Aber gegen 10 Uhr trat eine Veränderung ein. Der Schmerz kehrte

mit furchtbarer Heftigkeit zurück. Aber nun offenbarte sich die Kraft und Wahrhaftigkeit seines innern Lebens. Was das Sehnen seiner Jugend gewesen war: „Ach könnten wir nur die schwere Lektion lernen, bei jedem Verhängnis sagen zu können: Dein Wille geschehe!" kam in der Todessichtung als seines Lebens höchste Vollendung zum Ausdruck. Zwei Stunden lang dauerte der Todeskampf, während dessen er nie das klare Bewußtsein verlor. In den Pausen rief er mit schwacher Stimme: „Dein Wille geschehe!"*) Seine Mutter, seine Frau und sein Freund Bowdidge pflegten ihn mit dem Arzt in hingebendster Sorgfalt. Sie suchten ihm endlich durch Veränderung seiner Lage Erleichterung zu verschaffen, aber er konnte keine Berührung mehr ertragen. „Ich kann es nicht aushalten, laßt mich ruhen, ich muß sterben, laßt Gott sein Werk vollbringen." Das letzte, was sich den Lippen des Sterbenden entrang, waren Worte kindlichen Glaubens und Vertrauens: „Mein Gott, mein Vater, mein Gott, mein Vater!" Unmittelbar darauf, um Mitternacht, stand sein Atem still, und sein Lebenslicht, das immer nach oben gebrannt hatte, andern leuchtend, sich selbst verzehrend, durfte wie eine reine Flamme aufsteigen und zurückkehren zu dem Urquell allen Lichtes.

Seine Hinterbliebenen wünschten, daß das Begräbnis ganz still gehalten würde; aber sie konnten dem allgemeinen Wunsch der Einwohnerschaft Brightons und speziell dem dringenden Verlangen seiner Gemeinde, sich beteiligen zu dürfen, nicht widerstehen.

Die Mitglieder der litterarischen Gesellschaft, des Arbeitervereins, des Athenäums u. s. w. widmeten der Familie Beileidsschreiben und baten sich die Erlaubnis aus, in corpore dem irdischen Teil ihres Freundes und Lehrers folgen zu dürfen. Das Begräbnis fand am Montag, den 23. August, statt. Alle Läden den ganzen Weg entlang, den der Zug ging, und viele andere in den Hauptstraßen Brightons waren geschlossen; Trottoir und

*) Siehe William Sawyer, Memoir of F. W. Robertson.

Balkone überfüllt mit trauernden Zuschauern. Die hervorragendsten Bürger legten Trauer an. Alle der englischen Kirche angehörigen Geistlichen Brightons und die Geistlichen der Dissendenten empfingen den Trauerzug am Eingang zum Kirchhof. Es folgten über zweitausend Menschen.

Um sein Grab standen, durch gemeinsame Liebe und gemeinsamen Schmerz vereint: Juden, Unitarier, Katholiken, Quäker und Männer der anglikanischen Kirche; die Arbeiter, die Kaufmannschaft, die Vornehmen und Reichen Brightons. Dies eine Mal, — und es war das ein rührendes Zeugnis für das, was er erstrebt und bewirkt hatte, — verschmolzen sich die Unterschiede aller Stände und aller Richtungen in einem allen gemeinsamen tiefen Gefühl.

Der Kirchhof, auf dem er ruht, liegt außerhalb der Stadt, in einer Senkung der Dünen, die er so liebte. Eine breite Allee herrlicher alter Ulmen führt zu dem Grabe, das nicht fern vom Eingang, neben der gotischen, epheuumwachsenen Grabkapelle liegt. Ist der Wind günstig, so hört man dort das Anschlagen der Wellen, und wer an seinem Grabe steht, dem klingt es wie ein schönes würdiges Requiem. Denn wie die Unruhe des Meeres ein Abbild seines äußeren Lebens, so ist die Stille desselben in der Tiefe das Bild des tiefen Friedens seines mit Christus in Gott verborgenen Lebens.

Über dem Schlafenden ist ein einfaches, massives, steinernes Grabmal errichtet, das in etwa zweifacher Mannshöhe die Form einer abgeplatteten Pyramide trägt. Die beiden Schmalseiten sind bis hoch hinauf dicht mit Epheu umwachsen. Ein einfaches, niederes, eisernes Gitterwerk schließt die Ruhestätte nach außenhin ab, über der hohe, weitverästete Bäume ihr Blätterdach breiten; Bäume von einer Schönheit der Form und einer saftigen Frische des Grüns, wie sie nur in dem feuchten, meerumflossenen England zuhause sind.

An zwei Seiten befinden sich bronzene Medaillons. Das eine stellt Robertson in der Kirche dar, von der untersten Altar-

stufe aus zu der vor ihm sitzenden Gemeinde redend. Das andere, wie er in einer Werkstatt sitzt und mit den bei ihrer Hantierung beschäftigten Arbeitern spricht. Darunter stehen in großen Buchstaben die Inschriften, die in rührenden Worten die Dankbarkeit von Tausenden aussprechen. Die Liebe der Arbeiter hat einem dazu ernannten Komitee aufgetragen, immer, selbst im Winter, für blühende Blumen auf seinem Grabe zu sorgen. Sie reden zu den vielen, die ihre Wallfahrt dahinführt, von der herrlichen Unsterblichkeit, die dem treuen Streiter Jesu Christi geworden ist.

Die Inschrift unter dem Medaillon, das die Gemeinde und die Freunde gestiftet, trägt die Worte:

M. S.

der Prediger

Frederick William Robertson. M. A.

geb. 3. Februar 1816,

gest. 15. August 1853.

Verehrt als Geistlicher,
Geliebt als Mensch,
Er ruft die heiligsten Erinnerungen wach
Bei arm und reich,
Bei Unwissenden und Gebildeten;
Deshalb wird er beweint,
Als ihr Führer und Tröster,
Von vielen, die, ihm als Brüder verbunden,
In dankbarer Erinnerung
Dies Denkmal errichtet haben.
„Ehre dem Erlöser, der sein Alles war!"

Die Inschrift unter dem von den Arbeitern gestifteten Medaillon lautet:

In dankbarer Erinnerung an sein Mitfühlen,
In tiefem Schmerz um seinen Verlust,
Haben die Mitglieder der Arbeitergenossenschaft und die Arbeiter von Brighton dies Medaillon am Grabe ihres Wohlthäters errichtet.

Zum Schluß.

> Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß aufgebaut werde. . . .
>
> Goethe.

Es ist schon oft hervorgehoben worden, daß Robertsons bedeutendster Einfluß erst mit seinem Tode beginnt. Die Kirche, in der er gepredigt hatte, war klein, der Ort, an dem er gewirkt, verhältnismäßig klein, und ein großer Teil des Publikums, das ihn zu hören pflegte, kleinlich und eng von Gesichtskreis. Erst die Herausgabe seiner Predigten trug seine Worte hinein in alle Teile Englands, hinaus in die Kolonieen und weiter, bis nach Amerika. Sie verbreiteten sich mit einer, fast wäre man versucht zu sagen, sensationellen Geschwindigkeit. In kurzer Zeit erlebte der erste Band fünfzehn, die andern Bände dreizehn, und eine Ausgabe seiner „Sermons" in Amerika neun Auflagen, die sich seitdem stetig vermehrt haben. In Leihbibliotheken war die Nachfrage nach ihnen so groß, wie sonst nur nach Werken der Belletristik. Und zwar wurden sie von alt und jung verlangt, von Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung, aus allen Berufsarten und Ständen, vom Arbeiter an bis hinauf zur Aristokratie; vom Offizier und Kaufherrn bis zum Gelehrten und zu Geistlichen aller Parteien und Sekten. Ja gerade unter den

Dissidenten, zu denen ja auch die streng calvinistische schottische Presbyterialkirche gerechnet wird, der z. B. Dr. Fairbairn angehört, und deren Mitglied wohl auch Tulloch war, ist ihr Einfluß am einschneidendsten und nachhaltigsten gewesen. Denn wer kannte so, wie Robertson, aus eigenster Erfahrung die quälenden Vorstellungen des alttestamentlichen, zornigen Gottes, und konnte so überzeugend zu dem Gott der Liebe hinleiten? Wer konnte so auch das Gewissen derer lösen, deren Geist frei geworden war, ohne doch eine innerliche Einheit dieser beiden Faktoren finden zu können?

Wem die religiöse Gebundenheit vieler puritanischen Kirchengemeinschaften Amerikas (wie sie z. B. in dem bedeutenden Roman von Margaret Deland, „John Ward preacher"*), zur Darstellung gelangt) vertraut ist, wird begreifen, daß Robertsons Einfluß solchen Anschauungen gegenüber in Amerika geradezu erlösend wirkt, und daß die Amerikaner noch immer zu seinem Grabe pilgern, wie zu dem eines Propheten. Stopford Brooke bestätigt in seiner Einleitung zu Robertsons Biographie, daß sein Einfluß auf die Entwickelung des Evangelismus und des Dissentertums in England am allergrößten gewesen ist. Seine Gedanken sind durchgesickert in beinah alle Schichten der Bevölkerung, und haben langsam, aber tiefgreifend, einen allmählichen Umschwung der Ansichten bewirkt. Dies scheint namentlich der Fall zu sein inbezug auf die Duldsamkeit andern Anschauungen, andern Formulierungen religiöser Wahrheit gegenüber, die dort nicht aus religiöser Gleichgültigkeit, sondern aus tieferen Beweggründen, mehr und mehr um sich greift.

Stopford Brooke schreibt im Jahr 1868, zu der zweiten Auflage von Robertsons Leben: Wenn ich im Rückblick auf die letzten Jahre nach dem Einfluß forsche, der von Robertsons Predigten und der Veröffentlichung seiner Briefe ausgegangen ist, so ist er vielleicht in den Kreisen am bemerkenswertesten, die auf keinen andern gehört hätten. Aber durch ihn ist eine freiere

*) Kürzlich auch in deutscher Übersetzung erschienen.

religiöse Denkweise in das geistige Leben von Tausenden eingedrungen, die nie einen andern religiös liberalen Schriftsteller gelesen hätten, aber Robertson nicht umgehen konnten. Seine Lehrweise modifiziert z. B. den Evangelismus in hohem Grade, weil der höher geartete Evangelismus der Erweiterung fähig ist. Robertson hat das zwar nie zugegeben. Aber auf diesem Punkte kam vielleicht die einzige Ungerechtigkeit, die in ihm war, zum Ausdruck. Er hatte zeitlebens zu viel unter seinen Angriffen und Verdächtigungen zu leiden, und eine natürliche Abneigung gegen seine Lehren, die Abneigung eines Menschen, der sich unter heißen Kämpfen von ihren Banden frei gemacht hatte.

Auch in Irland, ganz besonders in Dublin, hat Robertson einen entscheidenden Einfluß auf die Predigtweise vieler Geistlichen gewonnen. In allen Teilen Englands sind Männer, die früher in engen theologischen Ansichten befangen waren, durch seine Predigten zu freierer Denkweise geführt worden. Der Grund dafür ist leicht erkennbar. Die meisten liberalen Predigten lassen die Gemütsseiten des Menschen unberücksichtigt. Weil sie sich ausschließlich an den Verstand wenden, fehlt es ihnen an Innigkeit, an dem Ausdruck der Hingabe, der Liebe zu Christus; ihre Frömmigkeit mangelt der Wärme. Es fehlt ihnen gerade das Element, das die Predigten der Begründer des Evangelismus so eindrucksvoll machte. Leute wie Simeon, Thomas Scott, Newton u. a. besaßen eine beinah mystische Glut der Frömmigkeit, an der Robertson sein Feuer entzündet hatte. Und diese Seite seiner Religiosität hatte er durch das Studium Newmanscher und Manningscher Predigten ergänzt. Diesem unmerklich feinen pietistischen Element in seinen Predigten ist es zu verdanken, daß er die Herzen so vieler von dieser Richtung erobert, und in ihre Lehr- und Anschauungsweise den Sauerteig freieren Denkens hineingetragen hat . . .

In England ist heute nicht mehr so viel von Robertson die Rede, wie vor zwanzig Jahren. Das liegt einesteils an dem Übergewicht, das das Hochkirchentum erlangt hat, anderseits an

der sehr viel freieren Richtung, die die religiös lebendige liberale Schule seitdem dort eingeschlagen hat. Sie hat mehr oder weniger den Boden des „historischen Christentums", wie sie sich ausdrückt, nach unserer Vorstellung der „kirchlichen Entwickelung" verlassen, und sucht, wie viele Vertreter der theologischen Wissenschaft, wie die Unitarier der neuen Schule, zu denen auch Stopford Brooke übergegangen ist, wie Mrs. Humphrey Ward, die Enkelin von Thomas Arnold und Verfasserin von „Robert Elsmere", ein ganz neues Gebäude auf einem durch die religionswissenschaftlichen Forschungen umgepflügten „Neuland" aufzurichten.

Gelegentlich wird einem aber doch ein Einblick, daß Robertsons umgestaltender Einfluß auf die Anschauungen Englands noch nicht aufgehört hat. Im vorigen Juni wurde das Jahresfest der Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder von Dr. Bernardo, dem Londoner Wichern, gefeiert. Es traten Redner auf aus allen Richtungen der anglikanischen Kirche, Dr. Bernardo selbst gehört zur Low Church oder zu den Evangelikalen, und die „Hausväter" seiner Rettungshäuser sehen den Brüdern des Rauhen Hauses zum Verwechseln ähnlich. Zuletzt sprach Dr. Pierson, der interimistische Nachfolger des Baptistenpredigers Spurgeon, und schlug mit seiner zündenden Beredsamkeit alle seine Vorgänger. Nachdem er seine Freude darüber ausgesprochen hatte, sich hier mit Männern der verschiedensten religiösen Richtungen und Schattierungen auf dem gemeinsamen Boden christlicher Nächstenliebe zusammenzufinden, sagte er ungefähr: „Es giebt aber einen Grund der Gemeinschaft, der noch tiefer gegründet ist, als unsere gemeinsamen christlichen Überzeugungen, ja auf welchem diese erst erwachsen und ins Leben treten können: das sind die Grundzüge unserer gemeinsamen Menschheit." Allerdings blieb hier das übliche Händeklatschen auch seiner Anhänger aus. Aber in mir stieg das Gefühl beinah überwältigend auf: Hätte Robertson erleben dürfen, daß der Same, den er ausgestreut, solche Früchte gezeitigt hat! *)

---

*) Vgl. Robertsons Brief, S. 262.

Auf die Entwickelung der hochkirchlichen Partei hat Robertson keinen weittragenden Einfluß gewonnen, mit der einen Ausnahme, daß manche ihrer Geistlichen, und sogar Bischöfe, imstande sind, „einen Keim des Guten" in der vielleicht untergeordnetsten europäischen Ausgestaltung des protestantischen Christentums, — der Heilsarmee, — zuzugeben, und sogar das Wirken des Generals Booth unter den verkommensten Menschenklassen zu unterstützen.

Denn im ganzen ist die hochkirchliche Partei viel starrer in in ihrem System, als die Low Church, und obwohl toleranter in Worten, weniger geneigt zu wahrhafter Toleranz. Die Low Church hat die natürliche Intoleranz, die jedes streng gegliederte dogmatische System in sich trägt; aber die hochkirchliche Partei besitzt daneben die Intoleranz des Priestertums. Robertsons Ansichten über das Priestertum und die Sakramente schlossen ihn vollkommen von ihrer Sphäre aus. Sie sprechen freundlich, ja in ritterlicher Weise bewundernd von ihm, aber weisen jede Gemeinschaft mit ihm vollständig zurück.

Es ist ein wunderbares Phänomen, daß das gebildete evangelische England sich in solcher Ausdehnung von katholischen, wenn auch nicht römisch-, doch anglokatholischen Tendenzen in den letzten Jahrzehnten hat erobern lassen. Vielleicht liegt hierfür als letzte Erklärung dieselbe Ursache zugrunde, die das Volk dort veranlaßt, sich vorzugsweise den Sekten zuzuwenden, die sein Bedürfnis nach Aufregung am meisten befriedigen.

Das Leben der Engländer verläuft in so fest bestehenden, streng gegliederten Geleisen, in so unbedingten konventionellen Regeln, daß auch das Volk eines Gegengewichts bedarf, und dies Bedürfnis in seiner religiösen Erhebung zu befriedigen sucht. Daraus erklärt sich einerseits das Entstehen des Methodismus und aller der Sekten, die er im Gefolge gehabt hat, und deren Lebensmoment die Aufregung ist. Die Aufregung der Erweckung, der Zerknirschung und der nachweisbaren Stunde der Bekehrung. Dasselbe Bedürfnis scheint in den höheren Ständen dem Anglokatholicismus entgegen-

zukommen. Der hochkirchliche Gottesdienst vollzieht sich wie ein ästhetisches Schauspiel, das das Empfindungsleben erregt und die Verstandesbedürfnisse beschwichtigt. Nicht in gewohnheitsmäßiger Weihelosigkeit, sondern in tiefer, würdiger Andacht. Aber doch werden die Sinne erweckt und befriedigt. So zieht z. B. die Orgelbegleitung durch eine die Nerven erschütternde Tonmalerei nach Richard Wagners Methode den Hörer in die Vorgänge des Credo mit hinein. Man glaubt das Hinabfahren in die Hölle mit zu erleben. Ein schön und würdig gekleideter Chor erbaut Ohr und Auge zugleich durch herrlichen Gesang und feierlichen Aufzug. Die Kirche ist mit Blumen geschmückt. Die bunten Fensterscheiben lassen den Tag nur gedämpft hereinscheinen. In den alten Domen, wie in der Westminster-Abtei in London, sind diese Gottesdienste von erhebendster Wirkung. Aber in kleineren, zum Teil phantastisch geschmückten Kirchen, wo das Licht durch rot und lila flatternde Gewänder verzückter Heiligen hereinscheint, bleibt es der Phantasie überlassen, auf den gebrochenen Lichtstrahlen, die sich in den dämmernden Raum hineinstehlen, oder auf den aufsteigenden Wolken des Weihrauchs ihren eigenen Träumereien nachzuhängen. Dies ist vielleicht ein Erklärungsgrund für die stetige Zunahme des Ritualismus. Ein anderer liegt in dem tiefgewurzelten nationalen Bedürfnis nach äußerer Autorität, geheiligt durch Zeit und Tradition, an der scheinbar nicht zu rütteln ist, obwohl die Hochkirche innerlich gerade jetzt die mannigfachsten Wandlungen durchmacht.

Auf die fortschrittliche Schule liberaler Theologie hat Robertson nach Stopford Brooke nur wenig Einfluß gewonnen. Er ist ihr nicht radikal genug. Ihre Anhänger verehren zwar seinen Genius und bewundern sein Leben; aber seine Theologie erscheint ihnen schwach und inkonsequent. War ja doch seine Lehrweise stets aufbauender und nicht einreißender Natur!

Robertsons größter Einfluß erstreckt sich überhaupt nicht auf die erklärten Nachfolger irgendeiner bestimmten Schule, sondern auf jene große Schar, die es leid geworden ist, zur Kirche zu gehen, die sich keiner bestimmten kirchlichen Gemeinschaft an-

schließen mag, die religiöses Bedürfnis hat, aber sich von manchen kirchlichen Vorstellungen abgestoßen fühlt ...

Solche, die sich in geistlichen Nöten, in Zweifel und Anfechtungen aller Art befinden, die der Schmerz gezeichnet oder das Leid mitgenommen hat; denen eine sensitive Veranlagung das Leben in seinen verschiedenen Empfindungsstadien verworren erscheinen läßt, auf denen das Leben lastet, weil Thun und Denken sich ihnen unter so verschiedenen Gesichtspunkten darstellen —, ihnen allen wird er ein Tröster und Führer zu Klarheit und Festigkeit werden. Allen, die bedrängt sind durch Gewissensfragen, welche eine sittliche Lösung verlangen, allen, die ihren Weg durch den Konflikt verschiedener Pflichten nicht finden können, wird er immer ein Helfer und Beistand werden. ...

Robertson verkörpert in sich eine Übergangsperiode in der theologischen Bewegung unseres Jahrhunderts. Er war ein Prophet teils der alten, teils der neuen Zeit. Darum ist er der Liebling derer, die in dieser Zeit des Forschens und der Gärung aus eigener Kraft keinen festen Standpunkt gewinnen können.

Tausenden ist er zum Brückenschläger geworden und hat ihnen zu einer festen Stellungnahme verholfen. ... Ihrer manche traten hinüber auf das Ufer freierer religiöser Anschauungen; andere kehrten zu dem Gestade zurück, von dem sie ausgegangen waren. Er hat ihnen den Weg gewiesen, auf dem sie ihrer Überzeugung gewiß werden konnten, nicht nur dadurch, daß er ihnen half, sich selbst zu finden, sondern durch den tiefen sittlichen Zug, der seine Lehrweise durchdringt, und wonach er vor allem von den Menschen verlangt, ihren Überzeugungen getreu zu sein.

Aus seiner feinen Kenntnis des Menschenherzens und seinen hervorragenden analysierenden Fähigkeiten erklärt sich auch der Eingang, den er bei den Franzosen gefunden hat. Seine Sermons werden dort allerorten gelesen, von Katholiken wie von Freigeistern, ja sie sind bis in die französischen Kolonieen vorgedrungen ...

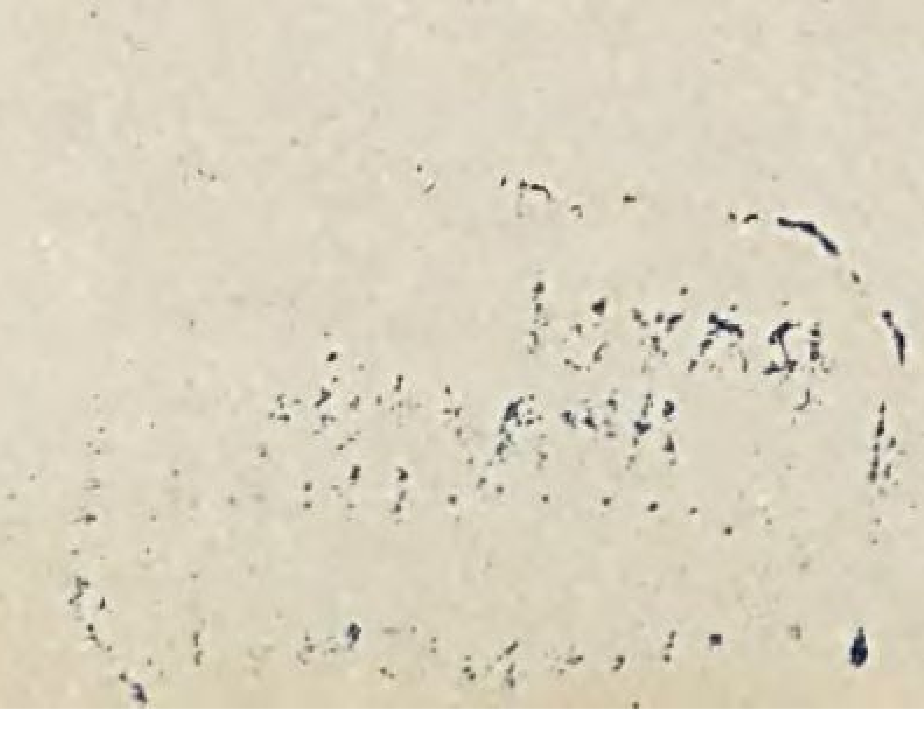
In Deutschland wird er vornehmlich der Freund derer werden, die danach trachten, den Besitzstand ihrer geistigen nationalen

Kultur mit ihren religiösen Bedürfnissen zu einen. Der Kultur, auf der ihr Denken, Empfinden und Urteilen beruht, und die doch vielfach losgelöst erscheint von den allein als Christentum geltenden Vorstellungen und Ausgestaltungen. Robertson hat tief aus dem Born unserer Klassiker getrunken, und ihre Errungenschaften haben ihm die Methode für die Formulierung seiner christlichen Überzeugungen geboten. Ihm ist es gelungen, die christliche Weltanschauung mit den Ergebnissen der modernen Kultur in sich zu versöhnen und zu einer Einheit zu verschmelzen. Möchte er denen zugänglich werden, die — gegenwärtig keine kleine Schar! — in dem Christentum der Überlieferung keine ausreichende Nahrung für ihr religiöses Leben finden, es entweder welken und dahinsiechen fühlen in dem aufreibenden Kampf, Widerstrebendes vereinen zu wollen, allen religiösen Halt verlieren, oder ihre beste Lebenskraft verzehren, ohne doch Einigkeit und Ruhe zu gewinnen.

Personenregister.

Sachregister.

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.